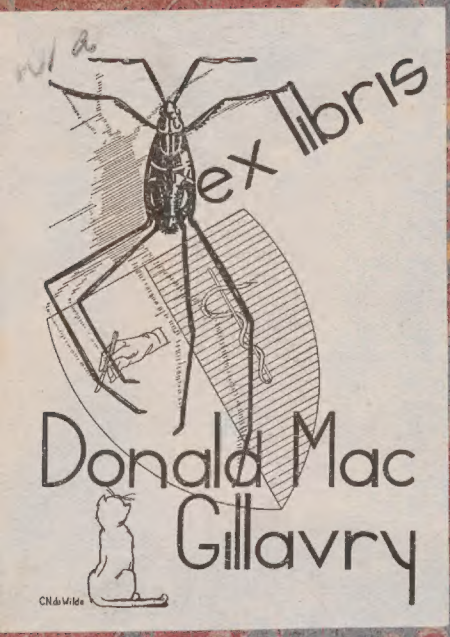

ex libris
Donald Mac
Gillavry
CN de Wilde

RIJKSMUSEUM VAN
NATUURLIJKE HISTORIE
LEIDEN

1.1.3 Neue
A00902

Neuer Schauplatz der Natur

nach den

richtigsten Beobachtungen und Versuchen

in

alphabetischer Ordnung

durch eine

Gesellschaft von Gelehrten

Fünfter Band

RIJKSMUSEUM VAN
NATUURLIJKE HISTORIE
LEIDEN

Leipzig

bey M. G. Weidmanns Erben und Reich. 1777.

Neue

Schule der Natur

nach den

richtigsten Beobachtungen und Versuchen

in

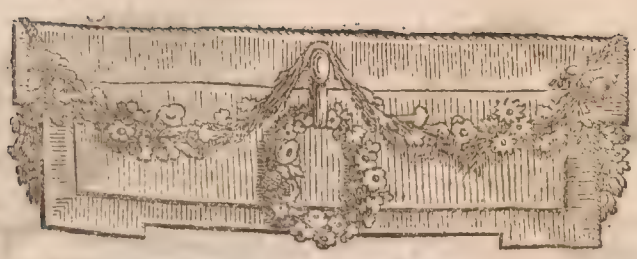
alphabetischer Ordnung

oder

Unterricht von Gelehrten

Dritter Band

Neuer
Schauplatz der Natur
Fünfter Band
L und M.



L.

Labbe.

Groß-Labbe, Mugil circa labia rubescens; s. Meer-Aleť; Nach er. Wahrscheinlichst der Läffts-Aet, Chelon, Labeo, des deutschen Gesners, S. 37. der von seinen dicken, fleischichten, hervorragenden Lippen auch Dick Lipp genannt wird. Chelon des Rondelet und des Artedi, syn. p. 118. sp. 1. Caluc der Fr.

Laberdan.

Eine Art getrocknetes oder eingesalzener Stock- oder Klippfische, Anthias, Bolch, genannt; welcher besonders aus dem Gadus Morhua, des Linné, gen. 154. sp. 3. dem Müllerischen gemeinen Cabeljau, oder dem Callarias barbatus, 1. dem Pamuchel, des Kleins, zubereitet, und für den zärtesten und schmackhaftesten Stockfisch gehalten wird. Es wird diese Art von den Holländern an den Küsten von Nord-Schottland, bey Marr oder Aberdeen, besonders wohl zubereitet; daher ihn die Schort- und Irrländer von diesem Orte Aberdeen, auch Habberdeen, nennen, woraus denn das l' Aberdain und Laberdan entstanden. s. unsere Artikel, Aberdeen auch Kabbeljaue.

Labiza.

Eine Art eines wohlriechenden Gummi, so aus einem Baume in Carolina fließt, wenn man darein schneidet. Es ist gelb, wie der Bernstein, und wird so hart, daß man Arm- und Halsbänder daraus machen kann; wie denn auch der Name Labiza, womit die Indianer dieses Gummi zu belegen pflegen, ein Kleinod bedeutet. Mehrere Nachrichten haben wir davon nicht auffinden können.

Labkraut.

S. Megerkraut.

Lablab.

S. Bohne.

Labradorthee.

S. Spierstaude.

Labrus.

Labrus; Artedi, syn. pag. 53. hat zwölf Arten, als die Julis, den Scarus oder Cerebrum Jovis, alle Arten von Meerbrachsem, Meerdrosseln, Meerpfauen, Meerpapogoyen ꝛc. darunter begriffen. Richter. Bey dem Seba, Tab. XXXI. hat er nur acht Arten beybehalten; der Ritter Linné aber hat seinem 166sten Thiergeschlechte, Labrus, 41. Arten gegeben. Müller nennt dieses Geschlecht Lippfische, unter welchem Namen wir von dieser Art von Fischen ausführlich zu handeln gedenken. Vorläufig merken wir an, daß in den Commentarr. Petropol. Tom. IX. Tab. X. fig. 2. ein

Labrus, valde oblongus, taeniis tribus candidis, diuersae longitudinis, insignitus, cauda integra, beschrieben und abgezeichnet zu befinden, der den Linnäischen Arten vielleicht annoch beyzufügen seyn dürfte.

Labyrinthschnecke.

S. Perspectivschnecke.

Lac oder Lack.

S. Leucoje.

Lachenknoblauch.

Lachen- oder Lackenknoblauch; Wasserbathenig; Wasserknoblauch; Scordienkraut; Scordium officin. Die Pflanze wächst auf sumpfichten Wiesen und blühet im Sommer. Die dauernde kriechende, fäserichte Wurzel treibt eckichte, haarichte, kaum einen Fuß lange Stängel, welche mit dem untern Theile auf der Erde hinkriechen, mit dem obern aber, und in Zweige abgetheilten, sich in die Höhe richten. Die einander gegen über gestellten Blätter sitzen platt an, sind eyförmig, länglicht eingekerbt und mit weichen Haaren besetzet. Aus dem Winkel derselben treiben gemeiniglich zwo, bisweilen auch mehrere Blumen, so auf ihren besondern Stielchen ruhen. Der einblättrichte Kelch endiget sich mit spitzigen Einschnitten, davon die untersten etwas länger sind. Das Blumenblatt ist blaß purpurfärbig, und die Röhre verbreitet sich nur in eine und die untere Lippe mit fünf Einschnitten. Die beyden obern sind etwas gekrümmet und die beyden mittelsten mehr unterwärts gerichtet; die unterste und breite ist eingekerbet. Diese Pflanze haben die neuern Schriftsteller billig mit dem Gamandergeschlechte vereiniget. Es läßt sich solche von den übrigen Arten wegen des besondern knoblauchartigen Geruchs, leichtlich unterscheiden. Herr von Haller merket an, wie solche und ihr Gebrauch ehedem in Deutschland

ganz und gar ins Vergessen gerathen, bis Cordus selbige um Wittenberg wieder entdecket und von neuem bekannt gemachet.

In der Apotheke hat man die getrocknete Pflanze, und verfertiget daraus ein abgezogenes Wasser, Essenz und Extract. Es wird selbige auch unter viele zusammengesetzte Mittel genommen. Der Theriak, worunter viel Lackenknoblauch kömmt, erhält größtentheils seinen besondern Geruch von demselben; außer diesem sind das Electuarium Diascordii und die Stahlische Essentia alexipharmaca die vornehmsten Mittel, an deren nützlichen Wirkung unsere Pflanze einigen Antheil hat. Am Geschmacke ist sie sehr bitter und besitzt nebst diesen balsamischen, auch ein scharfes flüchtiges, dem Knoblauche ähnliches Salz. Die vorzüglichste Eigenschaft, weswegen schon die ältesten Schriftsteller diese Pflanze hochgeschätzet, ist diese, daß sie der Fäulniß kräftig widersteht, und, nach Galenus Zeugniß, hat man dieses daher entdecket, weil die todten Körper an denjenigen Orten, wo diese Pflanze häufig wächst, nicht, oder sehr langsam faulen sollen. Und deswegen hat man ihren Gebrauch vornehmlich bey allen solchen Krankheiten angerühmet, welche mit einer Fäulniß der Säfte begleitet sind. Dieweil selbige aber einige erhitzende Eigenschaft besitzt, leicht vielen Schweiß treibt und Frieseln verursachet, soll man bey bösartigen und faulenden Fiebern ihren Gebrauch gehörig einschränken, und nur alsdenn verstatten, wenn hitzige und schweißb fördernde Mittel nöthig sind. Indessen bleibt die Pflanze wider die angehende Fäulung und den Brand der äußerlichen Theile des Körpers ein kräftiges Mittel, wenn man solche auf den beschädigten Theil unmittelbar legen kann. Es sind aber noch andere Krankheiten, bey welchen solche sich wirksam und nützlich bezeiget. In Lungenkrankheiten, sonderlich wo Geschwüre zugegen, wird selbige angerathen, und Herr von Haller bezeuget, daß sie deswegen in der Schweiz in großen Ansehen stehe. Sie soll die Geschwüre reinigen und den Auswurf des Eyters befördern. Herr von Haller aber erinnert billig, wie die Lungengeschwüre eine ganz andere Heilart erforderten. Herr Lange in der Abhandlung von den Hausmitteln meldet, wie man in dem Braunschweigischen bey dem Blutspeyen und der rothen Ruhr einer Latwerge, so aus Lackenknoblauch und Sanicel bereitet, sich zu bedienen pflege. Man empfiehlt solche auch bey der Wasser- und Bleichsucht, und zur Vertilgung allerley Ungeziefer. Sie tödtet die Würmer bey den

Kindern, und Brassavola hat ein gleiches bey den Pferden angemerket, und eine, aus dieser Ursache entstandene, Seuche bey ihnen damit, geheilet, und Zorn behauptet, wie man die Motten von den Kleidern abhalten könne, wenn man ein Büschlein von diesem Kraute dazu leget. Zu dem innerlichen Gebrauche ist, außer der Essenz und dem Extracte, vorzüglich der ausgepreßte Saft, wenn man die Pflanze frisch haben kann, zu empfehlen, oder man vermischet das, zu Pulver gestoßene, Kraut mit Honig, auch Fleischbrühe, oder gebrauchet solches als einen Thee. Zum äußerlichen Gebrauche kann man das Pulver mit etwas Myrrhen und Salz vermischen, mit warmen Weine einen Brey daraus verfertigen, und diesen, so warm es zu leiden, über den entzündeten, und zum Brande geneigten Theil legen, und öfters wieder erneuern.

Weil diese Pflanze bey uns und auch in andern Gegenden Sachsenlands wild wächst, wird man sich nicht leicht bemühen, selbige im Garten zu unterhalten, zumal solche nicht anders, als in einem beständigen feuchten Erdreiche ausdauert. Wir haben solche im Scherbel, welcher mit Mooß angefüllet, und an einen schattichten Ort gestellet worden, viele Jahre hindurch erhalten.

Lachnäa.

Lachnaea Linn. Herr Plum nennt dieses Geschlecht Zähgers Die Blume zeiget nur eine Dec welche einige für den Kelch, and re für das Blumenblatt ang nommen; sie besteht aus ein langen und dünnen Röhre un vierfach abgetheilten Rand Der obere Einschnitt ist der klei ste und aufwärts gerichtet; d drey übrigen sind unterwärts g krümmet, und der mittelste davo ist der größte. Das Blumenbla enthält acht Staubfäden und d Fruchtkeim treibt seitwärts eine Griffel, mit einem köpfichten, ra chen Staubwege. Der Saam ist beerenartig, und von der Blu mendecke eingeschlossen. Hr. von Linné führet zwo Arten an, welch in hiesigen Gärten nicht vor kommen.

Lachs.

Salmo nobilis, in der Elbe, i Norden, Ostbothnien, bey Danzig bey Dessau, in der Oder, in Schle sien ꝛc. Richter. Diese Fischgat tung wird bey uns, in Sachsen und Meißen, zu allen Zeiten im Sommer und Winter, in seiner Jugend und Alter, Lachß ge nannt, am Rhein und in dasigen Gegenden aber bald ein Salm bald ein Lachs. Da aber unser sel. Müller die Benennung des Salms beybehalten, so werden wir

wir auch, unserm Versprechen gemäß, die unter den Kleinischen Forellen noch nicht angeführten Linnäischen Lachse oder Salme, unter dieser letzten Benennung, aufführen. Indessen können, besonders von unsern vortreff lichen Elb- und Mulden-Lachsen, unsere Artikel, Fisch, Th. III. S. 78. und S. 170. nachgesehen werden. Lachs, kleiner Lachs, einen Schuh lang, Salmulus, bey Danzig; Richter. Bey uns werden die spannenlangen Lächslein auch Lachskinder genannt.

Lachs-Forelle.

Lachs-Forelle, Trutta dentata 9. des Kleins, s. unsern Artikel Forelle, Th. III. S. 176.

Lachs-Morene.

Lachs-Morene, oder Lachs-Muräne, eine besondere und größere Art der Morenen, die sich nur in einem einzigen großen See in Pommern, die Maddüje oder Maduwe genannt, ohnweit dem Städtlein Weben im Amte Colbatz, finden soll. Sie sind so groß, wie ein Lachs, und weil sie diesem Fische auch an der Gestalt ziemlich ähnlich kommen, nur daß sie weißer und nicht so buntfleckicht sind, auch mehr und größere Schuppen, als der Lachs, haben, pflegen sie von einigen, zum Unterschiede von andern Morinen, Lachs-Morenen, genannt zu werden. Man fängt sie des Jahrs zweymal, nämlich im Februar unter dem Eise und im November bey offenem Wasser. Frisch schmecken sie fast wie die Forellen; gedörrt aber wie ein Lachs. Man kann sie, in Stücken zerschnitten, auf einem Roste braten, oder mit Steckrüben, wie die trockenen Hechte, (Salzhechte) zurichten. Richter u. Chomel. Nach dem Frisch werden sie auch Lachsforellen genannt. Sie ist Trutta edentula 5. des Kleins, s. unsern Artikel, Forelle, no. 16. Th. III. S. 182.

Lachs-Stöhre; nach dem Pontoppidan, Norweg. Naturhistorie, Th. II. S. 288. findet man daselbst viererley Sorten von Stöhren, (Sturio, Acipenser) die den Fischen ähnlich sind, die sie am liebsten fressen, und unter denen sie also für Helden anzusehen sind; nämlich Lachs-Stöhre, Makreel- Herings- Sey- oder Köhler-Stöhre. Der Lachs-Stöhr ist der allerfetteste, und sein Kopf kann zuweilen allein eine Tonne Thran geben. Sie sind von verschiedener Größe. Einige, und die gemeinsten, werden zu einer bis anderthalb Ellen lang; dann aber auch solche, die zu zwanzig Schuh lang sind, und auf tausend Pfund wiegen sollen. Die erstere Art ist schmackhaft und fett; die andere Art aber

zähe, und fäsericht, wi Kalbfleisch, daher auch schwer zu verdauen. Sie sind große Raubfische, und richten unter den Lachsen große Verwüstungen an. Der Lachs ist also nicht sowohl ein Leiter und Führer der Stöhre, sondern wird vielmehr von selbigen, als gewaltigen Jägern, vor sich hergetrieben; daher auch der Stöhr zum öftern in den Lachsnetzen mit gefangen wird.

Lachswurm.

S. Riemenwurm.

Lachtaube.

Columba turtur indica, ist eine Art der Turteltauben, so groß, wie der Kuckuck, oben gelblicht, mit einem schwarzen mondförmigen Streifen am Halse; die Schwing- und Schwanzfedern bläulicht. Ihr Vaterland ist eigentlich Indien, von wannen sie nach Europa herübergebracht worden.

Lachter.

Lachter ist ein, bey den Bergwerken gebräuchliches, Maaß, so aber nicht an allen Orten einerley ist. In dem Sächsischen Erzgebürge ist ein Lachter drey und eine halbe Elle lang. Gemeiniglich wird dieselbe in 80 Zoll getheilet.

Lack.

Lacca. Es werden verschiedene Sachen mit diesem Namen beleget, deren einige durch die Natur andere durch die Kunst hervorgebracht werden. Zu den ersten gehöret:

das Gummi Laccae, oder Lackgummi, auch Schellack genannt, welches mehrentheils aus den Indianischen Königreichen Pegu, Bengala und Guzurate gebracht wird. Es ist hart, jedoch leicht zu zerbrechen, helle, durchsichtig, an Farbe den rothen Myrrhen fast ähnlich, färbet, wenn es gekauet wird, den Speichel blutroth, und giebt, wenn es angezündet wird, einen guten Geruch von sich. Der Ursprung und eigentliche Beschaffenheit dieses Gummi scheint ungewiß zu seyn. Man giebt zwar dem Baume, welchen Herr von Linné, Croton lacciferum genannt, und sich von den übrigen Arten dieses Geschlechts durch die gestielten, herzförmigen, zart eingekerbten, filzigen Blätter und gleichfalls weichten Kelch unterscheidet, gemeiniglich für denjenigen aus, von welchem solches gesammelt werde und verschiedene, auch Hr. Dierich, halten dafür, daß dieses Gummi, wie andere dergleichen, von selbigem ausschwitze; Garcias ab Horto aber hat schon angemerket, wie dieses Lack von einer Art Ameisen gesammlet, und an die Aeste dieses, vielleicht auch anderer Bäume, abgeleget werde,

und Geoffroi behauptet, S. Pariser Acad. Abhandl. 4 Theil 473. S. daß dieses ein Wachs sey, so von den großen Indianischen Fliegen, oder geflügelten Ameisen von dem Thaue verschiedener Bäume gesammelt, und hernach an und auf die Aeste anderer Bäume abgeleget und angeschmieret werde; daher auch die Indianer, mehrerer Bequemlichkeit willen, an den Orten, wo dergleichen Ameisen sich häufig aufhalten, viele kleine Reiser in die Erde stecken. Wenn nun diese die Reiser mit dem Wachse bedecket, sich selbst aber darinnen, als in ihren Nestern, begraben haben, lassen die Indianer vermittelst besonderer Schleußen Wasser darüber herlaufen, und hierauf die Reiser eine Zeitlang an der Sonne stehen, da denn der Lack trocken und so hart wird, wie wir solchen bey den Materialisten finden. Obgleich aber des Geoffroi Meynung, wie das Lack gleichsam die Nester von dergleichen Würmern sey, von den neuern Schriftstellern fast durchgehends angenommen worden, hat man sich doch über die wahre Beschaffenheit desselben nicht vergleichen können. Man kann es nicht für ein Gummi halten, indem davon in dem Wasser nichts aufgelöset wird. Neumann will solches mit dem Wachse vergleichen, es ist aber viel härter, und läßt sich mit Oel nicht vermischen. Man kann es auch nicht füglich ein Harz nennen, sondern es ist ein ganz besonderes Wesen, und gleichsam ein Mittelding zwischen Gummi und Harz, oder vielmehr zwischen Wachs und Harz, und daher hat solches Herr Cartheuser eine Massam hermaphroditicam genannt. Wenn es auf glühende Kohlen geleget wird, giebt es anfangs einen angenehmen, hernach aber einen stinkenden Geruch von sich, welcher letztere den Ursprung aus dem Thierreiche zu beweisen scheint. Ob aber dieser stinkende Geruch der eigentlichen Lackmasse, oder den darinnen aufbewahrten Würmern zuzuschreiben, scheint ungewiß; jedoch nach den, von Herr Ledermüllern angestellten, Versuchen ist das letzte wahrscheinlich zu behaupten. Es hat derselbe durch das Vergrößerungsglas wirklich Käferinsecte in dem Lacke, wenn er solches zuvor zwischen den Fingern zerdrücket, wahrgenommen, und selbige in den mikroskopischen Belustigungen auf der 30sten Tafel abgebildet. Man könnte demnach dieses Lack als eine Art Wachskuchen betrachten, welches die Nester der jungen Würmer umschließt, die Nester selbst aber mit den Wespennestern vergleichen. Man erhält dieses Lackgummi in verschiedener Gestalt, welche es nicht sowohl von Natur, als durch Kunst und Betrügereyen erhält,

indem die Engländer und Holländer die darinnen befindliche schöne rothe Farbe ausziehen, und das, was übrig bleibt, theils für sich, theils mit Zusatz von andern Harzen, in verschiedene Gestalten bringen. Man unterscheidet also 1) das Holzlack oder Stocklack Lacca in baculis oder ramulis. Dieses hängt an kleinen und ohngefähr fingerslangen Aestchen, und ist das natürliche, oder wie es in Indien erzeuget wird; eine der besten aber theuersten Sorten. 2) Granulirtes Lack, Lacca in granis, besteht aus kleinen, gelblichröthlichen, aus dem Stocklacke zwischen zwey Steinen bereiteten, aber des rothfärbenden Wesens meistentheils beraubten, Körnern, und ist wenig oder gar nichts nütze. 3) Plattlack, Lacca in tubulis, erhält man in breitern Tafeln, welche aus dem geschmolzenen Holzlacke auf einem Marmorsteine gemacht worden; es ist roth, auch gelb oder schwarz, wenn es klar, durchsichtig, dunkelroth und nicht körnicht ist, ist es gut. 4) Ohrlack, Laque en oreilles, wurde vor diesen in Gestalt eines Ohres aus England nach Frankreich verhandelt, dergleichen man aber jetzo keines mehr zu sehen bekömmt. 5) Gehört vielleicht hieher dasjenige Lack, welches, wie Tavernier berichtet, in dem Königreiche Pegu in großen Klumpen gefunden wird, aber brauner und mit vielen Unreinigkeiten vermischet ist. Man hält selbiges mit dem Holzlacke für einerley, und nur darinnen für unterschieden, daß die Insecten dieses Lack auf die Erde legen, und dadurch verunreiniget wird. In Madagascar soll noch eine andere Art von diesem Lack zu finden seyn, welche zwar der bengalischen ziemlich ähnlich, aber von Farbe gelb seyn und dem Geruche nach mit unserm gemeinen Wachse übereinkommen soll. Das Lack wird sowohl in der Farbe als Arzneykunst gebrauchet. Man erhält davon eine schöne rothe Farbe, welche aber, nach Herr Ledermüllers Erfahrungen, nicht sowohl von dem Lacke selbst, als den darinnen aufbehaltenen Würmern ursprünglich herzuleiten ist. Er hebet den äußerlichen Theil, oder gleichsam die Schale von dergleichen Stocklacke in Wasser und starken Weingeist geleget, und beyde mit etwas rothgelb gefärbet gefunden. Als er aber die, in der Mitte des Lacks befindlichen, dunklern oder schwarzen Theilchen besonders in diese flüßige Wesen geleget, waren nach kurzer Zeit beyde, Wasser und Weingeist, anfangs rosenroth, nachher purpurroth, und diese Farbe übertraf noch die Farbe der Cochenille. Da es aber zu mühsam seyn dürfte, dieses färbende Wesen, oder die Würmer von dem anklebenden und diese bedeckenden

Lacktheile abzusondern, pfleget man lieber das Lack ganz zu gebrauchen, und solche Auflösungsmittel zu erwählen, wodurch die Farbe ausgezogen werden kann. Essig, mit Wasser vermischt, scheint hierzu am geschicktesten zu seyn. Wenn das Stocklack damit abgekocht wird, erhält man eine ungemein schöne Farbe, mit welcher auch die Indianer die Cattune, Zitze und Seidenzeuge, die ihre Farbe nicht verlieren, ingleichen die Einwohner in der Levante ihre rothen Saffiane färben. Hellot giebt in den Schriften der Pariser Akademie 1741. eine besondere Art an, wie die Farbe daraus vermittelst der großen Beinwellwurzel gezogen werden könne. Man kann auch von den verschiedenen Arten, das Gummilack zum Färben geschickt zu machen, Chomels Uebersetzung V. Th. 1297. S. nachlesen. Man gebrauchet auch dieses Lack in China und Japan zu Verfertigung verschiedener Lackfirnisse, ingleichen zu Verfertigung des spanischen Siegellacks; hierzu aber pfleget man gemeiniglich nur das Plattlack zu nehmen. In der Arzneykunst pfleget man nur die daraus bereitete Tinctur zu gebrauchen. Man verfertiget aber selbige auf verschiedene Art und mit verschiedenen Auflösungsmitteln. Diejenige, welche mit Alaunwasser bereitet wird, ist ein vortreffliches Mittel, die Geschwüre des Zahnfleisches zu reinigen, solches zu stärken, und die wackelnden Zähne zu befestigen; diejenige aber, so mit Weingeist verfertiget wird, nachdem zuvor das gestoßene Lack etlichemal mit Weinsteinöl vermischet, und wieder getrocknet worden, hat Herr Boerhaave bey Gliederschmerzen, der laufenden Gicht, Wassersucht und weißem Flusse empfohlen.

Eine ganz andere Art von Lack ist das Tunquinische Lack, Lacca Tonquinensis. Es ist ein flüssiges, weißes, dickes Gummi, welches in dem Königreiche Tunquin aus dem Stamme und Aesten gewisser Bäume dringt und an der Luft schwärzlich wird. Die Tunquineser gebrauchen solches zu ihrer berühmten lackirten Arbeit. Sie können auch diesem Lacke eine Farbe geben, welche sie wollen.

Es melden auch einige Schriftsteller, und besonders Kämpfer führet an, wie aus dem Baume Sitz oder Sitzdsiu, welches der eschenartige Giftbaum, Rhus vernix Linn. seyn soll, ein milchichter Saft quille, welcher von der Luft schwarz, und als ein Firniß zum Lackiren gebrauchet werde. Nach den neuern Beobachtungen aber giebt dieser Giftbaum keinen Firniß. Vielleicht ist der Tunquinische von diesem nicht unterschieden, und daher

noch zweifelhaft, ob selbiger wirklich zu haben seyn dürfte.

Der Jesuit d'Incarville hat eine weitläuftige Nachricht von dem Chinesischen Lacke gegeben, und behauptet, daß dieser Lack keine zusammengesetzte Materie, sondern ein Gummi oder Harz sey, welches aus dem Baume fließt, den die Chineser Tschou oder Lackbaum nennen. Da aber die Beschreibung dieses Baumes sehr mangelhaft, und die Verfertigung dieses Lacks weitläuftig ist, wollen wir diejenigen, so mehr Nachricht davon verlangen, auf das allgemeine Magazin verweisen, in dessen 12ten Bande diese Abhandlung aus den Mem. de Math. et Phys. Tom. III. deutsch übersetzet worden. Wir erinnern nur noch, wie dieser Chinesische Lackbaum einige Aehnlichkeit mit dem eschenartigen Giftbaume zu haben scheine, und daher dieser Baum noch weiter die Aufmerksamkeit der Naturforscher verdienen dürfte.

Durch die Kunst werden vielerley verschiedene Arten von Lacken verfertiget. Die bekanntesten sind: 1) das Florentiner Lack, 2) das Kugellack oder Lackkugeln, Lacca in globulis, so aus dem Florentiner Lacke gemachet wird. 3) Plattlack oder Colombinenlack, Lacca columbina, wird aus den Flocken, so von den Scharlachtüchern abgeschoren werden, bereitet, und solche in einer starken Lauge von ausgebrannten Alaun, Arsenik und alicantischer Sode gekochet. Diese gefärbte Lauge wird durchgeseichet, über weiße Kreide und gepülverten Alaun geschüttet, ein Teig daraus gemachet, und solcher in die Gestalt kleiner Täfelchen gebracht. Das Plattlack, so aus Venedig kömmt, wird für das beste gehalten. Lackmuß oder blauer Tornis, oder Tornesol, Lacca musica, ist eine blaue Farbe, welche in viereckichten, blaulichten Stücken aus Holland in Flandern kömmt, und aus zerstoßenen, mit ungelöschtem Kalke, Grünspan und Salmiak bis zur gebührenden Dicke gekochten, Heidelbeeren bereitet werden soll. Die Maurer gebrauchen solches zum Weißen, zuweilen auch die Maler. S. auch Tournesol.

Lackenknoblauch.

S. Lachenknoblauch.

Lackholz.

S. Fichte.

Ladanum.

S. Cistenröslein.

Lämmerlattich.

S. Baldrian.

Lämmerohren.

S. Melte.

Längen.

Längen in Schweden, eine Art von

Stockfisch, Gadus; sonst auch Ling, auf Jetland und in England; Richter. Leng nennt ihn auch unter seinen Cabeljauen Müller, nämlich den Gadus Molua, Linn. gen. 154. sp. 12. s. unsern Artikel, Kabbeljau, Th. IV. S. 332. no. 12. Nach dem Klein aber ist er ein Aalbastart, Enchelyopus, 16. s. ebenfalls unsern Artikel, Aalbastart, Th. I. S. 38.

Lätia.

Joh. de Laet, aus Antwerpen, hat von Amerika geschrieben, ist aber nicht daselbst gewesen, sondern hat alles aus andern Schriften genommen. Das, demselben zum Andenken gewidmete, Pflanzengeschlecht hat fünf länglichte, vertiefte, zurückgeschlagene und gefärbte Kelch- und fünf Blumenblätter, welche letztern aber bey der einen Art gänzlich mangeln. Viele zarte Staubfäden umgeben den längl chten Fruchtkeim, welcher in einen zarten und langen Griffel sich verlängert und mit einem knöpfichten Staubwege sich endiget. An derjenigen Art, bey welcher die Blumenblätter fehlen, ist die Frucht eine wirkliche einfächerichte Beere, bey der andern aber erscheint solche als eine trockene Hülse, so sich mit drey Klappen öffnet, und viele, aber fleischichte, Saamen enthält. Beyde, von Hrn. Jacquin beschriebene, und vom Herrn von Linné angenommene, Arten wachsen in Amerika, und sind bey uns zur Zeit unbekannt.

Läuchel.

S. Knoblauchskraut.

Läuchelgras.

S. Rispengras.

Läusebaum.

S. Faulbaum, Heckenkirsche und Sabadilbaum.

Läusegras.

S. Knöterich.

Läusekraut.

Staphysagria officin. Weil die Saamen wirklich die Läuse vertreiben, haben wir diesen Namen beybehalten. Sonst heißt auch die Pflanze Mäusepfeffer, Speichelkraut, Bißmünze, Stephenskörner. Tournefort und auch Herr von Linné haben selbige unter den Arten des Rittersporns angeführet, Rivinus aber daraus ein eigenes Geschlecht gemachet, und solches Staphysagria genannt. Die Blume hat keinen Kelch, sondern nur fünf, in einen Creiß gestellte, einander aber unähnliche Blumenblätter; das oberste ist vorwärts stumpf, und rückwärts in einen geraden Sporn verlängert; die vier übrigen sind eyförmig, zugespitzt, und einander fast ähnlich. In der Mitte dieser

dieser Blätter sitzen vier andere, kleinere, davon die zwey obersten sich verlängern, und anfangs halbe, am Ende aber ganze und spitzige Sporne abbilden, welche dicht an einander liegen, und beyde von dem spornförmigen Fortsatze des obern Blumenblattes, als von einer besondern Scheide, umgeben sind. Die zwey untern Blättchen sind etwas ausgehöhlt und haben einen rinnenförmigen Anfang. Diese vier Blättchen nimmt man für das Honigbehältniß an. Unter diesen stehen viele, anfangs breite, nachher schmälere, kurze, aufwärts gebogene Staubfäden, und drey Fruchtkeime mit kurzen Griffeln und einfachen, gekrümmten Staubwegen. Es folgen drey länglicht spitzige Saamenbehältnisse, welche sich innwärts öffnen und viele eckichte, runzlichte, schwarze Saamen enthalten. Die fäserichte, fortdauernde Wurzel treibt vier bis sechs Fuß hohe, rundliche Stängel, welche mit gestielten, handförmig eingeschnittenen, und in stumpfe Lappen abgetheilten Blättern, und am Ende mit einer langen blauen Blumenähre besetzet sind. Die Blumen erscheinen im Brach- und Heumonathe. Die Pflanze leidet sonderlich in Ansehung der Blätter viele Veränderungen. Zuweilen zeigen solche weiße Striefen; sie sind in drey, auch sieben Lappen zerschnitten, und diese spitzig oder stumpf, zuweilen glatt, auch haaricht; der Sporn ist länger und kürzer, und der äußerliche, so von dem obern Blumenblatte abstammt und die andern einschließt, ist glatt, auch runzlicht. Da bekannt ist, daß einige Arten des fortdauernden Rittersporns gleichfalls mancherley Veränderungen leiden, zumal wenn selbige bey einander in den Gärten stehen, so kann man leicht vermuthen, daß auch unsere Pflanze von diesen angestecket und verändert werden könne, wenn sie sich in Gesellschaft der andern befindet. Die Pflanze wächst in Istrien, Dalmatien, Calabrien, und wird vom Hrn. v. Linné Delphinium staphysagria genannt.

Die Saamen findet man in der Apotheke. Diese purgiren heftig; weil aber dieses nicht ohne Gefahr geschieht, soll man den innerlichen Gebrauch gänzlich unterlassen. Sie haben einen brennenden Geschmack und eckelhaften Geruch. Aeußerlich gebrauchet man solche unter die Zugpflaster, ingleichen als ein ätzendes Mittel, das wilde Fleisch der alten Geschwüre wegzunehmen. Andere bedienen sich derselben bey Zahnschmerzen, um den zähen Schleim aus dem Munde abzuführen. Allein auch dieses ist unsicher, und kann daraus leicht Entzündung und anderer Schaden entstehen. Der gewöhnlichste und nützlichste

Ge-

Gebrauch ist, mit den zu Pulver gestoßenen Saamen die Läuse zu vertreiben oder vielmehr zu tödten. Man pfleget das Pulver entweder trocken aufzustreuen, oder in Essig zu weichen, oder mit Oel zu vermischen, und damit die Haare zu bestreichen. Weil die gemeine Läusesalbe, so aus Queckſilber bereitet wird, leicht schädliche Folgen nach sich ziehen kann, empfehlen wir den Gebrauch dieser Saamen, und versichern, daß diese mit den Kockelskernen vermischet, und dieses Pulver auf den Kopf gestreuet, dergleichen Ungeziefer sicher und gewiß tödte. Wenn man die Saamen mit der Wurzel in einen Teig wickelt, und daraus Kugeln macht, soll man damit Ratten und Mäuse vertreiben können.

Wegen der schönen Blumenähren unterhält man die Pflanze in den Gärten. Bey uns dauert die Wurzel im freyen Lande aus, und man kann solche durch die Theilung derselben leichtlich vermehren. Der Saame wird aber nicht völlig reif, bleibt viel kleiner, und keimet nicht. Wer demnach dergleichen aus Saamen erziehen will, muß solchen aus Italien kommen lassen, welcher noch einmal so groß, als der bey uns erzeugte, ist.

Läusekraut, S. auch Bärlapp, Glitsch, Kellersatz, Nießwurzel, Ritterſporn, Rödelkraut.

Läuſesaamen.

S. Sabadilbaum.

Lagenen.

Agunen auch Pilchards, Agonus; ſ. unſern Artikel, Agumen, Th. I. S. 148.

Lagermuſchel.

S. Adoublet.

Lagerſtrömia.

Dieſes Pflanzengeſchlecht hat Herr von Linné dem Schwediſchen Commerzienrathe Magnus Lagerſtröm gewidmet, welcher mit vielen Koſten die rareſten Naturalien aus China kommen laſſen, und ſolche dem öffentlichen Gebrauche gewidmet hat. Die Pflanze wächſt in China. Die glatten, länglichten, völlig ganzen Blätter ſtehen wechſelsweiſe; die, nahe bey den Blumen befindlichen, ſind mehr rundlich. Die Zweige endigen ſich mit einem lockern Blumenſtrauße; der glockenförmige Kelch iſt ſechsfach eingeſchnitten, und umgiebt ſechs längere, eyförmige, krauſe und gewundene, mit zarten Nägeln verſehene Blumenblätter und viele Staubfäden, davon die ſechs äußerlich geſtellten dicker und länger als die übrigen ſind. Griffel und Staubweg ſind einfach. Die Beſchaffenheit der Frucht iſt noch unbekannt.

Lagetto.

Lagetto wird in Jamaika ein

Baum genannt, dessen äußerliche Rinde hart und braun, die innere aber anfänglich weiß und dichte ist; die letztere besteht aus vielen, übereinander liegenden Blättchen, die man alle, ohne viele Mühe, von einander absondern kann. Das obere Blättchen, so auf die äußere Rinde folget, ist dichte genung, daß daraus Kleider verfertiget werden können. Die übrigen gleichen einer Leinwand und werden zu Hemden gebrauchet. An den kleinsten Aesten sind diese innern Blättchen wie ein zartes Gewebe, oder feine Spitzen, die sich, gleich einem seidenen Netze, aus einander ziehen lassen. Alle diese Zeuge sind so stark, daß sie das Waschen, gleich anderer Leinwand, vertragen. König Carl den Zweyten soll ein dergleichen Spitzenhalstuch von Lagetto verehret worden seyn.

Laich.

Leich, Fischlaich, lat. Semen Piscium, fr. Fray, oder Semence des Poissons, heißt der von den Fischen weiblichen Geschlechts zu gewissen Zeiten ausgelassene Roggen, wornach hernachmals, nach der darüber ausgegossenen Milch des Männchen, die kleinen Fischlein schliefen.

Laichzeit, wird also diejenige Jahreszeit genennet, wenn die Fische laichen, d. i. ihren Saamen, Roggen und Milch, auslassen, welches zu verschiedenen Zeiten geschieht. Weil aber die meisten Fische von Ostern bis Jacobi laichen, so soll binnen solcher Zeit das Fischen unterlassen, und keine Netze noch Fischgarne bis zu Ende des Julius in die Fischwasser, nach Vorschrift der Fischordnungen gebracht werden. Aber es heißt auch hier gemeiniglich: Semper tibi pendeat hamus.

Lama.

Ein amerikanisches vierfüßiges Thier, welches sowohl der Herr von Linné als auch Herr Klein unter die Kameele rechnet. Von verschiedenen ältern Schriftstellern wird es für eine besondere Gattung von Schaafen gehalten, und gemeiniglich das peruanische Schaaf genannt, weil Peru sein eigentliches Vaterland seyn soll. Sonst führet es im Deutschen auch den Namen Erdschaaf und Schaafkameel; doch ist die Aehnlichkeit, die es mit den Schaafen und Kameelen hat, sehr geringe. Den Schaafen gleicht es in Ansehung der Wolle, und den Kameelen in Ansehung des langen Halses. Es war ehemals fast das einzige Hausthier der Amerikaner, welche Peru, Mexiko und Chily bewohnen. In der letztern Gegend wird es Hueque genannt; daher es einige Reisebeschreiber unter dem Namen Chillehueque, d. i. Hueque von Chily anführen.

Gesner

Gesner gedenkt desselben unter der Benennung Allocamelus und Matthioli unter dem Namen Elaphocamelus. Es hat, in Vergleichung mit seinem Körper, einen kleinen, aber wohlgebildeten Kopf, der einigermaßen dem Kopfe eines Pferdes gleicht. Die Augen sind groß, die Schnauze etwas länglicht, und die dicke Oberlefze, wie beym Hasen, in der Mitte gespalten. Durch diese Spalte läßt der Lama, dessen Name auch Glama und Lhama geschrieben wird, seinen Speichel auf zehn Schritte weit gegen diejenigen fliegen, die ihn beleidigen. In dem obern Kinnbacken hat er keine Schneide- oder Hundszähne. Die Füße sind gespalten, wie bey den Schaafen, aber nach hinten zu oben mit einem Sporne besetzt, welcher diesen Thieren dazu dienet, daß sie sich damit auf den Felsen und Bergen anhalten können. Die Länge des ganzen Thieres, Hals und Kopf mit gerechnet, beträgt ohngefähr fünf bis sechs Fuß und seine Höhe vier Fuß. Der Hals allein, welcher beym Ausgange aus dem Leibe nach unten eingebogen ist, hat fast eine Länge von drey Fuß. Die vorwärts gerichteten Ohren sind vier Zoll lang. Der gerade, dünne Schwanz, welcher ein wenig aufwärts gekehret ist, hält nicht viel über acht Zoll. Die Wolle auf dem Rücken und am Schwanze ist kurz, aber an den Seiten und unter dem Bauche überaus lang. Die Farbe des wilden Lama, der gemeiniglich Huanacus und Guanaco genannt wird, fällt ins Rothfahle. Unter den zahmen aber giebt es weiße, schwarze und gesprenkelte. Der wilde Lama ist auch stärker, munterer und leichter auf den Beinen, als der zahme. Er flieht, wie ein Hirsch, und klettert, wie die Gems, über die steilsten Felsen. Das Fleisch von den jungen Thieren dieser Art ist ein sehr gutes Essen; das Fleisch der Alten aber ist überaus hart. Man zieht auch, sowohl in Ansehung des Fleisches, als auch in Ansehung der Wolle, die zahmen Lama den wilden vor. Sie zeugen gemeiniglich nur ein einziges, selten zwey Junge, auf einmal. Ihr Wachsthum ist ziemlich schnell und ihr Leben von kurzer Dauer. In dem dritten Jahre sind sie schon zur Zeugung geschickt. Nach dem zwölften nehmen ihre Kräfte wieder ab, und im funfzehnten sind sie gemeiniglich ganz abgenutzet. Sie gehören übrigens unter die nützlichsten Thiere der Amerikaner und machen bey vielen den ganzen Reichthum aus. Man hält sie nicht nur wegen ihres Fleisches und ihrer schönen Wolle, die sich vortrefflich verarbeiten läßt, sondern auch deswegen, weil man sie mit großem Vortheile als Lastthiere gebrauchen kann. Ihre

ge-

gewöhnliche Ladung ist hundert und funfzig, bisweilen auch zweyhundert und funfzig Pfund. Ihr Gang ist bedächtlich und gesetzt, und ihr Schritt sicher. Sie legen zwar in einem Tage nur vier bis fünf Meilen zurück, gehen aber vier bis fünf Tage in einem Zuge fort, ohne auszuruhen, und klettern über die steilsten Berge. Ihr Unterhalt kostet überaus wenig; denn sie leben ohne Korn, ohne Hafer und Heu; sie begnügen sich an dem grünen Futter, welches sie sich selbst suchen. In Ansehung des Saufens sind sie noch mäßiger. Sie tränken sich gemeiniglich mit ihrem eigenen Speichel, der bey diesen Thieren weit häufiger, als bey andern, zu fließen pflegt.

Lamasenser Gift.

Venenum Lamasense und Ticunascense. Dieses hat von der Stadt Lamas, welche in der amerikanischen Provinz Peru liegt, und den Spaniern zugehört, seinen Namen erhalten, dieweil die Einwohner, auch andere Indianische Völker, als die Ticuner, sich dessen bedienen, und solches aus verschiedenen, sich windenden, Pflanzen, welche die Franzosen Lianes nennen, verfertigen. Sie ziehen solches durch das Kochen aus den Pflanzen und bestreichen damit die Pfeile, um den Thieren bey der Jagd eine höchst tödtliche Wunde beyzubringen. De la Condamine hat in seiner Reisebeschreibung von Amerika die erste Nachricht hiervon gegeben, und dem Hrn. Herissant etwas von diesem Gifte mitgetheilet, welcher auch damit Versuche angestellet ist aber selbst, als er solches über dem Feuer einkochen ließ, durch den aufsteigenden Dampf in Lebensgefahr gerathen; ein Trunk Wein, worinnen Zucker aufgelöset war, hat selbigen noch vom Tode errettet; wie denn auch die Indianer glauben, daß der Zucker das beste Gegengift sey. Sollen die Pfeile eine tödtliche Wunde machen, so muß das darauf geschmierte Gift trocken geworden seyn, sonst bleibt solches an der Haut kleben und dringt nicht mit in die Wunde, und ist entweder gar nicht, oder nur sehr langsam tödtlich. Die vielen, vom Herissant angestellten, Versuche beweisen, daß alle vierfüßigen Thiere und Vögel, welchen dieses Gift durch eine ganz kleine Wunde beygebracht worden, in kurzer Zeit sterben; die Fische hingegen und kriechenden Thiere, auch Insecten beym Leben geblieben, obgleich selbige viele und heftige Zufälle davon erlitten. Die meisten Thiere haben, nach beygebrachtem Gifte, kein Zeichen eines heftigen Schmerzes von sich gegeben, vielmehr sind sie alsbald am ganzen Körper gelähmet worden. Die

Muscu-

Musceln waren nach dem Tode so zusammengezogen, daß auch nicht ein Tropfen Blut daraus geflossen, wenn solche zerschnitten worden; sie waren schleimicht anzufühlen, wie das Fleisch, wenn es zu faulen anfängt. In der Zeit, wenn das Gift wirket, wird alles Geblüte gegen die Lungen und Leber geführet. Das Blut aus der Hohlader eines Hundes, welcher durch dieses Gift getödtet worden, hat Herissant andern Thieren durch eine gemachte Wunde beygebracht, worauf selbige einige Tage äußerst krank gewesen, und am vierten oder fünften Tage gestorben. Das Fleisch von den Thieren, welche mit diesem Gifte getödtet worden, ist gänzlich unschädlich, und wird von den Indianern gegessen. Je fetter das Thier, je langsamer wirket dieses Gift; je munterer solches, je schneller erfolget der Tod. Weder Arsenik, noch andere Gifte haben bey den Thieren, welchen Herissant solche durch gemachte Wunden beygebracht, dergleichen heftige und geschwinde Zufälle erreget, als nach dem Lamasenser Gifte geschehen; nur das Extract von der weißen Nießwurzel ausgenommen. Außer dem Zucker hat man auch das Meersalz als ein Gegengift angegeben; beyde aber hat gemeiniglich die allzugeschwinde Wirkung des Giftes unwirksam gemachet. Das glühende Eisen, wenn solches alsbald auf die gemachte Verwundung geleget wird, hat sich am kräftigsten bewiesen. Diese und noch mehrere Erfahrungen, welche Hr. Herissant angestellet, kann man in dem 47sten Bande der Philos. Transact. lesen.

Lamentin.

Der Lamentin behauptet auch in dem Wasser- und Fischreiche einen ansehnlichen Platz. Ich habe, sagt de la Condamine, in dem Berichte seiner Reise auf dem Amazonenflusse, zu St. Paul d'Omaguas, den größten von den bekannten Fischen in süßen Wassern, nach dem Leben abgezeichnet. Die Spanier und Portugiesen geben ihm den Namen Pexebuey oder Ochsenfisch, und man muß ihn nicht mit dem Phoca oder Seekalbe vermengen. Derjenige, wovon hier die Rede ist, nähret sich von dem Grase an den Ufern des Flusses. Sein Fleisch und sein Fett kommen dem von einem Kalbe sehr ähnlich. Das Weibchen hat Zitzen, die ihm dienen seine Jungen zu saugen. Der P. Acunja machet die Aehnlichkeit mit dem Ochsen noch vollständiger, indem er diesem Fische Hörner beyleget, womit ihn die Natur nicht versehen hat. Er ist, eigentlich zu reden, kein zweylebiges Thier, weil er niemals aus dem Wasser geht, und auch nicht herausgehen kann,

indem er nur zwo Floßfedern an der Seite des Kopfes hat, welche flach und rund, in Gestalt der Ruder, funfzehn bis sechzehn Zoll lang sind, die ihm statt der Arme und Füße dienen, ohne daß sie deren Gestalt haben, wie Laet nach dem l'Ecluse fälschlich voraussetzet. Er steckt nur seinen Kopf aus dem Wasser, damit er das Gras am Ufer erreichen könne. Derjenige, den ich abgezeichnet habe, war ein Weibchen. Seine Länge war achtehalb Fuß, und seine größte Breite zween Fuß. Ich habe ihrer noch größere gesehen. Die Augen dieses Thieres haben kein Verhältniß in Ansehung seines Körpers. Sie sind rund und haben nur drey Linien im Durchschnitte. Die Oeffnung seiner Ohren ist noch kleiner, und scheint nur ein Loch von einer Stecknadel zu seyn. Einige haben geglaubt dieser Fisch sey dem Amazonenflusse besonders eigen: er ist aber in dem Orinoko eben so gemein. Er findet sich auch, obwohl nicht so häufig in dem Oyapoc und vielen andern Flüssen um Cayenne, an der Küste von Guiana und den Antillen. Es ist eben derselbe, den man sonst Manati genannt hat, und heutiges Tages auf den französischen Inseln von Amerika Lamentin nennt. Indessen glaube ich doch, daß die Art in dem Amazonenflusse ein wenig unterschieden sey. Man findet ihn nicht auf der hohen See; man sieht ihn sogar selten an den Mündungen der Flüsse: man findet ihn aber über tausend Seemeilen von dem Meere in dem Guallaga, Pataca, u. a. w. Er wird in dem Amazonenflusse nur durch den Pongo aufgehalten, über welchen hinaus man ihn weiter nicht findet.

Die Fische, deren der See von Ilheos verschiedene Arten ernähret, sind daselbst vortrefflich, und von einer besondern Größe, vornehmlich die Manateen oder Lamentine, wovon man verschiedene gefangen hat, welche vierzig Arroben, das ist ungefähr tausend französische Pfund, wogen.

Unter den Fischen ist der Manate oder Lamentin von einer besondern Güte in Brasilien. s. Ges. A. R. B. XVI. S. 131. 207. 275.

Der Geschichtschreiber von der Insel Hispaniola oder St. Domingo bemerket, daß der einzige Lamentin, nach einigen Schriftstellern, die meisten Merkwürdigkeiten vereinigt besitze, die man vor Alters der Sirene und dem Delphine zugeschrieben hat. Aber er setzet hinzu, es sey nicht leicht sie daselbst zu erkennen. Der Lamentin, saget er, hat niemals gesungen. Er weinet und winselt wenn man ihn auf das Land ziehet, und daher kömmt der Name, den er von den Franzosen erhalten hat.

hat. Seine Gestalt gleicht derjenigen nicht, unter der man sich den Delphin vorstellet, und die einzige Aehnlichkeit, die er mit ihm hat, ist, daß er mit dem Menschen ziemlich Freund zu seyn scheint. Zwo Floßen, die er unter seinen beyden Schultern hat, und die ungefähr wie ein paar Hände aussehen, haben ihm den Namen Manati bey den Spaniern erworben. Er bedienet sich derselben zum Schwimmen und seine Jungen damit zu tragen. Der erste, der dieses Thier für die Sirene der Alten angenommen hat, ist Christoph Columbus gewesen: aber diese Einbildung eines Mannes, der gern in das Wunderbare verfiel, um seinen Entdeckungen ein prächtiges Ansehen zu geben, hat nach ihm keinen Beyfall gefunden. Das Weibchen des Lamentin bringt seine Jungen wie eine Kuh zur Welt, und säuget sie auch so; daher es auch den Namen der Seekuh erhält. Der Kopf ist schon einem Ochsenkopfe ähnlich, aber die Schnauze tiefer eingedrückt, das Kinn fleischichter und die Augen kleiner. Die Farbe ist dunkelbraun. Man findet ihrer von zwanzig Fuß lang und zehn Fuß breit, wenigstens um die Schultern. Denn diese Breite vermindert sich immer nach dem Schwanze zu. Das Fleisch des Lamentin schmecket eingesalzen wie Kalbfleisch, ist aber angenehmer, und erhält sich länger. Das Fett, das man von ihm bekömmt, ist auch sehr gut, und wird nicht ranzicht. Seine Haut giebt vortreffliches Leder. In seinem Kopfe entsteht eine Art von Bezoe, der man vortreffliche Wirkungen gegen die Colik und den Stein zuschreibt. Man tödtet die großen Lamentine nirgends, als am Ufer des Meeres oder der Flüsse, wenn sie auf die Weide dahin kommen; die kleinen aber werden oft in Netzen gefangen. Von ihrer Fähigkeit sich zähmen zu lassen, hat man seltene Erzählungen. s. S. A. Reisen, B. XIII. S. 244.

In der Geschichte von Kamtschatka, S. A. N. B. XX. S. 273. werden von den Herren Steller und Krascheninnikow noch einige Umstände und Betrachtungen angeführet, die doch auch hier einen Platz verdienen, da aus den Geschichten die Charaktere herzunehmen und vollkommener zu machen. Die Manateen sind eine Materie des Streites unter den Naturkündigern. Einige geben sie für Fische aus, weil sie einen Schwanz und Floßfedern und weder Haare noch Füße haben. Andere halten sie für Secamphibien, weil ihre Vörderfloßfedern wahre Füße sind, und sie Zitzen haben, die kein anderer Fisch hat. Aus diesem Widerspruche wollen noch andere schließen, die Ma-

natee sey eine Mittelgattung zwischen den vierfüßigen Seeungeheuern und den Fischen. Endlich will Steller und Kraschenin-nikow sie zu der letztern, (erstern) Gattung rechnen, weil sie einen mit Wirbelbeinen versehenen Hals haben, vermittelst dessen sie ihren beweglichen Kopf herumdrehen können; ein Vorzug, den man bey den Fischen niemals antrifft. Steller saget, die meisten Schiffer hätten dieses Thier mit dem Namen der Seekuh beleget, vermuthlich seiner Schnauze wegen, die man im Anfange zuerst, und wohl gar auch nur allein, gesehen hat. Denn nur an diesem Theile ist es den Kühen ähnlich, da es sonst den Seehunden gleicht, nur daß es etwas größer ist. Die Weibchen haben zwo Zitzen vorne, und vielleicht war dieß die Ursache, warum Columbus in der Meerkuh die Syrene der Alten zu finden glaubte. Weil sie ihre Jungen mit ihren Floßfedern, die ihnen statt der Hände dienen, an ihre Brust geschlossen halten, so haben sie die Spanier deswegen Manati genannt. Ihr Geschrey, welches eine Art von Seufzen ist, hat sie von den Franzosen Lamentins nennen lassen. Man findet dieses Thier in allen den Meeren, die zwischen Asien, Afrika und Amerika sind. Daher kömmt vermuthlich die große Verschiedenheit, die man nicht ohne Verwunderung in den meisten Beschreibungen bemerket, die man von ihnen hat. Ihr schwarzes rauhes, und gleich der Rinde einer Eiche dickes, Fell ist schuppicht und hart, so, daß es gar den Pfeilen widersteht. Man will, daß die Meerkuh, anstatt der Zähne zween weiße und platte Knochen zwischen den Kinnbacken habe. Ihre Augen, die in Vergleichung des Kopfes so klein sind, als der Kopf selbst in Vergleichung des übrigen Körpers, stehen in gerader Linie mit den Nasenlöchern, in gleich weiter Entfernung zwischen der Schnauze und den Ohren, welche beynahe unsichtbare Löcher sind. Ihre zwo Pfoten oder Floßfedern, die gleich unter dem Halse angehen, dienen ihnen, sich damit so fest an den Felsen anzuklammern, daß ihr Fell oftmals in Stücken abgeht, ehe sie die Fische loßmachen können. Das sonderbarste, was Kraschenninnikow von diesem Thiere anmerket, ist ihre Länge und ihr Gewichte. Sie sollen, nach ihm, ohngefähr vier Saschen oder Faden lang seyn, und zweyhundert Pud wiegen, das wäre denn, nach unserer Rechnung, sechs- bis sieben und zwanzig Fuß lang, und sieben bis acht tausend Pfund schwer. Cranz, der auch einmal eine Meerkuh beschreibt, giebt diesem Thiere nicht mehr als achtzehn Fuß in die Länge, und vierhundert Pfund Schwe-

re. Vermuthlich aber reden beyde Schriftsteller nicht von einerley Thiere.

Diese Thiere gehen haufenweise, und zur Zeit der Fluth, so nahe an die Küste, daß man, wie Steller sagt, ihren Rücken mit der Hand befühlen kann. Wie kann aber wohl ein so großes Thier so nahe ans Land kommen, auf dem es doch nicht gehen kann? Aber es ist dieses nicht die einzige Schwierigkeit in dieser Geschichte. Wenn man sie schlägt oder sonst beleidiget, fliehen sie tief ins Meer, kommen aber bald wieder. Diese Thiere, saget Krascheninnikow, haben nicht die geringste Sorgfalt für ihre Erhaltung, so daß man mit Booten unter sie fahren kann, oder auf den Sand gehen, und tödten kann, welche man will. Jeder Haufen besteht aus vier Manateen, einem Männchen, einem Weibchen, und zwey Jungen, von verschiedenem Alter und Größe. Ueberhaupt haben diese Thiere ihre Jungen, um sie in Sicherheit zu stellen, mitten unter sich. Das Männchen liebt sein Weibchen so sehr, daß es, wenn es alle Mühe vergebens angewandt hat, solches gegen die Fischer zu vertheidigen, und es zu befreyen, die es mit ihren Harpunen ans Land ziehen, demselben, ungeachtet der Schläge, mit denen es überhäufet wird, nachfolget, plötzlich auf das Weibchen loßspringt, und zuweilen wohl zween oder drey Tage lang, an dessen todten Körper fest angeklammert liegen bleibt. Unterdessen, daß man bemühet ist, die Manatee von den Oertern loß zu reißen, an die sie sich angehängt hat, durchstoßen sie die Ruderknechte mit Spießen. Sobald sie verwundet ist, fängt sie an sich außerordentlich zu bewegen, und sogleich kömmt eine Menge anderer ihr zu Hülfe, die entweder mit ihren Rücken das Boot umzuwerfen suchen, oder sich über das Seil legen, es zu zerreißen, oder sich bemühen, es mit ihren Schwänzen von der Harpune loß zu machen. Wenn die Manateen alt sind, so schmeckt ihr Fleisch wie Rindfleisch, und wenn sie jung, wie Kalbfleisch. Das erstere ist sehr hart, das andere aber leicht zu kochen. Es läuft so sehr auf, daß es gekochet noch einmal so viel Raum einnimmt, als roh. Das Fett schmeckt wie Schweinfett. Ihr Fleisch ist leicht einzusalzen, obgleich einige das Gegentheil haben vorgeben wollen.

Raius sagt gar artig: wenn Diogenes den Lamentin gekannt hätte, würde er nicht nöthig gehabt haben, einen Hahn zu rupfen, um ein zweyfüßiges Thier ohne Federn zu haben, weil der Manati ein zweyfüßiges Thier ohne Federn sey. Doch, der gerupfte Hahn hatte doch Hände und Füße, wie der Homo Platonicus;

nicus; der Lamentin aber würde doch keine gespaltene Füße aufweisen können. Von dem Lapide Manati, ist Klein, Hist. Pisc. Miss. I. p. 33. nachzulesen.

Lamien.

Lamia, Lamna, wird auch der Menschenfresser, Canis Carcharias, genannt, Cynocephalus albus, 1. des Kleins; s. unsern Art. Hundskopf, Th. IV. S. 161.

Lamm. S. Schaaf.

Lamm, israelitisches, S. Daman Israel.

Lampe.

Dieser Name kömmt bey den Muscheln vor. Man pflegte ehedem einige Arten der Klippkleber oder der Schüsselmuscheln damit zu belegen; weil aber solcher in diesen Fällen nicht gehörig bestimmt war, hat man jetzo diese Benennung nur auf zwo kielförmige Schnirkelschnecken eingeschränkt. Die eine heißt:

die ostindische Lampe, Helix ringens Linn. Die Größe ist verschieden; man findet welche, so im Durchschnitte des Bodens anderthalb Zoll halten. Die Farbe ist braunroth und weiß, mit etwas Gelben oder Rostfärbigen an dem Umfange der Gewinde; die Gestalt nur einigermaßen kielförmig, und die Schaale selbst nicht durchbohret, oben erhaben rund, unten platt, mit einer [illegible] gefaltenen Mündung, und hinten mit einer verdoppelten Lippe versehen; daher solche einer Lampe ähnlich seyn soll.

Die Bastardlampe, Helicarocolla Linn. führet diesen deutschen Namen, weil die Mündung nur einfach ist, und nicht eine gedoppelte Lippe hat. Die Schale ist erhaben rund; die Gewinde aber sind kielförmig eckicht. Sie hält ohngefähr im Durchschnitte zween Zoll, und ist braun, wenn sie aber poliret worden, farbicht glänzend. Westindien ist das Vaterland.

Lampe, S. auch Steinpicker.

Lampertsnüsse. S. Haselstaude.

Lamprete.

Lampreten im Amazonenfluß. Condamine hat, nach dem Berichte von seiner Reise auf dem Amazonenflusse, in den Gegenden um Para; welche Stadt, nach der angenommenen Sprache, an der östlichen Mündung des Amazonenflusses, vielmehr des Muju liegt, einen, Puraque genannten, Fisch gesehen, dessen Körper, wie der Lampreten ihrer, mit einer großen Anzahl Oeffnungen durchbohret ist, und welcher über dieses noch eben die Eigenschaft hat, wie der Torpedo oder Krampffisch, (Torpedo Raia). Derjenige

nige, der ihn mit der Hand, oder auch nur mit einem Stocke anrühret, empfindet in dem Arme eine schmerzhafte Betäubung, und wird zuweilen, wie man saget, davon umgestoßen. De la Condamine ist kein Zeuge von dieser That gewesen; er versichert aber, die Beyspiele wären so häufig, daß sie nicht in Zweifel gezogen werden könnten. Daß Reaumür die verborgene Triebfeder entdecket, welche diese Wirkung bey dem Torpedo, (nämlich bey dem Torpedo Raia) hervorbringt, S. A. R. B. XVI. S. 172. f. unsern Artikel, Aal, Th. I. S. 32. Nun scheint es ganz wahrscheinlich, daß diese, Puraque genannte, Lamprete des Condamine, der Cayennische Zitteraal, Torpedo Anguilla s. Gymnotus Electricus Linn. seyn solle; doch wird er ganz uneigentlich, Puraque, genannt, (vielleicht nur von der ähnlichen Wirkung) da der Puraque des Marcgravs, S. 151. allerdings eine Art Raiae, der Rochen ist; viel eher würde er Mucu zu nennen gewesen seyn, mit dem er, nach dem Vorgange des Marcgravs selbst S. 161. schicklicher zu vergleichen: Piscis teretis corpore, vt Enneophthalmus, vulgo *Lampreda*, Germanis Neunauge. Bey dieser guten Gelegenheit wollen wir unsern Artikel, Krampffisch, Th. IV. S. 736. dahin erklären und verbessern, daß Mr. de Bomare, in seinem Artikel Torpille etc. dieses Wort zwar lediglich von dem Krampffische der Alten, Torpedo Raia, gebrauche, und selbige darunter beschreibe; doch aber auch S. 385. einer, einem Aale, Congre, ähnlichen Torpille, Zitterfisches gedenke; wie wir gleich im Th. I. S. 15. unter dem Artikel Aal angezeiget, dem wir noch mit einem Worte beyfügen, daß eben daselbst Zeile 12. zu lesen: Reaumür aber habe seine Versuche mit dem Gymnotus Electricus nicht gemacht; woraus sich ergiebt, daß S. 740. zu lesen: es haben aber beyde solches von der Torpedo Raia, und also nicht von dem Gymnotus Electricus behauptet.

Lampreten, in der Elbe, bey Belgern in Meißen; Richter, sonst Neunaugen, Petromyzon, ein aalförmiger Fisch, nach dem Klein; s. unsern Artikel, Aal, Th. I. S. 28. und das 129. Thiergeschlecht des Linnäus, Petromyzon, nach dem Müller Pricken; unter welchem Artikel wir davon noch einmal gedenken werden.

Lamprete, in Indien. An der Küste von Guinea giebt es unter den Seefischen eine ziemlich kleine Art, welche zu den Lampreten gerechnet wird, und welche, wegen der Haare, die ihnen wie Bärte an dem Kinne hängen, bey den

Holländern Baardmannetjes heißen. S. A. Reisen, B. IV. S. 280. f. aber unsern Artikel, Baardmannetjes, Th. I. S. 466.

Lamprete, S. auch Seeigel.

Lampretenfisch.

Lampretenfisch nennt Müller unter seinen Rotzfischen den Blennius Mustelaris, Linn. gen. 155. sp. 10. s. Rotzfische.

Lampt.

Eine afrikanische Art von Zwergochsen mit einem Höcker. S. Dant und Zebu.

Landchartenporcellane.

S. Caapschnecke.

Landchartentute.

S. Kätzchen, granulirtes.

Langafter.

Diesen Namen giebt Hr. Müller einer herzförmigen Venusmuschel, welche Herr von Linné Venus petulca genannt. Die Schalen sind von der Größe einer Haselnuß, weiß und braun gewölket, herzförmig, einigermaßen grübicht und am Rande gekerbet; die Vörderspalte ist oval und klaffet ein wenig; die Nymphen sind scharf und der After ist länglicht. Man erhält dergleichen aus dem Meere, welches das südliche Europa umgiebt.

Langbart.

Langbart nennt Müller in seinen Welsen den Silurus C rias, Linn. gen. 175. sp. 15 Welse.

Langeyer.

S. Esche.

Langfinne.

Langfinne nennt Müller un seinen Klippfischen den Chae don Pinnatus, Linn. gen. 1 sp. 4. s. unsern Artikel, Klipfis Th. IV. S. 558.

Langfloße.

Langfloße nennt Müller un seinen Meerhasen, die dritte terart der ersten Gattung, Cyc pterus Lumbus, γ. Diodon rior, Linn. gen. 139. sp. 1. Meerhasen.

Langfuß.

Mit diesem Namen bezeich Herr Müller in seinem vollstä gen Natursysteme dasjenige schlecht von zweyflügelichten I secten, welches vom Hrn. v. Lin Tipula genannt wird. Die m sten Arten, welche unter dies Geschlecht gehören, haben auch der That überaus lange Füß Die zwo Seiten des Kopfes sin gleichsam zwo verlängerte Lipp und der obere Kiefer ist gewölbe Die zwey gekrümmten Fühlerch sind

sind länger, als der Kopf; der Rüssel aber ist sehr kurz und zurückgebogen.

Die Larven dieser Insecten halten sich meistentheils in der Erde, an der Wurzel der Pflanzen auf, die sie oft sehr stark beschädigen; einige aber werden auch im Miste, im Moraste, oder in kleinen Flüssen und Bächen gefunden. Es giebt Larven mit Füßen und ohne Füße. In Ansehung der Gestalt sind sie sehr von einander unterschieden; doch kommen sie alle darinnen mit einander überein, daß sie gegen die Zeit ihrer Verwandlung ihre Haut ganz abstreifen. Nach der Verwandlung halten sich diese Thierchen auf den Wiesen oder auf den Obstbäumen auf, und sind alsdenn meistentheils ganz unschädlich. Der Ritter von Linné führet ein und sechzig Arten an, welche er unter zwo Abtheilungen gebracht hat; weil man in Absicht auf die Haltung der Flügel folgenden Unterschied bey den Insecten dieses Geschlechts bemerket.

Einige halten die Flügel ausgebreitet und haben eine mückenartige Gestalt. Hierunter gehören fünf und zwanzig Arten, welche die erste Abtheilung, nach dem Hrn. v. Linné, ausmachen.

Andere hingegen bedecken ihren Körper mit den Flügeln und haben eine fliegenartige Gestalt. Von diesen, welche die zwote Abtheilung ausmachen, werden im Linnäischen System sechs und dreyßig Arten angeführet.

Die größte Art von diesem Geschlechte ist die so genannte Bachmücke, welche unter die erste Abtheilung gehört und diesen Namen deswegen erhalten hat, weil sie gemeiniglich aus den Bächen, wo sich die Larve aufzuhalten pfleget, zum Vorschein kömmt. Die Flügel sind glasartig und bey dem Männchen mit braunen Wölkchen und einem schneeweißen Flecken besetzet. Die Länge eines jeden Flügels beträgt fast einen Zoll und die Länge der Hinterfüße zwey bis drey Zoll.

Langhals, der gehörte.

S. Entenmuschel.

Langhalsdoublet.

S. Pholade.

Langnase.

Langnase, nennet Müller unter seinen Seehähnen, den Trigla Asiatica, Linn. gen. 172. sp. 7. s. Seehähne.

Langohr.

Langohr, nennet Müller unter seinen Lippfischen den Labrus Auritus, Linn. gen. 166. sp. 9. welcher einen getheilten Schwanz und floßenähnliche Kiemendeckel hat, und bey dem Catesby, pag. et tab. 8. Perca fluviatilis gibbosa

bosa, ventre luteo, gar wahrscheinlich zu seyn scheint. s. Lippfische.

Langostinen.

Langostinen, auch Camaronen und Hummer; s. unsern Artikel, Camaronen, Th. II. S. 19.

Langschnäbel.

Langschnäbel bey St. Vincent an den afrikanischen Küsten, führet zwar Richter, S. 672. als ein eigentliches Fischgeschlechte, an, ohne die mindeste Beschreibung und Anzeige der Quelle; doch giebt es allerdings geschnäbelte und langgeschnäbelte Fische. Er selbst schreibt S. 124. Man findet auch an den Fischen Rüssel, Schnauzen und Schnäbel. Andere haben vollkommene Schnäbel; wie man denn auch eine Gattung der Schwerdtfische mit langen Schnäbeln antrifft. Der zum öftern ziemlich langgeschnäbelten Wallfisch-, Meerschwein- und Meerschweinarten zu geschweigen, dürfen wir nur die Kleinischen Schwerdträger; Xiphias, Wurffspies- Mastaccembelus, Zangenschnauz- Psalisostomus, Röhrhohlschnauz- Solenostomus, und Janusfische, Amphisilen, zu Beyspielen anführen.

Langschwanz.

S. Spulwurm.

Lansium.

Lansium oder Lansa. Unter diesem Namen erwähnet Rumph einen Baum, welcher in Java und den Moluccischen Inseln wächst, und eine Frucht trägt, welche unsern Pflaumen ähnlich sieht. Die äußerliche gelbe Schale läßt sich leichtlich abschälen. Wenn selbige noch unreif ist, enthält sie eine weiße, aber bittere Milch, welche Hände und Munschwarz färbet. Die völlig reife hat ein weiches Fleisch und einen angenehm säuerlich süßen Geschmack; der Kern aber ist bitter. Die Einwohner essen von den reifen Früchten das fleischichte Wesen, zur Kühlung und Stärkung, und geben solches mit Wein oder Zucker vermischet fast allen Kranken. Die Beschreibung dieses Baumes mit seinen Abänderungen kann man in Rumphs Herb. Amboinens. L. I. c. 45. nachlesen.

Langwurz.

S. Melte.

Lant.

S. Dant und Zebu.

Lanzenblatt.

Eine amerikanische Fledermaus, wovon schon im dritten Theile unter dem Artikel Fledermaus S. 119. gehandelt worden ist.

Lanzennadel.
S. Nadelschnecke.

Lanzettenschwanz.

Ellops Saurus, Linn. gen. 181. nach Müllern, die einzige Gattung der von ihrem langen geschmeidigen Körper benannten Eidechsfische; deren Kiemenhaut gedoppelt, die äußere aber kleiner ist. Warum dieser Fisch eben, und gleichsam κατ' ἐξοχήν, ellops, mutus piscis, heiße, da das, magis mutus, quam piscis, von allen Fischen gelten muß, wie Athenaeus, Deipnos. VII. 16. bereits von seinen weisen Tischgenossen, und besonders von dem Sophisten Thessalus, belehret seyn wollen, ist immer noch an seinen Ort zu stellen. Doch giebt Müller einen zureichenden Grund an, warum er diesen Ellops zum Eidechsfische mache; weil nämlich unter den Salmen, no. 14. eine Seeeidechse unter dem Namen Saurus vorkomme, und der Ritter diesen Beynamen Saurus auch seinen Ellops beygeleget. Die angegebenen Geschlechtskennzeichen sind: ein glatter Kopf; am Rande der Kiefer, wie auch im Gaumen, eine Rauhigkeit von kleinen Zähnchen; die Kiemenhaut mit dreyßig Stralen, und auswendig mit fünf Zähnen bewaffnet. Der Ritter sondert diesen Saurus deswegen von den Salmen ab, weil er keine Fettfloße auf dem Rücken hat; daher hat man ihm einen andern Namen, Lanzettenschwanz, gegeben, weil auch der Schwanz ein paar lanzettenförmige Spitzen hat. Der Körper ist sehr lang, der Kopf groß, glatt, glänzend, zusammengedrücket und oben etwas flach; die Augen zum Theil durch die Haut des Körpers bedecket. Die, die Zähne vorstellende, Rauhigkeit des obern Kiefers ist länger, als am untern. In der Mitten der großen Kiemenhaut von dreyßig Stralen, befindet sich eine andere kleinere mit fünf kürzern Zähnen. Die Rückenfloße stehet in der Mitten, die Bauchfloße etwas vorwärts; die Afterfloße dichte an der Schwanzfloße, welche sehr tief eingeschnitten und gabelförmig ist, und sowohl oben als unterhalb, mit einer knotigen Schuppe, oder mit einem horizontalliegenden lanzettenförmigen Dorne, bewaffnet ist. In der Rückenfloße zählet Müller von vier und zwanzig vier steife, in der Brustfloße siebenzehn, in der Bauchfloße vierzehn, in der Afterfloße drey von sechzehn, und in der Schwanzfloße dreyßig Finnen. Das Vaterland ist Carolina, nach dem D. Garden; Sloan, It. Iam. nennt ihn Saurus maximus, wie denn auch Brown von ihm nachzusehen.

Laphorn.

Laphorn.

S. Fechter und Großlappe.

Lappenblume.

S. Hornkümmel.

Lappenschnecke.

Verschiedene Flügelschnecken führen den Namen Laphörner oder Lappenschnecke. Im genauen Verstande aber werden nur zwo Arten darunter verstanden, wovon auch nur eine zu dem Geschlechte der Flügelschnecken und besonders zu der Ordnung, der Schmalflügel gehöret. Diese heißt schlechtweg die

Lappenschnecke, und ist Strombus marginatus L. Die Holländer nennen solche Vlerkhoorens, und ist vielleicht nur eine Abänderung des Zeigers, obgleich kein Weiser oder Zeiger vorne an der Lippe zu bemerken, indem die Schale nur eine weit vorragende Lippe hat. Der Rücken ist gerandet und flach, und der Schwanz nicht gespalten.

Die andere gehöret zu den Spindelwalzen und heißt

die lappländische Lappenschnecke, Voluta lapponica L. weil man solche zuerst aus Lappland erhalten. Man hat aber nachher dergleichen auch in Ostindien und Amerika angetroffen. Die Lippe ist ein wenig glatt und läuft, nach Art der Lappenschnecken, erweitert aus. Die Schale ist eyförmig, glatt, der Wirbel zugespitzet, der Körper dehnet sich in die Breite. An der Spindel sieht man drey bis vier Falten. die Farbe ist verschieden; man findet gelblicht weiße, mit schwarzen Punkten und Flecken, andere pomeranzenfärbig gefleckte und mit braunen Punkten bezeichnete Schalen. Die Westindischen haben gemeiniglich weniger Flecke, und sind von der Größe einer Handfläche.

Lappenschnecke, S. auch Delphinschnecke.

Larvenschnecke.

S. Mondschnecke.

Laserkraut.

Laserpitium Linn. ist ein Doldengeschlecht, dessen Dolde auf vielen ausgebreiteten Aesten steht, und eine allgemeine, auch besondere kleine, gemeiniglich vielblättrichte Hülle zeiget. Die Blümchen sind einander ähnlich und die fünf herzförmigen, einwärts gebogenen Blumenblätter ebenfalls von gleichen Ansehen. Die Frucht besteht aus zwey großen, länglichten, auf der einen Seite platten, auf der andern mit vier Flügeln, besetzten Samen. Herr von Linné führet zehen Arten an, wir bemerken nur

1) das große Laserkraut mit herzförmigen Blättchen, welches unter

unter dem Namen weißer Enzian, auch große oder weiße Hirschwurzel bekannt ist; dieses haben wir bey dem Enzian angeführet.

2) Das Laserkraut mit völlig ganzen, lanzetförmigen, gestielten Blättchen, Laserpitium Siler Linn. wird unter Silerkraut vorkommen.

3) Das Preußische Laserkraut mit klebrichten Saamen, kleine Hirschwurzel, falsche Mohrüben, Laserpitium prutenicum L. Die Pflanze wächst im gemäßigten Wiesengrunde, auch zuweilen in den Heiden in der Mark Brandenburg, auch Sachsen, wo sie mit den wilden Mohrüben den ganzen Sommer über, oder auch später blühet. Die Wurzel ist zweyjährig. Der Stängel, sonderlich am untern Theile, ist mit weißen Haaren besetzet. Die Blätter haben viel ähnliches mit dem giftigen Wütrich, Cicuta virosa, und sind an dem Stiele und den Ribben haaricht. Die Blättchen sind keil- oder lanzetförmig, federartig eingeschnitten, und die letztern unter einander verwachsen. Die weißen Dolden haben einen unangenehmen Geruch, werden aber doch, des Wachses und Honigs wegen, von den Bienen stark besuchet. Die Saamen sind etwas haaricht, klebricht und gewürzhaft.

Lastholz. S. Linde.

Lasurstein.

Lapis Lazuli, ist ein blauer Stein mit gelben Streifen und Flecken, die wie Gold schimmern, aber nach den genauesten Untersuchungen nichts anders, als eingesprengte Kiese sind. Wallerius Mineral. S. 130. zählet den Lasurstein unter die Jaspisarten, und unterscheidet von selbigen zwo Unterarten, nämlich 1) den Armenischen Stein; 2) den Lasurstein. Wir halten aber davor, daß beyde Steine von einander unterschieden sind, und nicht zu einer Classe gehören. Pott Fortsf. der Lithogeogn. S. 72. zeiget den Unterschied an, und saget, daß der Armenische Stein eine alkalische Erde und der Lasurstein eine Kieselerde zum Grunde habe, und der Armenische Stein überdies seine blaue Farbe im Feuer verliere.

Cronstedt Mineral. S. 112. setzet den Lasurstein unter diejenigen Arten, so er Zeolitarten nennet, und führet einige Versuche an, welche darthun, daß der Lasurstein Silber und Eisen enthalte.

Wenn wir die, von verschiedenen Chymisten angestellten Versuche mit diesem Stein in Erwägung ziehen, so müssen wir den Lasurstein unter die zusammengesetzten

setzten oder gemischten Steine setzen, und zwar unter diejenigen, welche aus einer Thon oder Kieselerde bestehen, mit welcher zugleich eine alkalische Erde genau gemischet ist. Die blaue Farbe scheint der Lasurstein nicht vom Kupfer zu haben, indem die genauesten Versuche darthun, daß nichts von selbigem darinnen enthalten ist. Ob aber die blaue Farbe von dem mit Silber vermischten Eisen herrühret, läßt sich zwar noch nicht ungezweifelt darthun, doch scheint solches ganz wahrscheinlich zu seyn, vornehmlich, da es nicht zu läugnen ist, daß man Eisen, aber kein Kupfer aus selbigem erhalten kann.

Aus dem Lasursteine wird eine kostbare blaue Farbe gemachet, die man Ultramarin nennt. Es wird nämlich der Lasurstein in einem Schmelztiegel geglühet, hierauf in Weingeist abgelöschet, und, wenn er zerreiblich genug worden, auf dem Reibstein zu einem zarten Pulver gerieben. Dieses Pulver wird mit Wasser vermischet und herumgerühret; man gießt hierauf das Wasser ab, und wiederum neues darauf, und wiederholet solches etlichemal; man reibt alsdenn das abgespülte Pulver auf dem Reibstein erst mit Weingeist zu einem Teig und hernach zu dem feinsten Pulver, welches zuletzt mit einer aus Harz, Terpenthin und Mastix, ingleichen aus Weyrauch und Leinöl zusammengesetzten Masse vermischet und im Wasser so lange herumgerühret wird, bis sich die blaue Farbe von der Masse absondert. Diese Farbe wird nochmals mit Wasser abgespulet und getrocknet. S. Spielmann. Institut. Chem. §. 43. Exper. 1.

Man gebrauchet dieselbe in der Malerey; es ist eine der theuersten Farben, welche dem Golde gleich geschätzet und bisweilen noch theurer bezahlet wird. Außer dieser Farbe werden aus dem Lasursteine Dosen, Pettschafte und andere Dinge verfertiget. Man findet diesen Stein in Asien, Afrika und Europa.

Latanbaum. S. Palme.

Latbrachßmen.

Latus, eine Art der Meerbrachßmen, ähnlich den Meerrappen, des Gesners, S. 29. ist aber nicht so breit; hat keine Warzen an dem Maule; silberfarbene Schuppen, Zähne, und Steine im Kopfe; kömmt zu mächtiger Größe; ist ganz bräunlichig zu Rom, und in dem Adriatischen Meere, durch das ganze Italiänische Land. In dem Fluß Nilo kommen solche Fische auf zween Centner, von etlichen werden diese Fische weiße Meerrappen genennet. Er ist wohl der Müllerischen Seekrähe seiner Unterfische,

berfische, Sciaena vmbra, Linn. gen. 167. sp. 4. wie auch unter den Kleinischen Pärschen, der zwölften Gattung, sehr ähnlich, zumal das Umbergeschlecht, Sciaena, von den Labris und Percis, als ein Mittelgeschlecht, selbst nach dem Linnäus, nicht genugsam zu unterscheiden.

Laterne.

Lucerna, wird die Meerschwalbe genennet, weil ihre Augen und Floßfedern des Nachts, Laternen gleich glänzen. Richt. Trigla Lucerna, Linn. gen. 172. sp. 5. Müllers Meerleuchte seiner Seehähne; Coryfiion 2. des Kleins; s. unsern Artikel, Helmfisch, Th. IV. S. 761.

Laternenfisch.

Laternenfisch in Afrika, so groß, wie der Bonetto, Richter, nach den Samml. A. Reis. B. IV. S. 579. s. unsern Artikel, Bonitto, Th. I. S. 908.

Laternträger.

Fulgora Linn. So nennt man ein merkwürdiges Geschlecht von Insecten, welches in dem Linnäischen System in der zwoten Ordnung, nämlich unter den Insecten mit halben Flügeldecken steht. Dieses Geschlecht unterscheidet sich von den übrigen vorzüglich durch die hervorragende Stirn, welche inwendig hohl, und ein trompetenartiger Fortsatz des Kopfes ist. Dieser hervorragende Fortsatz wird die Laterne genannt, weil er des Nachts einen überaus feurigen Schein von sich giebt. Die Fühlhörner befinden sich unterhalb der Augen mit zwey Gelenken, wovon das äußere kugelförmig und größer, als das andere ist. Der Schnabel ist gebogen, und die Füße sind zum Schreiten geschickt.

Der Ritter von Linné führet neun Arten von Laternträgern an, wovon nur eine einzige, nämlich die neunte Art, in Europa gefunden wird.

Die erste Art, Fulgora laternaria Linn. ist der große westindische oder amerikanische Laternträger, welcher oft eine Länge von fünf Zoll und darüber erreichet. Die sogenannte Laterne, nämlich der hohle, blasenartige, leuchtende Theil, welchen dieses Insect vorne am Kopfe führet, ist so dick, und so lang, als der hintere Körper. An den Seiten ist diese Laterne, deren Grundfarbe ins olivengelbe fällt, zackicht und mit rothen knopfförmigen Flecken besetzet. Sonst findet man auf diesem Theile hin und wieder auch andere dunkle Streifen und Flecken. Der Hinterleib ist ziemlich dick, und besteht aus acht, größtentheils gelben Absätzen, wovon jeder etliche große und kleine rothbraune Flecken führet.

ret. Der letzte, zum Theil auch der vorletzte Absatz ist weißlich, und sieht so aus, als wenn er mit einem Schimmel überzogen wäre. Die sechs Füße, womit dieses Insect versehen ist, haben eine blasse, ockergelbe Grundfarbe und braune Flecken. Die beyden Hinterfüße sind nicht nur etwas länger, als die übrigen, sondern auch an ihrem langen Mitteltheile breiter und an der äußern Seite mit sägeförmigen Zacken besetzet. Die Flügel sind gelblicht und mit verschiedenen braunrothen und andern Strichen und Flecken gezieret. Die Unterflügel sind etwas kürzer, aber breiter und noch schöner gezeichnet, als die Oberflügel; denn sie prangen gegen die Spitze zu mit einem großen, gelben Auge, welches äußerlich eine ungleich breite, dunkelbraune Einfassung hat, in der Mitten aber einen halb dunkelrothen und halb weißen, runden Flecken zeiget. Neben diesem großen Flecken steht noch ein anderer, etwas kleinerer, von eben der Farbe, welcher aber, wegen der Falte, die hier der Flügel machet, nicht gleich in die Augen fällt. Zwischen den Vorderfüßen haben diese Thiere, deren Nahrung im Safte der Blumen bestehen soll, einen Saugrüssel. Das Licht, welches sie bey Nacht von sich geben, ist so stark, daß man dabey lesen und schreiben kann. Die Amerikaner pflegen sich daher solcher Laternträger, wenn sie bey Nacht reisen, statt einer Fackel zu bedienen. Abbildungen von diesem Insecte findet man nicht nur in dem Werke der Frau Merianinn, sondern auch im zweyten Theile der Röselischen Insectenbelustigungen.

Die übrigen Arten von Laternträgern, die man meistentheils in Amerika und in Asien antrifft, sind nicht so groß, als die itzt beschriebene Art, von der sie sich auch theils durch die Farbe, theils durch die Gestalt der Laterne unterscheiden. Der chinesische Laternträger, Fulgora Candelaria Linn. von welcher Rösel ebenfalls im zweeten Theile seiner Insectenbelustigungen eine schöne Abbildung liefert, hat eine rüsselförmige, vorn etwas in die Höhe gekrümmte Laterne, welche von gelbbrauner Farbe und nicht ganz durchsichtig ist, wie bey dem großen amerikanischen Laternträger. Der Körper ist größtentheils rothbraun und mit schwarzbraunen Flecken gezeichnet. Die Oberflügel sind schön grün, und mit gelben, auch weißen Flecken gezieret. Die Unterflügel haben eine pomeranzengelbe Farbe und an der Spitze eine breite, ganz schwarze Einfassung, welche gegen den Leib zu immer schmäler wird.

Der europäische Laternträger, Fulgora europaea Linn. der aber nur in etlichen südlichen Provin-

Provinzen von Europa gefunden wird, hat eine kegelförmige Laterne, einen grünen Körper, rothe Füße und grünlichte Flügel, welche wie grünes Glas aussehen.

Lates.

Latos, auch Luth, ingleichen Kescherfisch; s. diesen unsern Artikel, Th. IV. S. 457.

Lathyrus.

Dieser Name wird fast durchgehends auch im Deutschen beybehalten; sonst pfleget man auch dieses Geschlechte Platterbse zu nennen; Herr Planer hat den Namen Kechern erwählet. Die schmetterlingsförmige Blume zeiget einen glockenförmigen Kelch mit fünf spitzigen Einschnitten, davon der unterste der längste ist und die beyden obersten die kürzesten sind. Das Helmblättchen ist groß, herzförmig, am Rande rückwärts und mit dem obern Theile unter einem geraden Winkel aufwärts gebogen; die beyden Flügel sind kurz, länglicht, stumpf und mondförmig; das Kielblättchen ist der Größe nach den Flügeln ähnlich und halbmondförmig. Neun Staubfäden sind verwachsen; der zehnte steht einzeln. Der plattgedrückte, länglichte Fruchtkeim verlängert sich in den platten, aufwärts gebogenen, oberwärts breiten, und am Ende spitzigen Griffel, welcher von der Mitte bis zum Ende mit Haaren besetzet ist, welche gleichsam den Staubweg vorstellen. Die lange, walzenförmige oder platte, spitzig zulaufende Hülse öffnet sich mit zwo Klappen, und enthält viele walzen- oder kugelförmige, glatte, oder eckichte Saamen. Herr von Linné und die mehresten neuern Schriftsteller haben vier Geschlechter des Tourneforts in diesem einzigen vereiniget; und da der Unterschied derselben nicht von der Blume und Frucht, sondern nur von den Blättern entlehnet worden, müssen wir denselben billig beypflichten, und alle hier zugleich anführen; erinnern aber noch, wie die Geschlechtskennzeichen der Erbsen, Pisum, von dem Lathyro wenig verschieden seyn, und der Hauptunterschied in dem Staubwege bestehe, welcher bey den Erbsen auf dem obern Winkel des dreyeckichten Griffels als eine haarichte Besetzung erscheint. Herr von Linné führet ein und zwanzig Arten an, und bringt diese in drey Abtheilungen, nachdem der Blumenstiel entweder einzelne, oder zwo und mehrere Blumen trägt. Alle Arten haben schwache ästige Stängel, und die mehresten verlangen eine Stütze, um sich daran mit ihren Gäbelchen in die Höhe zu ziehen.

a) Lathyrus mit einzelnen Blumen.

1) Der blattlose Lathyrus mit herzförmigen Blattansätzen, Ackerplatterbse, Aphaca Tourn. Lathyrus aphaca L. wächst in Frankreich, Italien und der Schweiz unter dem Getraide. Die Wurzel ist jährig. Die Blattansätze sind groß, breit, pfeil- oder herzförmig, die Gäbelchen aber gemeiniglich nackend, jedoch zuweilen mit einigen lanzetförmigen Blättchen, wie bey den übrigen Arten, besetzet. Die kleinen gelben Blumen erscheinen im Sommer, und der Blumenstiel verlängert sich in ein dünnes Fädchen. Wir ziehen solche jährlich im freyen Lande aus den Saamen ohne besondere Wartung.

2) Der einfachblättrichte, oder gabellose Lathyrus, Nissolia Tourn. Lathyrus nissolia L. wächst in Frankreich und der Schweiz; bey uns ist die Wurzel jährig, der Stängel zwar schwach, doch erhält sich solcher von selbst aufgerichtet; die Blattansätze sind ganz klein und pfriemenartig, und die Blätter selbst einfach, schmal und grasartig; die Gäbelchen fehlen ganz, und statt der Blattansätze sieht man nur kleine Borsten. Die hochrothen Blumen erscheinen im Junius. Wir erziehen solche, wie die vorige.

3) Der zweyblättrichte Lathyrus mit einfachen Gäbelchen, Syrische Platterbse, Lathyrus amphicarpus L. Diese jährige Pflanze wächst in Syrien. Zwey Blätter sitzen auf dem gemeinschaftlichen Stiele, und dieser verlängert sich in ein einfaches Gäbelchen. Die Blumen sind blaß purpurroth. Damit man um desto gewisser reifen Saamen erhalte, kann man diesen auf ein Mistbeet aussäen; man muß alsdann die Pflanzen daselbst stehen lassen, indem diese und andere Arten von Lathyrus das Versetzen nicht sonderlich vertragen.

4) Der zweyblättrige Lathyrus mit gefurchter Hülse, purpurrothe Platterbse, Lathyrus Cicera L. Die jährige Pflanze wächst in Spanien und kömmt mit der vorherstehenden und nachfolgenden in den meisten Stücken überein. Der Blattstiel ist sowärts nicht häutig oder geflügelt, die Blattansätze sind breit, und die beyden Blättchen lanzettförmig, die Blumen roth, die Hülsen zusammengedrücket, nicht merklich geflügelt, sondern auf dem Rücken nur mit einer Furche durchzogen. Der Anbau erfordert keine Kunst. Nach den Erfahrungen des Duvernoi erhält der häufige Gebrauch der Saamen eine Steifigkeit in den Gelenken der Füße mit einem Hinken. Und Dr. Hirzel bemer-

kete

kete auf den Genuß derselbigen, als Brod, bey einer ganzen Familie Lähmung der Knie.

5) Der zweyblätterichte Lathyrus mit doppelt geflügelter Hülse, Kichern, deutsche Küchern, zahmer Platterbiß, Lathyrus sativus Linn. wächst auch in Spanien und Frankreich, und ist gleichfalls jährig. Der Stängel ist geflügelt; die Gäbelchen sind gemeiniglich ungetheilt. Der gemeinschaftliche Stiel trägt zwey, selten vier schmale, grasartige Blätter; die Blätteransätze sind so breit, als die Blättchen selbst, auf- und unterwärts abgetheilet. Die Blumen sind blau oder weiß, oder aus beyden gemischet; die Hülsen platt gedrückt und mit zween erhabenen Rändern versehen. In Thüringen pfleget man selbige unter dem Namen Küchern auszusäen und auf dem Felde zu erbauen. Aus den mehlichten Saamen pfleget man Brey zu kochen, auch in der Theurung Brod daraus zu backen.

b) Mit zweyblümichten Stielen.

6) Der zweyblätterichte, wohlriechende Lathyrus mit rauchen Hülsen, wohlriechende Platterbse, spanische Wicke, Lathyrus odoratus Linn. wächst in Sicilien, ist jährig. Der Stängel steigt bis vier Fuß in die Höhe; jedes Blatt besteht aus zwey großen länglichten, spitzigen Blättchen. Die platten Saamenhülsen sind rauch. Die Blumenblätter sind theils hellblau, theils roth, und man findet eine Spielart mit weißen und rosenrothen Blumen, welche die gemalte Frauenerbse genannt wird. Die Blumen zeigen sich den ganzen Sommer über, haben einen starken, moschusähnlichen, manchen Personen widrigen Geruch. Man erzieht solche ohne Kunst aus dem Saamen, welcher auch bey uns zur Reife gelanget.

7) Der zweyblätterichte gelbe Lathyrus mit getheilten Blattansätzen, Lathyrus hispanicus Riu. Lathyrus annuus L. Diese jährige Art wächst in Spanien und Montpellier. Der geflügelte Stängel steigt fünf bis sechs Fuß hoch; die Blattansätze sind gespalten; die beyden Blättchen schwerdförmig, und die Saamenhülsen glatt; die blaßgelben Blumen ruhen auf langen Stielen. Die Vermehrung geschieht leichtlich durch den Saamen.

8) Der zweyblätterichte, scharlachrothe Lathyrus mit mondförmigen Blattansätzen; die scharlachrothe Wolfsbohne, Lathyrus tingitanus. Dieses Sommergewächse wächst in Mauritanien. Der Stängel steigt vier bis fünf Fuß hoch; die Blattansätze sind mondförmig, und die beyden lanzetförmigen Blättchen stehen wechselsweise an dem Stiele,

welcher sich, wie bey den übrigen, in das Gäbelchen verlängert. Die hochrothen Blumen stehen auf kurzen Stielen. Man behandelt solche, wie die vorige.

9) Der vielblätterichte Lathyrus mit ausgezackten Blattansätzen, Hühnerwicke, mauritanische Platterbse, wächst in Mauritanien und dem Morgenlande. Die Blattansätze sind gezahnet; viele Blättchen sitzen an dem gemeinschaftlichen gabelförmigen Stiele; das Fähnchen der Blume ist roth, die Flügel aber sind blau. Die mehlichten Saamen kann man zu Brey und zur Zeit der Theurung zum Brodbacken gebrauchen. Die Vermehrung geschieht jährlich aus den Saamen.

c) Mit vielblümichten Stielen.

10) Der zweyblätterichte, rauchhülsige Lathyrus mit rauhen Saamen, die zottige Platterbse, Lathyrus hirsutus Linn. wächst in England und Frankreich unter dem Getraide. Bey uns ist die Wurzel jährig. Der schwache, geflügelte Stängel steigt ohngefähr zween Fuß hoch; die Blattansätze sind ganz, auf- und unterwärts gerichtet; die Gäbelchen ästig; die beyden Blättchen lanzetförmig; jeder Blumenstiel trägt gemeiniglich drey, auch zuweilen nur zwey, oder auch nur eine purpurfarbige Blume, deren Fähnchen mit einer gelben L getheilet ist. Die Saamenh ist haaricht, der Saame aber g rauh und scharf anzufühlen.

11) Der zweyblätterichte L thyrus mit knollichter Wur Lathyrus tuberosus. s. Erd

12) Der zweyblätteri gelbe Lathyrus mit ungetheil Gäbelchen; gelbe Wicke, g Vogel- oder Honigwicke, W senkichern, Lathyrus prate L. Diese, in der kriechend Wurzel fortdauernde, Art w bey uns in mancherley Gru auf den Wiesen, Feldern, un Wälder, in den Hecken und het häufig im Sommer. schwachen, viereckichten Stän steigen bis sechs Fuß hoch; Blattansätze sind groß, vo ganz und spondonförmig; die den Blättchen lanzetförmig, u die Gäbelchen gemeiniglich einf ohne Zweige, jedoch zuweilen kleinere gespalten. Alle Kelch schnitte endigen sich gleichsam einer Granne, der unterste ist längste und schmälste. Die ben, wohlriechenden Blumen gen sich vom May bis in den gust. Die Blumenstiele sind v eckicht. Die Pflanze ist grün getrocknet, ein gutes Futter für Vieh, und verdienet auf trocken Wiesen angepflanzet zu werde Die Blumen werden von den nen häufig besuchet.

13) D

13) Der schmale, zweyblätterichte Lathyrus mit geflügelten Stängeln; wilde Erve; Waldkücheln; wilde Platterbse, Lathyrus sylvestris Linn. wächst um die Wälder, Hügel und Weinberge, an leimichten, trockenen Orten unter den Hecken und Dornsträuchern, und geht mit seiner dauernden Wurzel sehr tief. Der geflügelte Stängel verbreitet sich in viele aufsteigende Zweige. Die Blätter sind schmal und lanzetförmig; die Gäbelchen ästig; die Blattansätze klein, schmal und spitzig; die Blumen roth und schön geadert. Diese Art unterscheidet sich von der folgenden vorzüglich durch die wenigen und kleinen Blumen und schmälern Blätter. Es schickt sich diese Art, indem die Stängel acht und mehr Fuß hoch steigen, recht gut zu Beziehung der Lauberhütten. Sie soll den Schaafen schädlich seyn. Die Bienen achten solche auch weniger, als andere Arten.

14) Der breite zweyblätterichte Lathyrus mit geflügeltem Stängel; große breitblätterichte wilde Platterbse, Lathyrus narbonensis Riu. Lathyrus latifolius Linn. wird mit dem vorherstehenden und zu einer Zeit in der Blüthe gefunden; die dauernde Wurzel geht sehr tief in die Erde, und treibt viele dicke, ästige, sechs bis acht Schuh steigende, geflügelte Stängel. Die Blattansätze sind eyförmig zugespitzt; die beyden Blättchen groß, breit, lang und stumpf, die obern aber schmal und lanzetförmig. Die Blumenähre besteht aus großen, röthlichen, wohlriechenden Blumen. Diese scheinen den Bienen nicht sonderlich angenehm zu seyn.

15) Der vielblätterichte Lathyrus mit lanzetförmigen Blattansätzen; Bruchwicke, Wasserwicke, Lathyrus palustris, wächst auf tiefen Wiesen. Die ausdauernde Wurzel treibt schwache, aber aufgerichtete, ohngefähr zween Fuß hohe, geflügelte Stängel. Gemeiniglich besteht jedes Blatt aus sechs lanzetförmigen und gleichsam mit einer Granne geendigten Blättchen, nach Art der gefiedert n; das Gäbelchen ist ästig. Im Sommer erscheinen die wohlriechenden, purpurfarbenen oder blaurothen Blumen, welche den Bienen sehr angenehm sind. Bey dem kleinen Kelche sind die drey obern Einschnitte dreyeckicht und kurz, die beyden untern länger.

Von allen diesen Arten verdienet No. 6. 12. und 14. in den Gärten einen Platz. Die beyden letztern dauern in der Wurzel, und können sowohl dadurch, als den Saamen vermehret werden. Von der sechsten Art empfiehlt Grotian die Aussaat im August zu veranstalten, und behauptet, daß die jungen Pflänzchen den Winter über keinen Schaden litten, und

vielmehr grösser würden, als die Frühlingspflanzen. Es ist dieses nach unserer Erfahrung sehr unsicher, und wir ziehen die Frühlingssaat vor.

Lattenstrauch.

Unter diesem Namen verstehen wir mit Herr Planern Aegiphila Linn. Die Pflanze hat Hr. Jacquin auf dem Eylande Martinique gefunden, und zuerst beschrieben. Die einfachen Blätter sind gestielt und stehen einander gegen über; die Blumensträußer treiben sowohl aus dem Winkel der Blätter, als den Enden der Zweige hervor. Der kleine, einblätterichte Kelch ist mit vier Zähnen besetzet; des Blumenblattes dünne, walzenförmige, aufgerichtete Röhre verbreitet sich in vier Lappen, enthält vier Staubfäden und einen gespaltenen Griffel. Die Frucht ist eine rundliche, einfächerichte Beere, und enthält vier Saamen.

Lattich. S. Salat.

Lattucke. S. Salat.

Lava.

Lava. Unter diesem Namen wird dasjenige Product verstanden, welches als ein glühender Strom aus den feuerspeyenden Bergen oft viele Meilen weit herausfließt, und nach dem Erkalten meistentheils eine Steinhärte erhält. Die Lava, wie Joh. P[illegible] cker in den Philosophical. Tran[illegible] actions Vol. 47. Ao. 1753. [illegible] 474. meldet, ist eine aus Eis[illegible] Spießglas, Schwefel und S[illegible] zen zusammengeschmolzene Ma[illegible] Wilhelm Hamilton, s. dessen [illegible] obachtung über den Vesuv, Ber[illegible] 1773. beschreibt die mancher[illegible] Veränderungen und die Ausb[illegible] che des Vesuvs, so er selbst wa[illegible] genommen, und saget von [illegible] Lava, daß sie des Nachts das [illegible] sehen eines in Fluß gebrach[illegible] Metalls gehabt, bey Tage hin[illegible] gen nicht wie Feuer ausgesehe[illegible] ihren Lauf aber ein dicker, weiß[illegible] Rauch bezeichnet habe. Er m[illegible] det auch, daß die Lava bisweil[illegible] in zween, drey und bisweilen m[illegible] rern Ströhmen geflossen, ihre H[illegible] tze aber so groß gewesen, daß [illegible] ihm nicht gestattet habe, d[illegible] Strohme näher als zehen F[illegible] weit zu kommen. Ohngeach[illegible] die Lava so flüßig wie Wasser [illegible] schienen, sey sie doch so dick [illegible] wesen, daß sie dem Eindrucke [illegible] nes langen Stabes beynahe w[illegible] derstanden. Große Steine, so [illegible] hineingeworfen, sind nicht unte[illegible] gesunken, sondern haben nur eine[illegible] leichten Eindruck gemachet, sin[illegible] auf der Oberfläche fortgeschwu[illegible] men, und in kurzer Zeit auß[illegible] dem Gesichte geführet worden. Der Strohm der Lava, so er da[illegible] mals wahrgenommen, ist der D[illegible] cke ohnerachtet, sehr schnell g[illegible] flossen.

flossen, an seiner Quelle ohngefähr zehen Fuß breit gewesen, bald hernach aber noch breiter geworden, und hat sich in drey Flüsse zertheilt, welche durch ihre Hitze die Kohlen der alten zwischen inne liegenden Lava entzündet haben, so, daß die ganze Gegend des Nachts das Ansehen eines ununterbrochenen Feuersees gehabt, welcher vier englische Meilen lang und zwo Meilen breit gewesen. Am äußersten Ende ihres Laufs von der Quelle an hat die Lava nicht flüßig geschienen, sondern ist einem Haufen glühender Kohlen ähnlich gewesen, welcher einen Wall ausgemachet, der an einigen Orten zehen bis zwölf Fuß hoch gewesen, alsdenn sich vom Gipfel überwälzet und bald einen andern Wall gebildet hat, doch ist diese Art des Vorrückens sehr langsam gegangen, und binnen einer Stunde nur ohngefähr dreyßig Fuß weit fortgegangen. Die Lava, welche im Jahre 1765. aus dem Berge Aetna geflossen, ist, nach Hamiltons Berichte, in zween Flüssen hervor gebrochen, welche wenigstens sechs englische Meilen lang und eine Meile breit gewesen.

Die Beschaffenheit der Lava ist, wie Hamilton anzeiget, verschieden. Meistentheils ist sie eine vitrificirte Masse, doch eine mehr, als die andere; es hat aber auch derselbe eine Lava gesehen, welche mehlicht gewesen. Wir besitzen ein Stück, das wie ein schwarzgrauer Stein sieht und auch dergleichen Härte hat. So viel ist gewiß, daß die Lava nicht allezeit von einerley Beschaffenheit ist; welches daher kömmt, weil die Materien, welche bey dem Ausbruche des Vesuvs in Bewegung kommen, manchmal mehr erdicht, zu einer andern Zeit mehr salinisch, oder schweflicht, oder metallisch seyn können.

Lavaret.

Lauaretus, zu Constanz, Adelfisch, Gangfisch; franz. Lavaret, Lavaron; eine edle Albel oder Adelfisch des Gesners, S. 187. a. Salmo Lauaretus, Linn. gen. 178. sp. 15. und Trutta edentula, 2. des Kleins; s. unsern Artikel, Forelle, Th. III. S. 179. und Gangfisch, Th. III. S. 268.

Lavaronus.

Lavaronus mit einem dicken Kopfe, weißen Fleische, und Silberschuppen, im Mittelmeere, Richter. Nach dem Chomel ein Seefisch, dem Lavaret, Alse oder Alose, ziemlich gleich; von einem weißen, leichten, wohlschmeckenden und gut zu verdauenden Fleische; er soll ein flüchtiges Salz und Oel haben, und seine zwey Steinchen aus dem Kopfe, gepülvert eröffnen, und Grieß und Sand besonders abführen.

Lavatera.

Diesen Geschlechtsnamen hat Tournefort dem Andenken eines Zürchischen Arztes und seines Freundes gewidmet; auch ist solcher von andern Schriftstellern beybehalten worden, obgleich dieser Lavater weder durch Schriften, noch auf eine andere Art sich bekannt gemachet. Es ist dieses Geschlecht aus der Familie der Malven oder Pappelpflanzen, und zeiget in der Blume einen doppelten, stehenbleibenden Kelch, davon der äußerliche bis zur Hälfte in drey stumpfe, der innerliche in fünf spitzige Einschnitte getheilet ist; ferner fünf große, ausgebreitete, herzförmige, unterwärts mit einander vereinigte Blumenblätter; viele unterwärts unter einander in eine Scheide verwachsene und oberwärts wieder abgesonderte Staubfäden mit nierenförmigen Staubbeuteln, und einen kurzen Griffel, welcher sich in viele Staubwege verbreitet. Die Frucht besteht aus vielen, zirkelförmig um den Fruchthalter und neben einander gestellten Behältnissen, welche sich einwärts öffnen, und einen nierenförmigen Saamen enthalten. Ueber der Fruchtscheibe steht in der einen Art ein Teller oder Schild, wodurch jene ganz bedecket wird. Und dieses hat auch Tournefort als das Hauptkennzeichen dieses Geschlechts angenommen, und Herr Ludwig und andere sind demselben darinnen gefolget; Herr von Linné aber hat auf diesen besondern Umstand nicht acht gegeben, sondern bey diesem, wie bey vielen andern Malvengeschlechtern, das Unterscheidungsmerkmal von dem Kelche hergenommen, mithin verschiedene andere Pflanzen, und alle diejenigen, welche an dem äußerlichen einblätterichten Kelche drey Einschnitte zeigen, in diesem Geschlechte vereiniget. Da die eigentliche Pappel, Malua, auch zween Kelche hat, und der äußerliche aus drey Blättchen besteht, möchte es zuweilen zweifelhaft scheinen, ob dieser Kelch aus drey Blättchen oder nur drey Einschnitten bestehe, und ob die Pflanze zur Lavatere oder Malve gehöre. Es wäre daher wohl das beste, nur eine Lavatere anzunehmen, und die übrigen vom Herrn von Linné angeführten neun Arten mit der Malve zu vereinigen. Doch folgen wir dem Herrn von Linné und erwähnen die bekanntesten.

1) Die jährige schildtragende Lavatera, syrische Lavatera, Lavatera trimestris Linn. wächst in Syrien, Spanien und Sicilien. Die fäserichte Wurzel treibt einen rauhen, ohngefähr zween Fuß hohen, schwachen und in Aeste weitbreiteten Stängel. Die Blätter stehen wechselsweise. Am Blattstiele sitzen zween Blattansätze, welche

welche aber zeitig abfallen. Die Blätter sind haaricht, und die untern rundlich, ganz, nur am Rande gekerbet, die obern aber in drey auch fünf spitzige, eingekerbte Lappen abgetheilet; die obersten wieder ganz, aber lanzetförmig. Aus dem Winkel der obersten treiben lange, nackende, aufrechtstehende, einblümige Stiele. Der äußerliche Kelch zeiget drey zusammengezogene, kielförmige, hinterwärts eingekerbte Einschnitte, mit drey abwechselnd gestellten, gefaltenen Ansätzen. Die Blumenblätter sind ansehnlich groß, und entweder blaßroth oder weiß. Dieser Unterschied erhält sich auch meistentheils im Saamen, doch ist die weiße nur eine Spielart von der rothen. Die Saamenbehältnisse bedecket der schildförmige Teller. In unsern Gärten treiben die Blumen bis spät in den Herbst, und man kann das Wachsthum dieser Pflanze nicht auf Monathe setzen, wie der Beyname des Herrn von Linné angiebt. Sie brauchet keine besondere Wartung, und giebt reichlich reife Saamen.

2) Die beständige, thüringische Lavatera mit eingeschnittenem Blumenkelche; die unächte große thüringische Althäenstaude, Lavatera thuringica Linn. wächst in Oesterreich, Böhmen und Thüringen. Sie ist sehr dauerhaft, vermehret sich stark und blühet im Sommer häufig und lange. Die Wurzel treibt jährlich wollichte Stängel, ohngefähr von sechs Fuß Höhe. Die Blätter sind lang gestielt, und die untern rundlich oder herzförmig, die obern aber in Lappen abgetheilet. Die großen purpurrothen Blumen stehen in dem Winkel der obern Blätter. Der Kelch ist eingeschnitten. Bey dieser und den folgenden Arten fehlet bey der Frucht der schildförmige Teller. Im Garten kann man solche ohne Kunst unterhalten, und aus dem Saamen am besten vermehren.

3) Die baumartige rundblätterichte Lavatera, der unächte staudichte rundblätterichte venetische Meeribisch, Lavatera arborea L. Zwischen Pisa und Livorno wächst diese Art wild. Der Stamm ist zwar krautartig, aber stark und dicke, und machet oben eine schöne große Crone. Die gestielten Blätter sind weich und haaricht, rundlich, jedoch in sieben stumpfe, gefaltene Lappen abgetheilet. Jeder Blumenstiel trägt zwar nur eine purpurrothe Blume, viele aber stehen bey einander an dem Blattwinkel. Die Pflanze ist wegen der Blätter immer grün; da aber die Blumen nicht groß sind, ist das Ansehen nicht sonderlich, doch unterhält man solche in den Gärten, erzieht sie aus Saa-

men, setzet die Stöcke, welche schnell in die Höhe wachsen, in Töpfe, und diese den Winter über in ein gemeines Glashaus. Es dauern selbige gemeiniglich nur zwey oder drey Jahr aus.

4) Die baumartige glänzende Lavatere, Lauatera micans L. wächst in Spanien und Portugall. Der baumartige Stamm verbreitet sich oberwärts in Aeste, an welche immergrünende, wollichte, oberwärts mit glänzenden Flecken bezeichnete, und in sieben spitzige, eingekerbte und gefaltene Lappen abgetheilte Blätter stehen. Die Blumensträußer treiben aus dem Ende der Aeste.

5) Die strauchartige spitzblätterichte Lavatere mit einfachen Blumenstielen, unächter staudichter Ibisch mit zugespitzten Blättern und kleinen Blumen, Lauatera olbia L. Das Eyland Olbia in der Provence ist ihr Vaterland. Es ist ein schwacher, aber hoher, immergrünender Strauch, dessen weißgraue Blätter spondonförmig und in fünf Lappen abgetheilet sind. Die kleinen, glänzenden, purpurrothen Blumen stehen einzeln auf kurzen Stielen. Die Blüthe dauret lange, und die Wartung dieser, und der vorherstehenden, kommt mit der dritten Art überein.

Laub. S. Blatt.

Lauben.

Laubanum, eine Art von Weißfischen im Otterſee; werden in [illegible] nem Striche zu tausenden [illegible] einem Striche gefangen, weil [illegible] nämlich so einen starken Ger[illegible] haben, daß sie den Köder, ob [illegible] schon im tiefsten Winkel steck[illegible] stracks riechen, und haufenw[illegible] zur Angel kommen. Richt[illegible] nach des Steinbocks Fischer[illegible] S. 211.

Laubenstrauch.

Dieser Name wird der Pergularia L. von Herr Planern b[illegible] geleget. Dieses neuerlich [illegible] stimmte Geschlecht hat mit [illegible] Hundswinde viele Aehnlichk[illegible] Der stehenbleibende Kelch ist fünffach eingeschnitten. Das p[illegible] sentirtellerförmige Blumenbl[illegible] zeiget eine walzenförmige Röhr[illegible] und einen in fünf Lappen abg[illegible] theilten Rand. Die fünf Honi[illegible] behältnisse sind halb pfeilförmig und laufen in eine krumme Sp[illegible] tze aus. Die fünf Staubbeut[illegible] sitzen auf dem abgestutzten Staub[illegible] wege, welcher unter sich keine[illegible] Griffel zeiget. Herr von Linn[illegible] führet zwo Arten an; als d[illegible] glatten und filzichten Laubenstrauch, Pergularia glabra und tomentosa. Beyde win[illegible] den sich um alle nahstehende Kö[illegible] per, und die Blume der ersten, welche in Ostindien wächst, soll nach Empfindung der Europäer einen

einen äußerst widrigen, den Indianern aber angenehmen Geruch von sich geben, und daher von diesen zu Laubenhütten gepflanzet werden. Aus den Blättern und Zweigen tröpfelt ein gelber zäher Saft.

Laubfrosch. S. Frosch.

Laubhahn.

Vrogallus minor, so heißt der bekannte Birkhahn, dessen oben bereits gedacht ist.

Laubholz. S. Baum.

Lauch.

Porrum. Von diesem Geschlechte, in wie ferne es von dem Knoblauch und der Zwiebel verschieden, jedoch aber nicht füglich besonders beyzubehalten, sondern vielmehr mit diesen zu vereinigen sey, und von den Geschlechtskennzeichen überhaupt, haben wir unter dem Worte Knoblauch ausführlich gehandelt. Hier beschreiben wir nur diejenigen Arten, welche wir ehedem unter obigen Namen angeführet und von uns bey den Knoblauchsarten nur dem Namen nach angemerket haben. Diese sind.

1) Der hohlblättrichte Lauch, Schnittlauch, Schnittling, Holzlauch, Bryflauch, der mit röhrenförmigen Blättern und Stängeln begabte Knoblauch, Porrum fectiuum, Allium schoenoprasum L. Es ist ursprünglich eine Alpenpflanze, und wird in der Schweiz, Sibirien und Oeland reichlich wachsend angetroffen. Die länglichte Zwiebel treibt viele walzenförmige, hohle Blätter und Stängel, welche einander ganz ähnlich und ohngefähr einen Fuß hoch sind. Die Blumenscheide ist weißlich, mit röthlichten Adern durchzogen, kurz und spaltet sich von einander. Die Blumen stellen ein doldenförmiges Köpfchen vor, und sind aufwärts gerichtet. Die Blumenblätter sind eyförmig, zugespitzet, blaß purpurfärbig, in der Mitte der Länge nach mit einer dunklern Linie bezeichnet, in zwo Reihen gestellet, und unterwärts fast mit einander verwachsen. Die sechs Staubfäden sind unterwärts mit den Blumenblättern und unter sich selbst verwachsen, und endigen sich nur mit einer Spitze. Die Frucht ist länglicht, stumpf, und aus drey rundlichten Klappen zusammengesetzet; die Saamen sind eckicht und schwarz. Der starke und besondere Geruch machet die Pflanze leicht kenntlich, und wo dieselbe auf den Wiesen, wie in der Schweiz, häufig wächst, erhält Milch und Butter einen unangenehmen Geschmack. Man findet hiervon in den Gärten eine größere Art, welche unter dem Namen

men Cepa fistilis oder Cepa sectilis maior, auch Ciboule vorkommt, welches aber nur eine Spielart ist.

2) Grasblättrichter Lauch mit fester Wurzel, der grasblättrige kugelförmige Knoblauch mit der festen Seitenwurzel, Allium ampeloprasum L. Diese Art stammet aus dem Morgenlande her. Die kugelförmige, dichte, fleischichte Zwiebel treibt unterwärts neue, um einander stehende, kleinere. Der Stängel erreichet drey Fuß Höhe, und ist unterwärts mit blaulicht angelaufenen, saftigen, flachen, grasartigen, und der Länge nach in der Mitte gefurchten Blättern besetzet. Die Blumenscheide ist einblättricht, kurz, kegelförmig, und fällt zeitig ab. Die Blüthdolde ist fast kugelförmig. Die Blumenstiele sind lang und purpurfärbig. Die Blumenblätter weißlich, und die innerlich gestellten breiter und rundlicher als die äußerlichen, welche rückwärts mit einer rauch anzufühlenden Linie bezeichnet. Von den Staubfäden sind die drey äußerlich gestellten viel breiter als die drey übrigen und oberwärts dreyfach gespalten; die beyden äußerlichen Spitzen endigen sich gleichsam in eine Granne, auf der mittlern sitzt der Staubbeutel. Der Geruch ist wie bey der ersten Art, doch soll das Rindvieh davon fressen, ohne daß die Milch dadurch verändert werde.

3) Grasblättrichter Lauch mit häutiger Wurzel, Aschlauch, zahmer Lauch, Porre, grasblättrichter kugelförmiger Knoblauch mit der häutigen Wurzel, Allium Porrum L. Der eigentliche Geburtsort ist unbekannt, und vielleicht ist diese Art aus der vorherstehenden entstanden. Die bäuchichte Zwiebel treibt unterwärts Wurzelfäserchen, und besteht aus vielen, weißen, glatten, über einander liegenden Häuten, aus der Mitte derselben entspringt der unterwärts mit grasartigen Blättern besetzte, vier bis sechs Fuß hohe Stängel. Die Blüthdolde stellet eine große Kugel vor. Die Blumenstiele sind purpurfärbig, und die Blumenblätter blaß purpurfärbig, in der Mitte mit einer dunkeln Linie durchzogen, und rückwärts mit einer rauch anzufühlenden Linie bezeichnet. Die Staubfäden sind wie bey der vorigen Art beschaffen.

Die letzte Art ist bey uns sowohl in der Küche als Apotheke gebräuchlich. Einige wollen ihren Gebrauch, als schädlich, verwerfen; Geoffroi aber und andere haben bey solchen Personen, welche den Lauch häufig genossen, außer Blähungen, keine schlimme Wirkungen bemerken können. Es zertheilet der Lauch vermittelst seines scharfen und flüchtigen

flüchtigen Salzes, die zähen, schleimichten Feuchtigkeiten, und vermehret sonderlich den Abgang des Urins. Der Trank von der abgekochten Wurzel soll den Blasenstein zermalmen, wie Lobs versichert. Hippocrates lobet solchen bey den Krankheiten des weiblichen Geschlechts, und wenn diese von schleimichten Säften abstammen, kann man demselben billig Beyfall geben. Einige bedienen sich des Lauchsyrups bey Steckflüssen und andern schleimichten Zufällen der Brust.

Die erste Art ist viel wirksamer, und soll den Kräften nach mit der gemeinen Zwiebel übereinkommen. Sie ist auch leichter als die übrigen zu erziehen, und kann im Frühjahre und Herbste durch Zertheilung der Wurzel vermehret werden. Es nimmt solche fast mit jedem Orte im Garten vorlieb. Sie kann an einem Orte etliche Jahre stehen bleiben, ehe man eine Umpflanzung vornehmen darf, doch ist es besser, solche alle zwey Jahre umzusetzen. Es bleibt dieser Lauch Winter und Sommer über an einem Orte stehen, erfriert niemals, und die Wurzeln verderben nicht, außer, wenn sie gar zu lange an einem Orte gestanden, und durch die häufig angesetzte Brut gleichsam erstücket wird. Man kann damit die Gartenbeete einfassen, und wenn man Blätter und Stängel zuweilen abschneidet, ist diese Einfassung schöner als von Buchsbaum; unterläßt man aber das Verschneiden, und die Blätter wachsen zu hoch, werden solche von Wind und Regen aus einander getrieben, und erhalten ein verwirrtes Ansehen. Das Abschneiden aber soll nicht bey regnichtem Wetter geschehen, weil das Wasser in die abgeschnittenen Stängel und Blätter eindringt, und selbige gelb machet. Die Vermehrung mit Saamen ist ganz unnöthig.

Die beyden letzten Arten kommen in den Gartenbüchern unter den Namen des spanischen, oder italiänischen, oder französischen Lauchs vor. Auch pfleget man solche, weil die großen Zwiebeln die Kochtöpfe leicht ausfüllen, Asch- oder Topflauch zu nennen. Man unterscheidet die Sommer- und Winterart. Die erste ist weichlich und verdirbet zur Winterszeit gemeiniglich im Lande; des andern Wurzel dauert auch den Winter über im freyen Lande aus. Diese treibt auch stärkere Zwiebeln als jene. Man säet beyde Sorten zu einerley Zeit, nämlich aufs Mistbeet im März, ins freye Land aber im April. Im Juni werden die Pflanzen in wohl gegrabene und mit kurzem Miste gedüngte Beete, etwan neun bis zehn Zoll von einander, mit dem Pflanzholze versetzet, zuvor

vor aber an Kraut und Wurzeln etwas verschnitten, und gleich nach dem Pflanzen begossen. Der Winterporre leidet von der Kälte keinen Schaden, und kann bis zum Frühjahre stehen bleiben. Wenn man aber im Winter davon Gebrauch machen will, so kann man die Bollen gegen den Winter ausheben, auf ein Beet zusammen einschlagen, und mit Stroh oder auf andere Art bedecken, und zu beliebiger Zeit herausnehmen. Man kann solche auch im Keller in frische Erde oder frischen Sand dicht an einander einsetzen. Der Sommerporre ist der gemeinste, und da dieser im Winter leicht Schaden nimmt, pfleget man im späten Herbste die Zwiebeln auszugraben, auf einem Beete reihenweise einzuschlagen, und gehörig zu bedecken, oder auch im Keller zu unterhalten. Die Vermehrung geschieht durch Saamen, und da dieser bey uns selten zur gehörigen Reife gelanget, pfleget man selbigen aus Italien zu verschreiben; bey den Kaufleuten ist solcher um wohlfeilen Preiß zu haben.

Lauchdistel.

S. Mannstreu.

Lauche.

S. Grenzbaum.

Lavendel.

Lavendel oder Levendel, Lauandula. Den eyförmigen Kelch umgiebt ein besonderes Deckblatt und ist am Rande fast unmerklich eingekerbet. Des Blumenblattes Röhre ist länger als der Kelch und theilet sich in zwo Lippen, davon die obere aufwärts gerichtet, groß und zweyspaltig, die untere aber in drey fast gleiche rundlichte Lappen zerschnitten ist. Die vier Staubfäden liegen in der Blumenröhre, deren zwey etwas kürzer, als die beyden andern sind. Der Griffel erreicht auch nur die Länge der Blumenröhre, und trägt zween stumpfe gegen einander gerichtete Staubwege. Nach dem Verblühen zieht sich der Rand des Kelches zusammen, und enthält vier eyförmige Saamen. Die Blumen stellen eine Aehre vor. Das Geschlecht, welches Tournefort Stoechas genannt, kömmt in Ansehung der Blume und Frucht völlig mit dem Lavendel überein, nur die Blüthähre scheint mehr wirtelförmig zusammen gesetzt zu seyn, und über derselben steht eine blättrichte gefärbte Krone, daher die neuern Schriftsteller beyde Geschlechter billig vereiniget haben. Wir betrachten sie doch hier nur die eigentlichen Lavendelarten und werden die übrigen unter Stoechas anführen.

1) Der ganzblättrichte Lavendel, Lauandula spica Linn. Man unterscheidet zwar die gro-

sie oder breitblätterichte Art, und nennet diese Spicke, oder Spicanard, und die kleine oder schmalblätterichte, und nennet diese eigentlich Lavendel. Dieser Unterschied aber scheint nicht beständig zu seyn. Der verschiedene Geburtsort, und ein besseres oder schlechteres Erdreich wird die Größe der Stöcke und der Blätter verändern; daher die neuern Schriftsteller diese nur für Spielarten annehmen. Beyde Gattungen wachsen in Italien, Languedoc, in der Provence. Die holzichte, fäserichte Wurzel treibt holzichte, zween auch drey Fuß hohe, und in viele dünne, viereckichte Zweige abgetheilte Stängel. Die untern dicht bey einander stehenden Blätter halten fast keine Ordnung; die obern aber stehen einander gegenüber, sind etwa einen halben Zoll breit, und zween oder drey Zoll lang, lanzetförmig, völlig ganz, am Rande gemeiniglich rückwärts geschlagen, und weißlicht überzogen. Die bläulichten Blumen stehen wirtelförmig um die Enden der größtentheils nackenden Zweige; da aber die Wirtel, zumal die obern, dichte bey einander stehen, sind die Blumen mehr ährenweise gestellet. Bey der großblätterichten sind die Blätter länger, breiter und weißer, aber an den Stängeln und Zweigen nicht so zahlreich, wie bey der schmalblätterichten. Auch sind die Blumenähren und die Stiele länger, die Blumen selbst kleiner, ihr Geruch aber sowohl, als der ganzen Pflanze stärker, als bey der kleinblätterichten Sorte. Die Blumen sind bisweilen in beyden Sorten weiß.

Der Lavendel besitzt sowohl in den Blättern als Blumen, doch vorzüglich in diesen, salzicht öhlichte, gewürzhafte, scharfe, und flüchtige Theile, und kann billig für ein nervenstärkendes Mittel angenommen werden. Durch den Reiz, welchen die nervichten Fasern davon empfinden, wird die geschwächte Kraft derselben wieder hergestellet, und die zähe Beschaffenheit der Säfte verbessert; daher man solchen vorzüglich bey Krankheiten, welche die Sinnen und Bewegung betreffen, als beym Schlage, der Lähmung, Krampf, Schwindel, Schlafsucht und dergleichen, zu gebrauchen pfleget. Man empfiehlt solchen auch in andern Krankheiten, welche von einer Schwäche der festen Theile entstanden, ingleichen als ein schmerzstillendes Mittel bey den Schmerzen der Kindbetterinn; auch will man angemerket haben, daß solcher gekauet, vielen Speichel herbeylocke. So nützlich aber der Lavendel ist, so kann doch der unrechte und allzuhäufige Gebrauch leicht schädlich seyn, indem solcher, wie andere Gewür-

ze, die festen Theile zu sehr reizen, und das Blut in Wallung und Hitze setzen kann; es ist auch die Wirkung nach dem verschiedenen Gebrauche und der Zubereitung des Lavendels merklich unterschieden, und bald schwächer, bald stärker. Man bedienet sich selten der Blätter, und erwählet gemeiniglich die Blüthe. Diese aber soll man ganz nehmen, indem der Kelch mehr wirksame Theile enthält als das Blumenblatt. Diese pfleget man zum äußerlichen Gebrauche aufzubehalten, mit andern schicklichen Sachen zu vermischen, und als Räucherpulver zu gebrauchen; verfertiget aber auch daraus ein abgezogenes Wasser und wesentliches Oel, und bedienet sich beydes sowohl äußerlich als innerlich; vorzüglich wird itziger Zeit mit dem Lavendelwasser, oder Lavendelgeiste, L'eau de Levande ein starker Handel getrieben. Das wesentliche abgezogene, oder Spickől wird in Frankreich zu Montpellier, und an andern Oertern, wo die Spicke häufig wild wächst, in großer Menge bereitet; da aber solches wohlfeil ist, kann man leicht vermuthen, daß selbiges gemeiniglich verfälschet sey. Die Verfälschung kann mit Weingeist, oder Terpentinöl geschehen. Den ersten Betrug erkennet man, wenn das Wasser, womit man dieses Oel vermischet, anfangs milchfärbig wird, und sich e lich eine wenigere Menge D als man damit vermischet, der Oberfläche des Wassers s indem der dabey gemischte W geist sich mit dem Wasser verei get hat. Reines, oder mit W geist vermischtes Oel giebt, w es in einem Löffel angezü wird, eine blasse bläulichte Fl me, ohne sonderlichen Ra und hinterläßt nur etwas w ges, so einem Firniß ähnlich hingegen das mit Terpent verfälschte giebt einen di schwarzen Rauch von sich hinterläßt mehr Firniß, schwarzes pechartiges We Das, sonderlich mit Terpen verfälschte tauget zum Arz gebrauch gar nicht, kann aber Bereitung der Firnisse, und Emailliren genutzet, und C darack, Bernstein, Copal, andere dergleichen Harze da aufgelöset werden. Das un fälschte Spickől wird mit schiedenen Salben, Pflastern Balsamen vermischet, auch besonderer Lavendelbalsam aus bereitet, und diese alle Schlagflüssen und andern Kr heiten des Hauptes, auch Magens angerühmet. Mit abgezogenen Wasser pfleget das Haupt, auch die Gegend Magens äußerlich zu waschen, Herr Cohausen versichert, wi einem sehr schwachen Magen

Wass

Waschen mit Wein, worinn Lavendelblumen geweichet worden, den besten Nutzen geleistet. Die Roßärzte gebrauchen das Lavendelöl bey verschiedenen Krankheiten der Pferde, und die Parfumeurs zu Verfertigung verschiedener wohlriechender Sachen, als Seife, Pomade und dergl. Motten, Läuse und andere Insecten fliehen vor dem Geruch dieses Oels; deswegen auch dergleichen Pomaden nützlich seyn können. Löschpapier mit diesem Oele bestrichen und auf den Kopf, oder auf andere Theile des Körpers geleget, soll die Läuse tödten. Aus dem breitblätterichten Lavendel erhält man mehr Oel, als aus dem schmalblätterichten; es soll auch jenes schwerer und hitziger, als dieses seyn, wie Hr. Cartheuser angemerket.

Die Erziehung und Wartung des Lavendels erfordert keine sonderliche Kunst. Wenn man alte Stöcke im Garten hat, kann man selbige im Frühlinge oder gegen den Herbst ausgraben und also von einander theilen, daß an jedem Stocke einige Wurzelfasern bleiben, und diese, wenn sie oben und unten etwas verstutzet worden, sofort wieder einsetzen. Man könnte auch die Vermehrung durch Saamen unternehmen; doch wird dieser bey uns selten völlig reif, und die daraus erzeugten jungen Stöcke dauern den Winter über nicht so gut, als die ältern, welche die Winterkälte ziemlich vertragen, doch, wenn diese sehr strenge ist, auch davon verderben, welches um desto eher geschieht, je länger die Stöcke an einem Orte gestanden und nicht versetzet worden. Man pfleget mit dem Lavendel die Gänge und Rabatten einzufassen, und damit solcher nicht zu dicke und hoch wachse, jährlich im Augustmonathe mit der Scheere zu beschneiden.

Man findet in den botanischen Gärten einen Lavendelstrauch mit großen breiten Blättern, welcher aber niemals blühet, Lauendula sterilis, oder von florida. Es ist dieses eine Abweichung von der Spicke, oder dem breitblätterichten Lavendel. Seine Blätter sind grüner, breiter, kürzer und stumpfer, als bey dem gemeinen Gartenlavendel. Der Stamm wird drey bis vier Fuß hoch und wohl Armes dicke. Er dauert wohl zwanzig bis dreyßig Jahre und treibt niemals Blüthen. Wenn solcher aber verpflanzet wird, treibt er zuweilen geile Zweige, welche dem großen Gartenlavendel ähnlich sind; und wenn man von diesen Zweigen neue Pflanzen erzieht, so erhält man zuweilen Blüthe. Man muß diesen Strauch den Winter ins Glashaus setzen. Eine andere, aber wahre Art ist:

2) Der gefiederte Lavendel, Lavendel mit zerschnittenen Blättern, Lauendula multifida Linn.

Linn. Dieser wächst in Andalusien und ist ein Sommergewächse. Die fäserichte Wurzel treibt einen wollichten, ohngefähr einen Fuß hohen und mit wenig Zweigen besetzten Stängel, woran einander gegen über doppelt gefiederte und weißbestaubte Blätter, und an dem nackenden Obertheile dichte Blumenähren sitzen. Die Blumen erscheinen im Heumonathe und sind gemeiniglich blau, zuweilen auch weiß. Weil man diese Art allein durch den Saamen fortpflanzen kann, halten wir einige Stöckchen im Scherbel, und setzen diese gegen den Herbst hinter die Fenster des Glashauses. Die Saamen säet man im Frühjahre zeitig auf das Mistbeet; zuweilen erwachsen auch von den ausgefallenen Saamen junge Pflanzen. Das Ansehen dieser Art ist zwar schöner als der erstern, ihr Geruch aber viel schwächer; daher sie nur zur Zierde unterhalten wird.

Lavendel, wilder, oder Berg- S. Poley.

Lavendelgras.

S. Rüchgras.

Lauer. S. Wein.

Laufkameel.

So nennt man, wegen ihrer Geschwindigkeit, diejenigen Kameele, bey denen man nur einen Höcker antrifft, wie bereits im vierten Theile unsers neuen Schauplatzes unter dem Artikel Kameel, S. 355. angemerket worden ist.

Laufkraut.

Wir haben diesen Namen für Hinlauf, womit Herr Pläner das Pflanzengeschlecht Proserpina Linn. beleget, annehmen wollen. Es ist zur Zeit hiervon nur eine Art bekannt, welche in Virginien in Sümpfen wächst, und das stumpfichte Laufkraut, Proserpinaea palustris, genannt werden kann. Die Wurzel kriecht unter dem Wasser hin. Die runden Stängel werden gegen einen Fuß lang. Die wechselsweise gestellten und gestielten Blätter sind lanzenförmig, sägartig ausgezahnet und diejenigen, so unter dem Wasser zu stehen kommen, in gleiche spitze Querstücke abgetheilet. Die Blumen stehen einzeln an den Blattwinkel. Diese haben kein Blumenblatt, sondern auf dem großen, dreyeckichten Fruchtknoten sitzen drey spitzige Kelchblättchen, und diese umgeben drey Staubfäden, und drey haarichte, dreyfache Staubwege oder Griffel. Die kapselförmige, dreyeckichte Frucht ist mit dem geschlossenen Kelche besetzt, und zeiget drey Fächer.

Laugeln.

Laugeln, im Genfersee; [illegible]

Läuck, Läugele, Leuciſci ſecunda ſpecies, des Gesners, S. 162. Cyprinus Leuciſcus, Linn. gen. 189. ſp. 12. ſ. unſern Artikel, Digänen und Drittfiſch, Th. II. S. 328. und 405. ingleichen Karpfe, Th. IV. S. 406. no. 12. Nach dem Bomare, der ihn Dard ou Vandoiſe nennt, ſoll ſein Fleiſch ſo geſund ſeyn, daß man im Sprichworte ſage: Sain comme Dard.

Laugenblume.

Laugenblume nennt man das Geſchlechte Cotula Linn. Diejenigen Arten, welche Tournefort unter dieſem Namen angeführet, enthält das Geſchlechte Anacyclus Linn. Die Blume iſt aus der Zahl derjenigen, welche aus zweyerley Blümchen zuſammengeſetzet ſind. Der gewölbte, gemeinſchaftliche Kelch beſteht ohngefähr aus ſechzehn eyförmigen Schuppen, welche in zwo Reihen geſtellet und davon die äußerlichen faſt größer, als die innerlichen ſind. Die Randblümchen haben gemeiniglich kein Blumenblatt, ſondern ſind nackend und beſtehen nur aus dem Fruchtkeime und dem dünnen Griffel mit zween Staubwegen; in einigen Arten fehlen dieſe gänzlich. Die mittlern, dicht an einander geſtellten Zwitterblümchen zeigen ein röhrenförmiges Blumenblatt mit vier ungleichen Einſchnitten, vier kurze Staubfäden mit einem walzenförmigen Staubbeutel, und auf dem Fruchtkeime einen Griffel mit zween ſtumpfen Staubwegen. Das Blumenbette iſt platt und nackend. Die Saamen tragen keine Haarkrone, ſind aber unter ſich verſchieden. Auf der Scheibe ſitzen kleinere, eyförmige, faſt dreyeckichte, am Rande aber größere, herzförmige, auf der einen Seite platte, auf der andern gekrümmte Saamen; dieſe gehören zu den weiblichen, jene zu den Zwitterblümchen. Die Arten kommen ſelten vor, ſind auch noch nicht alle gehörig beſtimmet; daher wir nur

die niedrige geſtrahlte Laugenblume, Cotula coronopifolia Linn. anführen wollen. Dieſe hat Pontedera als ein beſonderes Geſchlechte unter dem Namen Lanciſia vorgetragen. Der berühmte Päbſtliche Leibarzt Joh. Maria Lanciſius hätte wohl verdienet, daß ſein Andenken auch im Gewächsreiche unvergänglich grünen möchte. Die zarte, fäſerichte Wurzel treibt ſchwache, gemeiniglich auf der Erde ausgebreitete, ohngefähr ſechs Zoll lange, und in Zweige abgetheilte Stängel, welche die ſaftigen, ſchmalen, lanzenförmigen, am hintern Theile ſpitzig ausgezackten oder federartig eingeſchnittenen Blätter wechſelsweiſe umfaſſen. An den Spitzen der Zweige ſtehen einzelne gelblichte Blumen, bey welchen

chen die Randblümchen ein zungenförmiges, stumpfes, weißliches Blumenblatt zeigen. Die Blumen stehen anfangs aufgerichtet, biegen sich nachher unterwärts, und wenn der Saame zu reifen anfängt, richten sich solche wieder in die Höhe. Die Pflanze stammet ursprünglich aus Aethiopien her, ist aber in den botanischen Gärten gleichsam einheimisch geworden, indem sich selbige durch den ausgefallenen Saamen vermehret und unterhält. Sie ist ein Sommergewächse.

Laugenkraut.
S. Fallkraut.

Laugensalz.
S. Alkali.

Laugeria.

Laugeria, wird auch Laugieria geschrieben, indem der ehemalige Lehrer der Kräuterkunde zu Wien, dessen Andenken dieses Geschlecht gewidmet worden, Robert Laugier heißt. Es ist nur eine Art bekannt, welche in Amerika wächst, und die wohlriechende, odorata Linn. genannt wird. Sie zeiget einen holzichten, zuweilen mit Stacheln, und einander gegen über gestellten Blättern besetzten Stängel. Der kleine einblätterichte, röhrenförmige Kelch hat einen ungleichen Rand, sitzt auf dem Fruchtkeime und fällt ab; das Blumenblatt hat eine träu Farbe und dessen lange R verbreitet sich in einen Rand fünf eyförmigen Einschni Die fünf Staubfäden sind die Staubbeutel aber lang, in der Röhre eingeschlossen, welche aber der Griffel mit köpfichten Staubwege etwas vorraget. Die rundliche S frucht enthält eine fünffach furchte, und fünffächerichte In unsern Gärten wird die P ze nicht leicht anzutreffen sey

Laurier.
S. Lorbeerbaum.

Laus.

Pediculus. Die allgemei Kennzeichen dieses weitläuftig unter die ungeflügelten Insec gehörigen Geschlechts sind, dem Ritter von Linné, sechs ße, zwey Augen, ein Saugst am Kopfe, welcher sich herv schieben läßt, Fühlhörner, di lang, als das Bruststück sind, ein platter, durch Lappen einig maßen abgetheilter Hinterl In dem Linnäischen System den vierzig Arten von diesen secten angeführet, welche Zahl aber leicht sehr ansehnlich verm ren ließe, da nicht nur der Me und die meisten vierfüßigen T re, sondern auch die Vögel, Fische und selbst die Insecten besondern Läuse haben, die th

in der Gestalt, theils auch in der Größe von einander unterschieden sind, darinnen aber mit einander übereinkommen, daß sie auf andern Thieren wohnen und sich von ihrem Blute oder andern Säften nähren.

Die gemeine Laus, oder die so genannte Menschenlaus, Pediculus humanus Linn. deren Gestalt und Größe hinlänglich bekannt ist, sitzt nicht nur dem Menschen auf dem Kopfe, sondern auch bisweilen in den Kleidern. Diejenigen Läuse, welche sich in den Kleidern aufhalten, sind aschgrau und weicher, auch etwas größer, als diejenigen, welche man auf dem Kopfe findet. Schwammerdam hat in seiner Bibel der Natur S. 30. u. f. eine sehr genaue und ausführliche Beschreibung von den innern und äußern Theilen dieses Insectes geliefert und unter andern Umständen auch diesen bemerket, daß er bey vierzig sorgfältig anatomirten Läusen allemal einen Eyerstock gefunden habe. Dieses bringt ihn auf die Muthmaßung, daß vielleicht eine jede Laus sowohl männlichen, als auch weiblichen Geschlechts sey, zumal da man diese Einrichtung der Natur schon bey den Schnecken bemerket hat.

Ohngeachtet aber die Läuse gemeiniglich unter die Plagen der Menschen gerechnet werden, so kann man ihnen dennoch nicht allen Nutzen absprechen. Sie verschaffen den jungen Kindern bisweilen einen wichtigen Vortheil, wenn sie ihnen die Köpfe zerfressen, indem sie dadurch den Ausprung befördern, und auf diese Art den Schnuppen, den Husten, ja die fallende Sucht und andere schlimme Krankheiten verhindern. In Indien giebt es Leute, von denen die Läuse sehr begierig aufgesucht, und als Leckerbissen verzehret werden.

Von der Filzlaus ist schon im dritten Th. S. 44. unter einem besondern Artikel gehandelt worden.

Die fliegende Laus, Hippobosca L. wird als ein besondres Geschlecht betrachtet, welches in die Ordnung der zweyflüglichten Insecten gehöret, und sich von den übrigen Geschlechtern dieser Ordnung durch eine stumpfe, etwas niedergebogene, zweyklappige Schnauze, und durch verschiedene, an jedem Fuße befindliche Klauen unterscheidet. Der Ritter v. Linné führet vier Arten von diesem Geschlechte an, die sich, theils auf den Pferden, Kühen und Schaafen, theils auch auf den Vögeln aufhalten. Die erste Art, welche man vornehmlich auf den Pferden antrifft, Hippobosca equina Linn. ist die größte und hat stumpfe Flügel, ein weißbuntes Brustsstück, einen platten Körper, vier Klauen an den Füßen und eine spinnen-

artige Gestalt; daher sie von den Franzosen Mouche araignée genannt wird.

Die vierte Art, welche sich in der Wolle der Schaafe aufzuhalten pfleget, Hippobosca ouina Linn. verdienet eigentlich den Namen der fliegenden Laus nicht, weil ihr die Flügel mangeln. Sie hat einen ziegelrothen Körper, einen fadenförmigen Schnabel und rauhharige Füße.

Den Namen Laus hat auch eine gesäumte Porzellanmuschel erhalten. Cypraea pediculus Linn. Die Schaale ist geründelt und über dem Rücken der Quere nach mit Furchen besetzet. Herr Müller hat davon drey Verschiedenheiten angeführet; als 1) eine aus Indien, fast wie eine Bohne groß, an welcher die Querfurchen der Länge nach mit einer feinen Furche durchschnitten sind, von Farbe gelblicht, mit sechs braunen Flecken bezeichnet. 2) Eine kleinere europäische, bey welcher die der Länge nach hinlaufende Furche fehlet. 3) Eine englische und afrikanische, welche ganz weiß und nicht größer, als eine Erbse ist.

Lausfisch.

Leußfisch, Alausa Clupea, s. Thryssa, des Gesners, S. 197. b. Clupea Alosa Linn. gen. 188. sp. 3. Müllers Alse der Heringe. Harengus 6. des Kleins; s. unsern Artikel, Hering, Th. I. S. 797.

Laute.

S. Feigenschnecke.

Lawele.

S. Pappelbaum.

Laxierfisch.

Laxierfisch, nach Müllern, sechste Gattung seiner Meerbrasseme, Sparus Maena, Linn. S. 165. sp. 6. nach dem Houtt. Zee-Schyter, zu Folge der Engländer, die ihn Cackerell nennen, weil er denjenigen, die ihn essen, den Leib öffnen soll. Er ist der Kleins Maenas, 1. s. dessen Parschbastarte.

Laxoert.

Lazarusklappe, das Weibchen von dem Krogoert; Salmo Trutta Linn. gen. 178. sp. 3. mit dem Pontoppidan. s. unsern Artikel, Krogoert, Th. IV. S. 7[illegible].

Lazarusklappe.

Dieser Conchylien Geschlechtsname ist in Holland und Deutschland bekannt, und hat seinen Ursprung von den hölzernen Klappen, deren sich öfters die Bettler bedienen, Almosen einzusammeln; denn man kann mit diesen Muscheln, wenn man die untere Schale fest hält und die obere bewegt, ein

ein Klappern oder klappernden Schall erregen. Die griechische Benennung, Spondylus, ist noch besser ausgedacht. Es bedeutet diese ein Charnier oder Gelenke, wo ein Theil in den andern passet, wie z. E. ein Deckel an einer Dose oder Kanne, und nur bey diesem Geschlechte ist das Schloß der Schalen mit einem solchen Gelenke versehen. Herr Lesser nennt die hieher gehörigen Arten, Steinaustern.

Der Inwohner der Lazarusklappe ist ein Seehase. Die beyden Schaalen sind ungleich und rauh. Das Schloß besteht aus zwey gekrümmten Zähnchen, die durch ein Grübchen abgesondert sind, und in zwey Grübchen der andern Schale einschließen. Uebrigens haben diese Muscheln ein austerartiges Ansehen, und sind nur wegen der besondern Beschaffenheit des Schlosses von den Austern unterschieden. Hr. v. Linné führet nur drey Arten an.

1) Die gezackte Lazarusklappe, Spondylus gaederopus L. Mit dem letzten Namen belegten die Griechen diejenigen Muscheln, deren Umfang einem Eselshufe ähnlich war. Man versteht aber unter der gegenwärtigen Art solche, deren Deckel mit langen Zacken oder Blättern besetzet ist und am Schlosse einigermaßen mit Ohren versehen sind. Hr. Müller beschreibt davon drey Unterarten, als

a) die Maltheser Lazarusklappe. Diese versteht eigentlich Herr von Linné unter obigem Namen. Die Oberschale ist platt, purpurfärbig und mit langen Zacken besetzet; die untere hingegen bäuchicht, schmutzig weiß, mit Blättern oder Schiefern besetzet, und hat am Schlosse eine Fläche, als ob sie abgesäget wäre. Man findet dergleichen von einem Zolle bis über einen halben Schuh im Durchschnitte, und die größern sind wohl vier Zoll dicke. Diese Art wächst an den Klippen und lebet wie die Austern.

b) Die westindische Lazarusklappe wird so groß und stark, als die vorige; der Deckel aber ist bäuchichter und beyde Schalen sind schmutzig weiß, und mit Blättern, selten mit Zacken besetzet, welche roth, gelb oder pomeranzenfärbig erscheinen. Auf gleiche Weise ist auch der innere Rand gefärbet.

c) Die ostindische Lazarusklappe. Beyde Schalen sind mit Ohren besetzet, schön gefärbt, bäuchicht und zackicht, so daß man sie nirgends als beym Schlosse anfassen kann. Oefters sind viele in einen Klumpen an einen Felsen zusammengewachsen. Man findet auch ganz weiße, oder die keine eigentliche Farbe haben. Diese Sorte ist Ostreum echinatum

Rumphii. Lesser machet ganz unrecht einen Bettlersmantel daraus.

2) Stachelklappe, Spondylus regius Linn. Die Schalen haben keine Ohren und die Zacken oder Stacheln sind lang und spitzig, nach dem Rande zugekehret, einige davon weiß, andere roth. Diese Art wird sehr groß und kömmt aus Ostindien.

3) Die Faltenklappe, Spondylus plicatus Linn. Diese ostindische Art hat weder Ohren, noch Zacken, sondern zeiget nur Falten. Die Schalen sind überdieß dick und purpurfärbig.

Lazerol.

S. Birnbaum.

Lebensbaum.

Lebensbaum, oder Baum des Lebens, auch Baum des irdischen Paradieses genannt, Thuia. Dieser trägt männliche und weibliche Blumen auf einem Stamme. Die erstern stellen unter sich ein kleines Kätzchen vor, und jede besteht aus einer eyförmigen, vertieften Schuppe, an deren Boden vier Staubbeutel, ohne merkliche Staubfäden, sitzen. Die weiblichen stellen unter sich einen eyförmigen Zapfen vor, welcher aus eyförmigen, erhabenen, und der Länge nach an einander passenden Schuppen besteht. Unter jeder Schuppe stehen zween kleine Fruchtkeime, deren jeder sein pfriemenartigen Griffel mit einf einfachen Staubwege trägt. D Fruchtzapfen ist länglicht, stum springt der Länge nach auf, w theilet sich in längliche, einan ähnliche, auswärts erhabe stumpfe Schuppen, unter welc jedesmal zween braungelblich länglichte, mit einem häutich eingekerbten Rande der Lä nach eingefaßte Saamen lieg

1) Der gemeine Lebensba mit geflügelten Saamen, abe ländischer Lebensbaum, Th occidentalis L. wächst in d nördlichen Amerika, sonderl Canada, wie auch Sibirien, Sümpfen und Morästen, jed auch auf steinichten Anhöh In Canada gelanget solcher einer ziemlichen Höhe und Dic wächst aber sehr langsam. D größten Stämme, die Herr Ka daselbst angetroffen, waren o gefähr fünf bis sechs Klaft hoch, und in Ansehung des Alt machet er die Bemerkung, w ein Stamm im Durchschnitte v einer halben Elle 92 Saftring ein anderer von einer halben E und drey Zoll, 136, und n ein anderer von einer halben E und vier Zoll, 142, dergleich Saftringe dargestellet. Bey un erreichet der Baum selten üb sechs bis acht Ellen Höhe. D dunkelgrünen Blätter bedecken d Aeste gänzlich; sie sind klein, st

hen aber auf den breit gedrückten Zweigen dichte bey- oder vielmehr übereinander, so, daß eins um das andere eingeschoben scheint. Sie bleiben beständig grün, nur wird die Farbe im Winter schmutziger. Die Rinde an den Aesten ist braunroth, ungleich mit Rissen versehen; das Holz weißröthlicht, leicht und locker. Das Wachsthum des Baumes ist sperricht, und läßt sich in keine regelmäßige Gestalt ziehen; sonderlich hängen die Aeste, wenn sie noch jung sind, unterwärts, oder haben eine wagerechte Wendung. Er dauert im freyen Lande, nimmt mit einem schlechten schattichten Orte im Garten verlieb, und brauchet keine Wartung. Herr Kalm machet, bey Gelegenheit dieses Baumes, eine allgemeine Anmerkung; wie nämlich diese Thuia und viele andere Bäume, so in dem nördlichen Amerika in Morästen und Wäldern in Menge wachsen, daselbst keinen Saamen hervorbrächten; hingegen wenn solche an dem äußersten Theile eines Waldes, am Strande, oder auf dem Felde, wo die freye Luft besser hinkommen könne, zu stehen kämen, häufig Saamen trügen. Vielleicht ist auch dieses die Ursach, warum dieser Baum bey uns niemals, oder doch sehr selten Saamen trägt, indem man solchem gemeiniglich die abgelegensten Oerter im Garten anweiset. Man erhält die glatten, aus stumpfen Schuppen zusammengesetzten Saamenzapfen in den amerikanischen Küsten; es wird dergleichen Saamen meistentheils vergeblich ausgesäet. Wenn man Ableger im Herbste in die Erde leget, werden solche gemeiniglich im folgenden Herbste Wurzel getrieben haben. Die Wurzel geht nicht tief in die Erde, und der Baum wird daher leicht vom Winde umgerissen. Wenn man die Ableger abschneidet, soll man behutsam damit verfahren, indem, wenn die Erde von den schwachen Wurzelzäserchen abfällt, das neue Stöckchen lange schmachtet, und leicht eingeht. Der Baum, sonderlich die Blätter riechen stark, aber unangenehm. Wir haben von diesem Baume keinen Vortheil; es könnte solcher aber auf verschiedene Art nützlich seyn, wenn wir den Amerikanern nachahmen wollten. Herr Kalm in dem III. Th. 473 S. seiner Reisebeschreibung meldet: wie das Holz der Fäulniß lange widerstehe, und daher Pfähle und Pallisaden daraus verfertiget, und aus den Reißern in ganz Canada die Besen gemachet, auch in der Arzneykunst gebrauchet werden. Man lobet ihn gegen die rheumatischen Schmerzen, oder vielmehr, man machet aus den frischen und zerstoßenen Blättern, mit Schweinefett gekochet,

eine Salbe und leget solche auf die schmerzhaften Stellen. Den Trank von den Blättern gebrauchen die Wilden wider den Husten und das Wechselfieber. Camerarius hat schon längst angemerket, wie das daraus bereitete Wasser und Oel bey den Gichtschmerzen dienlich sey. Boerhaave empfiehlt das Wasser bey der Wassersucht.

2) Der chinesische Lebensbaum mit ungeflügelten Saamen, morgenländischer Lebensbaum, Thuia orientalis L. ist in dem nördlichen Theile des Chinesischen Reichs zu Hause, und der ersten Art dem Ansehen nach ziemlich ähnlich. Herr du Roi giebt folgende Unterscheidungszeichen an: die Blätter sind zwar in einander geschoben, allein feiner und hellgrüner, sie sind breiter und stehen weniger herabhangend an den steifen und mehr aufgerichteten Zweigen; sie werden im Winter braun; überhaupt ist der Stamm blätterichter, die Rinde des Holzes hellbraun, der Fruchtzapfen cypressenartig, und die Saamen sind nicht geflügelt. Die Vermehrung ist mit der ersten Art einerley. Es verlanget auch dieser keine besondere Wartung, doch leiden die Aeste bey strenger Kälte leicht Schaden.

Eine genaue Anweisung wie diese Arten des Lebensbaums zu erziehen und zu warten, kann man in Buchotzs Briefen III. T. 26 u. f. S. nachlesen. Es hat aber selbiger die Sache übertrieben, und den Anbau allzusehr empfohlen. Wer wird sich einfallen lassen, diesen Baum zum Oberholz zu erziehen, da selbiger sehr langsam wächst?

Leber.

Hepar, Iecur. Dieses Eingeweide ist ziemlich das größte und ansehnlichste unter allen denen welche im Unterleibe anzutreffen sind, auch sogar im Verhältniß gegen alle übrigen gewiß das schwerste. Es liegt eigentlich auf der rechten Seite, und nimmt fast den ganzen Obertheil des Unterleibes ein, neiget sich jedoch aber um destomehr auf die linke Seite, sowohl in Menschen als in Thieren; je jünger nämlich der Körper ist; wie man es denn bey den Vögeln fast beständig in der linken Dünnung antrifft, weil nämlich bey diesen Thieren der Magen und die Milz mehr in der Mitte des Körpers liegen. Ueberhaupt ist es sehr schwer, die Gränzen der Leber allgemein zu bestimmen, weil in diesem Eingeweide dießfalls überaus viele Verschiedenheiten und ganz sonderbare Spiele der Natur vorzukommen pflegen. Man kann unter andern hieher den besondern und seltnen Fall rechnen, da die Leber bisweilen, nach den Erfahrungen einiger

einiger Zergliederer ihren angewiesenen Platz mit dem Milze verwechselt, und diese in der rechten, jene aber in der linken Seite getroffen worden. Meistentheils füllet sie auf der rechten Seite die ganze Wölbung des Zwerchfells aus, bedecket nach vorne zu einen großen Theil des Magens von obenher, und erstrecket sich sogar bis zur Milz, und hinterwärts bis an das Rückgrad. Der Gestalt nach ist dieses Eingeweide sehr ungleich und unförmlich, und unterscheidet man obenher eine gewölbte Fläche, welche eines Theils, wie bereits erwähnet worden, die ganze hohle Wölbung der rechten Seite des Zwerchfells einnimmt, theils an die Bauchmuskeln, besonders gegen die Stelle des Nabels zu, antrifft, unterwärts aber einen hohlgebogenen und eingedrückten Theil, welcher sich an sehr verschiedene Theile, nämlich außer dem Magen und der Milz, auch an den Grimmdarm und die rechte Niere anschließt, und zugleich die Gallenblase in sich fasset. Diese beyden Flächen unterscheiden sich auch noch von einander in so ferne, daß jene, die äußere, mehr glatt, und eben, diese aber, die innere, ungleich und voller Erhöhungen und Vertiefungen ist. Man theilet über dieses die Leber in zween besondere Seitentheile oder Lappen, lobos, wovon der eine, oder der größte, weil er zur rechten Seiten liegt, der rechte Leberlappen, lobus dexter hepatis, und der andere, welcher kleiner als jener, und die linke Seite einnimmt, der linke Leberlappen, lobus finister hepatis, genannt wird. Der Grund dieser Abtheilung liegt sowohl in dem daselbst befindlichen Bande der Leber, als auch in einer zum Vorschein kommenden großen Spalte, oder Ritze, die mit dem Bande selbst einerley Richtung hat, dadurch eben diese Absonderung bewerkstelliget wird. Der rechte Lappen machet also den rechten Seitentheil, und zugleich das dicke Ende der Leber aus, liegt ziemlich abhängig, und bedecket mit seiner untern und hohlen Fläche sowohl die rechte Niere, als auch einen Theil vom Bogen des dicken Darms, und erstrecket sich über die untere Magenöffnung hin. Es hat derselbe einen kleinen dreyeckichten oder pyramidenförmigen Anhang oder Fortsatz, der sich gegen die Mitte der nächstgelegenen Wirbel hin erstrecket, und mit dem kleinen Netze umgeben ist, und welchen man für einen besondern und dritten Leberlappen angesehen, und deswegen von seinem Erfinder den Spigelschen Lappen, lobulum Spigelii betitelt hat. Der linke Lappen liegt horizontal, einen oder anderthalb Zoll unter dem degenförmigen

migen Knorpel des Brustknochen. Zwey Drittheile davon nehmen den mittleren Theil von der obern Gegend der Bauchhöhle ein, und der Rest geht vollends nach dem linken Seitentheile dieser Höhle hinein, wo eben der Lappen selbst sich mit seiner hohlgebogenen Fläche über den vordern Theil des Magens hin erstrecket, und selbst der Grimmdarm einigermaaßen bedecket. Außerdem bemerket man auch noch an der inwendigen hohlgebogenen Fläche der Leber, verschiedene Erhabenheiten und Erhöhungen, ingleichen einige Vertiefungen und Furchen. Unter den ersteren, welche gleichsam wie besondere Hügelchen aussehen, ist vornehmlich diejenige sehr merkwürdig, die man gegen den rechten Leberlappen eben an der Stelle antrifft, wo die Pfortader sich mit ihrem Stamme in die Leber selbst einpflanzet, und welche die Alten deswegen die Pforte, porta, genannt haben; wie denn auch die in dieser Gegend befindliche Queerfurche darum besonders den Namen der Pfortaderhöhle, sinus venae portae, führet. Unter den übrigen Furchen sind übrigens sowohl die lange Horizontalfurche, welchen oberwärts am linken Leberlappen der Blutadergang, canalis venosus, einpräget, als auch die hohle eyförmige Vertiefung im rechten Leberlappen, worinnen die Gallenblase verwahret liegt, die erheblichsten. Zu dem ganzen Umfange der Leber gehören auch endlich noch die beyden Ränder, wovon der eine oder vordere mehr scharf, der andere aber, welcher die Hinterstelle einnimmt, mit jenen verglichen, fast stumpf ist. Es hat hiernächst dieses Eingeweide an drey Orten einen festen Zusammenhang, nämlich mit dem Zwerchfelle, ferner mit dem Nabel, und endlich mit seinen ihm zugehörigen Gefäßen. Die erste Verbindung geschieht auf eine doppelte Weise, theils durch ein sogenanntes Schwebeband, ligamentum suspensorium, welches aus der untern hohlen Fläche eben um die Gegend entspringt, wo die Theilung der Leber durch eine große Spalte geschieht, an der oberen gewölbten Fläche derselben fast in der Mitte zum Vorschein kömmt, und sich in einer schiefen Richtung an der hohlen Wölbung des Zwerchfells befestiget, dadurch denn dieses Eingeweide gleichsam im Schweben erhalten wird; theils durch eine vom vorderen scharfen Rande des rechten und linken Leberlappens abgehende Haut, die man bald für eine eigene Haut der Leber, bald für einen Fortsatz des Darmfelles angesehen, und welche sich vorne unvermerket am Zwerchfelle verliert. Am Nabel ist sie durch

das

das sogenannte runde oder Nabelband, ligamentum rotundum s. vmbilicale, befestiget, das zwischen den beyden häutichten Schichten des Darmfells eingewickelt ist, von der Gegend des Nabels in einer etwas schiefen Richtung nach der untern hohlen Fläche der Leber zugehet, und sich da, wo das Schwebeband seinen Ursprung nimmt, einsetzet. Bey ungebohrnen oder ganz neugebohrnen Kindern stellete dasselbe vormals ein offenes Gefäß, nämlich die Nabelblutader vor, welche aber nach der Zeit verwächst, und so die Stelle eines Bandes vertritt. Endlich hat auch die Leber mit allerhand großen Hauptgefäßen einen überaus genauen und unzertrennlichen Zusammenhang, welches besonders theils von der Pfortader gilt, mit welcher sie durch die Hauptäste derselben verbunden ist, theils von der Hohlader, mit der sie durch die eigene Leberblutader zusammenhängt. Man rechnet gemeiniglich zwo Häute, womit die Leber umgeben ist, nämlich eine außenwendige gemeinschaftliche, die sich entweder unmittelbar von den vorher erwähnten Bändern, oder auch mittelbar von dem Darmfelle herleiten läßt, und um die ganze äußerliche Oberfläche der Leber herumgeht, und eine inwendige, welche unter der vorigen befindlich, mit derselben genau verknüpfet, und nicht nur an der äußerlichen Oberfläche anzutreffen ist, sondern sich auch bis in die innere Substanz der Leber selbst verlängert. Sie umgiebt alle zur Leber gehörigen Gefäße sowohl außerhalb derselben, als in der Leber selbst, theilet sich einem jeden, auch dem kleinsten Gefäßchen in Form einer besondern bedeckenden Scheide mit, und sondert diese auf solche Art, alle und jede einzeln von einander ab, und wird von ihrem Erfinder die Glissonische Capsel, capsula Glissonii, genannt. Unter den Gefäßen, welche der Leber eigen sind, hat man einige als zuführende, andere als abführende, und eine dritte Art als absondernde Gefäße anzusehen. Unter die erstern gehöret sowohl die eigentliche Leberpulsader, arteria hepatica, welche als ein Ast von der Bauchpulsader, arteria coeliaca, entsprungen, als auch die Pfortader, vena portae, welche sich mit fünf Hauptästen in die Leber selbst einsetzet, und weiter darinnen verbreitet, worzu man etwa auch noch bey ungebohrnen Kindern die Nabelblutader, vena vmbilicalis, die, so lange sie offen ist, ihr zuführendes Blut der Leber selbst mittheilet, rechnen könnte. Unter die abführenden hat man außer den lymphatischen Gefäßen, die auf der äußerlichen obern und untern

Fläche sehr deutlich wahrzunehmen sind, sowohl eine besondere Leberblutader, vena hepatica, welche zur großen Hohlader geht, als auch die Ausführungsgänge der Galle, ductus excretorios bilis, und vielleicht auch den Bluta dergang, canalis venosus, bey neugebohrnen Kindern, der entweder unmittelbar in die Hohlader selbst, oder vermittelst der Leberblutader das zur Leber gebrachte Nabelblut in dieselbe absetzet, zu rechnen. Die Absonderungsgefäße der Leber machen eigentlich die sogenannten Gallengänge, pori biliarii, aus, welche von den in der Substanz der Leber verbreiteten Pfortaderästen abstammen, und würklich die Galle von dem Blute abscheiden. Ueberdieses hat die Leber auch noch ihre eigenen Nerven. In ältern Zeiten glaubete man, die ganze Lebermasse bestünde aus einem zusammengetretenen und geronnenen groben Geblüte, das sich daselbst um die Blutgefäße angehäufet hätte. Ein angesehener italiänischer Arzt und Zergliederer Malpighi legte ihr nachher im 17 Jahrhunderte mit seinen Anhängern ein drüsenhaftes Wesen bey; bis es endlich in neuern Zeiten durch die künstlichen Einspritzungen des Holländers Ruysch deutlich erwiesen und dargethan wurde, daß sie eben so, wie viele andere dergleichen Eingeweide aus einem Gewebe und Zusammensetzung feiner Gefäße und Canäle von verschiedener Art bestehe, und dieses Gefäßepack von einem darzwischen kommenden markichten Wesen zusammen und an einander gehalten würde. Die Farbe dieses Eingeweides ist nach Verschiedenheit der Thiere sehr abwechselnd und mannichfaltig. In den meisten Fischen ist sie entweder gelblich oder weißlich, in einigen aber auch bisweilen blau und grün, und in andern purpurfärbig. In einem Hühnchen, das noch im Ey liegt, ist sie anfänglich aschgrau, wird bald darauf blaßroth, und endlich gelb, mit grün vermischet. Bey einem erwachsenen Menschen hat sie meistens ein dunkelrothes, und mit einem mehr oder weniger Gelben vermischtes Ansehen. In fetten Hühnern und Gänsen ist die Leber weiß oder fleischfarbig, und es ist bekannt, daß man besonders in den letzteren Hausthieren, durch einen in der Haushaltungskunde in Absicht der Mästen bekannten Kunstgriff, die Leber zu einer außerordentlichen Größe und Wachsthum bringen kann, worinnen es besonders die Alten sollen sehr hoch gebracht haben. Ohnerachtet die Leber bey Menschen an einigen Orten gespalten ist, so ist sie doch allemal in Vergleichung mit der Leber anderer Thiere mehr einfach

und weniger getheilet. Bey den vierfüßigen Thieren mit gespaltenen Klauen ist sie bald ganz einfach, bald wie eine Menschenleber zweyfach getheilet, da sie hingegen bey andern dergleichen mit Zehen versehenen Thieren mehrentheils aus vielen Lappen besteht. Bey den Vögeln ist sie oft so groß, daß sie beynahe beyde Dünnungen ausfüllet, übrigens zwar eigentlich nur zweylappicht, aber doch mit vielen Rissen und Einkerbungen versehen, die man fast als so viele Lappen ansehen könnte. Unter den Amphibien haben einige die Leber in zween, andere in drey, bald auch in vier und mehrere Lappen getheilet, und ist dieser Umstand überhaupt so mannichfaltig, daß sogar in einem und demselben Geschlechte dergleichen Lebe abthe lungen sehr unbeständig und oft anders ausfallen. Bey den Fischen liegt die Leber ohne Unterscheid bald in der rechten, bald in der linken Seite, oder auch vorwärts, und nimmt beynahe zwey Drittheile der Bauchhöhle ein; und ist übrigens bisweilen einfach, in den mehresten aber zweylappig oder dreylappig. Bey den meisten Schaalthieren, Insecten, und einigen Würmern findet man zwar auch so etwas, was verschiedene Naturgeschichtschreiber als ein solches Eingeweide namhafft gemachet haben, welches aber im Grunde einer wahren Leber nicht ganz ähnlich, sondern vielmehr hohl und fächericht ist, und eher den Pförtneranhängen gleich sieht, an deren Gegenwart man vielleicht aber darum nicht zweifeln muß, weil man wenigstens bey vielen Gallengefäße, die in den Magen laufen, will wahrgenommen haben. So wenig auch der eigentliche Nutzen der Leber der Alten bekannt gewesen, so weis man es doch heut zu Tage desto zuverläßiger, daß sie lediglich zur Absonderung und Ausarbeitung der Galle bestimmet sey.

Leberbalsam.

Leberkraut, kleiner Costenbalsam, Malvasierkraut, Rheinblume, Eupatorium Mesues, Costus hortorum. Boerhaave und andere führen die Pflanze unter dem Namen Ageratum, und Tournefort unter Parmica an. Mit diesem Geschlechte oder dem Dorant kömmt selbige auch gänzlich überein, und da selbiges mit der Schaafgarbe, und beyde mit der Achillaea vereiniget worden, findet man solche beym Hrn. von Linné unter dem Namen Achillaea ageratum. Aus der fäserichten Wurzel treiben viele, etwa einen Fuß hohe, in Zweige abgetheilte, steife und holzichte Stängel, wodurch die Pflanze ein strauchartiges Ansehen erhält.

Die

Die Blätter stehen wechselsweise; die untern sitzen platt auf, sind länglicht, stumpf zugespitzet, am Rande scharf ausgezahnt; je weiter solche nach oben zu stehen kommen, je kleiner werden sie. Aus den Enden des Stängels und der Zweige treiben gelbe, knöpfichte Blumenbüschel. Die Beschaffenheit der zusammengesetzten Blume kann man bey dem Dorant nachlesen. Die Pflanze wächst in Languedoc und um Florenz. Die Wurzel und immergrünenden Stängel dauern zwar einige Jahre, beyde aber gehen in hiesigen Gärten gemeiniglich im Winter verlohren. Die Blüthe erscheint im ersten Sommer, und man erhält auch im September reifen Saamen, welcher im Frühjahre aufs Mistbeet gesäet wird. Die ganze Pflanze hat einen gewürzhaften Geruch und dergleichen etwas bittern und gelinde zusammenziehenden Geschmack. Man hat solche ehedem wider die Krankheiten der Leber, des Magens und anderer Eingeweide, als ein stärkendes und auflösendes Mittel, gebrauchet. Sie soll auch die Würmer tödten, und Simon Pauli behauptet, daß der Saame statt des bekannten Wurmsaamens könne gebrauchet werden. Derselbe hat das davon bereitete wesentliche Oel zu etlichen Tropfen eingegeben, auch mit Baumwolle auf den Nabel geleget, und will dadurch die Kinder von d Gästen befreyet haben. In n ern Zeiten ist diese Pflanze aus der Mode gekommen, und wir mehrere dergleichen und kräftigere haben, können wir che leicht entbehren.

Leberblümlein, weiß

S. Parnassenkrau

Leberbrachsemen

Hepatus, des Gesners, S. b. s. den baldfolgenden Leberf

Leberdistel.

S. Cichorie.

Lebererz.

Leberbeschlag, braun Kupf erz, leberfarbiger Kupferki Minera cupri hepatica, ist gelbbraunes Kupfererz, so einigen unter die Kiese gerech wird. Wallerius Mineral. 364. gedenkt zwoer Arten selbigem; 1) reichen Leber schlag, Minera cupri hepat fulua, so reich an Kupfer s soll; 2) Zinnbette, Minera cupri hepatica liuida, so h nahe bleich, wie Zinn und dunkler braunblauer Farbe ist.

Leberfisch.

Ein Felsenfisch, nach Müller Teuthis Hepatus, Linn. ge 176. sp. 1. Maroeke Vish d Indianer, und Valentins de nich

nichter Klippfisch. Nach dem Ritter soll er des Catesby Turdus Rhomboidalis, die rautenförmige Meerdrossel, pag. et tab. X. seyn; und bey dem Klein, Rhombotides, 1. obscure caeruleus. s. unsern Artikel, Bottbastart, no. 1. Th. I. S. 922.

Leberfisch, ein Lippfisch, nach Müllern, Labrus Heparus, Linn. gen. 166. sp. 4. und nach dem Klein Synagris, 3. ein Meerbrassem; s. unsere Artikel, Hepatus, Th. III. S. 778. und Lippfische, in diesem Theile.

Leberklee.

S. Leberkraut.

Leberklette.

S. Ödermenge.

Leberkraut.

Edelleberkraut, Güldenleberkraut, Güldenklee, Leberklee, Hepatica nobilis offic. Bis auf die neuesten Zeiten hat man diese Pflanze als ein besonderes Geschlecht angenommen, auch gemeiniglich den angeführten lateinischen Namen beybehalten. Herr von Haller erwählet dafür Trinitas, weil die Blätter in drey Lappen abgetheilet sind. Hr. v. Linné hat, obgleich derselbe das Geschlecht und den Namen Hepatica lange Zeit beybehalten, dennoch endlich beydes abgeschafft, und mit der Anemone vereiniget. Es ist demnach Anemone Hepatica Linn. und Herr von Haller ist in der neuern Ausgabe der Schweizerischen Pflanzen hierinnen Hrn. von Linné gefolget. Weil aber, sonderlich in Ansehung des Kelches, unter Leberkraut und Anemone ein wirklicher Unterschied sich zeiget, könnte man es wohl bey dem alten lassen, und das Leberkraut für ein eigenes Geschlecht noch ferner annehmen. Die Pflanze wächst in Deutschland an schattichten Orten, in den Heiden und unter den Sträuchern. Die dauernde Wurzel besteht aus vielen, rothschwärzlichten, in einander verwickelten Fasern, welche oberwärts in verschiedenen Knoten vereiniget sind. Aus jedem Knoten treiben im Frühjahre viele Knospen, welche von einigen häutichten, bisweilen etwas röthlich gefärbten Schuppen bedecket sind. Einige Knospen enthalten Blumen, andere Blätter. Die ersten entwickeln sich zeitig, gemeiniglich zu Ende des Märzes, in rauche, kurze, etwa einen Finger lange Stiele, deren jeder eine Blume trägt; nachher, und wenn diese aufgeblühet, folgen andere ähnliche, gleich hohe Stiele, auf deren jedem ein Blatt sitzt, welches mehr trocken als saftig scheint, glatt, oberwärts dunkel- unterwärts blaßgrün, zuweilen auch purpurfärbig und der Gestalt

nach dreyeckicht, bis zur Mitte in drey herzförmige, spitzige, am Rande völlig ganze Lappen abgetheilet ist. Der mittelste Lappen raget über die beyden Seitenlappen hervor. Die Blume hat einen dreyblätterichten rauchen Kelch, welcher etwas weniges von dem Blumenblatte entfernt steht. Die Anzahl und Farbe der glänzenden Blumenblätter ist veränderlich. Gemeiniglich zählet man derselben sechs bis achte, blau gefärbet. Zwischen diesen sitzen viele Staubfäden, und in der Mitte ein Köpfchen, so aus vielen Fruchtkeimen mit einfachen Griffeln besteht, welche sich nach und nach mehr von einander absondern, und viele nackende, rauchlichte Saamen darstellen. Diese sammelt man und säet sie wieder in Kästen aus, damit man Spielarten daraus erhalte. Außer den blauen findet man Stöcke mit rothen, fleischfarbigen und weißen Blumen, und diese verschiedentlich gefärbte Blumen findet man auch schön gefüllet. Die weiße gefüllte ist die seltenste, und Hr. Müller hat dergleichen niemals blühen sehen. Bey den gefüllten Blumen sind die Blumenblätter kleiner, als bey den einfachen, die Menge derselben aber, und ihre regelmäßige Stellung giebt dergleichen Blumen ein recht gutes Ansehen, und werden daher zur Zierde in den Gärten unterhalten. Man will beobachtet haben, daß Stöcke blauen Blumen, wenn sie in andere Gegend verschicket und selbst gepflanzet werden, a gefärbte Blumen hervorgebr wenn aber diese wieder an d sten Ort zurück gebracht wi wieder blaue getragen. Die füllten Stöcke vermehret durch Theilung der Wurzel, ches aber nicht zu öfters, n wa in drey Jahren einmal g hen soll. Ueberhaupt will Leberkraut das öftere Ver nicht vertragen, wenigstens hen die Stöcke alsdenn häufig. Die, aus Saamen genen Pflanzen, werden auc dritten Jahre erst häufig blü Alle Sorten dauern im fr Lande; sie verlangen aber, da sie zeitig blühen, einen Ort sie die Sonne genießen kö Das Erdreich soll auch gut fett seyn. Herr Gleditsch b ket, wie die Stöcke den fris auch sogar warmen Urin ver gen. Man hat den Blättern ser Pflanze ehedem eine eröff de und heilende Eigenschaft schrieben, und vornehmlich z öffnung der verstopften Leber pfohlen. Itzo wird dieses M tel nicht geachtet, und die ang benen Wirkungen sind auch h ungewiß. Es kann daher b aus den Apotheken verwiesen den. Wollte man ja noch gen Nutzen von den Blättern

warten, so könnte man solche als ein gelinde zusammenziehendes Mittel bey schlappen Theilen, und sonderlich zum Gurgelwasser gebrauchen.

Leberkraut, S. auch Leberbalsam, Lebermoos und Kunigundkraut.

Leberkraut, Wasser, S. auch Ranunkel.

Lebermoos.

Steinflechte, Steinmoos, Marchantia. Dieser Name empfiehlt uns das Andenken zweener, um die Kräuterkunde verdienter, französischer Männer. Der jüngere Marchant hat selbigen zuerst aufgebracht, und mit seinem Vater, welcher der erste Botaniste bey der Pariser Akademie gewesen, ein kindliches Denkmal gestiftet. Dieses Pflanzengeschlecht ist aus der Familie der Aftermoose, und die Pflanzen bestehen aus ausgebreiteten Blättern, welche keinen Stiel haben, und aus der untern Fläche Wurzelfäserchen, und aus der obern zweyerley Fruchtkeime treiben. Der eine sitzt platt auf und stellet anfangs eine kleine Erhebung oder Wulst vor, welche sich nach und nach öffnet, und neun, einem zarten Staube ähnliche, Blättchen enthält. Der andere ist gestielt, und dieser Stiel entspringt aus einer Scheide, und trägt auf der Spitze viele vertiefte, oder ausgehöhlte, mit Blumenstaube gefüllte Blümchen, welche bey einigen Arten von einem besondern Schilde bedecket sind. Man findet auch dergleichen unfruchtbare Schilder, welche keine Blümchen unter sich zeigen. Hr. von Linné nennt den ersten die weibliche und den letztern die männliche Blüthe, und beschreibt bey der weiblichen einen plattaufsitzenden, glockenförmigen, völlig ganzen oder eingekerbten Kelch, und viele kugelförmige, auf dem Boden des Kelches liegende Saamen. Diese Kelche werden von einigen auch Scyphuli oder Cyathi genannt. Bey den männlichen Blüthen beschreibt Herr von Linné einen Kelch, aus welchem der lange und aufgerichtete Stachel entspringt, so einen gemeinschaftlichen, ganzen, meistentheils in vier, fünf, auch mehrere Einschnitte getheilten, kegelförmigen oder platten Kelch trägt, auf dessen untern Fläche viele kleine, einblätterichte Blümchen sitzen, deren jedes einen Staubfaden enthält, und dessen Staubbeutel in so viele Theile zerspringet, als der gemeinschaftliche Kelch Einschnitte hat. Von den Spielarten, welche Herr von Linné anführet, ist die bekannteste:

der sternförmige Lebermoos, Leberkraut, Brunnenleberkraut, Steinleberkraut, Hepatica fontana

tana offic. Marchantia polymorpha Linn. wächst allenthalben an den Wässern und an schattichten Oertern, und besteht aus Blättern, welche ohngefähr einen Finger lang, einen Zoll breit, und in verschiedene Lappen zerschnitten und schuppenweise über einander geleget sind. Die obere, dunkelgrüne, glänzende Fläche zeiget weißlichte Flecke, und in der Mitte schwarzbräunliche Adern, und aus der untern braunen Fläche treiben, nach der Lage der obern Adern, rauche Fäserchen, wodurch die Blätter genau mit der Erde vereiniget werden. Im Frühlinge, und auch zu Anfange des Sommers, entstehen aus den Abtheilungen der Lappen zwey- auch dreyzöllige, rundliche, unterwärts röthliche, mit weißlichten Haaren besetzte, und mit einem erhabenen Hütchen geendigte Stiele. Das Hütchen ist anfangs grün, wird zuletzt weißlich und theilet sich beynahe bis auf den Mittelpunct in acht oder zehn rundliche, gegen das Ende breitere Strahlen, wodurch dieses Hütchen die Gestalt eines Sonnenschirms enthält. Hin und wieder auf der Oberfläche der Blätter erscheinen die kaum merklich gestielten, kegelförmigen, und mit einem weiten, eingekerbten Rande geendigten Becherchen. Man findet eine Abänderung, bey welcher die Blätter kleiner, grüngelblicht, die Stielchen eckicht, durchaus roth und kürzer, die Hütchen platt, ungetheilet, und am Rande nur acht- oder neunfach eingekerbet sind. Der jüngere Marchand hat einige besondere Beobachtungen bey diesem Aftermoose angestellet, welche in den Schriften der Pariser Akademie beschrieben. S. die deutsche Uebersetzung 4. Band 275 S. Bey den Sternblüthen ist jeder Strahl der Länge nach mit etlichen grünen, durchsichtigen Häutchen besetzet, zwischen welchen acht bis zehn weißgrünliche Knöpfchen hervorgehen; jedes Knöpfchen, wenn es geöffnet ist, sieht wie ein umgekehrter Kegel aus, und ist am Rande ausgezacket. Aus dessen Höhle geht ein Stiel mit einer Blüthe, die wie eine, bey den alten gebräuchlichen Schale gestaltet ist. Sie ist dottergelb und fällt in die Pomeranzenfarbe. Der Rand ist flach gezähnet, und wendet sich auswärts. Die Schale, deren Durchmesser höchstens eine halbe Linie hält, ist gemeiniglich unterwärts geneiget. Zu eben der Zeit, da die Blüthe aufbricht, entdecket man darinn inwendig einen Strauß von sehr feinen, goldgelben, dicht an einander stehenden Seitenfäden, welche sich nach und nach sichtbarlich verlängern, und unzählige kleine gelbe Theilchen um sich streuen. Diese fahren stoßweise heraus, und vertheilen sich in der

Luft

Luft, so wie von einer angezündeten Fackel die Funken herausfahren, wenn man einmal über das andere darauf schlägt. Wenn die Blüthen zwey oder drey Tage geöffnet gewesen, werden sie röthlich und vertrocknen gänzlich. Die kleinen gelben Theilchen hält Hr. Marchand für den Saamen. Noch hat derselbe in diesen kleinen Blüthchen eine beständige Bewegung der Fäden wahrgenommen. Diese Fäden verlängern sich, wie ein Knaul von Würmern, an der Sonne, und ihr Saame wird unaufhörlich in die Luft ausgestoßen. Diese Blüthen soll man sonderlich nach einem Sturme, oder warmen Regen suchen, und sie öffnen sich nur bey warmen und feuchten Wetter völlig.

Geoffroi will dieser Pflanze einen bittern, etwas zusammenziehenden Geschmack, und einen gelinden, gewürzhaften, wie mit Mastix vermischten Geruch, auch eine verdünnende, reinigende, zusammenziehende und heilende Kraft zueignen, und mit den ältern Aerzten solche bey Verstopfung der Leber, Milz, Lunge und anderer Eingeweide empfehlen. Man wird aber diese und andere angerühmte Wirkungen vergebens daran suchen, und wir können bey der Menge anderer und ungleich kräftigerer Mittel, dieses füglich entbehren. Doch hält Herr von Haller die Pflanze für scharf, und nicht gänzlich für unwirksam. Die Weiber bereiten öfters daraus ein Bad, und baden darinnen die Kinder, welche abnehmen; daher sie solches auch Zehrkraut zu nennen pflegen.

Leberraute.

S. Mondkraut.

Leberwurm.

S. Bindwurm.

Lechea.

Dieser Geschlechtsname ist dem Andenken des öffentlichen Lehrers zu Abo, Joh. Lechen, welcher die um Schonen wild wachsenden Pflanzen aufgezeichnet, vom Hrn. Kalm gewidmet worden. Die Blume besteht aus drey stehenbleibenden, eyförmigen, vertieften Kelch- und drey ähnlichen, aber schmälern und fast längern Blumenblättern; drey, zuweilen auch mehrern, noch längern, den Stempel bedeckenden Staubfäden und drey federartigen Staubwegen oder Griffeln. Die dreyeckichte, dreyfächerichte Frucht öffnet sich mit drey Klappen, außer welchen noch drey andere inwendig angebracht sind, welche die Scheidewände ausmachen. In jedem Fache liegt ein eckichter Saame. Herr von Linné führet zwo Arten an, welche beyde in Canada wachsen, zur Zeit aber in hiesigen Gärten nicht vorkommen.

Leckkrizenholz.

S. Süßholz.

Leckpfote.

Den Namen Leckpfote, Lechepatte, haben einige demjenigen Faulthiere gegeben, welches unter dem Namen Unau bekannt ist, obgeachtet dasselbe weder seine Füße, noch irgend einen andern Theil eines Leibes zu lecken pfleget. Das Thier selbst soll unter dem Artikel Unau beschrieben werden.

Lecksteinchen.

S. Schraube.

Lederblume.

Mit diesem Namen beleget Hr. Planer die Xylopia Linn. Der glockenförmige, in vier stumpfe Einschnitte getheilte Kelch umgiebt sechs lederartige, lanzetförmige Blumenblätter, davon die drey äußerlich gestellten größer sind. Eigentliche Staubfäden sieht man gar nicht, und die vielen Staubbeutel sitzen auf dem eyförmigen Fruchtkeime und bedecken solchen fast gänzlich. Der Griffel trägt einen einfachen Staubweg. Die rundliche, gleichsam mit einem Schnabel besetzte, trockene Steinfrucht enthält eine rundliche Nuß. Hr. Browne hat zwo Arten davon in Jamaika gefunden und zuerst beschrieben. Die eine hat glatte, die andere höckerichte Früchte. Beyde s[ind] außer ihrem Vaterlande, [wo] nirgends anzutreffen.

Lederblume, S. auch Pfe[ffer]

Lederholz.

S. Mäuseholz.

Leea.

Dieser Name deutet auf Jam[es] Lee, welcher eine Einleitung in [die] Kräuterwissenschaft in englis[cher] Sprache geschrieben, und d[em] Herrn von Linne' Grundsätzen [ge]folget. Männliche und weib[liche] Blumen wachsen auf einer Pf[lan]ze. Die männlichen bestehen [aus] dem glockenförmigen, fünffach [ge]theilten Kelche, dem in fünf g[lei]che, sackförmige Einschnitte [ge]theilten Blumenblatte, einem w[al]zenförmigen, in fünf zweyspal[ti]gen Lappen zerschnittenen und unw[en]dwärts mit dem Blumenblatte v[er]wachsenen Honigbehältnisse, f[ünf] Staubfäden und einem Griffel [oh]ne Fruchtkeim. Bey den weib[li]chen sind der Kelch und das B[lu]menblatt von gleicher Beschaffe[n]heit; das Honigbehältniß aber [ist] doppelt, und das innere kleine[r] als das äußerliche. Der Fruchtkeim trägt einen einfachen Griffel mit v[ie]rnem zerrissenen Staubwege. D[ie] Frucht ist kugelförmig, und enthält in sechs Fächern sechs Saamen. Hr. v. Linne' führt zwo Arten an, die wir noch nicht gesehen haben.

Leerdarm.

S. Gedärme.

Leertanne.

S. Lerchenbaum.

Leervischen.

Leervischen werden in Holland die Deckfische, Stromateus, von dem Griechischen Στρῶμα, genannt, weil sie gleichsam mit zween bunten Decken bekleidet sind. Bey dem Linné machet er das 149ste Thiergeschlecht, Stromateus. s. unsern Artikel, Deckfische, Th. II. S. 303.

Lefard.

S. Achanaca.

Lefzen. S. Lippen.

Lefzendoublet.

S. Tiegerzunge.

Legfohre. S. Fichte.

Legiren.

Metallorum compositio, heißt eigentlich, wenn man edle Metalle mit geringern versetzt, und zusammenschmelzet; so saget man z. E. wenn Gold oder Silber mit Kupfer versetzet ist, das Gold oder Silber ist mit Kupfer legirt.

Leguan.

Eine Art von Eidechsen. S. Kammeidechse.

Lehm.

Leimen, Limus, ist ein mit Sand und Eisenerde, auch etwas Kalcherde vermischte Thonart, welche meistentheils eine gelblichte, bisweilen auch röthlichte Farbe hat. Diese Thonart kömmt im starken Feuer in Fluß, und wird gemeiniglich zu einer schwärzlichten oder bläulichten Glasschlacke; im mäßigen Feuer hingegen brennt er sich harte und roth. Der Lehm wird in der Oekonomie vorzüglich zum Bauen gebrauchet, wo er oft statt des Kalchs, nicht allezeit aus Mangel oder Ersparniß, gebraucht wird. Man bedienet sich dessen gemeiniglich bey Erbauung der Backöfen und anderer Oefen, wie auch der Heerde, so in der Oekonomie und mancherley Werkstädten nöthig sind; weil die Erfahrung lehrt, daß der Lehm an den Orten, wo viel mit Feuer umgegangen wird, ungleich mehrern Nutzen als der Kalch leistet.

Diejenige Lehmart, aus welcher man Ziegel brennt, wird Ziegelerde, Terra lateritia, genannt; sie unterscheidet sich von dem Lehme nur darinnen, daß sie mehr thonichte Erde und weniger Sand, als der Lehm enthält; daher sie also im Feuer mehr zusammenbäckt und fester wird.

Lehne.

S. Ahornbaum.

Leib.

Corpus. Man leget diesem Ausdrucke in der Zergliederungskunst gemeiniglich einen dreyfachen Sinn bey. Einmal wird er im allgemeinen Verstande genommen, und begreift alsdenn überhaupt entweder das ganze zusammengesetzte Gebäude eines jeden thierischen Körpers mit allen einzelnen, sowohl festen und flüßigen, als auch äußerlichen und innerlichen Theilen, oder doch wenigstens eben diese thierische Gebäude, in soferne man daran äußerlich den Kopf, den Stamm, und die obern und untern Gliedmaßen oder Extremitäten besonders unterscheiden kann. In einem andern und einigermaßen engern Verstande stellet man sich bisweilen auch unter dem Leibe bloß den Stamm des Körpers mit oder auch ohne den anhängenden Gliedmaßen vor, und ohne alle Rücksicht auf den Kopf, welchen man vielmehr alsdenn gänzlich ausschließt. In dieser Bedeutung theilet man ihn sofort sowohl in den Oberleib und Unterleib, als auch in den Vorderleib und Hinterleib. Endlich hat man auch hiervon einen noch eingeschränktern Begriff, indem man nämlich damit lediglich den Unterleib, theils nur äußerlich, theils auch zugleich innerlich mit allen seinen enthaltenen Theilen und Eingeweiden anzeiget, ohne dabey weiter auf den Kopf, die Brust und Gli[e]maßen zu sehen. Am Leibe überhaupt genommen, werden [d]nun vorzüglich die äußerlich[en] Kennzeichen und Merkmale a[n]troffen, wodurch die Thiere[n] von einander unterschieden [w]und welche hernach den nat[ü]chen Grund zu ihrer Eintheil[ung] abgeben. So hat also z. E. [die] erste Classe der Thiere einen [m]oder weniger haarichten und [mit] vier hervorstehenden Gliedma[ßen] versehenen Leib, welche man [v]füßige Thiere nennt, worunter [e]nige nur zwey derselben zum [G]hen, die andern beyden zum G[re]fen und andern Verrichtungen [g]brauchen, nämlich der Mensch, [d]Affe, und etwa einige dem letz[tern] ähnliche Thiere; andere aber [b]lediglich auf diesen vier Gliedm[a]ßen von einem Orte zum ande[rn] bewegen, welches also die vierf[ü]ßigen Thiere im eigentlichen u[nd] engsten Verstande sind. Die zwe[y]te Classe haben einen Leib äußerl[ich] mit Federn besetzet, und über d[as] ses an demselben zween Flü[gel] und eben so viel Füße zu Glie[d]maßen, vermöge welchen sie [so]wohl auf der Erde und ande[r]wärts gehen, als in der Luft [sich] umherschwebend bewegen od[er] fliegen können, und dieses sind d[ie] Vögel. Einige Amphibien [sin]d außer einem glatten, oder schu[p]pichten, oder warzichten, oder mit einem breiten Schilde versehenen

Leibe, und daß sie mit ihren Gliedmaßen sowohl auf der Erde gehen oder kriechen, als auch im Wasser schwimmen können, unter welchen hiernächst der Drache auch noch mit vier häutichten Seitennägeln versehen ist, übrigens den äußerlichen Leibeskennzeichen nach wenig von den vierfüßigen Thieren unterschieden; deswegen man sie auch sonst mit dahin gerechnet hat. Das zu den Amphibien gehörige Schlangengeschlecht hat gar keine Gliedmaßen an seinem Leibe, sondern beweget sich wellenförmig, vermittelst seiner Schuppen, Schilder und Ringe, womit sein Leib äußerlich versehen ist, und schleicht auf der Erde. Die schwimmenden Amphibien unterscheiden sich durch Floßfedern am Leibe. Der Leib eines Fisches hat mehrentheils eine enge, von beyden Seiten zusammengedrückte, und platte, bisweilen eine mehr niedergedrückte, oder auch wohl eine runde walzenförmige Gestalt; die Oberfläche ist bald mit hornartigen Schuppen bedecket, bald mit einem schmierichten Schleime überzogen, und anstatt der bey andern Thieren gewöhnlichen Gliedmaßen, ist derselbe mit allerhand Floßfedern versehen, welche den Fischen zum Schwimmen dienen, und welche Umstände alle zusammengenommen besondere Unterscheidungszeichen abgeben, wodurch die einzelnen Fischarten bestimmet werden müssen. Die Verschiedenheiten, welche man äußerlich am Leibe der Insecten wahrnimmt, und wodurch dieselben sich vor allen übrigen Thiergeschlechtern besonders auszeichnen, betreffen theils ihre mannichfaltige Gestalt, theils ihre mehrern Gliedmaßen und andere Hervorragungen. Die Gestalt des Leibes ist bey ihnen bald walzenförmig, bald kugelrund, bald halbkugelartig, eyförmig, platt, oder auch bisweilen ganz schmal und lang. In Ansehung der Gliedmaßen unterscheiden sie sich sowohl durch mehrere Füße, als irgend bey einem andern Thiere vorkommen, als auch noch durch besondere zween, oder wohl gar bisweilen vier Flügel. Zu den am Leibe befindlichen Hervorragungen könnte man die, ihnen eigenen, Fühlhörner rechnen. Am einfachsten ist endlich der Leib der Würmer, indem derselbe entweder bloß aus einem einzigen oder aus an einander hängenden, ringelförmigen oder auch gliedweise an einander gesetzten Stückchen besteht, bisweilen eine sehr unförmliche Gestalt von außen zeiget, und eigentlich ohne alle Gliedmaßen ist, daher sie sich bloß durch eine fast wellenförmige und wechselsweise Zusammenziehung und Ausdehnung ihres Leibes von einer Stelle zu der andern langsam fortwälzen und bewegen,

wenn man nicht etwa die so genannten Fühlfäden oder nur mancherley andern Hervorragungen und Arme, welche bey einigen vorhanden sind, für Gliedmaßen ausgeben will.

Leichtholz.

S. Stahlbaum.

Leid- oder Leit-Braßem.

Leid- oder Leit-Braßem, wie ihn die Fischer, nach dem Schoneveldt, besonders im Slein, nennen, eine Art breiter Karpfen, die ihnen zu einem reichem Fischzuge gute Hoffnung machen sollen. Klein führet ihn unter seinem Brama, no. 2. Brama Nana; s. unsern Artikel, Brasem, Th. I. S. 933.

Leimahre.

S. Ahornbaum.

Leimbaum.

S. Rüstern.

Leimfisch.

Leimfisch in Südamerika; s. Cazon. Richter, ohne einen Gewährsmann anzuführen. Er gedenket zwar, S. 35. unter den Schlamm- und Leimfischen, daß Giebel und Peißker dazu gehören; aber, wer kann bestimmen, ob die Südamerikaner auch solche Leimfische sind. s. indessen unsere Artikel, Giebel, Th. III. S. 404. und Karauß, Chara Th. IV. S. 383.

Leimkraut.

Leimkraut nennen wir mit Hr Planern Silene Linn. Es ist dis fes Geschlecht mit der Lych genau verwandt, auch von Lu wig und Böhmern damit verein get worden. Weil aber, wenn d diese beyde, und noch ande eben so wenig von der Lych unterschiedene, Geschlechte verbu den, die Anzahl der Arten s groß und schwerlich von einand zu unterscheiden seyn dürfte, f gen wir hier Herrn von Linne und nehmen obigen deutsch Namen um so viel lieber an, d solcher einigen Arten der Lych nis beygeleget worden, und au einige hieher gehörige klebric oder leimicht anzufühlen sind Der röhrenförmige oder vielmeh bauchichte und stehenbleiben Kelch ist fünffach ausgezahnet Die fünf Blumenblätter bestehe aus schmalen, geränderten Nägel welche mit dem Kelche gleich Länge haben, und aus dem fla chen, stumpfen, zuweilen zwey spaltigen Rande. Wo die Nägel sich in den Rand verbreiten, ste hen zwey Zäckchen, mithin ist de Schlund der Blume mit zehn vor ragenden Spitzen besetzet. Dies nennen einige Honigbehältnisse welchen Namen sie aber nicht ver dienen, indem sie immerfort tro

cken

cken sind. Von den zehen Staubfäden sitzen wechselsweise fünfe an den Nägeln der Blumenblätter. Der Fruchtkeim trägt drey lange Griffel, mit einfachen Staubwegen. Das walzenförmige, von dem Kelche bedeckte Saamenbehältniß öffnet sich oberwärts mit fünf Spitzen, und enthält in drey Fächern viele nierenförmige Saamen. Die Zäckchen der Blumenblätter machen den Hauptunterschied dieses und der nahverwandten G. schlechter aus. Hr. von Linné führet fünf und dreyßig Arten an, wenige davon sind schön oder sonst merkwürdig, und werden nur in den botanischen Gärten unterhalten. Wir bemerken nur einige.

1) Rauches Leimkraut mit ganzen Blumenblättern und zurückgebogenen Früchten, Viscago ceraſtii foliis vaſculis pendulis Dill. H. Elth. fig. 398. Silene anglica Linn. wächst in England, Frankreich und ist ein jähriges, niedriges, haarichtes und klebricht anzufühlendes Pflänzchen. Die paarweise gestellten Blätter sind verkehret eyförmig, die untern kürzer, die obern länger und schmäler, und bey den obersten, an deren Winkel die Blüthen ährenweise stehen, bemerket man, daß ein breiteres und schmäleres, wechselsweise einander gegen über gestellt sind. Die Blüthstiele sind Anfangs kurz, die Blumen stehen aufgerichtet, nach und nach verlängern sich die Stiele, und die Früchte hangen unterwärts, richten sich aber zuletzt, wenn der Saamen reifet, wieder in die Höhe. Am Kelche sieht man zehen grüne Striefen, und die fünf Ecken desselben sind mit kleinen Stachelchen besetzet. Die Blumenblätter sind klein, herzförmig, völlig ganz, nicht, wie bey der folgenden Art, eingekerbet und weiß.

2) Rauches Leimkraut mit eingekerbten Blumenblättern und zurückgebogenen Früchten, Viscago hirta luſitanica Dill. H. Elth. fig. 401. Silene luſitanica Linn. Diese jährige, überall haarichte Art wächst in Portugall. Aus der zäserichten Wurzel treiben viele, in Zweige verbreitete, einen halben, auch ganzen Fuß hohe Stängel. Die Blätter sind eyförmig, die obern aber viel schmäler, als die untern. Die Blumen stellen eine Aehre vor, stehen aber einzeln in den Blätterwinkeln. Der gestreifte Kelch ist ganz mit langen Haaren besetzet; die kleinen Blumenblätter sind blaß purpurfärbicht, gestreifet, und am Rande eingekerbet. Die Stellung der Frucht kömmt mit der ersten Art überein.

3) Rauches Leimkraut mit ganzen Blumenblättern und aufrechtsstehenden Früchten,

Silene

Silene quinque vulnera Linn. wächst in Spanien, Portugall und Frankreich, ist jährig und überall haaricht. Die Blumen stellen eine einseitige, Anfangs gebogene Aehre vor. Der Kelch ist auch haaricht und klebricht. Die Blumenblätter sind ganz, fast rundlicht, purpurfärbicht, und weiß eingefasset. Die Früchte stehen aufgerichtet.

4) Rauches Leimkraut mit einseitiger Blumenähre und gespaltenen Blumenblättern, Viscago hirta noctiflora Dill. fig. 400. Silene nocturna Linn. wächst in Spanien und um Montpellier, ist auch jährig und rauchklebricht. Der Stängel erreichet gegen zween Fuß Höhe; die untern Blätter sind steif, eyförmig, vertiefet; die Blüthen sitzen platt auf, sind mit kleinern Deckblättern umgeben, und stellen eine einseitige Aehre vor. Die Blumenblätter sind weiß, herzförmig oder gespalten, auf der untern Fläche grünlicht.

5) Rauches Leimkraut mit gespaltenen Stängel und zehneckichten Kelche, Silene noctiflora L. wächst in Deutschland, Schweden und der Schweiz, ist ein Sommergewächse und durchaus rauch. Der Stängel erreichet einen auch anderthalb Fuß Höhe, theilet sich gabelförmig in einige Zweige, und ist fast mehr rauh als rauch. Die Blätter sind eyförmig zugespitzet, und ungestielet. Die Blumen stehen an dem Winkel der obersten einzeln. Der Kelch ist unterwärts bäuchicht, übrigens walzenförmig, mit zehn grünen vorragenden Streifen durchzogen; die Blumenblätter sind herzförmig und röthlicht.

6) Haarichtes Leimkraut mit lanzetförmigen Blättern und einseitigen Blüthen, Silene behleuroides L. wächst in Persien, die Wurzel ist ausdauernd. Der einfache, röthlichte, haarichte Stängel erreichet zween bis drey Fuß Höhe. Die Blätter sitzen platt an, und sind fast mit einander verwachsen, schmal, lanzetförmig, am Rande und auch hinterwärts um die Nerven haaricht. Die obern Blätter werden nach und nach kleiner, verlieren die grüne Farbe, und stellen nur Deckblätter vor, aus deren Winkel auf beyden Seiten einzelne Blüthstiele entspringen; die Blüthen aber richten sich alle nach einer Seite, und machen eine einseitige Aehre. Der Kelch ist lang, walzenförmig, mit zehen Streifen durchzogen; die Blumenblätter sind blaß schwefelgelb, und tief gespalten. Nach des Herrn von Linné Beschreibung sind die Blumen kürzer, als die Deckblätter, welches wir niemals bemerket; die Deckblätter werden nach oben zu immer kürzer, und gemeiniglich

glich haben diese mit den Blüthstielen einerley Länge.

7) Glattklebrichtes Leimkraut mit herzförmigen Blättern und aufgerichteten Blüthbüscheln, Klebnelke, Pechnelke, Margenröslein, Silene armeria Linn. wächst in England und Frankreich, auch in Deutschland auf grasichten Hügeln und sandigen Anhöhen. Ist jährig, ohngefähr einen Fuß hoch, mit vielen Zweigen besetzet, glatt, bläulicht angelaufen, und nur an den obern Gelenken der Zweige mit einem klebrichten Wesen bedecket. Die Blätter sind fast mit einander verwachsen, ey- oder mehr herzförmig, und völlig ganz. Die Blüthstiele sind gabelförmig getheilet, und in dem Theilungswinkel sitzet ein einzelnes Blümchen, die übrigen aber stellen einen flachen Strauß oder Büschel vor. Der Kelch ist lang, walzenförmig, gestreifet, und zeiget fünf kurze, rückwärts gebogene, in der Mitten braune, und mit einem Striefen durchzogene Einschnitte. Die Nägel der Blumenblätter sind länger als der Kelch, und der Rand ist eingekerbet. Man findet Stöcke mit purpurfärbigen, und andere mit weißen Blumen. Die Pflanze ist in den Gärten fast einheimisch geworden, und vermehret sich durch die ausgefallenen Saamen häufig. Die ältern Schriftsteller rühmten diese Pflanze wider den Biß und Stich der giftigen Thiere, die neuern schweigen davon ganz.

8) Glattklebrichtes Leimkraut mit eyförmigen Blättern und überhangenden Blüthbüscheln, wild Margenröslein, wilder Wiederstoß, weiße Klebnelke, Silene nutans L. wächst in trocknen Wäldern unter den Eichen und Fichten, auch auf hohen magern Trifften. Die Wurzel ist ausdauernd. Der Stängel erreichet gegen zween Fuß Höhe, und verbreitet sich in Zweige, welche klebricht sind. Die untern Blätter sind gestielt und eyförmig, die obern ungestielet und gleichbreit. Die Blumen sitzen seitwärts an den Zweigen, kehren sich auf eine Seite, und stellen einen überhangenden Büschel vor. Der Kelch ist lang, klebricht, röthlicht, mit zehen Striefen durchzogen. Die Blumenblätter sind weiß, oder ganz mattröthlicht und gespalten, rollen sich bey dem Scheine der Sonne zusammen, und breiten sich die Nacht über aus.

9) Glattklebrichtes Leimkraut mit löffelförmigen Blättern und Blüthwirteln, Lychnis sedi arborescentis folio. Silene gigantea L. Es stammet aus Afrika her. Die Wurzel ist ausdauernd, trägt im ersten Jahre eine große Blätterrose, und im

zweyten

zweyten einen vier bis sechs Fuß hohen, fast nackenden, und mit wenig Zweigen besetzten Stängel. Die Wurzelblätter sind lang gestielet, rundlicht, oder mehr löffelförmig vertiefet, und bläulicht angelaufen. Der Raum zwischen den untern Gelenken des Stängels ist kurz und etwas haaricht, zwischen den obern aber weit, lang, und leimicht anzufühlen. Die Blumen stehen fast wirtelförmig, und die Blüthstiele sind gabelförmig getheilet. Der Kelch ist haaricht, die Blumenblätter sind mehr grün- als weißlicht, die Zäckchen derselben kaum merklich, und nur zur Nachtzeit ausgebreitet. Die Vermehrung geschieht aus dem Saamen auf dem Mistbeete. Die Stöcke hält man in Töpfen, und setzet diese den Winter über in ein gemäßigtes Glashaus.

Leimschwalbe.

Leimschwalbe, ist die gemeine Hausschwalbe, hirundo domestica, und heißt deswegen also, weil sie von außen an den Häusern nistet, und ihr Nest von Leim oder Koth, ohne Stroh und andere Verbindung, klebet und anküttet.

Lein.

Linum. Die Geschlechtskennzeichen sind fünf kleine, aufgerichtete, lanzetförmige, stehenbleibende Kelch- und fünf größere, längliche, mit dem schmalen Anfang gleichsam eine Röhre, und mit dem breiten stumpfen Ende einen ausgebreiteten Rand vorstellende Blumenblätter; zehen Staubfäden, deren fünfe mit, die fünf übrigen aber ohne Staubbeutel sich zeigen, und fünf aufrechtstehende Griffel mit rückwärts gebogenen Staubwegen. Das kugelförmige, einigermaßen fünfeckichte Saamenbehältniß öffnet sich mit fünf Klappen, und enthält in zehn Fächern zehn eyförmig platte, glatte Saamen. Von den zwey und zwanzig Arten welche Herr von Linné anführet hat die eine nur vier Kelch- und Blumenblätter, acht Staubfäden, vier Griffel, und acht Fächer in der Frucht. Die bekanntesten Arten sind:

1) Der jährige Lein mit spitzigen Früchten, Leinsaamen, Flachs, Linum vsitatissimum L. Die fäserichte Wurzel treibt einen einfachen, oberwärts in einige Zweige abgetheilten, rundlichten zween bis drey Fuß hohen Stängel, welcher bey dieser Pflanze gemeiniglich Pöse genannt wird; die daran wechselsweise platt aufsitzenden Blätter sind länglicht zugespitzet und völlig ganz. Die Blumen sitzen zu oberst an den Zweigen, jede auf ihrem besondern Stiele. Die blauen Blumenblätter sind eingekerbet; die

Kelch-

Kelchblättchen zugespitzet, und am innern Rande mit zarten Härchen eingefasset. Die Frucht, welche man Knoten oder Bollen nennt, endiget sich mit einer steifen Spitze. Die Blüthe erscheint im Brachmonathe, und der röthlicht glänzende glatte Saame wird im Herbstmonathe reif. Das eigentliche Vaterland ist vielleicht unbekannt. Die Pflanze soll im mittägigen Europa unter dem Getraide wild wachsen. Man findet bey den Schriftstellern verschiedene Spielarten angemerket. Der wild wachsende und gebauete Lein zeiget äußerlich wenig Unterschied. Die Länge des Stängels und dessen schlechtere und bessere Beschaffenheit haben ihren Grund in der Gegend, dem Boden und Wartung. Der afrikanische Lein trägt etwas größere Früchte und Saamen, welches wir auch bey vieljähriger Aussaat unverändert beobachtet haben. Die Art, so von Ancona kömmt, unterscheidet sich vornehmlich dadurch, daß selbige im Herbste ausgesäet werden muß. In Thüringen unterscheidet man zwo Spielarten; die eine nennet man den Klänglein, oder den Klang, Kleng, weil die Fruchthülsen mit einem gelinden Klange an der Sonne aufgehen. Der Saame wird eher reif, und ist von Farbe heller, und die Pflanze selbst niedriger und ästiger, giebt aber weichen und weißen Flachs. Die andere Art wird Drosch, Droschlein oder Schieslein genannt; diese wächst höher, treibt weniger Zweige, giebt einen dunkeln Saamen, den man ausdreschen muß; der Flachs davon fällt mehr ins grünlichte, und, wenn er stark geröstet wird, ins schwärzlichte. Der Manillische Flachs, welcher unter dem Namen Abaca, angeführet wird, kömmt von einer andern Pflanze. S. Abaca auch Libby. Von dieser nützlichen Pflanze wollen wir zuletzt das nöthige ferner anführen, jetzo aber noch einige Arten beschreiben.

2) Der dauernde sibirische Lein mit stumpfer Frucht, Linum perenne L. wächst um Cambridge, sonderlich aber in Sibirien. Die fäserichte, fortdauernde Wurzel treibt viele Stängel, welche im guten Boden vier bis fünf, in einem mittelmäßigen aber gegen drey Schuh Höhe erreichen, und sich oberwärts in viele Zweige vertheilen. Die wechselsweise gestellten und platt aufsitzenden Blätter sind völlig ganz, lanzetförmig und dunkelgrün. Die großen blauen Blumen zeigen sich im Brachmonathe, und sind, wie bey der vorigen Art, gestellet; die Kelchblättchen und die Frucht sind stumpf. Von dem nützlichen Anbau und Behandlung dieser

Art wollen wir zum Beschlusse handeln.

3) Der gelbe Lein mit wechselsweise gestellten Blättern, Seestrandslein, Linum maritimum L. wächst in Oesterreich, bey Montpellier und in Italien nahe an der See. Die fäserichte Wurzel dauert viele Jahre, und treibt einfache, ohngefähr zween Fuß hohe, steife Stängel, welche oberwärts viele blühende Zweige austreiben. Die Blätter am untern Theile des Stängels stehen einander gegenüber, am obern Theile aber wechselsweise, alle sind ganz platt, völlig ganz und lanzetförmig. Die gelben Blumen zeigen sich im Sommer, und blühen nach und nach auf. Die Kelchblättchen sind eyförmig zugespitzet, jedoch am Ende nicht mit einer besondern Spitze besetzet. Diese Art unterhält man zur Zierde in den Gärten, zieht solche auf dem Mistbeete aus Saamen; welcher jedoch bey uns selten völlig reif wird, oder vermehret sie durch die Theilung der Wurzel. Im freyen Lande dauern die Stöcke den Winter über nicht wohl aus; man hält solche lieber im Scherbel, und bringt diese gegen den Herbst in ein gemeines Glashaus.

4) Der gelbe Lein mit gegenüber gestellten Blättern, Linum africanum L. wächst in Afrika und hat dem ganzen Ansehen nach mit der vorherstehend Art viel ähnliches; die Blä aber stehen alle einander geg über, und sind schmäler, lan förmig. Die an den Enden Zweige befindlichen gelben B men sitzen auf besondern Stie Die Pflanze ist fortdauernd treibt beständig neue Stän mithin ist solche, wie die vorh immergrünend. Die Wart kömmt mit der vorherstehend überein.

5) Der gelbe Lein mit d sichten Blättern, Linum no florum L. wächst in Italie Der glatte Stängel ist eckich und in zween oder drey Zwei abgetheilet. Die Blätter si beym Anfange mit zwo braun Drüsen besetzet, lanzetförmig, t untern wechselsweise, die ob aber einander gegenüber gestell Die gelben Blumen stehen a wechselsweise und sitzen pl auf. Die Kelchblättchen si mit den übrigen Blättern v gleicher Länge, und die Fru ist spitzig. Man erzieht und wa tet diese, wie die dritte Art. Di se und die vorherstehende hat m in der Onomat. bot. verwechsel und bey der vierten Art die B schreibung der fünften angebrach

6) Der kleine weiße Purgie lein, klein Leinkraut, Purgie flachs, Bergflachs, Wiesen flachs, Linum catharticum L. wächst bey uns auf Bergen, Wie

sen und Triften. Die Wurzel ist jährig. Die zarten, kaum eine Spanne hohen Stängel theilen sich gemeiniglich in zween, und die wieder in andere zweyspaltige Zweige, und sind mit paarweisen, oder einander gegenüber gestellten, platt aufsitzenden, gleichsam gepuderten, schmalen, eyförmig stumpfen, kleinen Blättern von unten auf bis ohngefähr zur Hälfte besetzet; die an den Zweigen stehen sind gemeiniglich wechselsweise gestellet, und fast spitziger. An den Zweigen sitzen weiße kleine Blümchen, welche, ehe sie aufblühen, unterwärts hangen. Die Blumenblätter sind spitzig, wodurch sich diese Art fast von allen übrigen unterscheidet. Die Staubfäden sind unter einander verwachsen. Dem Ansehen nach gleichet dieses Pflänzchen dem Vogelmeyer; nach der Frucht aber kann man beyde leicht unterscheiden. Daß dieses kleine Pflänzchen einen bittern Geschmack und die Kraft besitze, den Leib gelinde zu eröffnen, findet man in allen Schriftstellern aufgezeichnet, und doch ist selbiges wenig in Gebrauch gekommen, und man suchet solches vergeblich in den Apotheken. Es verdienet aber alle Achtung. Wenn man von der ganz frischen Pflanze eine Hand voll, oder von der getrockneten ein Quentchen mit Wasser oder Wein, oder mit Molken einweichet, und diesen Trank einnimmt, wird sowohl der Leib geöffnet, als auch ein gelindes Erbrechen erreget werden.

7) Der kleine weiße Lein mit vier Blumenblättern, Chamaelinum, Linum radiola L. wächst in denjenigen Gegenden, wo der Boden vom Sande bedecket worden. Die jährige, zarte Wurzel treibt einen niedrigen, gemeiniglich in gegenüber stehende Zweige verbreiteten Stängel, an welchem die eyförmig zugespitzten Blätter einander gegenüber stehen. Die Blumen sitzen auf zarten Stielen, und stellen unter sich einen Büschel vor. Alle Theile der Blume halten die gevierte Zahl, und bey den Staubfäden, wie auch bey den Fächern der Frucht, findet man die achte.

Nun gehen wir zu der ersten, bekanntesten und nützlichsten Art zurück, und bemerken erstlich, wie man den gemeinen Lein oder Flachs erziehen könne. Es verlanget selbiger einen guten, wohl zugerichteten, und vor Winters gedüngten Acker. Der Dünger soll nicht strohicht, sondern klein und kurz seyn, und im Herbste untergepflüget werden. Die neue Düngung ist nöthig, wenn man den Lein in Brachfelder säet; erwählet man aber hierzu einen Acker, worauf Küchengewächse, oder Getraide gewachsen, und welcher hierzu gedünget worden,

kann man die neue Düngung ersparen, und darf den Acker nur vor Winters wohl umpflügen, und mit der Ege bestreichen. Andere pflegen die Bestellung des Ackers erst im Frühjahre vorzunehmen, welches aber, außer dem Nothfalle, nicht anzurathen. Das Land soll fein gerade, oder auch etwas abhängig zugerichtet werden, damit nirgends Vertiefungen bleiben, und darinnen den Sommer über das Wasser sich aufhalten könne; indem der Lein die vielen Feuchtigkeiten nicht verträgt, und wenn er auch aufgeht, dennoch im Wachsthume zurückbleibt, und vor der Zeit gelb wird. Man kann das Land zur Aussaat nicht sorgfältig genug wählen, indem davon sowohl die Beschaffenheit des neuen Leinsaamens, als die Menge und Stärke der Flachshälme abhängt. Die Säezeit wird in frühe und späte eingetheilet; die erste fällt in den April, die andere geschieht zu Anfange des Junius bis gegen den Johannistag. Die erste ist der letztern vorzuziehen, sonderlich weil man alsdenn den Flachs zeitig einbringen, und den Acker wieder umpflügen, und zu einer neuen Winter- oder Sommersaat zurichten kann. Der Saame muß dicke ausgestreuet werden. Wird solcher dünne ausgesäet, erhalten die Stängel einen grössern Raum zu wachsen, und werden dicker; je stärker aber Stängel ist, je gröber wird Flachs werden. Da nun jeder nen und klaren Flachs zu erh wünschet, soll man die dicke der dünnern vorziehen. ist auch zu merken, wie der dicke aufwachsende Lein bey fallender nasser Witterung leicht lagere, und dadurch Hoffnung, sowohl tüchtigen saamen, als guten Flachs zu halten, verloren gehe. Viel könnte diesem Zufalle vorgeb werden, wenn man, wie Schleßwig geschieht, und in den neuen Wahrnehmun XI. St. beschreibt, auf die Fl beete, wenn der Stängel eine viertheil Elle gewach zwo Ellen lange und einen Fi dicke Reiser stecke, wodurch Flachs nicht allein Schut Wind und Regen erlangen, dern auch um eine viertheil höher wachsen soll, als ande den man ohne Reiser vor selbst aufwachsen lassen. Flachs soll dadurch auch fei werden, indem der Stängel um destomehr verdünnet, je ger er wird. Auch bey uns der Belziger Gegend ist das Fla stängeln mode. Man verfä dabey also. Wenn der Stän die erwünschte Länge erreicht setzet man gabelförmige Hölzch welche die halbe Flachsstängel länge haben, in schicklicher Wei

aus einander, und leget dünne Bohnenstangen querüber, so daß immer von einer solchen Querstange bis zur andern ein guter Schritt Raum bleibt. Wenn nun durch Wind und Regen die Pflanzen niedergeschlagen werden, legen sich solche schichtweise an die Stangen, und können um so viel eher von dem ersten trocknen Winde wieder aufgerichtet, und vor der Fäulniß bewahret werden. Das mühsamste hierbey ist, daß man öfters nachsehen müsse, ob auch die Gabeln noch feste stehen. Andere merken, was der Flachs durch den ersten Wind für eine Richtung erhalte, und nach welcher Himmelsgegend die Spitzen sich neigen; hierauf stecken sie drey bis vier Zoll breite, unten zugespitzte Spähne, in schiefer Lage, auf den Acker hin und her, und erreichen dadurch den Endzweck, daß der erste entgegen gehende Wind die gebeugten, aber in der Schwebung erhaltenen Stängel fassen, sie in vortheilhaftere Richtung bringen, und vor Fäulniß bewahren kann. In den Wirthschaftsbüchern findet man hierbey viel abergläubische Vorschläge. Wir wollen nur einen anführen. Man giebt vor, der Saame müßte in einem reinen Sacke auf das Feld gebracht, und aus einem reinen Tuche gesäet werden, indem, wenn eines oder das andere mehlicht wäre, viel Flachsseide darunter wüchse. Gegründeter ist der Vorschlag, zum Flachsbaue jedesmal ein solches Land zu wählen, auf welchem seit einigen Jahren kein Flachs gewachsen, sondern so viel möglich eine Veränderung mit dem Acker vorzunehmen. Wenn der Flachsstängel zween bis drey Zoll hoch gewachsen, soll man bey trocknem Wetter das Jäten vornehmen, und hierbey sonderlich das große und grobe Unkraut ausraufen; das kleine wird durch den dicke aufgegangenen Lein von selbst ersticken. Wenn der Lein reif geworden, werden die Stängel mit der Wurzel aus der Erde gezogen, oder, wie man zu reden pfleget, geraufet. Man soll damit nicht warten, bis die völlige Reife erfolget, sondern solches vornehmen, wenn er noch nicht völlig reif ist, welches man daran erkennet, wenn die untern Blätter am Stängel abfallen, und die Knoten oder Früchte gelb werden. Der in diesem Zustande geraufte Flachs giebt feinere Haare und ein besseres Gespinste. Hernach wird er auf dem Acker dünne ausgebreitet, und bleibt daselbst ohngefähr acht Tage liegen. Fällt unter der Zeit Regen ein, hat es nichts zu bedeuten, und darf dergleichen Flachs kürzere Zeit geröstet werden. Nachher wird solcher in Bündel gebunden, oder gebüßelt; die Land-

leute nennen die Flachsbündel Büssen, Büßeln oder Posen, und diese Büschel werden durch Rüffelkämme, oder Reffe gezogen, damit die Knoten abgehen. Dergleichen Kämme sind nicht allenthalben im Gebrauche. Manche pflegen die Knoten von den Büscheln abzuklopfen, oder auszudreschen. Die erste Art aber soll vortheilhafter seyn. Das Rüffelwerkzeug ist ein eiserner, mit vielen starken Zähnen besetzter, und auf einem Holze befestigter Kamm, durch welchen die Büschel gezogen werden. Man kann statt des Kammes auch nur starke eiserne Nägel auf einem Holze also einschlagen, daß die Spitzen oben zu stehen kommen. Die abgestreifelten Knoten werden getrocknet, nachher ausgedroschen, und mit Reinigung des Saamens, wie bey andern Getraidearten, verfahren. Der von seinen Knoten entledigte Flachs wird einige Tage über in Wasser eingeweichet, welches man Röſten oder Rotten nennt, sodann ausgewaschen, und in der Sonne, auch wohl im Backofen getrocknet. Das Röſten soll nicht zu lange geschehen, deswegen muß man etwan den vierten Tag einige Büßen aus dem Wasser nehmen, an der Sonne trocknen, und mit der Breche untersuchen, um dadurch zu erfahren, ob mit der Röſtung noch weiter fortzufahren oder nicht. Diese Probe soll nachher täglich geschehen. Wobey noch zu merken, daß der Flachs im hellen und frischen Quellwasser, oder auch bey kaltem Herbstwetter niemals so geschwinde und so gut röſtet, als in stillstehenden Sümpfen und langsam fließenden Bächen. Hierbey ist zu merken, daß dergleichen Wasser, worinne Flachs geröſtet worden, für die Fische schädlich, und zum Bierbrauen unschicklich sey. Eine andere Probe ist, wenn man die Stängel zerschneidet, und wenn solche im stillstehenden Wasser nach und nach untersinken; schwimmen selbige, muß das Röſten fortgesetzet werden. Wenn die Stängel sich wohl brechen lassen, und die äußere Schale oder der Bast leicht abgeht, ist es ein gewisses Zeichen, daß das Röſten gehörig geschehen. Durch das allzulange Röſten verliert der Bast seine Festigkeit, indem durch das Röſten zwar der Bast oder die äußerliche Schale des Stängels von dem grünen Safte gereiniget und mehr theilbar gemachet, vorzüglich aber der innere Theil oder der Kern des Stängels zum Stocken oder Faulen gebracht werden muß, damit solcher bey der fernern Bearbeitung abgehen könne. Der Kern giebt eigentlich die sogenannten Scheben. Nach dem Röſten wird der Flachs im Was-

ser

ser rein abgewaschen, die Bündel auf einem schicklichen Orte aufgesetzet, durch Luft und Sonne getrocknet, und alsdenn an einem trocknen und luftigen Orte aufbewahret. Das Abtrocknen in den Backöfen oder Stuben ist gefährlich. Die getrockneten Flachsbündel werden endlich mit einem Blauel oder Handkeule auf einem Steine stark geklopfet, ferner auf der Breche gebrochen, geschwungen, gehechelt, und von dem Werg oder Heede nach eines jeden Gefallen mehr oder weniger gesäubert, und zu den bekannten Nutzen, Garn und Leinewand, angewendet.

Um den Lein- oder Flachsbau mit Vortheil zu treiben, wird jeder verständige Landmann sich nach besondern Umständen richten. Man wählet gemeiniglich einen fetten Boden dazu; doch ziehen andere das leichte und heiße Erdreich vor. Auf dem letztern erhält man einen schönern, feinern und weichern Flachs auf der Hechel; man erhält aber wenig, und der auf diesem magern Acker erbauete Saame schlägt zeitig aus der Art. Die Holländer sollen in der Provinz Holland, woselbst der Boden mager, wenig Lein bauen, hingegen in Seeland, wo das Erdreich feuchte und ungemein fett ist, solchen häufig erziehen. Der Saame, welchen sie aus dieser Provinz ziehen, wird theuer verkaufet und für weit besser gehalten, als der, den man von der Ostsee bringt. Die Holländer lassen zwar jährlich Leinsaamen von Riga kommen, nicht aus der Ursache, weil der Saame in ihrem Lande aus der Art schlägt, sondern weil sie selbst nicht genug erbauen, die Auswärtigen damit nach Verlangen zu versorgen. Außer der Güte des Erdreichs muß man vorzüglich auf die Güte des Saamens sehen, welchen man ausäen will. Der kürzeste, der rundlichste, der festeste, der ölichste, der schwereste und hellbraune wird für den besten gehalten. Der holländische Säemann nimmt eine große Hand voll davon, und drücket ihn in der Hand zusammen, bis der Saame zwischen den Fingern und dem Daumen durchdringt; aus der Menge, die dieser Druck heraustreibt, und nach der größern oder geringern Geschwindigkeit, womit er herausspringt, urtheilet er, ob der Saame mehr oder weniger dichte und feste sey. Zu erfahren, ob er schwer sey, wirft man eine Hand voll in ein Glas Wasser; der gute muß in kurzer Zeit zu Boden sinken; derjenige, so oben schwimmt, ist untauglich. Zu versuchen, ob er recht ölicht sey, wirft man etwas davon ins Feuer; wenn er sich entzündet und knallet, sobald er auf die

Kohlen kostet, ist solcher gut. Auch der beste Leinsaame schlägt aus der Art, wenn solcher immerfort auf einerley Erdreich gesäet wird. Einige empfehlen daher auf ein fettes und schweres Land Saamen zu bringen, den man auf einem leichten Boden erbauet hat, und auf ein leichtes Erdreich Saamen auszusäen, der auf einem fettern Grunde gewachsen ist. Und dieses geht auch an, wenn ein Hauswirth in dem ersten Falle nur auf die Feinheit des Flachses sein Absehen richtet; indem Saame von einem leichten Acker niemals guten Leinsaamen liefern kann. Man darf aber diesen Unterschied des Bodens eben nicht in entgegen gesetzter Beschaffenheit annehmen; auch ein kleiner Unterschied ist öfters hinreichend, durch die Verwechselung bey guten Saamen zu bleiben. Vielleicht aber ist es besser Saatsaamen von auswärtigen Orten zu verschreiben. Der Rigaische wird vorzüglich empfohlen. Da man aber dergleichen blindlings kaufen muß, da man nicht wissen kann, auf welcherley Boden solcher erzogen worden, mithin nicht bestimmen kann, ob sich solcher für leichtes oder fettes Erdreich besser schicke, ist dieser Einkauf nicht anzurathen. Im Magdeburgischen, Halberstädtischen und andern Gegenden gebrauchet man keinen andern Saamen, als den man selbst erzogen hat. Und es ist Zweifel, daß man dieses auch uns nachahmen, und guten Aussaat tüchtigen Saamen gen könne, wenn man nur Saamen auf dem Stängel seiner völligen Reife kommen sen wollte. Wir haben oben gesagt, daß das Ausra des Flachses vor der völligen fe geschehen soll. Allein soll in Holland nicht beob werden, vielmehr soll man selbst zu Batist und anderer Leinewand die Pflanze so stehen lassen, bis der Saame lig reif ist. Wir merken noch wie einige behaupten, daß frischer, von dem letzten Zuw genommener Leinsaame bey ten nicht einen so guten Fl geben soll, als der geruhete überjährige. Sonderlich pf der Leinsaame, wenn er alle re so frisch, als er eingeer worden, wieder ausgesäet w gar bald auszuarten. Der Rigaer Leinsaame verläßt, w man solchen zwey bis drey J ohne Ruhe hinter einander seine Art dergestalt, daß man zuletzt von dem gemeinen kurz tigen Landflachse wenig mehr terscheiden kann. Läßt man den gemeinen Lein ein Jahr ruhen, so kann man sich nich lein eine weit reichere Erndte sprechen, sondern es wird derselbe seine natürliche Art

Eigenschaft weit länger behalten. Doch muß man solchen in den Hülsen oder Knoten liegen, und nur erst kurz zuvor, wenn er gesäet werden soll, dreschen und zur Aussaat reinigen lassen.

Die zwote Art, oder der Sibirische Lein wird gleichfalls zum Anbau empfohlen, und von einigen der gemeinen Art vorgezogen. Da die Wurzel einige Jahre dauert, selbige unsere Winter aushält, die zarten Schößlinge den Winter über grünen, aus einer Wurzel viele Stängel aufschießen, und diese höher, als bey der gemeinen Art, erwachsen, und die daraus bereiteten Fäden eben so stark, wo nicht stärker sind, auch überdieß in einem sandigen Erdreiche gut fortkömmt, so könnte man leicht bewogen werden, die gemeine Art abzuschaffen. Da aber dieses, aller Empfehlung ohngeachtet, bisher unterblieben, so muß man doch seinen Vortheil dabey nicht gefunden haben. In hiesigen Gärten sind die Stöcke im Winter mehrmals ausgegangen. Eine andere Unbequemlichkeit besteht darinnen, daß die Stängel ungleich wachsen, und nicht zu einer Zeit reif werden, daher man solche weder raufen noch abmähen kann; die Stängel aber einzeln, wie sie zur Reife gelangen, abzuschneiden, würde zu viel Mühe erfodern. Es wird dieses ungleiche Wachsthum nicht allein, wie einige vorgeben wollen, im ersten Jahre geschehen, sondern auch in den folgenden, wenn die Wurzel sich auch schon mehr bestocket. Die Stängel dieser Art geben allemal einen groben Faden und grobe Leinwand.

Der Leinsaame wird nicht allein zur neuen Aussaat gebrauchet, sondern auch von den Hauswirthen, Künstlern und Aerzten auf mancherley Weise genutzet. Es giebt derselbe, wenn er im Wasser eingeweichet wird, viel Schleim, und wenn man solchen presset, viel Oel. Da das schleimichte Wesen sich im Wasser auflöset, und eine lindernde, schmerzstillende, erweichende, und die Schärfe einwickelnde Eigenschaft besitzt, pflegen die Aerzte dergleichen Tränke bey dem Brennen des Urins und Steinschmerzen, bey dem Husten, Seitenstechfieber, rothen Ruhr u. s. f. öfters innerlich, mehr aber in Clystiren wider das Bauchweh, rothe Ruhr, den Stuhlzwang und andere Krankheiten zu verordnen. Weil die daraus bereiteten Tränke dem Magen leicht beschwerlich fallen, pflegen einige den Saamen auf dem warmen Ofen zu trocknen, oder gelinde zu rösten, hernach zu zerstoßen, kochendes Wasser darauf zu gießen, und diesen Thee bey jetzt erwähnten Zufällen, auch bey der Lungensucht zu trinken. Man stößt auch die Saamen ohne

solche zu rösten, und bereitet daraus ein Mehl, farina Lini, welches als ein erweichendes Mittel äußerlich gebrauchet, und entweder allein, oder mit Fönugräcsaamen, Meliloten, Habergrütze und andern gleich wirkenden Mitteln vermischet, in Wasser oder Milch zu einem dicken Brey eingekochet und als ein warmer Umschlag auf diejenigen Theile geleget wird, wo verhärtete oder entzündete Beulen zu erweichen, oder krämpfichte Spannungen zu besänftigen. Aus den zerstoßenen Saamen presset man auch das bekannte Leinöl, welches zwar mit andern ausgepreßten Oelen, als dem Baumöle, gleiche Eigenschaften hat, und zu Clystiren, erweichenden Salben und dergleichen gebrauchet wird, jedoch von andern solchen Oelen wirklich unterschieden ist; es scheint etwas harzichtes mit dem öhlichten vermischet, zu besitzen. Es besitzt solches eine heilende und balsamische Kraft, und wird äußerlich als ein erweichendes Mittel bey mancherley Zufällen, sonderlich bey der schmerzhaften güldenen Ader und bey Brandschäden gebrauchet, und innerlich den Lungensüchtigen, zumal wenn das Blutspeyen sich einfindet, als ein kräftiges Mittel empfohlen, wie wir aus vielfacher Erfahrung versichern. Es wird zwar öfters das Oel, täglich zu einem und zween Löffeln getrunken, dem Magen noch mehr, als die aus ganzen Saamen bereiteten Tränke, zur Last fallen; da aber meisten Lungensüchtigen noch ten Appetit und hinlängliche dauungskräfte haben, werden se selten von dem Genusse Oeles einige Beschwerlichkeit pfinden; zumal wenn man, es wegen des innerlichen brauchs nöthig ist, frisches kalt, nicht aber durch Hülfe Feuers warm ausgepreßtes hierzu erwählet. Wenn man Nothfalle altes und unangenehmeckendes gebrauchen kann man solches mit lauen ser in einer großen gläsernen sche fleißig herumschwenken, das Wasser zum öftern verändert bis der unangenehme Geruch Geschmack sich verlohren. wird dieses Oel auch gar öfstatt der Butter mit Brod gesen, und zu verschiedenen Speigebrauchet, vornehmlich Pfannchen und ander Backwerk bereitet, auch von den Malern andern Künstlern gebrauchet. trocknet geschwinder, als an Oel, und giebt den besten Firniß, und wird zu denjenigen ten gebrauchet, welche im Wasausdauern. Was von den Samen, nachdem das Oel ausgepreset ist, übrig bleibt, nennt man Oel- oder Leinkuchen, welche als Futter für das Vieh gebrauchet, auch zerstoßen und in Milch gekocht

gekochet, bey den eingeschlossenen Brüchen äußerlich aufgeleget werden. Wenn man diese Leinkuchen wieder zerstößt und das Pulver mit Wasser anfeuchtet, erhält man einen Kütt oder Lutum, womit man in der Chymie die Gläser und andere Gefäße verschmieren und verbinden kann. Dieser Kütt ist besser und reinlicher, als ein anderer Kleister, und kann auch mehrmals wieder gebrauchet werden. Die Scheben mit Lehm vermischet, geben diesem eine mehr bindende Kraft, und man kann sich dessen nützlich bedienen, die Ziegeldächer inwärts damit zu beschmieren, um den Durchgang des Schnees und Regens zu verhindern. Ein dergleichen Ueberzug ist besser und dauerhafter, als wenn die Ziegel in Kalk geleget werden.

Leinahre.
S. Ahornbaum.

Leinbaum.
S. Ahornbaum und Fichte.

Leindotter.
S. Dotter.

Leinfisch.

Leinfisch, wird auch bey uns, nach dem Richter, die Schleye, Tinca, wegen ihrer gold- und leingrünen Farbe, genannt, wie ihn denn auch die Wenden Lin, und die Schweden Linnare, nennen, s. unsere Artikel, Brasem, I. S. 935. weil er bey dem Klein Brame, 6. ist, und Karpfen, Th. IV. S. 403. unter welches Geschlecht Artedi und Linnäus ihn aufgenommen.

Leinkraut.
S. Frauenflachs, Goldenhaar und Thesium.

Leiste. S. Weißauge.

Leiter.

Leiter der Fische, werden sonst auch Führer, Könige und Königinnen, der Fische genannt. s. unsern Artikel, Könige, Th. IV. S. 656. welchem noch beyzufügen, daß Kleins neunter Pamuchel, Callarias barbatus, 9. zu deutsch, auch Dwerg-Dorsch, Krumsteet, vorzüglich aber Leitfisch, genannt werde, dux reliquorum Asellorum, ein Leiter und Heerführer der Stockfische, der, wenn er zuerst mit gefangen worden, einen reichen Zug verspreche. s. unsern Artikel Pamuchel.

Leiter der Wallfische, Musculus, Mysticetus, der gemeine Wallfisch des Gesners, S. 99. b. nach Müllern der grönländische Wallfisch, Balaena mysticetus, Linn. gen. 38. sp. 1. Balaena vulgaris edentula, 1. seu Balaena vera Zorgdrageri; Mysticetus Aristotelis. Von selbigem singt Oppianvs, *Halieut.*

eut. V. 67. sehr schön, und CLAVDIANVS in *Eutropium* II. 425. folget ihm mit gleichen Schritten:

Sic ruit in rupes, amisso pisce, sodali,
Bellua, sulcandas qui praeuius edocet undas,
Immensumque pecus paruae moderamine caudae,
Temperat, et tanto coniungit foedera monstro.

Leitfisch.

Schiffsleiter, Schiffgesell, Pompilus, nach dem Gesner S. 60. a. und b. und Richter, S. 279. Der Leitfisch, Pompilus, begleitet die Fischer, und, wenn das Schiff dem Lande nahe kömmt, schlagen sie alle aus einander, wenn auch das Volk noch keine Ufer sieht; warum? Je näher der Fisch dem Lande kömmt, jemehr empfindet er Veränderung des Wassers, der warmen und süßen Ströhme, daher es von dem Leitfische heißt: Per te diuinant tranquillas aequoris auras. Er ist Coryphaena, 3. Artedi, syn. p. 29. und Coryphaena Pompilus, Linn. gen. 158. sp. 5. Müllers gestreifter Stutzkopf, s. unsern folgenden Artikel, Stutzkopf.

Leitgeister.

Leitgeister oder Geisterleiter, zu Danzig, Leuciscus, 7. Kleinii. ein Schwaal; s. unsern Artikel, Geistersleiter, Th. III. S. 31 und Schwaal.

Leitharl.

S. Flachsseide.

Lemnische Erde.

Terra Lemnia, ist eine Bolusart, so ganz fein und zart ist und eine Fleischfarbe hat. Den Namen hat sie von der Insel Lemnos bekommen, woher sie zuerst sollen gebracht worden seyn. Man hat vor diesem sehr viel in der Heilkunst auf diese Erde gehalten, und ihr besondere und große Heilkräfte zugeschrieben, und um den Betrug zu vermeiden, auf dieselbe ein Siegel mit einem halben Monde, oder drey Sternen, oder mit türkischer Schrift gedrücket. Daher sie auch einen Platz unter den so genannten Siegelerden bekommen, welche meistentheils feine und zarte Boluserden sind, welche geschlemmt, in cylindrische Kuchen gebracht, gesiegelt und nachmals gesiegelte Erden oder Siegelerden genannt werden. Jetzt ist der Ruf von der Lemnischen und andern Siegelerden nicht mehr so groß; indem man wahrgenommen, daß andere feine Bolusarten eben den Nutzen haben, welchen die Lemnische Erde leisten soll.

Leming.

Mus Lemmus Linn. Eine norwegische

wegische Maus, die auch Lemmender und Lummit genannt wird. Sie hat so ziemlich die Gestalt einer gemeinen Maus, nur ist sie etwas größer, auch anders gezeichnet und mit einem viel kürzern Schwanze versehen. Die Füße sind fünfzehig und sehr kurz. Die Länge des Körpers beträgt ohngefähr fünf Zoll. Der Kopf ist oben gelblicht, vorn aber schwarz, so wie der Hals und die Schultern; der übrige Leib hat eine röthliche Grundfarbe und ist mit einigen schwarzen Flecken von verschiedener Figur besetzet. Der Unterleib ist gelblich weiß. Der Schwanz ist nur einen halben Zoll lang und mit schwärzlich gelben Haaren bewachsen. Um die Schnauze stehen verschiedene steife Haare, von denen einige länger und stärker sind, als die übrigen. Die Oberlefze ist, wie bey den Eichhörnchen, gespalten. In jedem Kiefer befinden sich zween lange, spitzige und etwas krumme Schneidezähne nebst drey Backenzähnen auf jeder Seite.

Der gewöhnliche Aufenthalt dieser Thiere, welche, wie die Maulwürfe, in aufgeworfenen Höhlen wohnen, sind die Gebirge von Norwegen und Lappland. In gewissen Jahren aber, wenn sie nämlich ihrer großen Menge wegen nicht hinlängliche Nahrung in ihrem Vaterlande finden, ziehen sie heerdenweise von einem Orte zum andern. Sie sollen allemal ihren Zug in gerader Linie fortsetzen, so daß sie lieber durch das Wasser schwimmen und über die ihnen im Wege liegenden Schiffe klettern, als daß sie ihre Richtung ändern. Sie belfern beynahe wie die kleinen Hunde. Sie sind überaus herzhaft und flüchten nicht, wenn sie Menschen erblicken. Wenn man sie mit einem Stocke schlägt, so fahren sie nach demselben zu und fassen ihn mit den Zähnen so fest, daß man sie damit in die Höhe heben kann. Sie erscheinen bisweilen in so großer Anzahl, daß dadurch oft die fürchterlichsten Verwüstungen angerichtet werden. Sie verheeren nicht nur die Gärten und besäeten Felder, sondern auch die Wiesen. Sie beißen das Getraide bis an die Wurzel ab und lassen nichts übrig. Es scheint auch, daß sie die Gewächse durch ihr Nagen vergiften, weil die Weide auf denjenigen Plätzen, über welche ihr Zug gegangen ist, dem Viehe tödtlich wird. Doch haben sie das Besondere an sich, daß sie niemals in die Häuser oder Hütten kommen. Die gemeinen Leute in Norwegen glauben, daß diese Mäuse vom Himmel regnen. Mit ihrem Untergange geht es eben so schnell zu, als mit ihrem Hervorkommen. Sie sterben gemeiniglich, wenn das neue Gras erscheint. Die Hermeline und

Füchse helfen ihren Untergang beschleunigen. Bisweilen tödten sie einander auch selbst, vornehmlich alsdenn, wenn es ihnen an Futter mangelt.

Das Fell kann, ohngeachtet der Schönheit und Feinheit der Haare zu Pelzwerk nicht gebrauchet werden.

Lenden.

Lumbi. s. Regio lumbaris. Hierunter versteht man eigentlich die ganze Gegend am hintern Theile des Leibes oder des Rückens, welche sich von den letzten Rückenwirbeln an bis zu den Creuzknochen erstrecket, und folglich sämmtliche Lendenwirbel in sich fasset.

Lendenkraut.
S. Grindkraut.

Lenne.
S. Ahornbaum.

Lenock.

Salmo Lenok, eine Art von Lachsforellen nach dem Pallas. s. die Müllerischen Beyträge in den Supplementen, S. 208. und unsern folgenden Artikel, Salmen.

Lenzblume.
S. Menderle.

Leopard. S. Parder.

Leopard, S. auch Tieger und Ture.

Leopardenwurzel.
S. Ranuncel.

Lepaden.
S. Meereichel.

Lepidotus.

Lepidotus in Egypten, davon die Alten so viel gemachet; Richter nämlich Cyprinus, λεπιδωτος, nicht aber Cyprianus; der, nachdem Athenäus Deipnos. VII. 1 unter die berühmtesten Fische des Nilstromes gehöret hat. Da er von seinen großen Schuppen den Beynamen bekommen, scheint er dem Spiegelkarpfen ähnlich zu seyn.

Lerche.

Alauda, begreift ein eigenes Vogelgeschlecht unter sich, welches Herr Klein unter die große Classe der Vögel bringt, die vorn drey Zähen und hinten einen haben. Herr Linnäus setzet das Geschlecht unter dem allgemeinen Namen der Sperlinge. Die Lerchen haben zu ihren Characteren: dünne pfriemartige Schnäbel und stumpfe Schneiden, die Kinnladen gleich lang, hinten etwas unterwärts von einander abstehend, die Zunge nicht bey allen gespalten; das eigentliche Geschlechtszeichen aber ist der sehr lang ausgestreckte

streckte Nagel der hintersten Zähe, den Vogelstellern Sporn genannt. Bevor ich die Arten der Lerchen, die bey den Schriftstellern vorkommen, namhaft mache, will ich kürzlich eine Beschreibung unsrer gemeinen Feld- und Sanglerche geben. Kopf, Rücken und Schwanz sind schwarzbräunlich und erdfarben, mit schwärzlichen Streifen vermischet, Kehle und Brust dunkelweiß mit schwarzbraunen Streifen, die gegen den Bauch zu gelblich fallen. Schwanz lang und gabelförmig, dunkelbraun, die zwey äußersten Federn mit weißen Spiegeln. Die braunen Füße proportionirlich, stark und hoch; am hintersten Zähe die lange spitzige Klaue oder der Sporn. An den Flügeln lange Schwingfedern; besonders sind die drey, welche zunächst am Leibe anliegen, sehr breit, lang und spitzig und machen gleichsam einen eigenen kleinen Flügel aus. Dies dienet dem Vogel zum bessern Fliegen, und zum Schutze der übrigen Flügelfedern gegen die Nässe. Diese Art brütet in den Korn- und Brachfeldern, auf den Wiesen und Heiden; ihr Nest ist ein rundes Loch in die Erde, mit dürrem Grase ausgeleget. Sie hat drey bis vier Eyer, größer als des Feldsperlings seine, durchgehends mit dunkelbraunen Striemen, doch am stumpfen Ende dichter, marmorartig überzogen. Die Jungen bleiben nicht lange im Neste, sondern laufen mit den alten hie und da herum, und werden von diesen, bis sie sich helfen, gefüttert. Die Lerchen fressen Würmer, Ameiseneyer, allerley Gesäme und Grünes. Sie kommen sehr zeitig im Frühlinge an, und ziehen im Herbste am spätesten fort. Beydemal sind sie gemeiniglich sehr fett. Das Männchen ist an Rücken und Brust viel dunkler, auch größer und ansehnlicher, als das Weibchen, hat dabey noch einen weißlichen Ring von den Kinnbacken gegen den Nacken zu. Die Feldlerche singt sowohl im Sitzen als Fliegen, und hält mehrentheils einen ganz senkrechten Flug auf- und niederwärts in der Luft. Die Heide- Waldlerche, alauda dumetorum, sylvarum, ist etwas kleiner als die Feldlerche, liebet die Gehölze, sonderlich die Schwarzhölzer auf Bergen, worinn sie auf dem Erdboden, wie jene, unter kleinen Sträuchen, unter Fichten- Wachholder- und Föhrensträuchern brütet. Ihr Bräunliches ist mehr mit Weißen gesecket, als bey der Feldlerche. Der Kopf hat über den Augen und am Genicke eine Einfassung mit weißen Federchen. Der Schwanz kurz, oben mit hellbraun, unten weißlich; die Schwanzfedern fast alle mit weißen Spiegeln und Tüpfeln. Gegen den Herbst fällt sie auf die Getraidefelder, und suchet

da Körner und anderes Gesäme. Sie singt noch im Herbste, wenn sie sich gemauſtert, und hat eine angenehme Weise, läßt sich auch sogar bey hellen Nächten hören. Im Fliegen machet sie weitere Kreise, als die Feldlerche. Noch eine gemeine Lerchenart ist die Kothlerche, Wegelerche, vom Zorn Braachlerche genannt, die wegen ihrer Kothfarbe, oder auch, weil sie sich meistens an kothigen Feldwegen aufhält, den Namen führet. Ihre Farbe ist am Kopf und Rücken mehr fahl, als der Feldlerchen ihre, ist aber an der Brust weniger schwärzlich. Sie hat den längsten Schwanz, und denselben beweglich; die Füße sind weißlich. Sie hält sich in weiten Feldern auf, und zwar neben den Wegen und Rainen, wo sie auch ihr Nest machet. Ihre Stimme kömmt einigermaßen der Feldlerche bey; doch ist es kein ordentlicher Gesang, sondern mehr ein Locken und ein abgesetztes Geschrey. Sie kömmt zu Ende Aprils an, und zieht erst im späten Herbste weg. Der Fang der Lerchen auf verschiedene Art, vornehmlich mit Netzen und Nachtgarnen, ist bekannt, wie auch der große Gebrauch, der von ihnen im menschlichen Leben gemachet wird. Zu den Arten kann man nun folgende rechnen. 1) Ackerlerche, Himmelslerche, Saugler-che, Feldlerche, alauda coelipeta, aruensis. Die zwo äußer... Schwanzfedern an der Auße... te weiß; die mittelste an der ... nenseite rostfarbig; der Schn... etwas gelblich, die Füße graulich... ihre Sporen die längsten. ... Wiesenlerche, Braachlerche, al... da pratorum, noualium; ... zwo äußern Schwanzfedern ... außen zu weiß, und ein dergl... chen Streif über den Aug... Scheint eine Varietät der H... mels- oder Ackerlerche zu se... 3) Baumlerche, alauda arbor... mit einem runden weißen Str... um den Kopf; die kleinste un... den Lerchen mit schwarzen Füß... Ist in Europa. 4) Rasenlerch... Graslerche, alauda campestri... mit braunen Schwanzfedern, ... der untersten Hälfte weiß, die ... mittelsten ausgenommen, Br... und Kehle gelblich; auch in E... ropa. 5) Picker, Hacker, alau... triuialis, mit braunen Schwan... federn, die äußersten halb weiß, ... zwote an der Spitze weiß ausl... fend, ein doppelter weißer Str... fen auf den Flügeln. Hält sich ... im nördlichen Europa auf. ... Gehaubte Lerche, Haidelerche, K... bellerche, Koth-Wegelerche, alau... da cristata, viarum; mit schwar... zen Schwanzfedern, die zwo äu... ßersten am Rande weiß; auf dem ... Kopfe ein Schopf, den sie in die ... Höhe heben kann; hält sich bey ... uns den Winter über unter den ... Goldammern und Sperlingen auf, ... vor

vor den Viehställen und Scheunen, und sonst an den Landwegen vor den Dörfern. 7) Rothflügel, alauda alis fuscis; an Farbe grau mit einem blassen Schopfe und braunen Streife, Flügel oben roth, Kehle weiß mit schwarzen Streifen, die obern Schwingfedern weißlich. Ist auch in Europa. 8) Lerche mit weißem Bauche; an Farbe grau, braunem Schopfe, schwarz gepickelt, weißer Bauch. In Europa. 9) Spinolet, spinolette; Lerche mit braunen Schwanzfedern, die zwo äußern schräg über zur Hälfte weiß. In Italien. 10) Lerche vom Cap, capensis alauda; die drey Seitenschwanzfedern an der Spitze weiß, Kehle gelb, schwarz geändert, Wimpern und Bürzel gelb. Auf dem Cap. 11) Senegalsche Lerche; braun, am Bauche weiß, abhängender Schopf, äußere Schwanzfedern weiß, die mittlern schwarz, die übrigen braun. Auf der Küste von Senegal. 13) Kalander, calandra; die beyden äußersten Schwanzfedern ganz weiß, die zwote und dritte an der Spitze eben so, ein brauner Streifen auf der Brust. 13) Gelbbärtige nordische Schneelerche, alauda hiberna; Schnabel schwarz mit einer schwarzen Linie unter den Augen bis auf die Backen, die Augen mit gelben Federn besetzet, Kehle citrongelb, Brust mit einem schwarzen halbmondförmigen Fleck versehen, Bauch bis unter den halben Schwanz weiß, Rücken lichtbraun, Füße grau mit langen Sporen. 14) Gekragte Lerche; alle Schwanzfedern braun, Augenlieder weiß, schwarzer Streifen, wie ein Kragen um den Hals. 15) Braunbrüstige Lerche; braun von Farbe, unten etwas bleicher, an der Brust ein hochbrauner Fleck. In Europa. 16) Amerikanische Lerche, alpestris alauda; die Schwanzfedern zur Hälfte weiß, Kehle gelb, ein schwarzer Bandstreifen unter den Augen und um die Brust. In Nordamerika. 17) Große Lerche, Dubbellerche, hat eine vorzügliche Größe. Der ganze Unterleib gelb, Brust mit einem schwarzen, breiten, krummen Gürtel wie ein Hufeisen, gezeichnet, die drey Seitenschwanzfedern weiß, trägt den Schwanz hoch, und singt Melodeyen; in Afrika und Amerika. 18) Dreßellerche; braun, unten weiß, Brust und Kehle gelb mit halbrunden, mondförmigen Flecken, an den Schwanzfedern läuft der Schaft spitzig aus; Büffon nennt sie Calandrotte. Man hat auch etliche Arten im asiatischen Rußlande neuerlich gefunden, und im Catalogo auium petrop. finden sich p. 376. noch unterschiedliche geöhrte Lerchen, alaudae auritae, gelarvte tungusische Lerche, und andere. Es kann aber immer seyn, daß einige der

der angegebenen Arten nur Mannichfaltigkeiten von einer und eben derselben Art sind. Von der Amerikanischen Lerche ist überhaupt zu bemerken, daß sie durchgängig größer, als die europäische ausfällt, vermuthlich von der Wärme des Clima. Ihr Schnabel ist auch größer und länger, und auf dem Kopfe hat sie jederzeit einen kleinen Federbusch. Ihre Federn sind weniger geflecket, fallen ganz grau, und gar nicht von der sanften Schönheit unserer europäischen Lerchen. Ihr Hals hergegen ist mit einem schönen Ringe gezieret, wodurch sie sich von den übrigen ihrer Art unterscheidet. Sie hält sich in dortigen Ländern mehrentheils an den Seenfern auf. Endlich so hat man auch in den europäischen Nordländern ganz weiße Lerchen gefunden, dergleichen etlicher Herr Pontoppidan, in Seeland gefangen, gedenkt.

Lerche, Meerlerche, Alauda, gehaubte und ungehaubte Lerche, Alauda cristata et non cristata; Schleimlerche, die Richter angeführet, gehören nach dem Vorgange des Artedi, zu dem 155. Geschlechte des Linnäus, welches Müller Rotzfische genennet. s. daher in folgenden unsern Artikel, Rotzfische.

Lerchea.

Dieser Name erinnert uns an Herrn Dr. Joh. Lerche, welch die Pflanzen um Astracan aufsuchet, und selbige Herrn v. Li mitgetheilet hat. Die Herrn v Haller, in dem Verzeichnisse d Göttingischen Pflanzen, und L Linné haben zwey verschied Geschlechter damit beleget. von Hallers Lerchea ist vom H ter Linné mit dem Salzkr vereiniget worden. Die Linn sche Lerchea hat einen röhr förmigen, fünffach eingeker Kelch; ein trichterförmiges, fü fach eingeschnittenes Blumenbl fünf Staubbeutel, welche d den verwachsenen und eine, dem Fruchtkeime sitzende, Nö vorstellenden Fäden ruhen, und nen Griffel mit zween oder d stumpfen Staubwegen. D Saamenbehältniß zeiget zw oder drey Fächer. Die Blüth stellen eine dünne, sehr lange Ä re vor.

Lerchenbaum.

Lerchendamm, Leertanne, Li baum, Lorchbaum, Rothbaum Brechtanne, Schönebaum, L rix. Daß Tournefort und auch einige neuere Schriftsteller den Lerchenbaum als ein eigenes G schlecht vorgetragen, andere aber mit dem Herrn Linné diesen un der Fichte und Tanne vereiniget und in wieferne diese Bäume mit einander übereinkommen, oder von einander unterschieden sind, haben

haben wir bey der Fichte bereits angemerket. Wir wiederholen nur, wie die zween bey einander liegenden Saamen bey dem Lerchenbaume und der Tanne von einer zweyfachen, bey der Fichte aber nur von einer Schuppe bedecket werden, und daher, wenn dieses Unterscheidungszeichen, wie Herr Trew anzurathen scheint, einige Achtung verdienen sollte, und man die Geschlechter daraus bestimmen wollte, der Lerchenbaum mit der Tanne, Abies, vereiniget werden müßte, wie Böhmer in den Ludwigschen Definitionen auch gethan hat. Hr. von Haller hat in der ersten Ausgabe der Schweizerischen Pflanzengeschichte die drey Tournefortischen Geschlechter beybehalten, in der neuen aber ist selbiger Hrn. von Linné gefolget. In dem Verzeichnisse der Göttingischen Pflanzen vereiniget derselbe den Lerchenbaum mit der Tanne, und führet die Fichte besonders an. Wenn man den Unterschied der Geschlechter nicht von der Blüthe und Frucht entlehnen müßte, würde der Lerchenbaum von den verwandten leicht abgesondert werden können, indem dieser nicht immergrünend, sondern den Winter über kahl ist, und jedes Frühjahr neue Nadeln hervortreibt. Herr von Linné hat auch in der neuesten Murrayischen Ausgabe nur eine, Herr du Roi aber zwo, wirklich verschiedene Arten des eigentlich so genannten Lerchenbaumes angeführet. Außer dem gemeinen finden wir auch den schwarzen Nordamerikanischen. Um den Unterschied genauer zu bestimmen, nennen wir den ersten

1) den europäischen Lerchenbaum; wenn man aber selbigen mit den Fichtenarten vereinigen wollte, könnte man selbigen die Fichte mit abfallenden Blätterbüscheln nennen, Pinus Larix Linn. Dieser wächst in Böhmen, Schlesien, Ungarn, Tyrol, der Schweiz, Frankreich, Sibirien auf erhabenen Gegenden, selten in der Ebene. Der Stamm ist gerade, schlank, und wächst nach Beschaffenheit des Bodens in einem Jahre öfters vier bis fünf Fuß, folglich ist er eben so schnellwüchsig, als Tannen und Fichten. Die Aeste hängen über einander, und beugen sich gegen die Erde. Die Rinde ist dicke, braunroth und bekömmt, wenn der Wuchs stark ist, viele Risse. Das Holz ist hart, braunroth, oder auch rothgelblicht, zuweilen weiß, obgleich solches Herr von Haller nicht zugeben will. Gesundes Holz ist vielleicht niemals weiß; wenn solches aber die harzichten Bestandtheile verlohren, kann es wohl eine fremde Farbe annehmen. Es ist schwerer, als Fichten- und Kiefernholz. Der Splint ist weiß-

lich. Die Blätter oder Nadeln, zehen, zwölfe, auch mehrere, entspringen aus einem gemeinschaftlichen Puncte, machen unter sich ein Büschelchen, und dergleichen Büschel sitzen rund um die Aeste herum, sie sind hellgrün, schmal, spitzig, obgleich verschiedne Schriftsteller selbige als stumpf beschreiben, und fallen gegen den Winter ab. Die männlichen Blumen sind in der Gestalt eines kleinen zirkelrunden Ballens an einem gemeinschaftlichen Stiele befestiget, und bestehen aus vielen kleinen Schuppen, deren jede zween gelblichte Staubbeutel führet. Sie treiben zu Ende des Märzes oder im Anfange des Aprils vor dem Ausbruche der Blätter aus den Augen der Blätterbüschel. Eben dieses gilt von den weiblichen Blumen, welche an den nämlichen Aesten neben einander, als kleine länglichte, schuppichte Zapfen sitzen, und theils gelblich, theils röthlich, theils purpurfärbig gefärbet sind. Sie bestehen ebenfalls aus kleinen Schuppen, davon die äußerliche länglicht und mit drey Spitzen versehen ist, davon die mittlere, als ein feiner Faden, hervorraget, die innerlich gestellte ist mehr rundlich. Die Fruchtzapfen werden im October oder November reif, und stehen an gebogenen Stielen gerade in die Höhe. Ihre Größe beträgt in der Länge etwas über einen, und die Breite auf einen Zoll. Wenn der [illegible] des Baumes stark ist, wachsen [illegible] der Spitze der Zapfen neue [illegible] ge. Die äußerlichen Schu[illegible] dieser Zapfen sind länglicht, [illegible] spitzig, kürzer als die innern, [illegible] haben einen, aus der Mitte [illegible] vorragenden feinen Stachel, [illegible] cher den ganzen Zapfen rau[illegible] chet. Die innern Schuppen [illegible] stumpf und sehr kurz, sie w[illegible] aber, fast bis zur Reife des [illegible] mens, immer größer und [illegible] ten eine grüne Farbe. Unt[illegible] der Schuppe des braungel[illegible] ten Zapfens liegen zween gel[illegible] te Saamen, welche gegen [illegible] Tannen- und Fichtensaamen [illegible] sind. Die Zapfen fallen [illegible] alle Jahre ab, und man find[illegible] einem Aste alte und junge Za[illegible] jene leer, diese mit Saamen [illegible] füllet. Wegen der weißen [illegible] then und röthlichen Blüthen [illegible] ben einige verschiedene Sorten [illegible] ses Lerchenbaumes annehmen [illegible] behaupten wollen, wie solch[illegible] ständig einerley Farbe zeig[illegible] andere haben solche für zuf[illegible] gehalten, und den Grund da[illegible] in der Stärke und Schwäche [illegible] Baumes suchen wollen. [illegible] erwähnet Bäume mit weißen [illegible] rothen Blüthen, die sich nach [illegible] Farbe der Blätter von einan[illegible] unterscheiden, indem diese bey [illegible] weißen Blüthen heller, bey den [illegible] then aber dunkler ausfa[illegible] Bäume mit weißen Blüthen h[illegible]

demselben auch niemals so stark, als die übrigen geschienen. Hr. Beckmann, in den Versuchen von der Holzsaat, erwähnet einen weichen und harten Lerchenbaum; bey jenem sollen die Blüthen anfänglich roth und purpurfärbig seyn, endlich aber braun werden; bey diesem aber anfangs grün, und zuletzt gelblicht erscheinen. Der weiße soll auch die Nadeln zeitiger und schon im October, der harte aber erst in der Mitte des Novembers fallen lassen. Herr du Roi ist auf diese Verschiedenheit besonders aufmerksam gewesen, und hat die weiblichen Blüthen oder Zapfen bald weißgelblicht, bald hellroth, bald purpurfärbig bemerket, und zugleich wahrgenommen, wie die Nadeln derjenigen Stämme, welche weißgelblichte Blüthen getragen, in ihrem Baue feiner und von Farbe heller, als bey den übrigen beyden ausgefallen, und sowohl die Blüthe als der Zapfe kleiner, als bey andern von gleichem Alter gewesen, dabey aber auch bemerket, daß viele dergleichen Bäume nach etlichen Jahren abgestorben; daher derselbe höchst wahrscheinlich urtheilet, daß die mehr schwache Farbe der Blüthen und Nadeln eine Schwäche des Baumes anzeige. Es ist demnach diese Verschiedenheit der Blüthe sowohl als auch des Holzes für unbeständig anzunehmen. Hr. du Hamel will zwar bemerket haben, daß in der Provence weißes und rothes Lerchenholz bey gesunden Stämmen angetroffen werde, und diese Verschiedenheit der Farbe von dem verschiedenen Alter der Bäume herleiten; Herr du Roi aber erinnert nicht unbillig, wie dieses mit gleichem Rechte von ihrer Schwäche abgeleitet werden könne, zumal, nach du Hamels Berichte, das rothe Holz viel harzreicher als das weiße gewesen ist.

Der vielfache Nutzen des Lerchenbaumes verdienet alle Achtung, deswegen ist solcher auch bereits in verschiedenen Gegenden angebauet worden, und es ist nicht zu zweifeln, daß der Anbau noch weiter vermehret werden dürfte, da der Saame in allerley Arten von Erdreiche fortkömmt, und die daraus erzogenen Stämme ohne viele Wartung gedeihlich wachsen. Jedoch ist in einem thonichten, kaltgründigen, sonderlich in nassen Boden das Wachsthum schlechter, als in einem warmen, leichten, mit Sande vermischten, auch steinichten Erdreiche. Der gute, schwere und reife Saame wird im Frühjahre nach Verlauf von vier bis fünf Wochen aufgehen. Im ersten Sommer schießen die jungen Bäumchen vier bis fünf Zoll hoch in die Höhe, und behalten in dem ersten Winter ihre, noch nicht zur Vollkommenheit gelangte, Nadeln. Diese werden die Kälte vertragen,

und brauchen keine Bedeckung. Sollten durch einen starken Frost die Stämmchen in die Höhe gezogen, und die Wurzeln loßgemachet worden seyn, muß man solche mit den Fingern wieder nieder- und das Erdreich fest andrücken. Will man dergleichen Bäume verpflanzen, so werden sie im dritten Frühjahre ausgehoben, zu welcher Zeit sie schon bis drey Fuß Höhe erreichet haben werden. Am besten geschieht dieses zu Ende des Märzmonaths oder mit Anfange des Aprils. Es sind beym Ausheben die Wurzeln sorgfältig zu schonen, und wenn die Stämmchen wieder eingesetzet werden, soll man das Erdreich um selbige lieber erhöhen als erniedrigen, damit sich nicht Wasser und Schnee daselbst sammle, und bey einfallendem Froste dadurch die jungen Stämmchen Schaden leiden. Es ist vielleicht dienlich jedes Bäumchen zweymal zu versetzen. Das erstemal können solche dicht an einander, ohngefähr einen oder zween Fuß von einander gepflanzet werden, damit die jungen Stämme durch ihren engen Stand sich gegen Wind und Wetter selbst schützen, und die Seitenäste desto gerader in die Höhe wachsen können; bey dem zweyten Verpflanzen, welches etwa im fünften Jahre geschehen könnte, sind sie wenigstens vier Fuß weit von einander zu entfernen. Wollte man solche acht Fuß weit von einander setzen, so würden solche von den Windstößen leicht nach einer Seite gebogen werden. Sonst treibt der Lerchenbaum seine Wurzel tief in das Erdreich, und wird deswegen vom Winde nicht leicht umgeworfen. Das Wachsthum der jungen Stämme kann durch das Wegnehmen der untern Aeste bis auf die Hälfte des Schaftes vermehret werden, doch soll dieses nicht vor dem zehnten oder zwölften Jahre, auch nur den Winter über geschehen, damit die harzichten Bestandtheile nicht auslaufen und dadurch der Wuchs verhindert werde. Bäume, welche schon im siebenten oder achten Jahre Blüthen treiben, werden dadurch merklich entkräftet, daher Hr. du Roi angerathen, solche, sonderlich die weiblichen oder kleinen Zapfen mit Behutsamkeit abzubrechen, und versichert, daß sich diese hierauf durch den frischen Wuchs gar merklich von andern unterschieden, an welchen dieses frühzeitige Fruchttragen nicht verhindert worden; dieses alles aber gilt nur von einzelnen Pflanzungen. Wer ganze Wälder davon erziehen wollte, kann dergleichen Mühe überhoben seyn, indem alsdenn nichts darauf ankömmt, wenn auch eine gute Anzahl Bäumchen verlohren gehen sollte. Und diesen Anbau im Großen wollen viele anrathen und behaupten, daß

der

der Lerchenbaum auch bey uns vortheilhafter, als die gemeine Fichte oder Küfer sey. Weil der Lerchenbaum im Winter kahl ist, leidet solcher vom Froste und Glateise wenig; werden die jungen Stämmchen abgebrochen oder sonst verstümmelt, so treiben sie, wider die Natur des Nadelholzes, aus der Wurzel neue Sprößlinge. Der Wuchs eines jungen Stammes bis zum dritten Jahre geschieht, nach Hrn. dû Roi Bemerkung, ohngefähr in diesem Verhältnisse. Im ersten Jahre wächst er nur auf drey Zoll lang, im zweyten wird er noch einmal so hoch, verdoppelt dabey seine Schöße immer mehr und mehr, und im dritten Frühjahre ist er zum Verpflanzen stark genug. Nach andern Erfahrungen, dergleichen dû Roi viele anführet, waren Bäume von ein und dreyßig Jahr Alter sieben und sechzig Fuß hoch, und siebenzehn Zoll im Durchmesser. In einer andern Gegend war ein vier und zwanzigjähriger Baum vierzig Fuß hoch, und im Durchmesser dreyzehn und einen halben Zoll stark. Eine im gleichen Boden aufgewachsene, eben so alte Fichte, betrug in der Höhe nicht über zwey und zwanzig Fuß, und im Durchmesser nur sechs und einen halben Zoll; aus welchen und andern Erfahrungen Hr. dû Roi schließt, daß der Stamm eines Lerchenbaumes ein Jahr in das andere gerechnet, zween Fuß Höhe und beynahe einen Fuß Stärke im Umkreise erlange. An diesem schnellen Wuchse wollen jedoch manche zweifeln, von welchen wir nur den Hrn. v. Münchhausen und Hrn. v. Haller nennen wollen. Dem letztern scheint solches deswegen nicht glaublich zu seyn, weil die Festigkeit des Holzes und ein solcher schneller Wuchs nicht wohl beysammen seyn können. Auch der Herr Hofrath Gleditsch behauptet, wie der Lerchenbaum, in Ansehung seines Wuchses, eben so wenige Wunder zeige, als das übrige Nadelholz. Er meldet auch, wie dieser Baum gegen achtzig Fuß Höhe erreichen könne, jedoch würde man dergleichen selten, und nur in dicken geschlossenen Hölzern antreffen. Daß das Lerchenholz schwerer, mithin auch dichter und härter, als Fichten- und Kiefernholz sey, haben wir bereits angemerkt, und Herr dû Roi aus eingezogenen Nachrichten dieses auch durch die Kohlen bestätiget. Das Lerchenholz verhält sich, nach desselben Vorgeben, gegen das Fichtenholz in der Schwere wie 8 zu 7. Die daraus gemachten Kohlen betragen in dem Maaße gegen Fichten und Kiefern $\frac{6}{8}$ mehr, und sind im Gewichte wiederum gegen Fichtenkohlen wie 8 zu 5, und gegen Kiefernkohlen wie 8 zu 6. Die Lerchenkohlen sollen auch ein stärkeres

keres Feuer geben. Indessen enthält doch der Lerchenbaum mehr wässerichte Theile als das Fichtenholz, indem fünf Maaß von dem ölichten Wasser, welches man bey dem Verkohlen auffammlet, nur sieben Loth Pech, hingegen fünftehalb Maaß Wasser des Fichtenholzes acht Loth Pech gegeben.

Außer dem schnellen Wuchse, bess rm Holze und bessern Kohlen, sind noch viele andere Umstände, welche uns den Lerchenbaum schätzbar machen. Unter dem Lerchenbaume wächst häufiges und gutes Gras, indem die kahlen Bäume im Winter dem Schnee und Regen zur Befeuchtung der Erde Raum lassen. Auch die abfallenden Nadeln sind weich, verfaulen geschwinde und geben dem Erdreiche mehrere Düngung als die harzichten Nadeln von andern Bäumen. Wenn die Blätterbüschel im Frühjahre hervorkomen, haben sie einen sehr angenehmen Geruch, und in Ungarn und andern Gegenden pfleget man dergleichen Aeste in die Stuben zu setzen, so wie dieses bey uns mit den Birken zu geschehen pfleget. Die Saamen gleichen am Geschmacke den Pinichen, und die Vögel, sonderlich die Maisen, suchen solche begierig auf, und wissen solche mit besonderer Geschicklichkeit zwischen den Schuppen heraus zu holen, indem sie die Zapfen [illegible] schen die schuppichte Rinde [illegible] Stammes zwingen, und alsd[illegible] durch das öftere Hacken mit [illegible] Schnabel die Schuppen l[illegible] Plinius und Vitruvius glaub[illegible] daß dieses Holz unverbrennlich [illegible] oder vielmehr, daß es gar n[illegible] brenne. Es ist aber längst [illegible] kannt, wie dieses sich vortref[illegible] zu Brennholze und Kohlen sch[illegible] auch überdieß vorzüglich zum [illegible] en nützlich zu gebrauchen sey. [illegible] dauert lange in der Erde, im W[illegible] ser und in der Luft, wird auch n[illegible] leicht von Würmern angefr[illegible] deswegen auch die Italienis[illegible] Maler selbiges vorzüglich zu [illegible] wählen pflegen. Die gro[illegible] Stämme dienen zu Masten [illegible] zum Schiffbau und die Anwo[illegible] der Genfersee ziehen es dazu, [illegible] Herr von Haller meldet, a[illegible] übrigen Holzarten vor. Im W[illegible] ser dauert es vorzüglich lange [illegible] Gmelin in der Flor. Sibir. [illegible] hauptet, daß es darinne eine [illegible] nahe steinartige Härte erhalte. [illegible] soll mit der Zeit eine ganz schwa[illegible] Farbe erhalten, wenn es vi[illegible] Jahre von Feuchtigkeiten umg[illegible] ben worden. Man empfiehlt [illegible] vorzüglich zu starken Mühlwell[illegible] und in Sibirien werden dara[illegible] die tauglichsten Bier- und in d[illegible] Schweiz die besten Weinfässer ve[illegible] fertiget. Daraus geschnitte[illegible] Schindeln sollen ganze Geschlecht[illegible] ausdauern. In Tyrol werden [illegible] aus

dem untern Boden der Geigen die Breter vom Lerchenholze genommen. Das Holz läßt sich auch gut poliren, wie Herr du Roi, gegen Gmelins Vorgeben, beweiset. Herr Gleditsch will solches auch wegen des beständig ausschwitzenden Balsams zu feiner Arbeit, als zum Fourniren und Täfelwerken nicht empfehlen, es müßte denn das Holz mager seyn. Einige wollen auch behaupten, wie das Lerchenholz sich werfe und zu Bretern nicht tauge. Herr Hofrath Gleditsch aber rühmet an selbigem diese vorzügliche Eigenschaft, daß es sich weder verwerfe, noch rissig werde. Die davon gehauenen Balken tragen, nach neuern Berichten, zehnmal mehr Last, als Eichen. Da aber dieses Holz geschwinde Feuer fängt und dasselbe stark und lange unterhält, wäre es gefährlich hölzerne Gebäude davon aufzuführen. Doch meldet du Hamel, wie man ganze Häuser von diesem Holze aufführe, welche anfangs ganz weiß wären, in zwey oder drey Jahren aber so schwarz als Kohlen, und alle Fugen mit Harz, welches die Sonnenhitze aus dem Holze gezogen, verschlossen würden. Dieser Firniß verwahret zwar die Häuser vor Wind und Regen, machet sie aber sehr verbrennlich, deswegen angeordnet worden, solche in einer gewissen Weite von einander zu erbauen. Die Rinde der jungen Bäume kann, nach du Hamels Angeben, zum Ledergerben genutzt werden. In Rußland sollen, wie Herr Hanow Seltenheiten II. Theil 44 S. berichtet, aus der innern Rinde feine weiße Handschuhe gemachet werden. Die Sibirischen Jäger, welche auf Zobel ausgehen, schaben die, unter der äußern Rinde befindliche saftige süße Haut mit dem Messer ab, weichen solche in warmes Wasser, vermischen sie mit Mehle, graben diesen Teig zwölf Stunden lang in Schnee, und ersetzen dadurch, nach Gmelins Berichte, den Mangel des Sauerteiges. Der Lerchenbaum liefert, nach den meisten Nachrichten, den bekannten Venetianischen Terpentin; Gleditsch aber behauptet, daß selbiger niemals daraus gezogen worden, obgleich ein flüßiges Harz in selbigem sich aufhalte. S. Terpentin. Außer dem Harze enthält auch der Lerchenbaum ein Gummi. Pallas im zweyten Theile seiner Reisen durch das Russische Reich meldet, wie die Rinde und das Holz desselben dergestalt mit Harz erfüllet sey, daß der Baum leicht Feuer fange, und man wenig alte Lerchenbäume antreffe, welche nicht durch den Brand des Grases, womit die Baschkiren im Frühlinge die Weide bereiten, ergriffen und an der Wurzel auf der einen Seite angebrannt sind. Und an solchen

chen Bäumen wird das, im Wasser auflösliche, braune, sonst dem Arabischen ziemlich ähnliche Lerchengummi, das man seit einigen Jahren in Rußland unter dem Namen des Orenburgischen Gummi kennt, erzeuget. Es ist der in dem innern Marke des Baumes zurückfließende, zähe Saft, welcher an Stämmen, die bis auf das Mark ausgebrannt sind, von oben herab tröpfelt, und unter allerley artigen Gestalten in der ausgehöhlten Brandstelle des Baumes zu einem wirklichen Gummi gerinnet, und an Farbe immer bräuner wird, jedoch ziemlich durchsichtig bleibt. Der Lerchenbaum enthält also ein Harz und ein Gummi, und zwar quillet das Harz nur aus der Rinde und zwischen den äußern Holzringen hervor, da hingegen das innere alte Holz das Gummi enthält. Junge Bäume sollen kein Gummi besitzen. Dieses Gummi gebrauchen die Wogulen zum Leimen, auch kauen sie es, weil es süßlich schmecket, und die Zähne befestigen und rein halten soll.

Die sogenannte Manna von Briancon schwitzet auch der Lerchenbaum aus. S. Manna. Bey uns kömmt, wie Herr Gleditsch wahrgenommen, auf den Nadeln bey heißen Sommertagen etwas schneeweißes zum Vorschein, welches weich ist, und sich zwischen den Fingern zerdrücken läßt wie die Sahne von der Milch oder als ein Schimmel von Gestalt feiner Körner. Es zerfließt aber und vergeht leicht wieder, wenn einige Nässe dazu kömmt.

Der Lerchenschwamm ist als ein unsicheres Purgiermittel bekannt. S. Löcherschwamm. Endlich berichtet noch Herr Ehrhart Pflanzenhistorie 7. Band 21. S. wie der Moos, so auf der Lerchenbaume sich ansetzet, einen starken, den Kopf betäubenden Geruch und reizende Eigenschaft habe, und als ein Mittel, das Niesen zu erregen, nützlich sey.

Außer diesem bemerken wir noch

2) den Nordamerikanischen Lerchenbaum, schwarzen Amerikanischen Lerchenbaum. Herr von Linne' hat diesen nicht angeführet; Hr. Gronov aber als eine besondere Art beschrieben. Herr du Roi beschreibt diese Art unter dem Namen Pinus Laricina. Er wächst in dem östlichen Jersey und in Canada. Der Saame ist über England nach Deutschland gebracht worden. Die Nadeln sind etwas dunkler, und mehr seladonfärbig, und die Blätterknospen beynahe schwarz; die Blumen, männliche sowohl als weibliche, kleiner, und die reif gewordenen gelbbraunen Zapfen haben nur einen halben Zoll Länge und etwas über einen viertheil

theil Zoll Breite. Die Anzahl der Schuppen ist geringer, und sie selbst sind breiter, rundlichter, weniger gestreifet und dicker, sie stehen auch weiter ab, und bilden einen viel lockern Zapfen. Die geflügelten Saamen sind ebenfalls kleiner, als bey der gemeinen Art. Es scheint, als ob derselbe niemals zu einer solchen Höhe und Stärke gelangen möchte, als der Europäische. Du Hamel meldet, wie diese Art ein trocknes Harz liefere, welches auf glühenden Kohlen einen angenehmen Geruch, fast wie Storax, von sich gäbe, und für die Rauchfässer der nordamerikanischen Missionarien gebrauchet würde.

Lerchenblume.

S. Primel.

Lerchendamm.

S. Lerchenbaum.

Lerchenklaue.

S. Rittersporn.

Lerchenschwamm.

S. Löcherschwamm.

Lernäa.

S. Kiemenwurm.

Letten.

Argilla venarum metallicarum, ist eigentlich ein bergmännisches Wort, und bezeichnet diejenige zähe, fette und schmierichte Bergart, welche sich in der Grube zwischen dem Gestein und oft neben den Erzgängen findet. Der Farbe nach ist der Letten röthlicht und gelblicht, auch weiß, blau und schwärzlicht. Der Beschaffenheit nach ist der Letten nichts anders als eine thonichte Erde, oder ein Thon, welcher mit einer metallischen, gemeiniglich Eisenerde und auch mit Kalcherde vermischet ist.

Letterholz.

Lignum litteratum, bey den Amerikanern Pira-timinere genannt, ist ein schönes röthlichtes Holz, mit schwarzen und purpurfarbenen Adern durchzogen, welche in demselben, wie in einer aufgeschnittenen Muscatennuß, spielen, daher es auch öfters Muscatenholz genannt wird. Den Namen des Letterholzes aber hat es daher erhalten, weil die schwarzen und purpurfarbenen Adern öfters wie Buchstaben anzusehen sind; die Franzosen heißen es Bois de la Chine. Es kommt aber nicht aus China, sondern aus Amerika, und zwar aus Gujane; einige wollen auch dieses mit dem Campechenholz für einerley halten. Die Tischler gebrauchen es zu ihrer schönen eingelassenen Arbeit; siehe auch Veilchenholz. Der Baum, welcher das Letternholz liefert, wird von Herr Aublet in dem Verzeich-

nisse der Pflanzen, welche in dem französischen Gujane wachsen, beschrieben und Piratinera Gujanensis genennet, jedoch noch nicht genau bestimmet, indem derselbe nicht angeben können, ob solcher männliche und weibliche Blumen auf einem, oder zween verschiedenen Bäumen trage.

Leuchel.

S. Baurensenf und Knoblauch.

Leuchte.

S. Seefeder.

Leuchter.

Dieweil eine Art des Geschlechtes Ceropegia L. unter sich hangende Blüthdolden mit aufgerichteten Blumen trägt, und hierdurch einige Aehnlichkeit mit einem Armleuchter zeiget, hat man diesen Namen dem ganzen Geschlechte beygeleget, obgleich bey den drey übrigen Arten dergleichen Blumenstand nicht beobachtet wird. Der kleine Kelch ist in fünf spitzige Zähnchen abgetheilet. Das Blumenblatt ist unterwärts weit und bauchicht, verlängert sich in eine walzenförmige Röhre, und endiget sich mit einem kleinen, in fünf spitzige, gegen einander gerichtete Einschnitte getheilten, Rand. Am Boden des Blumenblattes sitzen fünf kleine, gegen einander gebogene Staubfäden, und der kleine Fruchtkeim trägt zween kurze Griffel oder Staubwege. Die Frucht besteht aus zwo walzenförmigen, spitzigen, sehr langen und geraden Schoten, welche der Länge nach sich öffnen, und viele übereinander gelegte, länglichte, und mit einer weichen Haarcrone besetzte Saamen enthalten. In unsern Gärten sind die Arten davon noch gänzlich unbekannt.

Leucoje.

Unter diesem Namen begreiffen wir nicht allein die eigentlich sogenannten Pflanzen, sondern auch die gelben Veilchen oder den Lack, und noch andere, in Ansehung der Blüthe und Frucht wirklich mit einander übereinkommende Arten. Herr Planer nimmt Lackblume zum Geschlechtsnamen an. Man wird aber eben so leicht, oder schwerlich die Leucojen unter der Lackblume, als den Lack unter den Leucojen suchen. Tournefort hat dieses vereinigte Geschlecht Leucojum genannt; Herr von Linné aber den Geschlechtsnamen vom Lacke entlehnet, und Cheiranthus gewählet. Leucoje und Lack zeigen vier aufrechtsstehende, länzetförmige, ausgehöhlte, abfallende Kelchblätter, davon die beyden mehr äußerlich gestellten am Boden höckericht sind; vier creuzweise gestellte, rundlichte Blumenblät-

ter,

ter, deren Nägel mit den Kelchblättchen einerley Länge und einen breitern Rand haben; von den sechs Staubfäden stehen die beyden kürzern an den beyden höckerichten Kelchblättern; die Staubbeutel sind unterwärts zweyspaltig, und am spitzigen Ende rückwärts gebogen; an den beyden kürzern Staubfäden steht eine Honigdrüse; der Fruchtkeim ist auf beyden Seiten mit einer Erhebung besetzet, und trägt einen ganz kurzen Griffel, mit einem zweyspaltigen dickern Staubwege. An der langen plattgedrückten Schote sieht man am Ende die beyden Erhebungen bey einigen Arten deutlich, bey andern scheinen solche zu mangeln; der kurze Griffel mit dem gespaltenen Staubwege aber ist bey allen Arten kenntlich wahrzunehmen. Sie öffnet sich mit zwo Klappen, und enthält in zwey Fächern viele eyförmige, platte, und mit einem besondern Rande eingefassete Saamen. Herr von Linné hat in der Murrayischen Ausgabe siebenzehn Arten angeführet. Wir bemerken davon

1) die gelbe Leucoje mit eckichten Zweigen, gelbe Veilchen, gelbe Viole, gelbe Nägelein, gelbe Mauerblume, Lack, Flores Keiri oder Cheiri. Cheiranthus Cheiri Linn. wächst in England, Frankreich, Spanien und der Schweiz auf Mauern und Dächern. Die zarte, fäserichte Wurzel treibt einen schwachen, etliche Fuß hohen, und in eckichte Zweige getheilten Stängel. Die Blätter stehen dicht bey einander, doch wechselsweise; sie haben keinen Stiel, sind anfangs schmal, werden nach und nach breiter, und endigen sich spitzig; der Rand ist ganz, und die Oberfläche glatt und grünlicht. Die Zweige endigen sich mit einer gelben Blumenähre; der Kelch ist gemeiniglich bläulicht gefärbet. Die Größe der Blume und ihre Farbe ist bey den Stöcken, die man im Garten zieht, sehr verschieden. Man findet Stöcke, welche kleine gelbe Blumen in Menge tragen, andere, auch einfache, welche große, prächtige, gelbe, mit einer braunröthlichten Farbe gemischte Blumen hervorbringen, welche man ins besondere die Stangenviole oder den Stangenlack um deßwillen zu nennen pfleget, weil jeder Zweig eine lange Reihe Blumen, in Gestalt einer Stange hervorbringt. Diese Sorte erhält alle Achtung. Man achtet aber auch die Stöcke mit gefüllten Blumen, von welchen es auch zweyerley giebt. Es giebt gelbe gefüllte Stöcke, welche keinen Saamen bringen, und andere, deren gefüllte Blumen reife und vollkommene Schoten tragen. Die letzte Sorte erhält um deßwillen vor der ersten den Vorzug, über-

überdies sind auch die Blumenblätter ansehnlicher und größer, und gemeiniglich gelb und braunroth gefärbet. Man findet auch Stöcke mit vergoldeten und andere mit versilberten Blättern. Die Blumen von allen diesen Sorten geben einen angenehmen starken Geruch von sich, und besitzen einen bitterlichen, etwas scharfen Geschmack, daher man solche auch in die Apotheken eingeführet hat. Man zählet solche zu den zertheilenden, reinigenden und schmerzstillenden Mitteln, hat selbige vorzüglich der Gebährmutter gewidmet, und bey verhaltener monathlicher Reinigung, schwerer Geburt und zurückgebliebenen Nachgeburt angerathen. Camerarius empfiehlt solche auch beym Schlage und der Lähmung, und Herr Schulze in der Streitschrift von der Gelbsucht, hat die eröffnende Kraft von neuen angepriesen, und Cramer in dem Nürnbergischen Commercio dadurch den Mangel der Galle ersetzen wollen. Man hat selbige in Wein, Bier oder Wasser abgekochet. Jetzo überläßt man der Nase und den Augen die Benutzung dieser Blumen, unterhält dergleichen Stöcke nur zur Zierde, und machet in der Arzneykunst davon selten oder gar keinen Gebrauch, denn die getrockneten Blumen haben Geruch und Kraft verloren.

2) Die weißblätterichte zweyjährige Leucoje, welsche Violgraue Leucoje, gemeine Gartenleucoje, Leucojenköniginn, Leucoium hortense, Cheiranthus incanus L. wächst in Spanien am Strande wild, und wird in verschiedenen Spielarten in unsern Gärten unterhalten. Die Stöcke dauern gemeiniglich nur zwey Jahr, zeigen im ersten Sommer gegen den Herbst zwar einige Blüthen, welche aber viel häufiger in dem zweeten Frühlinge erscheinen. Zuweilen dauern die Stöcke, bey mühsamer Wartung, drey Jahr, welche aber alsdenn schwach blühen. Die Wurzel besteht aus starken, weißlichten Fasern. Der Stamm ist stark, fast strauchartig, treibt viele Seitenzweige, und erreichet die Höhe von ein bis zween Fuß. Die Blätter sitzen wechselsweise, oder ohne bestimmte Ordnung, platt auf, sind lang und schmal, lanzetförmig, am Ende stumpf, am Rande völlig ganz, zuweilen wellenförmig ausgebogen, und auf der Oberfläche bestäubet und weißlicht. An dem Ende der Zweige stehen lockere Blumenähren. Die Schoten sind plattgedrücket, und an der Spitze abgestutzet. Die Blumen erscheinen öfters gefüllet, und zeigen verschiedene Farben, als hochroth, dunkelroth, ziegelroth, Lilla oder blaßroth, hellblau, violetblau, weiß, die ersten

auch mit verschiedenen Puncten bezeichnet oder piccottirt, welche alle man füglich für Spielarten annehmen kann, obgleich Herr Miller behauptet, auch jeder, der mit der Aussaat umgeht, selbst wahrnehmen kann, daß die Verwandelung der Blumen durch den Saamen selten oder gar nicht geschehe, und Saamen von rothen oder blauen Stöcken auch wieder dergleichen blaue und rothe Stöcke liefere. Hiervon und der Wartung wollen wir am Ende dieses Geschlechtes handeln. Gefüllte und einfache haben einen gleich starken und angenehmen Geruch, welcher sich zur Abendszeit am besten empfinden läßt. Die Saamenschoten sowohl, als der Saame selbst haben einiges Merkmal von der Farbe der Blume. Von den violetnen Blumen wird die Schote etwas violetnes zeigen, und der Saame bläulicht mit einem weißen Ränchen eingefasset seyn. An den rothen Stöcken wird die Schote eine rothgelblichte Farbe haben, und der Saame auf gleiche Weise gefärbet, und mit einem weißen Ränchen eingefasset seyn. Der Saame von weißen Blumen ist demjenigen, so nach blauen folget, völlig ähnlich.

3) Die Fensterleucoje mit weiß gedrängten Blättern, Cheiranthus fenestralis Linn. Herr von Linné allein hat diese Art angenommen, und von der vorherstehenden unterschieden, ob derselbe gleich erinnert, wie beyde meistentheils mit einander übereinkommen. Der Stängel soll einen halben Fuß hoch, einen Finger dicke, und bis an den obern Theil oder das Ende nackend seyn. Am Ende stehen die Blätter gedränget bey einander, und stellen gleichsam einen besondern Kopf, wie bey dem Kohle, vor. Der Gestalt und übrigen Beschaffenheit nach, kommen solche wie auch Blüthe und Frucht, mit der zwoten Art überein. In der Murrayischen Ausgabe merket Herr v. Linné noch an, wie die Blumenblätter ganz wären.

4) Die weißblätterichte Sommerleucoje, Cheiranthus annuus L. wächst im mittägigen Europa am Meerstrande. Außerdem, daß die Stöcke schwächer und weicher sind, und den ersten Sommer über häufig blühen, im Winter aber absterben, läßt sich zwischen dieser und der zweoten Art schwerlich einiger Unterschied angeben. Herr von Linné will solchen vornehmlich in der Saamenschote finden, welche bey dieser Art walzenförmig und zugespitzet, bey der zweoten aber plattgedrücket und am Ende stumpf ist. Wir haben diesen Unterschied gar nicht bemerken können, vielmehr auch bey der Sommerleucoje die Schote allemal stumpf

und

und abgestutzet wahrgenommen; daher Herr Grotian ganz recht schreibt: Sommerleucojen sind eine besondere Art des Leucoii incani, nämlich unserer zwoten Art, den Winterleucojen in allen Stücken gleich, sie haben ein gleichförmiges Laub, gleichartige Blumen, eben solche Saamenschoten, eben solche Saamen und Wurzeln. Nur in zwey Stücken weichen sie von einander ab. 1) Wegen der unterschiedenen Größe der Stöcke. Die Winterleucoje erwächst zu einem großen Strauche, und wird wohl viermal größer und stärker, als die Sommerleucoje. 2) Wegen der unterschiedenen Dauer; ein Winterleucojenstock läßt sich zwey und mehrere Jahre erhalten, ein Sommerleucojenstock aber nur ein Jahr, oder vielmehr nur ein halb Jahr, oder giebt nach geschehener Ueberwinterung nichts sonderlich tüchtiges mehr von Blumen. Wir haben noch einen andern Unterschied zwischen diesen beyden Arten, und ziemlich beständig wahrgenommen. Die ersten Blüthknospen zeigen sich bey dem Winterleucoje an den Spitzen der Zweige, und diese allein, nicht aber den Hauptstamm untersuchet der Gärtner, um zu erfahren, ob der Stock gefüllte oder einfache Blumen tragen, und künftig einige Achtung verdienen werde; bey den Sommerleucojen aber soll man diese Untersuchung nicht an den Zweigen, sondern an dem Hauptstängel selbst vornehmen. An diesem zeigen sich die ersten Blüthen, und die Blumen an den Zweigen kommen später zum Vorschein. Die Spielarten kommen bey der Sommerleucoje eben so häufig vor, wie bey der Winterart.

5) Die grünblätterichte Meerleucoje, Cheiranthus maritimus L. Diese hat in der Dauer und dem übrigen Wachsthume viel ähnliches mit der Sommerleucoje. Die Blätter sind lanzenförmig, am Ende stumpf, am Rande völlig ganz, und auf der Fläche grün, glänzend. Die Farbe der Blumen ist weiß, selten violet und roth. Die weiße ist die gewöhnlichste, und dem Geruche nach die stärkste und angenehmste. Ob die blaublühende als eine Art davon unterschieden sey, scheint zweifelhaft; weil aber bey den andern Arten die Farbe der Blume gemeiniglich unveränderlich und einerley bleibt, und dieser Unterschied doch nur Spielarten ausmachet, so kann dieses auch von der Meerleucoje gelten. Auch diese Art giebt Stöcke mit gefüllten und einfachen Blumen.

6) Die dreyzinkichte Leucoje, Cheiranthus tricuspidatus L. Diese jährige Pflanze wächst in Italien, Spanien und Portugall,

gall, und ist durchaus weiß bestäubt. Der Stängel treibt viele Zweige, welche sich über der Erde ausbreiten. Die Blätter sind leyerförmig. Die Blumenähre ist locker, der Kelch wollicht, die Blumenblätter sind purpurfärbig, und die dünne walzenförmige Schote ist am Ende gleichsam mit einem Creutze, oder mit drey vorragenden Spitzen besetzet, davon zwoe seitwärts, und eine in der Mitte steht. Wir erziehen diese auf dem Mistbeete, und erhalten, ohne besondere Wartung, jährlich reifen Saamen.

Nun wollen wir von dem Anbaue und der Wartung der verschiedenen Leucojenarten das nöthigste anmerken. Die erste Art oder der gelbe Lack, sonderlich derjenige, welcher große braungelbe Blumen trägt, zieht man aus dem Saamen. Man kann solchen auf ein Mistbeet, oder auch in Scherbeln und Kästchen aussäen, soll aber selbigen nicht allzudicke ausstreuen, und nur flach, etwa einen halben Finger hoch, mit guter Erde bedecken und mit laulichten Wasser begießen. Es wird solcher in kurzer Zeit aufkeimen. So lange die Nachtfröste anhalten, hält man die Pflänzchen nur hinter den Fenstern, so daß sie den Sonnenschein reichlich genießen können. Im Junius kann man solche auf Beete verpflanzen und einen halben Schuh weit von einander setzen. Sie blühen im ersten Sommer nicht, daher muß man sie zu Anfange des Herbstes wieder in Töpfe pflanzen, und diese, wenn die Kälte sich findet, an einen luftigen, bedeckten Ort, nachher aber in einen Keller oder Glashaus bringen. Zu dieser Zeit müssen sie gar nicht oder selten und wenig auf einmal begossen werden. Im Frühjahre bringt man sie wieder an den bedeckten und luftigen Ort, oder setzet sie hinter die Fenster gegen Mittag; im letzten Falle wird man schon zu Ende des Märzes die schönste Flor erhalten, da die andern, welche die Sonne nicht genießen, erst im Anfange des Maymonaths blühen werden. Sollten auch die Stöcke im Frühjahre einigen Frost empfinden, leiden sie doch davon nicht leicht Schaden. Sie halten auch zuweilen den ganzen Winter im freyen Lande aus; man kann aber auch alle verlieren, und die Stöcke, welche ausdauern, werden doch keine gute Flor geben. Um schöne und große Blumen zu erhalten, hält man die Stöcke im zweeten Sommer und auch in folgenden Jahren in Töpfen. Im Lande würden sich solche zu sehr ausbreiten, und viele Zweige, aber auch unansehnliche Blumen treiben. Je weniger Zweige, je größere Blumen. Daher man auch zu den Saamen solche Stöcke erwählet,

wählet, woran wenig oder gar keine Zweige stehen. Auch sieht man darauf, daß die Blumen nebst dem Gelben auch braunroth gefärbet sind. Von diesen fallen zwar ganz gelbe, aber auch gewiß Stöcke mit der schönen braunrothen Farbe. Den Sommer über müssen die Töpfe öfters begossen werden. Wenn die Schoten anfangen dürre zu werden, muß man solche, ehe sie noch aufspringen, abnehmen, damit der Saame nicht verlohren gehe, und weil die untersten Schoten zuerst, und nach und nach die obern zur Reife gelangen, muß man das Einsammlen öfters wiederholen. Um den Saamen desto länger gut zu erhalten, läßt man solchen in den Schoten liegen. Er läßt sich ohngefähr vier Jahre gut erhalten. Die Stöcke können zwar, wenn sie Saamen getragen, noch ferner aufbehalten werden; da aber bey der künftigen Flor die Blumen immer schlechter ausfallen, pfleget man solche nicht weiter zu achten, und zieht lieber alle Jahre neue Stöcke zu. Mit dem gefüllten Lacke, welcher Saamen trägt, verfährt man auf gleiche Weise. Zum Saamen erwählet man diejenigen Stöcke, welche die meisten und schönsten gefüllten Blumen tragen. Es fallen aus diesen Saamen zwar auch Stöcke mit einfachen Blumen, doch werden viele, ja die meisten, wieder gefüllte Blumen hervorbringen. Die Blumen bey dieser Sorte sind zwar eigentlich nur halb gefüllt, da selbige aber dichte bey einander stehen und eine kurze Aehre abbilden, ist ihr Ansehen dennoch schön, und man schätzet diese Art billig hoch, zumal auch die Blumen gemeiniglich nebst dem Gelben etwas braunröthliches zeigen. Die gewöhnliche Sorte mit gefüllten Blumen giebt niemals Saamen, und kann nicht anders als durch Ableger oder Zweige vermehret werden. Die abgerissenen und gesteckten Zweige wachsen langsam, da hingegen die Ableger zeitig Wurzel schlagen; und damit man diese desto besser und häufiger ablegen könne, pflegt man den Stock in die Erde zu pflanzen.

Die zwote Art oder die zweyjährige graue Leucoje kömmt zwar in der Dauer und Wartung mit der vorigen in vielen überein, verdienet aber doch aus mancherley Ursachen eine besondere Betrachtung. Die Dauer des Saamens und die Einsammlung desselben ist mit dem Lacke einerley. Die gefüllten Leucojenstöcke geben keinen Saamen, und halbgefüllte, wie bey dem Lacke, findet man nicht. Indessen soll man doch den Saamen nicht von jedem nur einfach blühenden Stocke einsammlen. Man findet öfters Stöcke, an welchen, außer den ordentlichen einfachen,

sachen, auch einige halbgefüllte, oder gleichsam verstümmelte Blumen sich zeigen. Diese haben manchmal sechs, auch acht Blumenblätter, welche kraus und wunderlich gestaltet sind. Man hält gemeiniglich die daraus erwachsenen Schoten hoch, und glaubt aus diesen Saamen viel gefüllte Stöcke zu erhalten. Dieses ist aber falsch; meistentheils trägt dieser Saame gar nichts. Es sind aber dennoch dergleichen Stöcke sorgfältig zu erhalten, indem die übrigen einfachen Blumen an selbigen meistentheils Saamen liefern, woraus die meisten gefüllten Stöcke erwachsen. Man hat mancherley Mittel und Wege vorgeschlagen, solchen Saamen zu erhalten, woraus viele gefüllte und weniger einfache Stöcke erzogen werden. Fast allgemein will man annehmen, daß je älter der Saame sey, destomehr gefüllte Stöcke daraus zu erlangen seyn dürften. Die Erfahrung aber stimmet damit nicht überein. Alles Auslesen der Blüthen und Saamenschoten, alle Beobachtungen des Mondstandes und anderer Himmelszeichen sind hierbey vergebens. Es liegt in dieser Sache etwas verborgenes. Hat man einmal Saamen erlanget, der viel gefüllte Stöcke giebt, soll man solchen zu erhalten, alle Mühe anwenden, die, daraus erzeugten einfachen Stöcke sorgfältig warten, den Saamen davon einsammlen, und solchen wieder ausstreuen, mithin die einmal erlangte gute Art selbst ferner erbauen. Man kann zwar die gefüllten Stöcke selbst durch abgerissene Zweige vermehren, oder von gefüllten Stöcken auf einfache oculiren; beyde Arten aber schlagen selten gut an, und die Vermehrung durch den Saamen ist allen andern Kunstgriffen weit vorzuziehen. Man säet den Saamen im März bis zu Anfange des Aprils auf ein Mistbeet, oder wenn dieses mangelt, in Scherbel und Kästen, lieber zu dünne, als zu dichte, bedecket solchen nur wenig mit Erde, und begießt diesen, so oft es nöthig scheint, und setzet die Kästen in ein Zimmer, welches nicht geheitzet wird, dessen Fenster aber gegen Mittag stehen. Eine allzusehr gedüngte Erde, womit man die Kästen erfüllen wollte, ist nicht anzurathen. Die aufgekeimten Pflänzchen werden darinnen selten bestehen, vielmehr gemeiniglich umfallen und verderben. Alle geile Erde ist zu vermeiden. Erde, so man aus einem sonnenreichen fruchtbaren Beete des Küchengartens nimmt, ist hierzu die beste. Im May, besonders in der Mitte dieses Monaths, kann und soll man die jungen Stöcke ins Land, in schicklicher Weite von einander entfernet, in freye und sonnenreiche

che Beete, wo wenig oder gar kein Schatten statt findet, versetzen, damit sich die ersten Blüthen zeigen, und man in Zeiten unterscheiden möchte, welche Stöcke gefüllte Blüthen tragen, und auszuwintern seyn dürften. Da aber die Stöcke im ersten Sommer öfters spät oder gar nicht zur Blüthe gelangen, und man nicht erkennen kann, welche einfache, oder gefüllte Blumen treiben möchten, pfleget man im Juli den Hauptstängel auszubrechen, wodurch die Seitenzweige genöthiget werden, die Blüthknospen früher, als sonst geschehen würde, hervorzutreiben. Herr Grotian giebt den Rath, die Aussaat im Juni in Kästen vorzunehmen, die Pflanzen darinnen bis folgendes Jahr im May stehen zu lassen, und alsdenn auf die Beete zu verpflanzen, da denn diese schnell treiben, und zeitig Blumen liefern werden. Die jungen Pflanzen in Kästen lassen sich, wie die ältern Stöcke, auswintern. Die Auswinterung aber der Leucojenstöcke ist nicht ohne Schwierigkeit. Man hält die Töpfe bis zu Anfang des Octobers im Garten, bringt solche hierauf an einen trocknen luftigen Ort, entlediget die Stöcke des überflüßigen Laubes, und begießt sie nur im Nothfalle mäßig. Zu Anfang des Decembers, und wenn die Erde in den Töpfen recht ausgetrocknet, und das Laub welk zu werden anfängt, bringt man sie in den Keller, und setzet sie auf Stementer. Im Keller soll man sie gar nicht begießen. Die Wurzel faulet sehr leicht und die feuchte Kellerluft läßt sie nicht ganz austrocknen, und wenn sie auch scheint, als ob sie erstorben wären, sind sie öfters doch im besten Zustande. Der Keller ist nach Beschaffenheit der äußerlichen Witterung verstopfet und geöffnet werden. Einige Kälte vertragen zwar die Stöcke, aber bei starken Froste gehen sie verloren. Im Frühjahre, wenn es nicht mehr in den Gebäuden friert, bringt man die Töpfe auf einen trocknen Saal, begießt solche mäßig mit laulichten Wasser, wiederholet dieses, so oft die Erde trocken ist, trägt sie im May in den Garten, versetzet die Stöcke, beschneidet die Wurzel ein wenig, und pflanzet solche entweder in Töpfe, welche mit frischer Erde gefüllet sind, oder auch ins freye Land. Einige des Kellers erwählen einige auch eine Kammer, welche an Thüren und Fenstern wohl verwahret werden kann. Sollte auch die Kälte eindringen und die Töpfe darinnen gefrieren, wird doch selten daraus ein Schaden entstehen, wenn man nur die Stöcke nicht durch angebrachte Wärme aufthauen, sondern gefroren stehen läßt, bis das Thauwetter sich einstel-

einstellet. Der Keller und die Kammer müssen fein trocken seyn, in dumpfichten und feuchten Winterquartieren gehen die meisten Stöcke verloren. Die ausgewinterten Stöcke treiben im freyen Lande viel mehr und längere Zeit Blumen, als diejenigen, so in Töpfen stehen bleiben; doch wachsen jene flattericht, und treiben lange, aber lockere Blumenähren, da solche hingegen in den Topfstöcken dichter erscheinen.

Die vierte Art, oder Sommerleucoje. Was den Saamen, dessen Farbe und Dauer betrifft, kömmt diese Art mit der Winterleucoje überein. Aus einerley Saamen fallen auch einfache und gefüllte Stöcke. Die Aussaat kann im März und Anfang des Aprils auf einem Mistbeete oder auch in Kästen geschehen. Man soll solchen nicht zu dicke ausstreuen, auch nur leichte bedecken. Man thut wohl, wenn man die Aussaat nach zwo oder drey Wochen wiederholt, und den Saamen auf verschiedenes Erdreich bringt, damit man theils zu verschiedenen Zeiten blühende Stöcke erhalten, theils aber auch die Hoffnung nach der Aussaat nicht leicht fehlschlage, indem die aufgekeimten jungen Pflanzen öfters umfallen und verderben. Stark gedüngtes Erdreich und die Erdflöhe sind die größten Verwüster der jungen Pflanzen. Werden diese warm gehalten, treiben sie zu geil, und wenn sie nachher an die freye Luft kommen, fallen sie um und verderben. Der Stock treibt am Hauptstängel zeitig, und wenn solcher kaum einer Spannen hoch ist, und noch keine Zweige zeiget, ohngefähr zu Ende des Juni seine Blüthknospen. An solchen läßt sich, wie auch bey den Winterleucojen, durch Hülfe einer Stecknadel leicht erkennen, ob unter den vier Kelchblättchen, vier oder mehrere Blumenblätter liegen, und ob der Stock gefüllte oder einfache Blumen tragen werde. Die einfachen läßt man, um Saamen davon zu erziehen, stehen, die gefüllten pflanzet man auf ein ander Beet oder in Töpfe. Pflanzen, so schon viele Zweige getrieben, hoch erwachsen sind, und aufgeblüthete Aehren tragen, müssen nicht weiter verpflanzet werden. In der Blüthzeit sind dergleichen gefüllte, und mit verschiedenen Farben prangende Stöcke eine vortreffliche Zierde, und werden von vielen Gartenliebhabern höher als die Winterleucojen geschätzet. Die einfachen Stöcke unterhält man, um reifen Saamen davon zu erlangen; und zwar soll man diejenigen, von welchen man Saamen verlanget, je eher je lieber in Töpfe setzen, und diese in sonnenreiche Oerter stellen. Der Saame wird erst in dem Herbstmonath

monath recht reif. Sonst ist hierbey dasjenige zu beobachten, was bey dem Einsammlen des Winterleucojensaamen angemerket worden.

Von beyden Arten der Leucojen findet man Stöcke mit schecichten oder piccottirten Blumen. Wie diese entstehen, findet man zwar in den Gartenbüchern vieles angegeben, das meiste aber, wo nicht alles, ist irrig. Der Grund davon ist in zufälligen und nicht zu bestimmenden Ursachen zu suchen. Vornehmlich mag die Erde vieles dazu beytragen. Wie solche aber eigentlich beschaffen seyn müsse, ist für uns ein Geheimnis. Herr Grotian behauptet, wie er durch eine Schaafmistlacke einen einfärbig rothen blühenden Stock, binnen vier und zwanzig Stunden in einen piccottirten verwandelt habe.

Die fünfte Art, oder grüne Meerleucoje verhält sich in der Wartung wie die Winterleucoje. Die Wurzel ist jedoch zärter, und verfaulet leichter, daher man bey dem Auswintern die Nässe noch mehr, als bey der andern Art, zu vermeiden hat.

Levendel.

S. Lavendel.

Leviathan.

Leviathan, Richter, S. 469. Da es nunmehr bey allen durchgängig mehr, als ausgemacht seyn soll, daß der Behemoth das Nil- oder Flußpferd, und der Leviathan der Krokodil sey, wie solches neuerlichst Scheuchzer in seiner Physica Sacra Iobi mit den grundgelehrten Bochart, Thevenot, Ludolph, J. H. Michaelis, behauptet und gezeiget, daß alles bey dem Flußpferde und Krokodille eintreffe, was von ihnen im Hiob gesaget worden: So wird es genug seyn, an diesem Orte theils auf den Richter theils auf unsern Artikel, Flußpferd, Hippopotamus, Th. III. S. 164. desgleichen, in Rücksicht auf den Leviathan, auf die Artikel, Alligator, Th. I. S. 186. Cayman, Th. II. S. 81. und Krokodill, Th. IV. S. 776. zu verweisen. Schon Gesner hat in seinem Nomenclatore Aquatil. Animant. p. 160. angemerket, daß der Leviathan von Alters her, unter die Meerungeheuer, Belluas marinas, Ceta gerechnet, und von den Hebräern, Thannin, Thannim, genennet worden. Bey dem Linnäus steht der Krokodill, welcher des Hiobs Leviathan sey, unter den Eidechsen, als die erste Gattung, Lacerta Crocodilus, gen. 122. oben an. Catesby beschreibt auch den Crocodill, p. et tab. 63. unter dem Namen, Lacertus omnium maximus, Crocodilus dictus, Auszugsweise,

zugsweise, und zeichnet die Größe und Gestalt desselben, wie es nur aus seiner Schale hervorgekommen. So kann auch hierbey Pomare unter den Artikeln, Crocodile und Leuiathan, nachgesehen werden.

Lewatöl.

Unter diesem Namen ist jetzo in Frankreich zweyerley Oel bekannt gemachet und angepriesen worden. Es wird aus zweyerley Saamen gepresset. Den einen Saamen nennen die Franzosen Colsat, und die Pflanze, welche diesen giebt, ist die Brassica campestris L. S. Kohl. Der andere Saamen wird Lewat genannt, und ist der eigentliche Rübsen, Napus. Beyde Oele hält man für schlechter als Baumöl, sie sollen auch im frischen Zustande schon ranzig seyn, und den schleimichten Theil zeitig fallen lassen, demohngeachtet empfiehlt man solche zur Bereitung der Wolle, und hält solche hierzu für die besten.

Leyer.

Leyer von Harwich, Holl. Lier van Harwich, nennet Petiver denjenigen Fisch, den Linnäus zur ersten Gattung seines 151. Geschlechts gemachet, und Callionymus Lyra genennet; den Müllerischen fliegenden Teufel seiner Schelfischteufel. s. unsere Artikel, fliegender Teufel, Th. III. S. 126. und Helmfisch, Coryftion 7. des Kleins, Th. III. S. 764.

Leysera.

Vaillant nennte dieses Geschlecht Asteroptorus, Herr von Linné aber hat selbiges dem Andenken Herrn Wilhelm Leysers gewidmet, welcher neuerlich die um Halle wachsenden Pflanzen aufgezeichnet hat. Es gehöret zu den zusammengesetzten Blumen. Der gemeinschaftliche eyförmige Kelch besteht aus stumpfen, ausgehöhlten und fast trocknen Schuppen. Die zungenförmigen weiblichen Randblümchen sind lanzetförmig und ganz, und der kleine Fruchtkeim trägt einen kürzern Griffel mit gespaltenem Staubwege. Auf der Scheibe sitzen viele röhrenförmige, fünfspitzige Zwitterblümchen, welche einen walzenförmigen Staubbeutel, und kleinen Fruchtkeim mit dem Griffel tragen, dessen Staubweg nur eingekerbet ist. Das Blumenbette ist zwar nackend, doch sind die Randblümchen durch Spelzen von einander abgesondert. Alle Saamen sind länglicht, diejenigen, so nach den weiblichen Blümchen kommen, tragen eine Crone von Spelzen, bey den andern aber ist diese Spelzencrone von einer andern längern Haarcrone umgeben. In der Murrayischen Ausgabe hat Herr von Linné drey Arten aufgezeich-

gezeichnet, welche in hiesigen Gärten noch nicht eingeführet sind.

Lianenapfel.
S. Passionsblume.

Libby.

Libby nennt man eine Art Flachs, welche die Einwohner von Mindanao, einer Philippinischen Insel, in großer Menge bauen, und solchen mehr zur Verfertigung des Oels, als zur Spinn- und Weberarbeit gebrauchen. Das Oel davon ist für diese Barbarn ein sehr ansehnlicher Gegenstand der Handlung, sie versehen damit unterschiedene indianische Völker, die Chineser, und sogar die Spanier, wenn sie nicht im Kriege mit ihnen verwickelt sind. Ob die Pflanze eine Art Lein, oder davon verschieden sey, ist uns nicht bekannt.

Libelle.
S. Wassernymphe.

Libidibibohne.
S. Pfauenschwanz.

Lichi.

Lichi oder Macao-Lichias, ist eine Frucht, welche in der Chinesischen Provinz Fochien auf hohen und starken Bäumen wächst, deren Blätter des Lorbeerbaums seinen gleich sind. Aus den äußersten Enden der Zweige kommen Trauben hervor, an welchen die Früchte hangen. Die Frucht hat die Gestalt eines kleinen Herzens, und ist von der Dicke einer welschen Nuß. Sie hat mit einem kleinen Tannzapfen viel Gleichheit, die Rinde ist rauh und voller Schuppen; der Kern weich und saftig, von einem guten Geschmacke, und einem, den Rosen ähnlichen, Geruch. Wenn sie reif ist, ist sie violetbraun, und purpurfärbig. Je kleiner diese Frucht ist, desto höher schätzet man sie; der Kern zergeht im Munde. Diese Nachricht haben wir andern getreulich nachgeschrieben, weil wir keine bessere finden können.

Licht.

Wer vom Daseyn des Aethers und dessen vielfältigen wunderbaren Eigenschaften überzeuget ist, dem wird dasjenige, was ich vom Lichte vorzubringen habe, nicht weiter fremd vorkommen; ja er wird mich entschuldigen, wenn ich mich in den Beweis von Entstehung des Lichtes nicht nach seinem ganzen Umfange einlasse. Der erste einfältige Begriff vom Lichte, lux, ist dieser: es sey diejenige Erscheinung, wodurch die Körper sichtbar werden. Darinn wird auf die eigentliche Wirkung des Lichtes gesehen, und dasselbe solchergestalt von einem leuchtenden Körper unterschieden, welcher auch gar oft unterm Namen Licht

lumen, vorkömmt. Sobald man aber die Entstehung des Lichtes nur etwas historisch kennen lernet, so wird man sich leichtlich einen gründlichern, und zwar einen genetischen Sachbegriff desselben machen können. Wenn man aus einem Raume die grobe Luft wegschaffet, und darinn nichts, als eine feinere Luft, ich will nicht einmal sagen, der wahrhaftig reine Aether, übrig bleibt: so wird in diesem Raume augenblicklich ein merkliches Licht entstehen, sobald eine Bewegung darinnen verursachet wird. Das thun Röhren und andere gläserne Gefäße, die ziemlich rein von Luft ausgepumpet sind; das thun andere, daraus die grobe Luft durch starkes Feuer herausgetrieben, und sie während dieses Zustandes zugeschmolzen worden. Das thut endlich das Reiben an Glasröhren, Glaskugeln, und andern glasachtigten, ähnlichen Körpern. Wenn man nun bedenket, daß nichts in den Glasröhren, und luftleeren Räumen vorhanden ist, als die feinere Luft und der Aether, daß beym Reiben an Glas und dergleichen Körpern, die gröbere, äußere Luft schnell fortgeschaffet, und zwischen den Berührungsflächen nur der Aether in den Räumchen an der Oberfläche zurückbleibt: so läßt sichs einsehen, daß eben die rückständige feine und in Bewegung gesetzte Luft, der Aether, die wahre Ursache von der Entstehung des Lichtes sey. Läßt man den luftleeren Raum in Ruhe, so leuchtet er nicht; läßt man äußere grobe Luft hinein, so leuchtet er ebenfalls nicht, wenn man gleich die vorige Bewegung in demselben verursachet. Glaubet man, daß die Glasmaterie zu diesem Leuchten das Wesentliche beytrage, so müßte eine Glasstange gerieben, mehr Licht geben, als eine ausgepumpte Glasröhre. Letztere aber giebt beym sanften Streichen schon Blitze, wenn erstere kaum ein so schwaches Licht durch starkes Reiben blicken läßt, als eine gewöhnlich offene Glasröhre von gleicher Dicke. Da also durch dieses Reiben der Aether in den gedachten luftleeren Räumen stark und häufig erschüttert wird, und in eine zitternde Bewegung geräth: so muß man zugeben, daß sich das Licht gar füglich durch die schnellen und häufigen Zitterungen der Aethertheilchen erklären lasse. Es kann seyn, daß oftmals diese Schwingungen des Aethers schwach und unmerklich bleiben; folglich auch für unsere Augen kein Licht hervorbringen. Diese Stufen des Lichts, wie sich in der Folge zeigen wird, zu bestimmen, pfleget man die Aetherschwingungen von solcher Stärke und Schnelligkeit anzunehmen, daß sie fürs Auge merklich und empfindlich, folglich

zur Entstehung der Bilder im Auge, oder zum Sehen der Körper hinreichend werden. Hängt auf diese Weise das Licht lediglich vom Aether ab, so ist es keine für sich bestehende Materie, sondern eine bloße Eigenschaft des Aethers, und lediglich eine Erscheinung, phaenomenon. Inzwischen findet man dennoch in den Lehrbüchern viel von der Materie des Lichtes, und ihrer Verschiedenheit von andern Materien. Ich bin der Meynung, daß die mehresten, welche sich eines solchen Ausdrucks bedienen, das Licht eben für keine eigene, abgesonderte, für sich bestehende Materie in der Natur halten; denn darinn thäten sie unrecht. Aber man pfleget unter der Materie des Lichts insgemein den Aether, und zwar den in starke Zitterung gesetzten Aether, anzunehmen, dessen Schwingungen oder Schläge, vibrationes, pulsus, geradelinicht fortgepflanzet, die Körper in der Welt sichtbar machen. Sind nun die Aethertheilchen, als eine wahre Materie, undurchdringlich, so sind es auch die in zitternde Bewegung gesetzten Theilchen desselben; und da diese wiederum gemeiniglich Lichttheilchen genannt werden, so versteht man, was die Ausdrücke bedeuten: die Lichttheilchen sind materielle Theilchen, sie sind undurchdringlich, sie bewegen sich durch andere Körper, sie springen von andern Körpern zurück u. s. f. Die Versuche lehren, daß der Aether überall zurückbleibt, wo unsere grobe Luft aufhöret, und wo geschaffet wird. Diesemnach theilet man mit Rechte, daß er überall in den allerfeinsten Zwischenräumen aller und jeder Körper, selbst der Luft, befindlich sey, daß er alle Materie erfülle, daß er vielleicht die wahre Ursache der mehresten Eigenschaften der Luft sey, und daß er endlich die unmeßlichen Räume zwischen den großen Himmelskörpern einnehme, wo weiter keine grobe Luft seyn kann. Daher ist der Stoff zum Lichte in der ganzen Natur, in allen Körpern, in allen Materien und Räumen vorhanden, und wird in ihnen sichtbar, sobald die Masse des Aethers darinn in starke Schwingungen gesetzet wird.

Alle Körper haben also die Materie zum Lichte bey sich; aber alle leuchten doch nicht. Diejenigen, von denen das Licht herkömmt, oder um welche der unmittelbar anliegende Aether in die gehörig starke Zitterung gebracht wird, daß diese sich überall herum verbreiten und mittheilen kann, heißen leuchtende Körper, und der Ort, von dem das Licht herkömmt, der leuchtende Punct: vermuthlich von dem Leuchten der Gestirne, oder von jedem andern entfernten Lichte, die als helle Puncte, zumal durch die Gläser in die

Augen

Augen fallen. Diese leuchtende Körper, wenn sie gleich nur als lichte Puncte erscheinen, können überall und von allen Seiten gesehen werden; deswegen saget man: das Licht strahle von einem dergleichen Körper nach allen Seiten umher. Jeder Gang des Lichts, das heißt, jede fortgesetzte Zitterung in den einander berührenden oder nächst anliegenden Aethertheilchen, ist ein Lichtstrahl, und dergleichen werden von einem leuchtenden Körper nach allen Puncten umher erreget. Diese gemeinschaftliche Fortsetzung in der Bewegung und Zitterung der Aethertheilchen ist die eigentliche Fortpflanzung des Lichtes. Sie geschieht, wenn es nichts hindert, durchgehends in geraden Linien; selbst denn noch, wenn sie von ihrer Richtung abgebracht wird, und hie und da eine andere annehmen muß. Ja sogar die krumme Richtung, welche ein Lichtstrahl anzunehmen gezwungen wird, entsteht aus vielen kleinen, zusammengesetzten, geradlinichten Richtungen, welche durch die stäte Brechung des Strahles beym Durchgange durch einen überall ungleich dichten Körper verursachet wird. Sie ist überdem von so erstaunender Schnelligkeit, daß ein Lichtstrahl, der von der Sonne anfängt, in acht Minuten zur Erde kömmt, und nach dieser Erfahrung in einer Secunde neun hundert Millionen Londner Fuß durchläuft, welches über 37000 deutsche Meilen beträgt. Wenn nun der Lichtstrahl in seiner geraden Richtung ungehindert fortgeht, so ist er der gewöhnliche geradlinichte Strahl; wenn er aber von seinem Wege abgelenket, und eine andere Richtung zu nehmen genöthiget wird, so entsteht daraus eine Veränderung im Gange desselben. Und diese Veränderung geschieht vornehmlich auf eine zwiefache Weise. Einmal von einem dunkeln, sehr glatten, undurchsichtigen Körper, auf den der Lichtstrahl auffällt, und von demselben, nach Art der elastischen Körper, zurückprellet; zweytens von einem dunkeln durchsichtigen Körper, durch welchen zwar der Lichtstrahl durchgeht, aber doch von seiner vorigen Richtung mehr oder weniger abweicht. Die erste Veränderung heißt die Zurückwerfung oder Reflexion des Lichts. Der Lichtstrahl wird also nach derselben Seite, von welcher er hergekommen, wiederum zurückfahren; aber dergestalt, daß der Winkel, unter welchem er von der glatten Fläche abspringt, eben so groß ist, als der, unter welchem er auf dieselbe auffällt. Dieser Gang des Lichtes bringt unzählige Erscheinungen hervor, und machet eine besondere Art des Sehens aus, welche in der Katoptrik ihrem ganzen Umfange nach abgehandelt wird.

Die zwote Veränderung heißt die Brechung oder Refraction des Lichtes. Ein Lichtstrahl behält nur so lange seine Richtung in einer geraden Linie, so lange er durch den nämlichen durchsichtigen Körper durchgeht. So bald er aber in einen andern von ungleicher Dichtigkeit schief eintritt: so geht er durch denselben in einer veränderten geradlinichten Richtung fort. Fällt er auf diese Körper senkrecht ein, so geht er ohne veränderte Richtung hindurch. Nach einem schiefen Einfalle aber wird er im dichtern Körper gegen das zur Brechungsfläche errichtete Perpendikel hingeneiget, im dünnern Körper aber von diesem Perpendikel abgeneiget. Das Verhältniß dieser Brechung, das ist, der Abweichung von der vorigen Richtung, richtet sich nach der Dichtigkeit und Beschaffenheit der durchsichtigen Körper, durch welche das Licht durchgeht; und wird durch ein Verhältniß der Winkel angegeben, welche das Perpendikel, oder die durch den Brechungspunct gezogene Achse, mit dem einfallenden und dem gebrochenen Strahle machet; das ist, durch ein Verhältniß des Neigungswinkels zu dem gebrochenen Winkel. Diese Art des Sehens durch gebrochene Lichtstrahlen ist der Gegenstand der Dioptrik, welche in neuern Zeiten durch Erfindung besonderer Glasarten von ungemein verschiedener Brechungskr[aft] und Farbenzerstreuung, als [in] vorigen alten, große Erweiter[ung] gen bekommen hat. Noch ei[ne] andere Veränderung des Lic[hts] strahles ist es: wenn er auf ei[ne] gewisse kleine Entfernung vor [ei]nem Körper vorbeygeht, so wi[rd] er entweder von ihm weg, oder [zu] ihm hin gebogen, und leidet al[so] eine Art von unvollkommener Z[u]rückwerfung oder Brechung. D[ie]se Veränderung hat man neuer[er] Zeit die Beugung des Lichtes g[e]nannt, und es werden daraus manche Erscheinungen [der] Farben erkläret.

Besteht das Licht, wie gezeigt ist, aus den Schwingungen [der] Aethertheilchen, und wird es durch die wiederholten Schläge derse[l]ben mit verschiedentlicher Kra[ft] und Geschwindigkeit fortgebracht: so erhellet daraus, daß es etwas zusammengesetztes seyn müsse. Es könnte außerdem auch gar nicht gesehen werden, oder Wirkungen aufs Auge machen. Aus dieser zusammengesetzten Natur des Lichtes, sowohl was die Geschwindigkeit in den auf einander folgenden Schlägen, als auch was den in und um den Körper befindlichen Aether anlangt, der die Schläge eines auffallenden Lichtstrahles aufnimmt und fortsetzet, läßt sich nicht nur der Durchgang des Lichtes durch die durchsichtigen, und die Verschluckung desselben

ben bey den undurchsichtigen Körpern, sondern auch die Trennung eines jeden Lichtstrahles in seine gewöhnlichen Farbenstrahlen erklären. Dieß letztere ist eine besondere Erscheinung und bringt uns auf die Entstehung der Farbe aus einem weißen Lichtstrahle. Wenn dieser auf eine brechende Fläche schief fällt, so wird er in verschiedenen andern Strahlen aus einander gehen, und zwar nach der Verschiedenheit der Brechung, die ein jeder von ihnen leidet. Die Verschiedenheit dieser Brechung kömmt, außer der Natur beyder Körper, durch welche das Licht durchgeht, noch auf die Verschiedenheit der Vibrationen oder der Schläge in den Aethertheilchen eines jeden Strahles an. Strahlen also, deren Schläge mit verschiedener Geschwindigkeit auf einander folgen, werden auch unterschiedlich gebrochen, und bringen solchergestalt verschiedene Farben hervor. Die Lichtstrahlen können daher am wenigsten gebrochen werden, in welche die Anzahl der Schläge oder Schwingungen am schnellsten und häufigsten auf einander folgen; die hergegen am meisten, in denen die wenigsten Schläge, in der nämlichen Zeit, wie bey den erstern, geschehen. Die rothen Strahlen haben in ihrer Brechung die größte Anzahl Schläge, und leiden also die geringste Refraction; denn unser Auge sieht eigentlich denjenigen Strahl roth, der am wenigsten gebrochen wird. Die violetnen Strahlen haben bey der Brechung die wenigsten Schläge in sich, und leiden also die stärkste Refraction. Wenn demnach die Entstehung der Farben zwar von der mehrern oder mindern Brechung eines jeden Strahles hergeleitet wird: so sieht man doch, daß alles zuletzt aus der unterschiedlichen Geschwindigkeit der Schläge in den Aethertheilchen, folglich aus der Geschwindigkeit, womit der Farbenstrahl fortgeht, erkläret werden müsse. Es fallen aber die durch ein gläsernes Prisma gebrochenen durchgehenden Strahlen folgendermaßen auf einander. Der unterste ist roth, auf ihn kömmt der orangefärbige, den der gelbe, der grüne, der himmelblaue, der indigblaue und zuletzt der violetblaue oder purpurne oben. So ist die natürliche Ordnung. Im Auge aber ist diese Ordnung der durchs Prisma hervorgebrachten Farben umgekehret, der rothe ist zu oben, und der purpurblaue zu unterst. Diese einfache prismatische Farben sind unveränderlich; denn dafern jeder Strahl besonders wieder gebrochen wird, behält er seine Farbe unverändert. Hergegen wenn man diese gebrochene Farbenstrahlen durch ein Collectivglas wieder sammelt und in einen

Punct

Punct oder Strahl zusammenbringt, so erscheint wiederum der weiße Lichtstrahl, wie zuvor.

Alle Körper, die gesehen werden sollen, haben entweder ihr eigenes, oder gebrauchen fremdes Licht. In Absicht auf das Licht lassen sich die Körper in vier Klassen bringen. In der ersten sind solche, die durch ihr eigen Licht leuchten. In der zwoten diejenigen, welche das Licht zurückwerfen, das ist solche, deren Theilchen an der Oberfläche durch die auffallenden Lichtstrahlen in keine merkliche Schwingung gesetzet werden, sondern wo die Lichtstrahlen unter einem bestimmten Winkel wieder abspringen. In der dritten stehen die durchsichtigen, welche die Vibrationen des Aethers geradlinicht durchlassen; daher man anzunehmen pfleget, daß dieser ihre ganze Structur, und die Lage der Zwischenräume sehr regelmäßig, und überall von der Beschaffenheit seyn mag, daß sie von jedem äußern Berührungspuncte, unter allen Winkeln und nach allen Richtungen gerade Linien machen. Die vierte enthält die undurchsichtigen Körper, deren Theilchen an der Oberfläche, nebst den daselbst vorhandenen Aethertheilchen durch das auffallende Licht in eine gehörige starke Schwingung gerathen, und solchergestalt Lichtstrahlen von sich erregen, wodurch sie dem Auge sichtbar werden. Gewissermaß gehören die reflectirenden u brechenden Körper auch zu dies Klasse, weil sie doch sämtlich dur fremdes Licht gesehen werd Die Farben der Körper komm auf den Grad der Spannung ihrer eigenen und der in ihnen b findlichen Aethertheilchen, fol lich auf die Geschwindigkeit d Schläge an, wodurch das Li auf ihrer Fläche erreget wird Sehen aber die Körper weiß au so ist dieß ein Merkmal, daß a ihrer Oberfläche die Schwingu gen der Theilchen nach allen Gr den der Geschwindigkeit unter mischt geschehen. Dadurch ent steht eine Vermischung aller Fa ben des natürlichen Lichtes, und dieß ist es, was wir weiß nenne Wenn dagegen wenige und kein Schwingungen auf der Körper fläche in den Theilchen erreg werden, sondern vielmehr das auf fallende Licht meist verschluck wird, so hat der Körper ein schwar zes Ansehen, und man nennt ihn daher auch schwarz. Die Schwär ze ist entweder gar keine, das ist eine negative Farbe, oder die ge ringste und schwächste unter allen bekannten.

Mit dem Lichte ist der Schatten verknüpfet, den dunkle Körper in einer erleuchteten Gegend machen, indem sie das Licht zurückwerfen und nicht durch sich durchlassen. Die Stelle hinter dem

dem Körper wird also der Erleuchtung beraubet, und das nennt man Schatten haben. Ohne Licht giebt es also keinen Schatten; dieser muß stets hinter einen dunklen Körper, dem erleuchtenden Puncte gegen über, fallen, und sich in Ansehung der Größe, Lage, und äußern Figur nach jenem richten. Der zarte Schatten um den Hauptschatten heißt der Halbschatten, und dieser verliert sich so unmerklich in das eigentliche Licht, daß man dessen Uebergang, oder die Gränzen zwischen beyden, äußerst schwer bestimmen kann. So wie es hier im Schatten eine starke Entziehung des Lichtes giebt, (denn eine absolute Beraubung des Lichtes läßt sich auch in der stärksten Finsterniß nicht annehmen,) so finden sich auch im Lichte selbst unterschiedliche Stufen seiner Klarheit und seiner Schwäche. Es beruhet aber alle Ausmessung des gerade fortgehenden Lichtes auf dessen Entfernung, dessen Größe und Intensität. Die erste hat den größten Einfluß auf die Helligkeit des Lichtes; die zwote deutet die Ausdehnung des Lichtes über einen gegebenen Raum an. Die dritte hat die Dichtigkeit der Lichtstrahlen zum Grunde, die sich an einer Stelle befinden, und diese giebt eigentlich die Klarheit des Lichts, und den vornehmsten Grund zu aller Messung desselben. Die beste wäre indessen diejenige, da man die Anzahl der Schwingungen der Aetherntheilchen in einem Strahle für ein bestimmtes Zeitmoment sicher angeben könnte; welches gleichwohl eine kaum zu hoffende Sache ist. Sonst hat man in vielen Fällen das Auge schon gewöhnet, von der Stärke eines bekannten Lichtes, auf die eines andern zu schließen. Man hält ein Licht dem andern gleich, wenn man, bey einerley Beschaffenheit des Auges, in gleicher Entfernung einerley Sachen dadurch gleich gut unterscheiden und erkennen kann. Man prüfet auch sonst noch die Kräfte des einen und des andern, mittelst anderer Erscheinungen. Viele haben sich bemühet, die Stärke des Sonnenlichtes mit dem Mondlichte zu vergleichen, und gefunden, daß letzteres um 300,000 bis 500,000mal geringer oder schwächer, als ersteres, sey.

Endlich, wie vom Aether das Licht entspringt, so werden von diesem letzten, besonders wenn es zu den höhern und stärksten Graden seiner Intensität gelangt, die Wärme und zuletzt das Feuer hergeleitet. Und recht zu reden scheint kein Licht ohne einen ihm zugehörigen Grad von Wärme zu seyn. Dieser ist aber vielmal so geringe, daß man ihn weder empfindet, noch mit dem Namen der Wärme beleget; daher den meisten

sten Leuten diese Dinge, wo nicht widersinnig, doch sehr geringfügig und keiner Aufmerksamkeit werth zu seyn scheinen. Das Licht hat übrigens alle natürliche Aehnlichkeit mit dem Schalle, man mag beyder ihre Entstehung, Fortpflanzung und Ausbreitung, Stufen, selbst das flüßige Wesen betrachten, worinn sie erzeuget werden. Diesem zu Folge muthmaßet man nicht ohne Grund, daß die untersten Stufen des Lichtes da anfangen, wo die obersten und höchsten des Schalles aufhören, und daß die höchsten Töne die untersten Grade des Lichtes zur Begleitung haben; welches eine nähere und feine Prüfung verdienete.

Lichtbaum.
S. Wurzelbaum.

Lichtblume.
S. Zeitlose.

Lichtholz.
S. Citronbaum.

Lichtflechte.
S. Flechte.

Lichtmyrthe.
S. Wachsbaum.

Lichtröslein.
S. Lychnis.

Lidmee.

Unter diesem Namen wird in D. Shaws Reise und von einig andern Schriftstellern ein vier ßiges Thier aus dem Geschle der Gazellen angeführet, welch sich in Afrika und zwar vorzügl in der Barbarey aufhält. Es h eben die Farbe und Bildung, die im dritten Theile S. 289. schriebene gemeine Gazelle, nur es etwas größer, und hat noch einmal so lange Hörner, die gemeine Gazelle.

Liebäuglein.
S. Ochsenzunge.

Liebesapfel.

Liebesapfel wird auch Goldapf Melanzenapfel, Tollapfel, nannt. Pomum amoris. L copersicum Tourn. Lycop Heist. Herr von Linné und alle Neuere haben dieses G schlecht mit dem Nachtschatten vereiniget. Die zäserichte, zähe ge Wurzel treibt einen saftige dicken Stängel, welcher viel Zwe ge treibt, einige Schuh Länge reichet und einen ansehnlichen Stock machet. Dieser ist überall nur die Blättchen ausgenommen mit vielen klebrichten Haaren be setzet, breitet sich über der Erde aus, und krieche mit den Zwei gen, zumal wenn die Pflanze gut wächst, auf der Erde hin. Die wechselsweise gestellten, langge stielten, großen und gefiederten Blätter bestehen aus vielen Paa ren

ren einander gegen über gestellten Blättchen, von verschiedener Größe und Gestalt; einige sind groß, eyförmig zugespitzet, scharf eingekerbet und stehen auf besondern Stielchen, die andern dazwischen gestellten sind ganz klein, rundlich, und völlig ganz. Von den größern steht am Ende des Blattes ein einzelnes. Dem Blattstiele gegen über entspringt der Blumenstiel, welcher sich in viele Zweige theilet, deren jeder eine Blume trägt. Der Kelch und das Blumenblatt sind bey dem Nachtschatten in fünf Einschnitte getheilet, und man zählet fünf dichte aneinander gelegte Staubbeutel. Diese Zahl aber wird man selten bey diesen Blüthen antreffen, und nach dem verschiedenen Wachsthume der Pflanze bemerket man sowohl bey der Blume als Frucht mancherley Veränderungen. Der haarichte, ausgebreitete Kelch zeiget sechs, auch mehrere schmale, lange, spitzige Einschnitte. Das Blumenblatt ist gelb, radförmig ausgebreitet, und in sechs, auch mehrere krause, länglicht zugespitzte Lappen getheilet. Die Staubbeutel ruhen auf ganz kurzen Stielen, sind gegen und an einander gestellet, so daß selbige eine orangefärbige Pyramide vorstellen; gemeiniglich zählet man derselben sechse, auch wohl zehen. Der einzelne Griffel raget über die Staubbeutel hervor und hat einen stumpfen Staubweg. Die reife, saftige Frucht ist gemeiniglich ganz glatt, kugelförmig und roth, ruhet auf dem Kelche, hängt unterwärts, ist in verschiedene Fächer abgetheilet und enthält viele Saamen. Gar öfters verwachsen zwo Blumen mit einander, erhalten dadurch ein ungestaltes Ansehen, die Frucht wird viel größer und zeiget in der Mitte eine Furche, als das Merkmal, daß zween Fruchtkeime vereiniget worden. Die Beeren sind auch zuweilen gelb, selten weiß. Man erzieht diese amerikanische Pflanze jährlich aus den Saamen auf dem Mistbeete, und verpflanzet im May die jungen Stöcke in das Land weit auseinander, indem sie sich sehr ausbreiten. Man kann selbige auch an Wände und Hecken setzen, und daran die Zweige befestigen, damit sie nicht auf der Erde kriechen, und man um desto gewisser reife Früchte erhält, indem selbige erst gegen den Herbst die vollkommene Reife bekommen. Die Pflanze sauget den Erdboden sehr aus, und da solche nur wegen der schönen rothen, traubenweise bey einander stehenden, und einer Kirsche ähnlichen Früchte, zur Gartenzierde dienet, einen starken, aber höchst unangenehmen Geruch hat, und bey uns eher einen schädlichen als nützlichen Gebrauch leisten möchte, so wird ein Gartenliebha-

ber mit dergleichen Stöcken sich nicht belästigen. Die reife Frucht wird in Italien, Spanien, Portugall und Egypten, so wie bey uns die Gurken, mit Fleisch gekochet, oder als ein Salat mit Essig, Oel, Pfeffer und Salz gegessen. Der öftere Genuß aber soll auch bey diesen Völkern schädlich seyn; daher auch viele diese Früchte überhaupt für verdächtig halten, und zu den Giften rechnen. Bey uns wird sich wohl niemand einfallen lassen, diese Kirschen zu essen, zumal da bekannt, daß selbige in unserm kältern Himmelsstriche nicht zu derjenigen Vollkommenheit und Reife gelangen können, als in Egypten und andern wärmern Ländern geschieht; überdies wird der Geschmack niemanden zum Genusse reizen.

Liebesbaum.

S. Judasbaum.

Liebesfackel.

S. Gießkanne.

Liebstöckel.

Leuisticum, oder Ligusticum Linn. ist aus der Familie der schirmtragenden Pflanzen. Bey dem Hauptschirme steht eine sechs- oder siebenblätterichte und bey den kleinen Schirmen eine vierblätterichte Hülle. Alle Blümchen sind einander ähnlich, und die fünf Blumenblätter von gleicher Größe, völlig ganz, tiefförmig vertiefet und umgeschlagen. Nebst fünf Staubfäden sieht man besonders bey den Saamen zween Griffel. Die Frucht ist länglicht, eckicht, mit fünf Furchen durchzogen, und theilet sich in zween länglichte, glänzende, auf der einen Seite platte, auf der andern mit fünf erhabenen Streifen bezeichnete Saamen. Herr von Linné hat sieben Arten angeführet, von welchen wir eine bemerken: nämlich

den gemeinen Apothekerliebstöckel, Badkraut, Saukraut, Leuisticum officin. Ligusticum Leuisticum Linn. wächst in den Genuesischen Gebiethe wild. Aus der stärkern, gleichsam knollichten, ästigen und mit Zäserchen besetzten Wurzel kommen große, breite, langgestielte, ästig gefiederte, gelblicht glänzende Blätter, da von die letzten Blättchen gemeiniglich in drey breite, vorwärts eingeschnittene Lappen getheilet sind, und ein dicker, sechs bis acht Fuß hoher, gestreifter Stängel, welcher sich in viele Zweige vertheilet, und innerlich meistentheils hoch ist. Die Blätter, welche wechselsweise mit breiten Scheiden an dem Stängel und den Zweigen ansitzen, sind den Wurzelblättern gleich, nur werden solche nach oben zu immer kleiner und sind weniger zusammengesetzt

het, so daß die ganz obersten nur aus drey oder fünf Blättchen bestehen. Die Blumenschirme stehen an den Enden der Zweige, sind dichte, und die Blumen gelblicht. Die ganze Pflanze hat einen starken, gewürzhaften, nicht unangenehmen Geruch, und einen scharfen, doch zugleich süßlichten, ganz besondern Geschmack; man bedienet sich aber nur der Wurzel und des Saamen. Die Wurzel enthält viele harzichte balsamische Theile, welche man glänzen sieht, wenn man sie im frischen und guten Zustande aufschneidet, und besitzt eine erwärmende, reizende, zertheilende, und sonderlich Schweiß erregende Kraft. Man hat solche ehedem zu denjenigen Mitteln gezählet, welche dem Gifte widerstehen und solchen aus dem Körper treiben, und daher die Wurzel in Essig eingeweichet, und solche wider die ansteckende böse Luft gekauet. Außer dem Schweiße, treibt solche auch den Urin, und die monathliche Reinigung, und befördert den schleimichten Auswurf durch die Brust. Dieses zu erlangen, pflegen einige Thee oder andere Getränke durch die hohlen Stängel zu trinken. Sie stärket den Magen und führet die Blähungen kräftig ab. Auch den Nerven ist der besondere Geruch angenehm, und wird bey Mutterbeschwerungen öfters nützliche Dienste leisten. In Italien wird von dem gemeinen Volke der Saame statt des Pfeffers an die Speisen gebrauchet. Wenn es gewiß, daß der Saame innerlich genommen, den Urin schwarz färbet, würde man diese Pflanze noch höher schätzen, als jetzo geschieht, da sie von Aerzten ganz vernachläßiget wird. Auch die Erfahrungen, welche bey den Kühen angestellet worden, bestätigen die kräftige Wirkung derselben. Die Kühe fressen das Kraut gern, aber Fleisch und Milch erhält davon einen eigenen Geschmack. Wenn die Kuh heute nur eine Hand voll frische Blätter gefressen, wird morgen die Milch nach Liebstöckel riechen. Die Viehärzte bedienen sich der Wurzel sehr häufig, und die Bienenväter sehen gerne dergleich n neben ihren Bienenstöcken wachsen. Man erzieht die Pflanze leicht aus den Saamen und kann auch die Vermehrung durch Theilung der Wurzel erlangen. Sie verlanget keine sonderliche Wartung. Ein schattichter Ort scheint ihr angemessen zu seyn, und daselbst wird sie in guter lockerer Erde große und starke Stöcke machen.

Lienbaum.

S. Ahornbaum.

Lienen.

S. Brennkraut.

Lierbaum.

S. Lerchenbaum.

Lieschgras.

Lieschgras, sonst auch Kolbengras oder Fönich genannt, Gramen typhoides, Phleum Linn. die Aehre, oder Kolbe besteht aus vielen, dicht an einander gestellten Blumenbüscheln, und jede Blume zeiget zwey gleich große, einander bedeckende, ausgehöhlte, abgestutzte, jedoch mit einer kurzen Granne geendigte Bälglein, und zwo kürzere Spelzen, davon die innere noch kürzer ist; drey Staubfäden und zween Griffel mit haarichten Staubwegen. Die geschlossenen Bälglein und Spelzen umgeben einen rundlichen Saamen. Man kann dieses Grasgeschlecht an den länglichten, oben quer abgeschnittenen und zugleich gehörnten, seitwärts mit glänzenden Härchen gefranzten Aehrchen leicht erkennen und von andern, mit walzenförmigen Kolben versehenen, Gräsern unterscheiden. Herr von Linné führet fünf Arten an.

1) Das langährichte Wiesenlieschgras, groß Kolbengras, langes Fuchsschwanzgras, Wiesenfönich mit langen Kolben, und weil dieses Gras der Timotheus Hansan durch angestellte Versuche in Amerika berühmt gemachet, wird es auch Timotheusgras genannt, Phleum pratense L. Es wächst in allen Europäischen Ländern, auch in dem nördlichen Theile von Asien und Afrika, bey uns an Wassergräben, auf feuchten Rasenplätzen, besonders hält es sich gerne zwischen Gebüschen und Sträuchern auf. Die Wurzeln sind dauerhaft, mit Haare durch einander geflochten. Die Halme, deren besonders der angebaueten Pflanze viele aufschießen, sind zwar an der Basis nicht knollicht, doch mit braunen Blattscheiden überdecket, etlichemal gebogen, und mit Gelenken versehen; von da gehen sie gerade in die Höhe mit braunen Fasten, oberwärts werden sie dünner, und erreichen die Höhe von drey und mehrern Schuhen. Die untersten Blätter sind zwo Linien breit, und glatt anzufühlen. Die Aehre ist walzenförmig, zwey bis drey Zoll lang. Die untersten Blüthen sind unvollkommen, die übrigen sitzen auf kurzen Stielen, und ein Stielchen trägt zwo Blüthen.

2) Das knollichte Lieschgras, Phleum nodosum Linn. wächst auf trocknen Wiesen und Aeckern, und blühet, wie die erste Art, vom May bis in den Herbst. Diese Pflanze ist viel niedriger, der Halm unten merklicher knollicht, und zurückgebogen, richtet sich aber darauf in die Höhe; die Aehren sind kleiner, die Bälglein breiter, und folglich ihre Spitze

Spitzen verhältnißweise kürzer; die untern Blüthen auch unvollkommen.

3) Das kurzährichte Alpenlieschkraut, Phleum alpinum L. soll nur auf den Alpen wachsen. Der Halm ist, in Vergleichung mit der ersten Art, kürzer; die Blätter sind breiter, und die kurze Aehre ist in den jungen Pflanzen eyförmig. Die Bälglein zeigen gleichfalls am Rande kleine Härchen, es scheint aber, als wenn die Aehre im ganzen betrachtet, haarichter sey. Die Grannen sind länger, und so lang als die Bälglein, da selbige in der ersten Art nur die Hälfte derselben betragen.

Wir haben diese Unterscheidungszeichen aus Herr von Hallers Abhandlung von den Futterkräutern entlehnet, indem derselbe Herrn von Linné beypflichtet, und diese drey Arten, als wirklich verschieden, angenommen hat. Herr Schreber hingegen will behaupten, wie die Wurzel, die Beschaffenheit der Halme, und die Größe der Kolbe nach der hohen und niedrigen Lage, trockne oder nasse, und andere Verschiedenheit des Bodens sehr veränderlich ausfalle, und diese drey Arten nur als Abweichungen zu betrachten seyn dürften. Wegen der ersten und zwoten Art scheint Herr von Haller selbst noch ungewiß zu seyn, ob selbige wirklich als beständige Arten anzunehmen, erinnert aber weißlich, wie man für den Landmann die Gräser noch genauer, als für die Kräuterkenner unterscheiden müsse; indem das knollichte Lieschgras, wenn es auch nur eine Spielart sey, niemals einige Achtung bey den Futterkräutern verdiene, und seines niedrigen Wuchses, und magern Wesens wegen niemals angebauet werden dürfte.

Von der ersten Art findet man in den Schriften der Engländer große und zum Theil übertriebene Lobeserhebungen, und Herrn Roquens Anpreißung, unter dem unbekannten Namen Timotheusgras, und als ob solches ein ganz neues, aus Amerika abstammendes Futterkraut sey, hat viele veranlasset, damit unnöthigen Aufwand zu machen, indem es bey uns einheimisch ist. Es ist auch noch nicht ausgemachet, ob man sich viel besonderes davon bey der Fütterung versprechen könne. Herr Hofrath Gleditsch empfiehlt solches, und Herr von Haller schreibt: es hat diese Pflanze wegen der Größe ihres Wuchses und ihrer Blätter, wegen ihres leichten Anbaues, ihrer Dauerhaftigkeit und ihres angenehmen Geschmacks verschiedenes eigenthümliches und vorzügliches, deswegen ich sie auch zum Anbauen nicht mißrathen würde. Sie wächst nicht nur in feuchten,

sondern auch in moosichten Wiesen, auf denen sonst von selbsten nur das schlechteste Gras wächst, und Herr Schreber erinnert, wie die Halme und Blätter zwar nicht übel schmecken, auch der Genuß davon dem Viehe nicht nachtheilig, aber etwas hart seyn. Doch frißt das Vieh dergleichen Gras und Heu, welches mit vielen Lieschgrase vermenget ist, sehr gerne, besonders die Pferde, welche es noch lieber, als das Rindvieh fressen. Den Schaafen soll das Lieschgras nicht schmecken, die Schweine aber suchen die kleinen saftigen Knollen an der Wurzel begierig auf. Wir pflichten Herr Schrebern billig bey, und halten dafür, daß der Anbau des Lieschgrases vor sich allein, oder auch auf künstlichen Wiesen nicht mit Vortheil zu veranstalten sey, zumal da man angemerket, daß dieses Gras, wenn es ein- oder zweymal abgemähet worden, ein hartes und sonderlich für die Pferde unangenehmes Futter abgebe.

4) Das kleine zweigichte Sandlieschgras, Sandkölbleingras, Phleum arenarium Linn. wächst in den sandichten Gegenden, dauert nur einen Sommer über, und ist dadurch leicht kenntlich, daß die cylindrische Aehre in der Scheide des obersten Blattes feste innen steht, und fast niemals ganz herausgeht. Es kann zu Befestigung des Flugsandes dienen.

Lieschkolben.

S. Kolben.

Lilac.

Wir behalten auch im Deutschen diesen Tournefortischen Namen. Die bekannteste Art von diesem Geschlechte hat zwar viele andere Namen erhalten, deren einige aber unschicklich, und einige auch andern Bäumen beygeleget worden, wodurch leicht Verwirrung entstehen kann. Herr Dietrich erwählet Flieder zum Geschlechtsnamen, worunter bey uns jedermann den rechten Holunder versteht. Man könnte auch Syringenbaum annehmen, da Herr v. Linné dieses Geschlecht unter Syringa anführet. Der kleine, röhrenförmige Kelch ist vierfach eingekerbet. Das trichterförmige Blumenblatt verbreitet sich aus der langen Röhre, in den ausgebreiteten Rand, dessen vier stumpfe Einschnitte etwas einwärts gebogen sind. In der Blumenröhre sitzen zween Staubbeutel, und der zarte Griffel endiget sich mit einem dickern zweyfachen Staubwege. Die länglicht spitzige, zusammengedrückte, zweyfächerichte Frucht öffnet sich mit zwo Klappen, welche mit der Scheidewand eine entgegengesetzte Richtung haben; in jedem Fache

che liegt ein länglichter, an beyden Enden spitziger, und mit einem häutichten Rande eingefaßter Saame. Die Blätter stehen einander gegenüber, und die Blumen wachsen in länglichten Sträußern. Es sind zwo oder drey Arten bekannt.

1) Der spanische herzblätterichte Lilac, blauer spanischer Holunder, türkischer Holunder, Syringenstrauch, Sirenien, Pfeifenstrauch, Huck auf die Magd, blaue Blust, Kandelblüthe, Syringa vulgaris Linn. Man pfleget Persien für das Vaterland dieses Baumes auszugeben, Herr von Haller aber meldet, wie solcher in der Schweiz in hoch gelegenen Wäldern angetroffen werde. Die Höhe und Stärke ist verschieden, nachdem man den Baum vor sich wachsen, und aus der weitauslaufenden Wurzel Schößlinge aufschießen, oder diese fleißig abnehmen läßt. Die äußerliche Rinde ist aschgrau, und nebst der darunter befindlichen grünen Schale sehr zähe, daher auch die jungen Aeste biegsam und schwer zu zerbrechen sind. Die gestielten Blätter sind herzförmig zugespitzet, dunkelgrün, glatt, und am Rande völlig ganz. Sie bleiben spät in den Herbst sitzen. Die Blumen erscheinen im May und Juni, auf den Enden der Aeste, in großen Sträußern. Diese haben einen angenehmen Geruch, da hingegen die übrigen Theile dieses Baumes einen höchst bittern Geschmack äußern. Die Farbe der Blumen ist veränderlich. Gemeiniglich sind solche blau; Bäume mit weißen Blumen sind auch nicht selten, roth wird man nicht öfters antreffen. Bey der weißen Spielart pflegen die Aeste mehr aufwärts zu stehen, und die Blätter hellgrüner zu seyn. Unter dem Namen weißer spanischer Holunder verstehen einige den, von unsern Baume ganz verschiedenen Afterjesmin, Philadelphus. Man findet auch Bäume mit weißlicht oder gelblicht gescheckten Blättern. Weil die alten Stöcke häufig bewurzelte Schößlinge treiben, achtet man den Saamen nicht; man darf diese nur ausheben, oder auch die Aeste davon einsenken, welche in kurzer Zeit Wurzeln schlagen. Der Baum wächst fast in jedem Erdreiche, wenn es nur nicht zu trocken, oder zu naß ist. Man pfleget solche an die Wände und an schattichte Oerter zu verweisen. In den ersten Jahren wächst er ungemein schnell und machet gerade lange Triebe mit großen Markröhren. Man kann auch den blauen auf den weißen, oder umgekehrt oculiren. Man unterhält selbigen wegen der wohlriechenden Blumensträußer, und gebrauchet solchen auch zu Bede-

dungen der Lauben. Er verträgt auch das Beschneiden mit der Scheere. Man würde solchen noch höher achten, wenn die spanischen Fliegen nicht darauf ihren Sammelplatz hätten. Das Holz ist weißgelblicht, ziemlich hart, und an alten Stämmen schön roth geflammet. Es läßt sich gut glätten, die Drechsler und Tischer bedienen sich desselben, und wissen solches durch eine kalte Beitze mit Scheidewasser schön roth zu färben. Herr du Roi meldet, wie man aus einem Pfunde Blumen ein Quentchen wesentliches Oel erhalten könne, welches im Geruche dem Rhodiserholzöle gleichkomme, und Herr Ehrhart meldet dieses von dem geraspelten Holze, und berichtet, wie dieses Oel sich wie Wachs anfühlen lasse, und im Geschmacke dem Balsam von Copaiva gleichkomme.

2) Persischer schmalblätterichter Lilac, morgenländischer Lilacstrauch mit Rheinweidenblättern, blauer falscher Jasmin, Syringa persica Linn. Soll ursprünglich aus Persien zu uns gebracht worden seyn. Der Stamm bleibt niedrig, und erreichet nur drey bis fünf Fuß Höhe, breitet sich mit seinen biegsamen, dünnen, sperrichten Aesten weit aus, und sieht gemeiniglich mehr einem Strauche als Baume ähnlich. Die Blätter sind schmal, eyförmig zugespitzet, oder lanzförmig, völlig ganz und dunkelgrün. Die lockern Blumensträußer treiben im Juni aus den Spitzen der jährigen Schüsse hervor; sie haben einen angenehmen, aber nicht so starken Geruch, sind immerfort röthlicht, und blühen länger als bey der ersten Art.

3) Peterßilienblätterichter türkischer Lilac. Herr von Tournefort hält diese nur für eine Spielart der zwoten Art. Herr Miller aber und du Roi führen sie besonders an, indem der Unterschied beständig seyn soll. Man findet zweyerley Blätter untereinander vermischet; einige sind länglicht zugespitzet, und wie bey der zwoten Art beschaffen, andere sind tief eingeschnitten, so daß sie aus zwey, vier bis sechs Blättchen, nach der Weise der gefiederten, zusammengesetzet scheinen. Die Blumensträußer sind kleiner und lockerer, und die Blumen selbst auch kleiner, und hellrother.

Beyde Arten treiben auch bewurzelte Schößlinge, oder können durch Ableger leicht vermehret werden. Sie sind gegen unsere Winter nicht empfindlich, verlangen keine besondere Wartung, lassen sich zu niedrigen Heckenhöhen, werden auch zum Frühtreiben angewendet, und in Töpfen den Winter über ins Glashaus gesetzet.

Lilac, indianischer, S. Azedarach.

Lilgen. S. Lilie.

Lilie.

Lilie, auch Lilgen oder Gilgen genannt, Lilium Linn. Die Blume hat keinen Kelch und besteht nur aus sechs Blumenblättern, welche sich aus dem schmalen Anfange nach und nach ausbreiten und mit einer schmalen, stumpfen und dicken Spitze endigen. Sie umgeben oder bedecken vielmehr unterwärts einander und theilen sich oberwärts mehr von einander, wodurch die ganze Blume ein glockenförmiges Ansehen erhält. An jedem Blumenblatte zieht sich von dem Boden bis in die Mitte eine vertiefte Linie oder Furche hin, welche Herr von Linné für ein Honigbehältniß annimmt, und bey einigen Arten glatt, bey andern aber der Länge nach mit vorragenden Spitzen oder Haaren besetzet ist. Auch sind die Blumenblätter bey verschiedenen Arten mehr und weniger rückwärts gebogen und zusammen gerollet. Die sechs aufrechtstehenden Staubfäden sind kürzer als die Blumenblätter. Der walzenförmige Griffel ist länger, und der Staubweg dicke und dreyeckicht. Das trockene länglichte Saamenbehältniß ist sechsfach gefurchet, am obern Theile stumpf und dreyeckicht, es öffnet sich mit drey Klappen, welche zuvor gleichsam durch besondere gegitterte Haare mit einander verbunden waren, und zeiget drey Fächer, in welchen die platten, halbrundlichen Saamen in gedoppelten Reihen über einander liegen. Hr. von Linné führet neun Arten an, von welchen fünfe zurückgebogene oder zusammengerollte Blumenblätter haben, weil nun diese mehr unter dem Namen Türkischer Bund, als Lilie bekannt sind, wollen wir solche auch unter diesem Worte anführen. Von den vier übrigen sind nur zwo in hiesigen Gärten bekannt.

1) Die weiße Lilie, Lilium candidum Linn. Sie ist ursprünglich aus Syrien und dem gelobten Lande zu uns gebracht worden. Die Zwiebel besteht aus fleischichten, weißlichen, über einander gelegten Schuppen, aus welcher viele lange, schmale, zugespitzte, völlig ganze, glänzende Blätter hervortreiben, welche auch den Winter über dauern, aber im Frühjahre, wenn der einfache, runde, zween bis drey Fuß hohe, aufgerichtete Stängel aufschießt, meist ganz absterben. Der Stängel ist fast durchaus mit ähnlichen, nur kürzern, platt aufsitzenden, unordentlich gestellten Blättern, und oberwärts mit langen, einfachen Blüthstielen besetzet. Bey jedem Stielchen steht ein kleines

Blatt, und jeder trägt eine seitwärts gerichtete, große, weiße Blume, deren aber viele, und zuweilen eine große Anzahl zugegen sind, und alle unter sich eine Aehre abbilden. Die Blüthzeit ist der Julius. Die Blumenblätter sind inwendig glatt; die Honigfurche ist nicht sehr merklich, und am Rande mit keinen Zäckchen besetzet. Aeußerlich laufen durch diese Blätter einige erhabene Linien. Der Staubweg ist dreyfach gespalten, und zeiget eine Höhle, die durch den Griffel geht. Man findet in den Gärten mancherley Abänderungen. Gar öfters ist der Stängel breit oder handförmig, Lilium fasciatum; die Blätter sind zuweilen am Rande gelb oder weiß eingefasset, Lilium variegatum; es giebt auch eine Spielart mit gefüllten Blumen, Lilium flore pleno. Diese unterscheidet sich merklich von andern gefüllten Blumen. Man sieht nichts als weiße, gerade, oder einwärts gebogene Blumenblätter, welche schuppenweise und wie Dachziegel über einander liegen, und einen eyförmigen Kopf abbilden. Es haben diese gar keinen Geruch, da die einfachen besonders stark riechen. Nicht allein diese, sondern auch die Zwiebeln werden in der Arzneykunst gebrauchet. Die Zwiebeln besitzen ein schleimichtes Wesen, und wegen dieses äußern sie eine erweichende Kraft. Man gebrauchet sie nur äußerlich, und pfleget daraus einen Breyumschlag zu verfertigen, um die harten entzündeten Beulen zu erweichen, und gutes Eyter zu erzeugen. In wie weit die Nachricht, welche man beym Clarb liest, und nach welcher das aus der Wurzel gepreßte, und mit Gerstenmehl vermischte Saft, und das daraus gebackene Brod die Wassersucht heile, gegründet sey, muß durch mehrere Erfahrungen geprüfet werden. Die frischen weißen Blumenblätter besitzen gleiche Kräfte und werden auch nur äußerlich gebrauchet. Sie erweichen, befördern die Schmelzung, und stillen zugleich die Schmerzen. Am gewöhnlichsten bedienet man sich des Lilienöls, welches Baumöl ist, worinnen die Blumenblätter geweichet worden. Geoffroi will nicht zugeben, daß man diese Blätter lange in dem Oele liegen lasse, weil selbige darinnen leicht verfaulen und das Oel verderben. Das Gegentheil ist hiervon bekannt, und man pfleget nicht allein das Oel, sondern auch die, viele Monathe darinnen eingeweichten, Blätter mit gleich gutem Erfolge zu gebrauchen. Es hat dieses Oel auch eine heilende Kraft, und bey Brandschäden wird es, theils die Schmerzen zu lindern, theils die Heilung zu befördern, häufig gebrauchet. Man kann auch aus den Blumen ein

stark riechendes Wasser abziehen, welches einige zu Beförderung der Geburt, auch wider die Engbrüstigkeit und den Husten angerühmet; zum innerlichen Gebrauche aber wird es selten angewandt; das junge Frauenzimmer setzet es lieber auf ihren Nachttisch, um das Gesichte damit zu waschen, und sich eine glatte, feine Haut zu verschaffen. Die Wehmütter pflegen die Staubbeutel bey schwerer Geburt anzupreisen. Der starke Geruch dieser Blüthen kann leicht die Sinnen betäuben und einen tödtlichen Schlaf verursachen; daher man solche nicht in verschlossenen Zimmern, wenigstens nicht lange und viele mit einander aufbehalten soll.

2) Die Feuerlilie, goldgelbe Lilie, Lilium purpureo croceum, Lilium bulbiferum L. Diese wächst in Italien, Oesterreich, wie auch in Sibirien. Die Wurzel ist der vorigen ähnlich, aber gelb gefärbet. Die Wurzelblätter sind zahlreich, ganz schmal, am Rande glatt und spitzig, in der Mitte der Länge nach vertieft; der Stängel wird auch zween bis drey Fuß hoch, und hat keine andern Zweige, als die Blumenstiele, welche oberwärts hervorkommen. Sonst ist der Stängel gemeiniglich gefleckt, auch etwas wollicht anzufühlen, und mit vielen, dicht an einander gestellten, plattaufsitzenden Blättern bedecket, welche mit den Wurzelblättern gleiches Ansehen haben. Nach Beschaffenheit des Alters von der Zwiebel, und des Bodens, darinnen solche steht, wird der Stängel mehrere oder wenigere aufrechtstehende Blumen tragen. Zuweilen sieht man gar nur eine. Die Blüthzeit fällt zuweilen schon in den Frühling, gemeiniglich aber kurz vor der weißen Lilie. Die Blumen haben keinen Geruch. Die Blumenblätter sind an Größe der weißen Art gleich, aber feuer- oder ponceauroth gefärbet, und auf der innerlichen Fläche mit vielen gleichgefärbten Erhebungen und steifen Haaren besetzet, welche sonderlich häufig um die Honigfurche zu bemerken sind. Gar öfters, sonderlich wenn der Stängel wenig Blumen trägt, sitzen an dem Winkel der untern Blätter kleine zwiebelartige Körper, deswegen auch Herr von Linné diese Lilie bulbiferum genannt hat. Man soll auch von dieser Art gefüllte Blumen haben, dergleichen wir noch niemals gesehen. Diese wird in der Arzneykunst nicht geachtet. Die Russen pflegen die Wurzel unter der Asche zu braten, oder mit Milch abzukochen und zu essen. Die Blumen von beyden Arten geben, nach Herr Gleditschens Beobachtung, den Bienen viel Stoff zum Wachse.

Beyde Arten dauern im freyen Lande aus, und verlangen weder eine besonders zugerichtete Erde, noch sonst einige Wartung. Sie setzen häufig junge Bruth an die alte Zwiebel an, wodurch die Vermehrung gegen den Herbst leicht geschehen kann. Wir haben bemerket, daß die weiße Lilie, wenn sie versetzet, oder die junge Bruth abgenommen worden, einige Jahre gleichsam schmachtet, und zwar viele Wurzelblätter, aber selten einen Stängel treibt; hingegen die Feuerlilie in ihrem Triebe und Wachsthume sehr zurücke komme, niedrige Stängel, und darauf wenige Blumen treibe, wenn sie länger als drey Jahre an einem Orte gestanden, daher man die letztere öfters, die erste aber selten versetzen soll.

Lilie, gelbe, S. Iris.

Lilie, heidnische, S. Affodil.

Lilie, persianische, S. Fritillarie.

Lilie, schwedische, S. Amaryllis.

Lilie, Teich, S. Iris.

Lilie, unächte, S. Erdspinnenkraut.

Lilie, wilde, S. Türkischerbund.

Lilienaffodil.

S. Affodillilie.

Lilienfurcht.

S. Je länger, je lieber

Lilienhyacinthe.

S. Hyacinthe.

Liliennarcisse.

Wir verstehen hierunter nicht den Lilio-narcissum Tourn. welcher unter Amaryllis beschrieben worden; sondern das Geschlechte Crinum Linn. welches mit diesem nahe verwandt ist, und wovon einige Arten unter obigem Namen bekannt sind. Statt des Kelches sieht man eine länglichte zweyblätterichte Scheide, welche sich öffnet, zurückschlägt und viele schirmförmig gestellte Blumen darstellet. Das Blumenblatt besteht aus einer walzenförmigen, aber gebogenen Röhre und sechsfach getheilten Rande. Die sechs Einschnitte sind schmal, stumpf, ausgehöhlet und rückwärts gebogen, und drey derselben, welche mit den andern dreyen abwechseln, sind mit einem verengenden Hacken besetzet. Am Rande sitzen sechs, von einander abstehende Staubfäden und der kurze Griffel trägt einen kleinen dreyspaltigen Staubweg. Das trockene, eyförmige Saamenbehältniß zeiget drey Fächer und enthält viele Saamen. Herr von Linné hat in der Murrayischen Ausgabe fünf Arten angeführt.

1) Die

1) Die afrikanische blaue Liliennarcisse mit stumpfen Blumenlappen. Die blaue große äthiopische falsche Tuberose. Der große afrikanische Hyacinth. Hyacinthus africanus tuberosus. Crinum africanum Linn. Dieses ansehnliche Zwiebelgewächse stammet aus Aethiopien her. Die Wurzel ist mehr ein Knollen, als eine wahre Zwiebel, länglicht rund, gelblicht, und am obern Theile mit vielen weißlichen langen Fasern besetzet. Die Wurzel treibt viele lange, schmale, lanzetförmige, platte Blätter, welche sich in einen Kreis ausbreiten. Zwischen diesen erhebt sich der nackende, runde, ohngefähr zween Fuß hohe Stängel, an dessen Ende viele blaue, langgestielte Blumen schirmförmig ansitzen. Um diese Art desto gewisser von den andern zu unterscheiden, merket man, wie die Einschnitte des Blumenblattes mehr stumpf als spitzig sind. Der Blüthstängel treibt nicht alle Jahre; damit aber solches um desto eher geschehe, und man die prächtigen Blumen erhalte, soll man die Wurzel, ehe die Blätter hervorkommen, in ein fettes, doch lockeres Erdreich setzen, und die Scherbel nicht eher begießen, bis die Blätter treiben, und nachher, so lange Blätter da sind, fleißig mit Begießen anhalten; bey starker Sommerhitze können die Töpfe im freyen stehen, müssen aber bey Zeiten wieder in das Glashaus, jedoch nahe an die Fenster gestellet werden, da denn zu Ausgange des Sommers der Stängel hervorbrechen wird. Die Vermehrung kann durch die Wurzel im Frühlinge geschehen, ehe die Blätter hervorbrechen.

2) Zeylanische Liliennarcisse mit kielförmigen Blättern, Lilium Zeylanicum bulbiferum. Crinum asiaticum Linn. wächst in Zeylon und Malabar. Die zwiebelartige Wurzel treibt fast drey Schuh lange Blätter, welche auf der obern Fläche in der Mitte eine vertiefte und auf dem Rücken erhabene Linie zeigen. Das Blumenblatt ist purpurfärbig und am Rande weiß eingefasset. Die Staubfäden sind unterwärts gebogen. In dem Saamenbehältnisse liegen gemeiniglich kleine junge Zwiebelchen, welche zum Fortpflanzen dienen.

3) Zeylanische Liliennarcisse mit eingekerbten Blättern, Ceylonische Lilie, war ehedem Amaryllis Zeylanica, jetzo Crinum Zeylanicum L. wächst in Ostindien; gleicht dem Ansehen nach der zwoten Art. Die Blätter sind saftig, am Rande eingekerbet und scharf oder rauh anzufühlen. Der Blumenstängel ist mehr platt gedrückt als rundlich, und bräunlich oder röthlich gelb gefärbet. Die Röhre des Blumenblattes

zeiget

zeiget gleiche Farbe, der Rand aber ist weiß und die lanzetförmigen, rückwärts gebogenen Einschnitte haben unterwärts in der Mitte eine rothe Linie. Die Staubfäden und der Griffel sind blutroth.

Diese beyden Arten erfordern mehr Wärme, und müssen, wenn man Blumen verlangt, auf einem Lohbeete unterhalten werden.

Liliensteine.
S. Encriniten.

Limbaum oder Limben.
S. Ebereschenbaum.

Limen.
S. Citronbaum.

Limönchen.
S. Citronbaum.

Limonade.
S. Citronbaum.

Limonienbaum.
S. Citronbaum.

Lin. S. Leinfisch.

Linahl.

Linahl wird in Schweden, und besonders in Dalekarlien eine Art von Neunaugen genannt, weil dieselben gern in die zum Rösten ins Wasser gelegten Hanf- und Flachsbüschel sich nisten; s. unsern Artikel, Aal, Th. I. S. 31. weil er bey dem Klein ein aalförmiger Fisch, Petromyzon, 4. bey dem Linné ist er Petromyzon Branchialis, gen. 123. sp. 3 und Müllers Kieferwurm seine Pricken.

Lindbast.
S. Rüstern.

Linde.

Lindenbaum, Tilia. Der abfallende, vertiefte, gefärbte Kelch hat mit den Blumenblättern gleiche Länge. Die fünf Blumenblätter sind länglicht, stumpf, an der Spitze eingekerbet. Die Anzahl der Staubfäden ist groß, oft ters über dreyßig. Der Griffel trägt einen fünfeckichten, stumpfen Staubweg. Die lederartige, fast kugelförmige Frucht öffnet sich von unten aufwärts in fünf Klappen, und zeiget zuweilen fünf, auch wie Herr von Haller angemerkt sechs Fächer, gemeiniglich aber kömmt nur ein Saame zur Vollkommenheit, und die ganze Frucht besteht nur aus einer Höhle. Bey den amerikanischen Arten stehen um den Fruchtkeim fünf Schuppen oder Honigbehältnisse, welche bey den europäischen Arten fehlen. doch sieht man statt derselben einige feine Härchen um den Fruchtkeim stehen, welche eine besondere Feuchtigkeit ausschwitzen, und vielleicht nur der Gestalt nach von den Honigschuppen verschieden sind.

sind. Herr von Linné führet nur zwo, Miller aber und mit demselben Herr du Roi vier Arten an. Da man bey den Bäumen, noch mehr als bey andern Pflanzen die verschiedenen Sorten, gesetzt, daß solche auch zuweilen nur Spielarten wären, sorgfältig unterscheiden muß, so wollen wir den letztern folgen, und die vier Arten besonders anführen.

1) Die großblätterichte Sommerlinde; gemeine großblätterichte Linde; Wasserlinde; große Linde; holländische Linde; Lastholz, Tilia Europaea Mill. Die Wurzeln breiten sich weit aus und gehen tief in die Erde; auch die Aeste breiten sich weit aus, und machen eine schöne Crone, und weil sie stark belaubt sind, geben sie einen dichten Schatten. Die Rinde an den jungen Stämmen ist glatt und fast dunkelgrau, im Alter wird solche sehr dicke, rauh, aufgesprungen, schwarz oder schwärzlich. Das Laub bricht im May, auch etwas früher aus. Die aus dem Saamen erzogenen Pflanzen zeigen tief und vielfach eingeschnittene Blätter und sind den nachfolgenden ganz unähnlich. Diese sind gestielt, herzförmig, beynahe rundlich, doch unten breiter als oben, und laufen in eine Spitze aus. Der Rand ist mit großen, rundlich zugespitzten Zähnen ausgezacket, und die obere Fläche dunkelgrün, glänzend, gleichsam mit einem Firniß überzogen, die untere aber etwas matter, mit erhabenen weißlichen Adern bezeichnet. In den Winkeln dieser Adern stehen kleine weißgelbliche, wollichte, schwammartige Drüsen, und auf den Adern selbst feine kurze Haare. Die größten Blätter sind sechs Zoll lang, und fünf Zoll breit. Die Blumen erscheinen im Junius und Julius in kleinen Büscheln. Sechs, auch mehrere ruhen auf einem gemeinschaftlichen Stiele, an welchem unten ein gelblicht grünes, schmales, länglichtes, völlig ganzes Deckblatt sitzt. Alle Theile der wohlriechenden Blüthe sind schwefelgelb gefärbet. Die Frucht ist nicht so wollicht, und noch einmal so groß, als bey der Winterlinde, äußerlich viereckicht rund und in vier Fächer getheilet. Hr. Miller behauptet, daß die Sommer- und Winterlinde durch die vier und fünf Fächer der Frucht sich beständig unterscheide.

2) Die kleinblätterichte Winterlinde; Steinlinde; Waldlinde; Sandlinde; Tilia cordata Mill. Diese ist in unsern Holzungen gemeiner, und unterscheidet sich von der Sommerlinde durch die kleinern, mehr weißlichen Blumen, durch die kleinern, mehr herzförmig zugespitzten, am Rande unordentlich gezahnten, in der Farbe dunklern, weniger glänzenden und unten bläulicht grünen

grünen Blätter; diese brechen auch später hervor und fallen später ab; und endlich durch die kleinern, mehr wollichten, runden und in fünf Fächer abgetheilten Früchte. Das Holz ist fester, zäher, und wird nicht leicht verarbeitet; der Stamm wird auch nicht so hoch, als bey der ersten Art.

Diese beyden Arten hat Herr von Linné unter dem Namen Tilia Europaea vereiniget. Auch Herr Hofrath Gleditsch hält diese beyden Linden für wirklich von einander verschiedene Arten, ob sie gleich in der Blüthe mit einander übereinkommen.

Die Linde wächst in allen Arten Erdreichs, doch artet sie in einem sandigen trockenen Boden besonders gut. Man erzieht solche aus dem Saamen, welcher aber oft erst im zweyten Jahre aufkeimet, zumal wenn solcher nicht gleich nach seiner Reife im October gesäet wird. In der Jugend ist der Wuchs bey den, daraus erzogenen, Stämmchen sehr langsam, daher man die Vermehrung lieber durch Ableger veranstaltet; doch wird man niemals aus diesen so hohe Stämme erziehen können, als aus den Saamen geschieht. Um viele Ableger zu erhalten, empfiehlt dû Hamel eine große Linde nahe an der Erde abzuhauen, und in dem folgenden Frühjahre, wenn der Stamm viele junge zarte Schößlinge getrieben, den abgehauenen Strumpf mit Erde zu beschütten. Diesen Baum kann man in verschiedenen Alter verpflanzen, auch alte Stämme leiden selten dabey Schaden, am besten werden sie von zwölf Fuß Höhe verpflanzet, und will man solche am Stamme noch höher ziehen, schneitelt man sie im Sommer aus. Man findet verschiedene Nachrichten von besonders starken und alten Linden. Die zu Neustadt am Kocher, im Herzogthume Würtenberg, soll gegen tausend Jahre alt seyn, und ihre Aeste ruhen auf mehr denn hundert Säulen. Man kann hiervon Schrebers Beyträge zur Haushaltungskunde S. 224. nachlesen. Herr von Oelhafen in der Uebersetzung des dû Hamelschen Werks beschreibt eine große Linde im Nürnbergischen Gebiethe, welche hohl und zweymal ausgebrannt ist, durch deren Aushöhlung ein großer Mensch durchreuten kann. Der Umfang beträgt fünf und vierzig Fuß, und die Höhe bey sechzig Fuß. Ihr Alter wird auf tausend Jahre geschätzet. Herr Miller führet eine Linde an, die er selbst gemessen, welche anderthalb Fuß von der Erde noch zehn Ellen im Umkreise gehabt. Wegen des hohen Alters empfiehlt Herr Gleditsch die Linde zu Gränz- und Mahlbäumen. Die Linde wird zu Besetzung der Alleen und zu Bedeckung

der

der Lauben erwählet. Sie läßt sich durch die Scheere und durch das Anbinden leicht und gut ziehen. Ihr schönes Laub, welches aber zeitig abfällt, und die angenehm riechende Blüthe empfehlen diesen Baum vor vielen andern. Er widersteht auch mehr, als viele andere Bäume, der Gewalt des Windes. Man erhält davon noch andere und beträchtliche Nutzungen. In Preußen zapfet man, wie von den Birken, den Saft aus dem Stamme. Er soll bey dem bösen Wesen nützlich seyn. Das Holz ist auf mancherley Weise vortheilhaft zu gebrauchen. Es ist weiß, leicht, und doch dabey feste; es ist dem Wurmstiche und dem Werfen oder Schwinden nicht sonderlich unterworfen. Man verfertiget leichte Tische, Schränke, Stühle, Reißbreter, Lineale und ander Hausgeräthe daraus. Man bereitet daraus die gewöhnlichen Holzschuhe, und die Fußbretlein oder Socken der barfuß gehenden geistlichen Ordenspersonen werden daraus verfertiget. Die Schuster und andere Handwerker, welche Leder verarbeiten, bedienen sich der Tische und Breter von diesem Holze, weil die Messer dadurch nicht so leicht stumpf gemachet werden. Von den Bildhauern wird es häufig verarbeitet. Man kann es auch schwarz beitzen, wodurch es, dem Ansehen nach, dem Ebenholze gleich wird. Die daraus bereiteten Kohlen gebrauchet man, wegen ihrer Feinheit, zum Zeichnen und wegen ihrer geringen Schwere zum Schießpulver. Zum Feuerholze tauget es nicht. Chomel lobet den Trank, aus dem Lindenholz bereitet, wider die Wassersucht, besonders wenn junge Aeste dazu genommen werden. Aus der obersten harten Rinde werden in Rußland große Schachteln und Wagenkörbe, aus dem darunter liegenden glatten und biegsamen Baste aber, in Rußland und Frankreich Decken und Matten, ingleichen Seile gemachet. In ältern Zeiten bediente man sich dieses Bastes anstatt des Papieres, und Herr Guettard vermuthet, daß diese Rinde wegen der Biegsamkeit ihrer Fasern zum Papiermachen angewendet werden könne. Daß die Rasenden, wenn sie mit Lindenbast gebunden werden, sich beruhigen, gehöret zu dem Aberglauben. Das Laub ist ein gutes Viehfutter. Doch berichtet Herr von Linne in der Reise durch Schweden S. 243. wie die Butter, wenn die Kühe Lindenlaub gefressen, härter und weiß wie Talg werde, auch übel schmecke. Hingegen meldet Pallas, wie in Rußland an den Orten, wo viel Schaafzucht ist, die jungen Zweige mit dem Laube getrocknet würden, um für die Lämmer im Winter ein angenehmes Fut-

ter

ter zu haben. Die Blätter pfleget man als einen nassen Umschlag auf entzündete Theile zu legen. Die Blüthen geben den Bienen ein angenehmes Futter, und der Honig erhält davon einen besonders angenehmen balsamischen Geruch und Geschmack. Aus den Blüthen pfleget man in den Apotheken ein Wasser abzuziehen, und solches häufig in der Arzneykunst zu gebrauchen. Man hält die Blüthen und das Wasser für hauptstärkend, und empfiehlt solches wider den Schwindel, Schlagfluß und die fallende Sucht. Wenn es auch diese großen Tugenden nicht besitzen sollte, so muß man doch der Blüthe eine lindernde und den Nerven angenehme Wirkung zueignen. Die frischen Blüthen gähren auch von sich selbst, und man kann davon einen wohlriechenden Geist abziehen, dergleichen man auch von den Blättern erhält. Der letztere aber ist nicht so wohlriechend, als der erste. Wenn man die Blüthen mit andern Kräutern vermischet, erhält der daraus bereitete Trank eine schöne röthlichte Farbe. Boerhaave rühmet den Breyumschlag aus gestoßenen Lindenblüthen, als eines der wirksamsten Mittel wider den Zwang des Mastdarmes. Die Früchte werden wegen ihrer gelinde zusammenziehenden Kraft wider den Durchfall angerühmet. In neuern Zeiten hat man daraus einen wichtigern Nutzen ziehen wollen. Ein französischer Arzt, mit Namen Missa, hat zuerst bemerket, wie man aus diesen Früchten ein Oel oder eine Art Butter pressen könne, welche der, aus dem Cacao, völlig gleichkomme. Es hat derselbe auch aus den Früchten und Blüthen eine Chocolade verfertiget, welche den Geschmack und Geruch des Cacao und der Vanille haben soll. Herr Marggraf hat hierüber mancherley Versuche angestellet, und dadurch bestätiget, daß die Lindenblüthen, frisch und getrocknet, leicht und von sich selbst gähren, und ohne allen Zusatz einen angenehmen Brandewein liefern. Auch die Blätter geben dergleichen, nur hat der Geist aus den Blättern nicht den angenehmen Geruch, wie derjenige, so aus der Blüthe bereitet worden. Aus zwo Unzen Saamen hat derselbe nur zwanzig Grane Oel ausgepresset, auch nicht mehr erhalten, ob er gleich dieses Pressen mit der Wärme angestellet. Dieses Oel schmecket wie frisch ausgepreßtes Mandelöl, wird aber nicht so steif, wie dasjenige, so man aus dem Cacao erhält; es bleibt auch in der Kälte flüßig. Der geröstete, und im Mörsel zu einem Teig geriebene Saame hat bey der heißen Presse zwar mehr Oel gegeben, dieses aber niemals die Dicke einer

Butter

Butter angenommen, sondern ist beständig flüßig geblieben; daher die daraus bereitete Chocolade niemals einige Härte erlangen kann. Endlich hat Hr. Marggraf den Lindensaamen rösten, und in einem warmen Mörsel so lange reiben lassen, bis ein zusammenhängender Teig daraus geworden, und dadurch eine Art Chocolade erhalten, welche zwar mit der aus dem Cacao einige Aehnlichkeit hatte, aber in Ansehung der Härte, des Geruchs und Geschmacks gar sehr davon unterschieden war. S. die Schriften der Berlin. Acad. vom J. 1772. oder das neue Hamburg. Magaz. 95. St. 452. S. Es wird demnach diese neumodische Chocolade eben das Schicksal zu erwarten haben, welches so manche, statt des Coffees, angerühmte inländische Wurzel und Saamen bereits erfahren. Es möchte auch das Einsammeln der Lindensaamen beschwerlich und kostbar fallen, indem bey uns gemeiniglich nur ein Saame in jeder Frucht sich befindet. Herr Denso in der Physical. Biblioth. 87. S. machet eine besondere Anmerkung über die Frucht des Lindenbaumes, nämlich, wie solche ganz und unverletzt abfielen, und man nicht wahrnehmen könne, daß selbige von Vögeln angefressen würden; auch die Schweine haben solche unangerühret liegen lassen.

3) Die wollichte amerikanische Linde, die schwarze amerikanische Linde, Tilia americana Miller. Die Blätter sind, der Gestalt nach unserer Winterlinde ähnlich, jedoch mit breitern Zähnen versehen; die obere Fläche ist dunkelgrün, und die untere mit erhabenen Adern und einer weißen Wolle überzogen. Die Blumenblätter sind mehr ausgeschnitten, und um den Fruchtkeim stehen fünf schuppichte Honigbehältnisse. Die Frucht ist runder, kleiner und nicht so wollicht, wie bey den europäischen Arten. Die Rinde ist zähe und schwarzbraun, und daher ist solche die schwarze Linde genannt worden. Nach Hrn. du Roi Erfahrungen kann diese, wie die unsrigen, erzogen, vermehret und gewartet werden. Sie scheuet keine Kälte.

4) Die glatte Carolinische Linde, Tilia caroliniana Mill. Diese Art begreift Herr v. Linné unter dem Namen Tilia americana. Die Blätter sind unserer Sommerlinde ziemlich ähnlich, jedoch größer, mehr länglicht, herzförmig, hellgrüner, zarter, und auf beyden Flächen glatt, ohne daß Haare zu bemerken wären. Der Rand ist doppelt gezähnt. Der Geruch der Blüthe ist viel stärker, als bey den inländischen, und die Blumenblätter sind größer und gelber. Die Honigschuppen sind auch zugegen. Die

Rinde ist braun und glatt. Sie soll ziemlich schnell wachsen, und die Blätter an den Zweigen nach der Erde hin hängen, wodurch es geschieht, daß man gemeiniglich einen belaubten Ast von zwo Seiten gleichförmig erblicket. Man verfährt mit dieser nicht anders, als unsern Linden.

Linde, welsche, S. Steinlinde.

Lindernie.

Franz. Balth. von Lindern hat die, in Elsaß und sonderlich um Straßburg wild wachsenden Pflanzen aufgezeichnet, und darunter eine unter dem Namen Pyxidaria beschrieben, welche Herr von Linné Capraria gratioloides genannt. Es hat aber Allionius aus selbiger ein besonderes Geschlecht gemachet und solches von diesem Kräuterkenner benennt, worinnen auch der Ritter gefolget ist. In der Murrayischen Ausgabe heißt die Pflanze Lindernia pyxidaria. Ursprünglich soll selbige aus Virginien abstammen, daselbst in den Sümpfen wachsen, und von daher nach Europa gereiset seyn. Sie ist ein kriechendes Sommergewächse mit gegen über gestellten, platt aufsitzenden, eyförmigen, völlig ganzen und glatten Blättern, und einzeln längern Blattstielen. Der Kelch ist fünffach eingekerbet, und das blaßpurpurfärbige Blumenblatt in zwo Lippen abgetheilet, davon die obere ganz kurz und eingekerbt, die untere aber in drey Lappen getheilet ist. Von den vier Staubfäden sind die beyden untern und kürzern mit einer vorragenden Spitze geendiget, so daß der Staubbeutel seitwärts ansitzt. Der Griffel trägt einen eingekerbten Staubweg. Das trockene eyförmige Saamenbehältniß ist einfächericht und enthält viel Saamen.

Lineirter Barsch.

Lineirter Barsch ist, nach Müllern, die 29ste Gattung seiner Bärschinge, Perca Lineata, Linn. gen. 168. s. Barsch, Perca, des Kleins.

Ling.

Ling der Engländer. Eine Art von Stockfischen auf Zettland und in England, ist der Deutschen Länge, Leng, Gadus Molua, Linn. gen. 154. sp. 12. s. unsern kurz vorherstehenden Artikel, desgleichen Aalbastart, Th. I. S. 38. da er Enchelyopus, 16. des Kleins ist.

Lingenkraut.

Braun Knotgras, Corrigiola Linn. wächst im dürren Sande in den Wegen und Vertiefungen, wo die Gewässer ihren Abfluß haben, auch an dem Ufer der größten Ströhme. Die zäserichte Wurzel ist

ist zwar nur jährig, geht aber tief in die Erde. Die schwachen Stängel mit den Zweigen breiten sich auf der Erde aus, sind ohngefähr einen halben Fuß lang und mit vielen schmalen, länglichten, völlig ganzen, blaulicht angelaufenen Blättern besetzet. Am Ende der Zweige stehen viele dergleichen Blätter bey einander, und umgeben die, in ein Köpfchen vereinigte, Blumen. Der glockenförmige Kelch besteht aus fünf grünen Blättern, welche am Rande weiß gefärbet sind. Die eyförmigen, ganz weißen Blumenblätter haben mit den Kelchblättern einerley Länge. Fünf Staubfäden umgeben den dreyeckichten Fruchtkeim, auf welchen drey stumpfe Staubwege ruhen. Es folget ein einziger, dreyeckichter Saame, welcher von dem mehr geschlossenen Kelche umgeben ist.

Linksschnecke.

S. Einzige Schnecke.

Linksschraube.

S. Einzige Schnecke und Zahnschraube.

Linnäa.

Jeder wird bey diesem Namen des großen Naturforschers, Ritters des Königl. Schwerdordens vom Nordstern, und Lehrers der Kräuterwissenschaft auf der hohen Schule zu Upsal, dessen wir fast auf allen Seiten dieses Werks erwähnet und die von demselben herausgegebenen Schriften angeführet haben, sich leicht von selbst erinnern. Die Verdienste desselben um alle Reiche der Natur sind zu groß und zu vielfältig, daß wir billig Bedenken tragen, etwas davon insbesondere zu erwähnen. Wir wollen daher nur die Pflanze beschreiben, welche der vorzüglichen Ehre gewürdiget worden, des Ritters Namen zu führen. Es wächst selbige in dicken, schattichten Wäldern, und andern rauhen wilden Gegenden, sonderlich häufig in Schweden, auch in der Schweiz und Canada. Die zäserichte Wurzel ist dauernd. Die zarten, jedoch holzichten und immer dauernden, auf der Erde hinkriechenden, rauhen Stängel werden drey bis sechs Fuß lang, und schlagen überall neue Wurzelfasern in die Erde. Die immergrünenden Blätter sind einander gegen über gestellt, eyförmig, gleichsam am Stiele verlängert, am Rande sparsam eingekerbet, und auf der obern Fläche mit Haaren besetzet. Die Zweige stehen aufgerichtet und wechselsweise, sie sind einfach, etwa einen Finger lang, und mit drey oder vier paar Blättern besetzet. Die ältern Zweige endigen sich mit zwey haarichten klebrichten Blumenstielen, welche mit zwey kleinen pfriemenartigen Blättchen umgeben sind,

dergleichen auch bey jeder Blume stehen. Die Blumen hängen unterwärts; der Fruchtkeim sitzt unter der Blume, und ist durchgehends mit drüsenartigen Haaren besetzet. Der Kelch ist gleichfalls haaricht, klebricht, und in fünf lanzetförmige Einschnitte getheilet. Das glockenförmige Blumenblatt ist viel länger und in fünf stumpfe Lappen zerschnitten, äußerlich glatt und weiß, innerlich mit Haaren besetzet und in der Aushöhlung mit blutrothen Adern bezeichnet. Die vier Staubfäden sind viel kürzer als das Blumenblatt, und zween davon noch kürzer, als die beyden andern. Der längere Griffel ist nach dem obern Theile des Blumenblattes gebogen, und dessen Staubweg kugelförmig und haaricht. Die Blüthe giebt, sonderlich zur Nachtzeit, einen angenehmen und sich weit verbreitenden Geruch von sich. Die trockene Beere ist dreyfächericht und enthält in jedem Fache zween Saamen. In Schweden wird diese Pflanze in den Apotheken aufbehalten, und sie ist auch wirklich in Dännemark eingeführet worden, bey uns aber noch nicht bekannt. Man rühmet daran vornehmlich zweyerley Wirkungen. Sie soll den Abgang des Urins kräftig befördern, und bey Gliederreißen, auch andern Schmerzen eine linbernde Kraft äußern. Der Bischoff Gunner meldet, wie man in Norwegen den, daraus bereiteten, Trank häufig bey dem Scharlachfieber gebrauche.

Linbaum, carpathischer.

S. Fichte.

Linse.

Lens Tourn. Herr von Linné hat in seinen Schriften dieses Geschlecht zweymal mit den Kichern, und zweymal mit den Erven vereiniget, zuletzt und in den neyesten hat es bey den Erven seinen Platz erhalten. Hieraus könnte man schon urtheilen, daß diese Vereinigung eben nicht so nöthig sey, und man vielmehr solches von beyden trennen, und wie Herr von Haller und Ludwig gethan, als ein besonderes beybehalten könne. Der kleine Kelch ist in fünf lange und schmale Einschnitte getheilet, welche bey den Erven viel feiner und fast haarförmig, bey den Kichern aber viel breiter und auch unter sich unähnlich sind. Die Blumenblätter sind schmetterlingsförmig gestellt. Das Helmblättchen ist breit und eingekerbt; die beyden Flügel sind etwas kürzer und unterwärts mit einem Hacken versehen; das Kielblättchen ist am kleinsten und dessen Schnabel stumpf; neun Staubfäden machen eine Scheide, der zehente steht besonders. Der Griffel mit dem stumpfen Staubwege richtet sich aufwärts. Die Hülse

ist kurz und breit, und enthält zween runde, platte, etwas erhabene Saamen. Es giebt nur eine wahre Art von Linsen; die Größe und Farbe des Saamens sind zwar verschiedentlich, erhalten sich auch in einerley Zustande bey der wiederholten Aussaat, und doch kann die Pfenniglinse, Lens maior, und die schwarze Linse, Lens semine nigricante, von der gewöhnlichen und gemeinen Art, Lens vulgaris oder Eruum Lens Linn. nicht füglich unterschieden werden. Die dünne, zäserichte, einjährige Wurzel treibt schwache, auf der Erde liegende, oder an Nebenkörpern in die Höhe steigende, anderthalb bis zween Fuß hohe, haarichte, eckichte, von unten aus mit Zweigen besetzte Stängel. Bey dem Blattstiele stehen zwey lanzetförmige Blattansätze. Die gefiederten Blätter stehen wechselsweise und bestehen aus fünf oder sechs Paar länglichten und mit einem spitzigen Fortsatze geendigten, haarichten Blättchen, deren Ribbe sich in ein einfaches kurzes Gäbelchen verlängert. Aus dem Blattwinkel treiben einzelne Stielchen, deren jedes zween oder drey unterwärts hängende Blumen trägt. Die Blumenblätter sind weißlich, das Helmblättchen aber ist mit blaulichten Linien durchzogen. Die Saamenhülsen hängen unterwärts. In Frankreich wächst die Linse unter dem Getraide. Ob der Genuß der Saamen den Menschen dienlich oder schädlich sey, sind die Schriftsteller, sonderlich die ältern, nicht einerley Meynung. Viele behaupten, daß diese Speise, öfters und in Menge genossen, den Kopf beunruhige, das Gesicht schwäche, die Eingeweide verstopfe, den Leib aufblähe, den Aussatz und die Krätze verursache, und zum Stein, Verhaltung der monathlichen Reinigung und dem viertägigen Fieber Gelegenheit gäbe. Galen behauptet, daß die erste Brühe, worinn die Linsen gekochet worden, den Leib eröffne, die zwote aber ganz entgegengesetzte Wirkung habe. Nach anderer Meynung sollen die Linsen, wenn man sie mit der Schale, welche den Saamen selbst umgiebt, ißt, den Leib verstopfen; wenn sie aber durch das Kochen abgehülset, oder ihrer Schale beraubet worden, sollen sie die zusammenziehende Eigenschaft verlieren und die Oeffnung des Leibes befördern. Dieses kan man überhaupt von allen Hülsenfrüchten annehmen, und behaupten, daß auch die Linsen unter die schwer zu verdauenden Speisen zu rechnen, welche den gesunden und starken Körpern Nahrung und Kräfte geben, bey schwächern aber leicht schädlich seyn, und vorzüglich zu Blähungen Gelegenheit geben können. Je mehr und je weicher dergleichen Saamen gekochet,

kochet, je leichter werden sie verdauet, und dieses wird auch geschehen, wenn sie ihrer äußerlichen Schaale entlediget werden. Man kann die Linsen füglich mit den Erbsen und Bohnen in Vergleichung stellen. Ob aber diese Saamen auch einen besondern Nutzen bey den kranken Körpern haben möchten, ist noch viel ungewisser. Linsenbrühe hat man sonderlich bey den Pocken und Masern empfohlen. Einige haben solche bey dem Ausbruche, andere bey dem Abheilen angepriesen. Man kann dieses Mittel bey dergleichen Krankheiten füglich ganz entbehren, Nutzen wird man davon gewiß zu keiner Zeit erhalten, und alle blähende Sachen können alsdenn leicht schaden. Der zerstoßene Saamen, äußerlich aufgeleget, soll erweichen und die Eyterung befördern. Aus Linsen- und Gerstensaamen unter einander gemenget will man einen kräftigen Brandwein bereitet haben. Die Linsen kann man, wie die Erbsen, erziehen und warten. Das Stroh oder der Ueberrest, wenn die Saamen ausgedroschen worden, ist ein gutes Futter für die Schaafe, Lämmer und Kälber; Pferde, welche an dergleichen Futter nicht gewohnt sind, werden davon leicht krank. Der Fleischer Vorgeben, wie man nämlich den Schweinen, welche Finnen hätten, eingeweichte Linsen unter dem andern Futter reichen, und diese davon vergehen sollten, hat keinen Grund, besonders da man den noch lebenden Schweinen diese Krankheit nicht ansehen kann.

Linsen, Meer- oder Wasser- S. Entengrieß.

Linsen, welsche, S. Geißklee.

Linsenbaum.

S. Blosenbaum.

Liparia.

Dieses, neuerlich vom Hrn. von Linne' bestimmte Geschlecht hat einen fünffach eingeschnittenen Kelch, woran der untere Einschnitt am längsten ist. Die Blumenblätter sind schmetterlingsförmig gestellet; die Ränder des Helmblättchens rückwärts geschlagen, die Flügel und das Kielblättchen unterwärts gespalten, neun Staubfäden unter einander verwachsen und der zehnte einzeln. Die Hülse ist eyförmig. In der Murrayischen Ausgabe ist noch angemerket, wie von des größern vermuthlich verwachsenen, Staubfadens Spitzen, drey kleinere sind. Zu diesem Geschlechte hat der Ritter einige Arten des Genisters gerechnet, und vermuthlich hat daher Herr Planer diesem Geschlechte den Namen Gäst beygeleget.

Lippe.

Lefze, Labium, s. labrum. Es ist dieses derjenige hervorragende Rand der äußern Oeffnung des Mundes, oder derjenige fleischichte und musculöse Theil desselben, welcher die ganze Reihe der Vorderzähne beyder Kinnbacken bedecket. Es sind deren zwo, nämlich eine Oberlippe, labium superius, die über den obern Kinnbacken herabhängt, und eine Unterlippe, labium inferius, welche jener in einer gleichen Richtung gegen über steht, und den Vordertheil der untern Kiefer umgiebt. Beyde zusammengenommen bestehen vornehmlich aus denjenigen vierzehn Muskeln, die zu ihrer Bewegung bestimmt sind, und aus häufigen Blutgefäßen. Aeußerlich sind sie mit den ordentlichen allgemeinen Decken umgeben, an beyden Rändern aber, welche genau an einander passen, und die ganze inwendige Fläche nur mit einer sehr dünnen und feinen Haut überzogen, daher es denn kömmt, daß an diesen Stellen die Blutgefäße besonders durchscheinen, und dieselben deswegen sehr roth aussehen. Diese Haut nun, welche die Lippen inwendig überzieht, machet mitten über den Schneidezähnen sowohl des obern als des untern Kinnbackens eine Falte, welche das Band der Oberlippe und Unterlippe abgiebt. Hiernächst sind diese Theile auch noch mit vielen kleinen Drüsen versehen, welche eine Feuchtigkeit absondern, um sie beständig naß und schlüpfrig zu erhalten. Es leisten die Lippen im Kauen und Trinken, ingleichen in der Aussprache verschiedenen Nutzen, wie sie denn auch nach ihrer verschiedenen Bewegung, wodurch die Gesichtszüge auf verschiedene Weise verändert werden können, öfters allerhand Gemüthsbewegungen ausdrücken, welches besonders vom Lachen gilt, wobey diese Theile sich vor allen andern geschäfftig erweisen. Eben so ist es auch nichts ungewöhnliches, daß Taube, indem sie bloß auf den Unterschied und die verschiedenen Abfälle der Lippen, wie solche im Sprechen auf einander folgen, genau Achtung geben, dasjenige öfters verstehen, was man saget, indem sie, anstatt es zu hören, gleichsam mit Augen sehen. Außer den vierfüßigen Thieren, worunter der Haase und das Kaninchen eine gespaltene Oberlippe haben, scheinen die übrigen Thiere nicht mit Lippen begabet zu seyn, wenn man nicht etwa die an einer besondern Fischart befindliche lippenartige Hervorragung, die man deswegen auch Lippfisch, Labrus, zu nennen pfleget, dafür ansehen will. An den weiblichen Geburtstheilen sind ein paar häutige Lappen vorhanden, die auch Lippen oder Lefzen

heißen, welche unter den weiblichen Zeugungsgliedern beschrieben werden sollen.

Lippfische.

Lippfische wird von Müllern das 166ste Thier- und Fischgeschlecht des Linnäus, Labrus, dessen Rückenflosse hinter den Finnen fadenförmige Angehänge oder Fortsätze hat, und sich dadurch von den benachbarten Geschlechtern unterscheidet, genannt. Labrus soll hier so viel als Labiosus, einen, der dicke und große Lippen hat, bedeuten; daher auch der deutsche Name des Müllers sehr schicklich ist; zumal er der Holl. Lipvischen vor sich gehabt. Nach den, von dem Ritter angenommenen, Geschlechtskennzeichen sind die Zähne scharf, (nicht starke Schneid- oder Backenzähne, wie bey dem kurz vorhergehenden Meerbrachsem, Sparus,) die Lippen einfach, jedoch dick und groß, (die ihn aber mit dem nur angeführten Sparo gemein, und also den Unterschied derselben von einander schwerer machen.) Die Kiemenhaut hat sechs Strahlen; die Kiemendeckel sind schuppicht, doch nicht nach dem Gronov; die Finnen der Rückenflosse haben, nach hintenzu, jede noch einen faserichten Fortsatz; die Brustflossen sind gleichsam zugespitzet und die Seitenlinie geht gerade fort. Die von ihm aufgeführten ein und vierzig Gattungen theilet er in drey Trouppen:

A. Eilf Arten mit einem gabelförmigen Schwanze;

B. Fünf und zwanzig Arten mit einer gerade abgestutzten Schwanzflosse; und

C. fünf Arten, deren Finnenzahl in der Rückenflosse noch nicht genugsam bekannt.

A. 1. Labrus Scarus, der Springer. Nach dem Artedi, syn. p. 54. sp. 4. ist er der Scarus aller Schriftsteller, und behauptet folglich den Namen eines Springers, Hüpfers und Tänzers, da σκάρειν dieses bedeutet, vollkommen. Zu des Tiberii Claudii Zeiten war er noch seltsam, und als eine Delicatesse in hohem Werthe, besonders seine dreylappichte Leber, in des Erzfressers Vitellii Schüssel, patina, s. clypeo Mineruae. Er soll, nach dem Aristoteles und Oppianus, der einzige Fisch seyn, der wiederkäuet, weil er nur Meergras, Seemoos, und andere Kräuter, aber kein Fleisch, fresse, auch deswegen im Unterkiefer breite Schneidezähne, aber im Oberkiefer gar keine Zähne, habe. Oppian, dieser vortreffliche griechische Poet, besingt diesen Fisch in seiner Sprache sehr schön; welches sich aus der lateinischen Uebersetzung von selbst ergiebt:

Incurui

Incurui Scarus incola saxi,
Qui mites inter pisces clamore tremendo
Intonat et solus pallentes ruminat herbas,
Ac veluti pecudes reuocat sub guttura pastum.

dem freylich Ovid schon vorgesungen:

Vt Scarus, epastas solus, qui ruminat escas.

Beym Gesner, S. 12. ꝛc. ist er der Scarus, ein Mewer, desgleichen ein Mew- Stein- und Zähnbrachsmen. Daher führet ihn auch Klein mit vollkommensten Rechte unter seinen Breitzähnen, Sargus, no. 5. s. unsern Artikel, Breitzahn, Th. I. S. 968. no. 5.

A. 2. Labrus Cretensis, der Cretenser; mit vier Zähnen, gabelförmigem Schwanze und grünlicher Farbe. Er hat den Beynamen von seinem Vaterlande. Nach dem Artedi ister syn. p. 57. sp. 12. Labrus tetraodon, virescens, cauda bifurca; des Aldrov. und Raius Scarus Cretensis, und des Listers beym Willughb. p. 23. Turdus viridis Indicus. Bey dem Klein ist er ein Breitzahn, Sargus, 7. Miss. V. p. 58. et Tab. X. fig. 3. s. diesen unsern Artikel, Breitzahn, Th. I. S. 969.

A. 3. Labrus Anthias, der Röthling; sonst und von Alters her Anthiasfisch genannt. Synagris, 17. ein Meerbraßem des Kleins. s. unsern Artikel, Anthiasfisch, Th. I. S. 331. Nach dem Willughb. p. 325. und dem Catesby ist er Anthea quartus des Rondelet; von welchem Oppian, Halieut. I. 256. nach der Uebersetzung singt: *Euopos atque Aulopos*, (εὐωπὲς, αὐλωπὲς) *hoc nomine dicunt: Namque supercilium circum referatur in orbem.*

A. 4. Labrus Hepatus, der Leberfisch, Artedi Labrus, 2. syn. p. 53. wo er davon drey Unterarten anführet. 1) eine Art Sparbrachsmen, Sacheto Venetor. des Gesners, S. 24. a. 2) desselben kleinen Ginsfisch, Canadella, S. 15. b. 3) und noch desselben großen Ginsfisch, Channus, s. Channa, ebendaselbst, sämmtliche unter den Steinfischen; von welchen aber nur die erste Art hieher zu bringen scheint, die zwote und dritte Art aber zum Labrus Hiatula. s. unsere Artikel, Ginsfisch, Th. III. S. 417. und Hepatus, Th. III. S. 778. der auch wohl eigentlich hieher nicht gehöret. Müller beschreibt ihn, nach dem Ritter folgendermaßen. Seinen Namen hat er von der Leberfarbe; doch ist er auch auf beyden Seiten mit einer schwarzen Querlinie, und hinter den Stachelsinnen mit einem schwarzen Flecken bezeichnet; sein Unterkiefer ist länger als der obere; in der Rückenflosse zählet man unter ein und zwanzig Finnen

zehn stachlichte; in der Brustflosse dreyzehn; in der Bauchflosse sechs; und in der Afterflosse neun Finnen. Wobey er noch anmerket, daß auch hieher, des Jonstons Channa oder Hiatula, welcher der Engländer Gaper oder Ginfish, und der Italiener Canadella, ist, desgleichen sein Hepatus, Tab. XIV. no. 12. und 13. allerdings zu gehören scheinen, welche sämmtlich für eine Art Meerbärsche gehalten würden, und in Frankreich unter dem Namen Serran, (s. Bomare) in Italien aber unter dem Namen Sopracielo, (zu Rom nach dem Gesner, Nomencl. f. 28.) bekannt wären, da ihr Aufenthalt besonders im mittelländischen Meere sey.

A. 5. Labrus Griseus, der graue Lippfisch; ein Meerbraßem des Kleins, Synagris, 18. s. unsern Artikel, grauer Lippfisch, Th. III. S. 510.

A. 6. Labrus Lunaris, der Gabelschwanz; weil sich der Schwanz dieser Fische dadurch von den übrigen unterscheide, daß die Mitte der Schwanzflosse gerade abgestutzet sey, und also auf beyden Seiten längere Finnen hervorrageten, die also einer Gabel ähnlich sähen, wie sich aus Vergleichung der Tab. VI. fig. 6. (nicht fig. 1. wie in unsrem Artikel, Th. III. S. 244. gesetzet) mit andern Figuren gabelförmiger Schwänze bald erkennen ließe. Er hat gefaltete Lippen; der Kopf des Gronovischen Fisches war purpurfärbig, und eine dergleichen Linie zog sich, nach dem Ritter, über die Rücken- und Schwanzflosse hin. Nach dem Exemplare des Ritters sind in der Rückenflosse von drey und zwanzig acht stachlichte, in der Brustflosse funfzehn, in der Bauchflosse sechs, in der Afterflosse von funfzehn zwo stachlichte, und sechzehn Finnen in der Schwanzflosse; da hingegen vom Gronov, in der Rückenflosse $\frac{8}{22}$, in der Brustflosse 17, in der Bauchflosse $\frac{1}{6}$, in der Afterflosse $\frac{3}{17}$, und in der Schwanzflosse nur 14 Finnen, zu zählen gewesen. Sein Aufenthalt ist in Indien.

A. 7. Labrus Opercularis, der Kiemenfleck; da sich nach dem Ritter und Müllern, auf den Operculis, Kiemendeckeln, dieses Fisches zu beyden Seiten ein brauner Flecken befindet, so ist die Ursache obiger Benennung leicht einzusehen. Außerdem hat der Körper auch zehen braune Bänder auf einem bleyfarbigen Grunde, und einen getheilten Schwanz. Der Ritter hat in der Rückenflosse dreyzehn stachlichte Finnen von zwanzig, in der Brustflosse sechzehn, in der Bauchflosse eine von sechs, in der Afterflosse funfzehn von acht und zwanzig, und in der Schwanz-

floße sechzehn Finnen, in diesem asiatischen Fische gezählet.

A. 8. Labrus Pauo, der Meerpfau; bey dem Artedi, syn. p. 55. sp. 6. Labrus pulchre varius, pinnis pectoralibus in extremo rotundis; und beym Haßelquist, Itin. 344. n. 77. Labrus Pauo, wie bey dem Ritter. Die grüne, blaue, blutrothe, und weißgraue, Farbe spielen bey diesem Fische so schön untereinander, daß man ihn mit Recht mit den Pfauenfedern verglichen, und ihn in Rom Papagallo, (nach dem Bellon) in Engl. Peacockfish, in Portugall Budia, (nach dem Gesner Nomencl. fol. 23. Bodian, Budiam) und in Holl. Paauw-Visch, genennet hat. Von den Schriftstellern wird er für den schönsten gehalten, der sich unter demjenigen Geschlechte, welches sie der bunten Farben und Sprenkel halben, Turdis, Krammetvogelfische, Krammetfische, nennten, befindet; wie Rondelet seinen zweeten Turdum mit dem Namen Pfau, Pauo, nach dem Vorgange der Alten, die die Namen der Vögel, Merularum et Turdorum, den Fischen gegeben, ausgezeichnet hat. Haßelquist hat einen an der syrischen Küste gefunden, der eine Spanne lang und zween Zoll breit, mithin länglicht, auch von folgenden Farben gewesen: das Maul bläulicht grün, der Kopf, die Kehle und der Bauch oberhalb dem Nabel weißgrau; auf dem Kopfe bogichte blaue Strichlein; auf dem Rücken, oberhalb der Seitenlinie, desgleichen auch an der Brust, ein hellgelber Flecken; die Rückenfloße schön marmoriret; der untere Theil des Bauchs theils schwarz, theils blau; der Schwanz mit rothen und blauen Flecken und Strichen, und mit schwärzlichten äußern Stralen der Schwanzfloße; die Seiten des Bauchs mit weißgrauen, grünen und eisenfärbigen, Querstrichen, und der Anfang des Bauchs mit einer hellgrünen Binde, gezieret. Die Schuppen waren groß, glatt, gestreifet, und klebeten fest an; die Brustfloßen abgerundet, die Kiemenhaut sechsstrahlicht; die Anzahl der Finnen in der Rückenfloße ein und dreyßig, in der Brustfloße vierzehn, in der Bauchfloße sechs, in der Afterfloße drey strahlichte von vierzehn, und in der Schwanzfloße sechzehn. Sein Aufenthalt ist im mittelländischen Meere an der Küste von Syrien.

A. 9. Labrus Auritus, das Langohr; bey dem Catesby II. p. et tab. 8. no. 3. Perca fluuiatilis gibbosa, ventre luteo, der hochrückichte Flußbarsch mit dem gelben Bauche; s. unsern Artikel, Flußbarsch, Th. III. S. 163. und Kaulbarsch, oder Pärsching des Kleins, Percis 12.

Den

Den Namen anlangend merket Müller an, daß er ihm deswegen beygeleget worden, weil seine Kiemendeckel, in eine lederartige, lange, jedoch stumpfe Spitze von schwarzer Farbe ausgiengen, und dem Fische das Ansehen gäben, als ob er Ohren habe. Seine Augen haben gelbe Ringe; die Rückenfloße hat von ein und zwanzig Finnen zehn stachlichte, die Brustfloße funfzehn, die Bauchfloße sechs, die Afterfloße von vierzehn drey stachlichte, und die Schwanzfloße siebenzehn Finnen. Man hat ihn in dem süßen Wasser von Pensilvanien gefunden.

A. 10. Labrus Falcatus, die Sichelfloße; der Beyname schreibt sich von den fünf vordersten weichen Finnen der Rücken- und Afterfloßen her, die viel länger als die übrigen sind, und daher eine sichelförmige Gestalt haben, da die übrigen Finnen kurz und gleich sind; die Brustfloßen sind gleichfalls klein; das Maul mit scharfen Zähnen besetzet; der Körper silberfarbig, etwan in der Breite eines Brachsem. Die Zahl der Finnen in der Rückenfloße ist von sieben und zwanzig sieben stachlichte; in der Brustfloße siebenzehn, in der Bauchfloße fünf, in der Afterfloße von zwanzig drey stachlichte, und in der Schwanzfloße zwanzig Finnen. Er ist ein Amerikaner.

A. 11. Labrus Rufus, der Saurüssel, Turdus flauus, die gelbe Meerdroßel, der Saufisch des Catesby, II. p. et tab. XI. Kleins Ciela, 12. s. unsern Artikel, Droßelmaul, Th. II. S. 416.

B. 12. Labrus Hiatula, der Gähnfisch; der erste unter den abgestutzten Schwanzfloßern. Er ist oben, auch von uns, bey No. 4. dem Labrus Hepatus, Linn. des Jonstons Chauna oder Hiatula, den die Engländer Gaper oder Ginfish nennen, gedacht worden, welche Fische darum also genennet werden, weil das Maul allezeit offen steht, als ob sie gähneten. Weil sich nun an dieser Art die Lippen zurückziehen, wodurch das Maul geöffnet ist, so wird sie Hiatula, oder Gähnfisch genennet; gleichwie man auch eine Art Muscheln, des Klaffens halben, mit dem Namen Gähnmuschel, beleget. — Man zählet hier nur fünf Kiemenstrahlen; in der Rückenfloße von acht und zwanzig siebenzehn stachlichte, in der Brustfloße sechzehn, in der Bauchfloße von sechs eine stachlichte, in der Schwanzfloße ein und zwanzig Finnen; die Afterfloße aber soll ganz und gar ermangeln. Sein Maul ist inwendig rauh; in den Kiefern stehen Hundszähne, im Gaumen aber runde Höckerzähne; die Kiemendeckel sind vornenher schuppicht,

und haben einen punctirten Rand; der Körper ist mit sechs bis sieben schwarzen Banden umgeben; die Seitenlinie geht gerade; die Rückenfloße ist fast so lang, als der Rücken, vorneher mit Stachelfinnen, die gleich groß, und mit fadenförmigen kurzen Fortsätzen versehen sind, und hintenher mit weichen Finnen besetzet, übrigens aber ist diese Floße nach hinten zu schwarz und abgerundet. Der Aufenthalt dieser Fische ist in Carolina; die Größe und übrige körperliche Gestalt aber kömmt sonst mit den vorigen Arten ziemlich überein. So kommt ihnen auch der Kleinische Parschbastart, Maenas, 7. sehr nahe, da Klein denselben für den Labrus secundus, Chauna recentiorum, des Artedi hält. s. unsern Artikel, Ginfisch, Th. III. S. 417.

B. 13. Labrus Marginalis, die Saumfloße; von dem gelben Rande oder Saume der Rücken- und Brustfloßen, des sonst bräunlichen Fisches. Nach der Beobachtung des Löflings, Itin. 103. hat er in der Rückenfloße von zwey und zwanzig Finnen zwo steife, in der Brustfloße siebenzehn, in der Bauchfloße sechs, in der Afterfloße von zwölfen drey, und in der Schwanzfloße siebenzehn, Finnen. Er ist ein Einwohner des Weltmeers.

B. 14. Labrus Ferrugineus, der rostfärbige Lippfisch. Er ist ein Indianer; über und über bläulichtbraun, oder eisen- oder rostfärbig, ohne Flecken; und in seiner Rückenfloße werden von acht und zwanzig zwo steife oder stachlichte, in der Brustfloße sechzehn, in der Bauchfloße von sechsen eine, in der Afterfloße von siebenzehn drey steife oder stachlichte, und in der Schwanzfloße siebenzehn Finnen gezählet.

B. 15. Labrus Iulis, der Meerjunker. Die außerordentliche Schönheit und Pracht der Farben, hat ihm diesen Namen, Meerjunker oder auch Seefräulein, erworben. Er ist des Artedi, syn. p. 53. sp. 1. Labrus palmaris varius, dentibus duobus maioribus, maxillae superioris; der zugleich fast alle bekannte Synonymien vom Aristoteles an, angeführet; er ist auch bey dem Klein ein Parschbastart, Maenas, 4. s. unsere Artikel, Donzella, Th. II. S. 360. und Julis, Th. IV. S. 315. Man hält ihn unter den Europäischen Fischen, da er sich im mittelländischen Meere, besonders bey Genua, aufhält, für den zierlichsten, wenigstens sollen die Männchen, mit den schönsten Farben prangen. Daher ihn auch die Engländer den Regenbogenfisch nennen, da man an jeder Seite fast alle abwechselnde Regenbo-

genbogenfarben sähe. Es ist nämlich der Rücken grün; vom Maule läuft über die Augen und Kiemen ein viereckichter, anfangs gelber, hernach schwarzer, eingefaßter Flecken; von der Mitte der Seiten an, welches Klein Miss. V. Tab. VIII. fig. 8. bey seinem Parschbastarte sehr wohl ausgedrücket, geht ein gezacktes, und auf beyden Seiten gleichsam ausgeschnittenes, pomeranzenfärbiges Band bis zum Schwanze; und die Rückenfloße hat, zwischen den drey vordersten Finnen, einen hochrothen, und außerdem auch noch einen schwarzen Flecken. In dem obern Kiefer hat er zween große Zähne; (und an der Spitze des Unterkiefers hängt, nach der Kleinischen Zeichnung, ein Bärtchen. Er erreichet etwan die Länge eines guten Fingers, doch zeichnet ihn Klein sieben Zoll lang. In der Rückenfloße zählet man, nach drey Unterarten, von ein- bis zwey und zwanzig Finnen neun strahlichte, in der Brustfloße drey- bis vierzehn, in der Bauchfloße von sechsen eine stachlichte, in der Afterfloße von drey- bis funfzehn drey stachlichte, und in der Schwanzfloße zwölf bis sechzehn, Finnen. Sie hängen sich gerne an, um Blut zu saugen, daher die Taucher nicht gerne etwas mit ihm zu thun haben; wie solches Rondelet einmal bey einem Meerbade selbst erfahren, da er sie von seinen Füßen, selbst an der Ferse, kaum abbringen können; doch soll dieser Fisch, nach dem Salvian, zur Suppe gekochet, den Kranken dienlich seyn, auch gebacken recht gut schmecken.

B. 16. Labrus Paroticus, das Blauohr; von den blauen Kiemendeckeln also benennet; sonst mit rothen Floßen, einer krummen Seitenlinie, und ungetheiltem Schwanze. In der Rückenfloße befinden sich von ein und zwanzig neun Stachelfinnen, in der Brustfloße zwölf, in der Bauchfloße sechs, in der After- und Schwanzfloße vierzehn, Finnen; und in den amerikanischen Meeren ist sein Aufenthalt.

B. 17. Labrus Suillus, der Schweinsrücken; weil die Rückenfloße fasericht, und daher borstenartig aussieht, indem die Finnen über der Floßenhaut, wie Borsten hervorragen. Ueber dem Schwanze befindet sich ein schwarzer Flecken. Man zählet in der Rückenfloße von siebenzehn Finnen neun stachlichte, in der Brustfloße dreyzehn, in der Bauchfloße von sechsen eine stachlichte, in der Afterfloße von zehn drey stachlichte, und in der Schwanzfloße vierzehn Finnen. Man findet ihn in den europäischen Meeren, und in dem Iein. Westgoth. 179. wird er Sparus Bergsnyltra genennet.

B. 18.

B. 18. Labrus Striatus, der gestreifte Lippfisch; dessen Rückenfloße zwar auch so fasericht, wie an der vorhergehenden Art, doch unterscheidet sich der gegenwärtige durch gewisse weiße und braune Linien. In der Rückenfloße zählet man mit dem Ritter, von ein und zwanzig zehn stachlichte, in der Brustfloße siebenzehn, in der Bauchfloße von sechsen eine stachlichte, in der Afterfloße von eilfen zwo stachlichte, und in der Schwanzfloße zwölf, Finnen. Er bewohnet die amerikanischen Meere.

B. 19. Labrus Guaza, der braune Lippfisch, von seiner bräunlichten Farbe also benennet; der Schwanz ist abgerundet, und ragen an dieser Art die Finnen überall aus der Floßenhaut hervor. In der Rückenfloße zählet man von sieben und zwanzig eilf stachlichte, in der Brustfloße sechzehn, in der Bauchfloße sechs, in der Afterfloße dreyzehn, und in der Schwanzfloße funfzehn Finnen. Sein Aufenthalt ist im Ocean; und Lösling hat ihn, Itin. 104. beobachtet.

B. 20. Labrus Ocellaris, das Pfauenauge; der in der Mitten bey der Schwanzwurzel befindliche, schön gezeichnete, und einem Pfauenauge gleichende, Flecken, hat diesem Fische obige Namen gegeben; sonst ist die Rückenfloße wie an der no. 17. und 18. beschaffen; hat aber von vier und zwanzig vierzehn stachlichte, die Brustfloße funfzehn, die Bauchfloße von sechsen eine, die Afterfloße von dreyzehn drey stachlichte, und die Schwanzfloße dreyzehn Finnen. Sein Vaterland ist zur Zeit unbekannt.

B. 21. Labrus Tinca, die Meerschleye, Turdus, 12. des Rondelet und des Gesners, S. 12. a. der zwölfte Krametfisch; nach dem Artedi, syn. p. 56. sp. 9. ist er Labrus, rostro sursum reflexo, cauda in extremo circulari. Gall. Vielle. Bey dem Klein ist er Cicla, 7. ein Drosselmaul; s. diesen unsern Artikel, Th. II. S. 414. allwo, statt Meerschlange, Meerschleye, zu lesen. Müller bemerket in seiner Beschreibung, daß ihm die äußerliche, den Schleyen sehr ähnliche Gestalt, obige Namen gegeben. Er werde in dem Meere um England häufig gefunden; und werde auch von den Holländern Zeezeelt genennet. Nach ihm ist das Maul in die Höhe gezogen; die Lippen sind dick und fleischicht, (daher Labrus, Lippfisch,) die Farbe bunt, an den Seiten abwechselnde rothe, gelbe und braune Striche, welche der Länge nach vom Kopfe bis zum Schwanze hinunterlaufen; die Floßen mit rothen, gelben und braunen Flecken gesprenkelt, jedoch bey verschiedenen Arten mit immer abwechselnden

wechselnden fast willkührlich spielenden Farben. In der Rückenfloße zählet man von sechs und zwanzig funfzehn stachlichte, woran sich die weichen mit blauen Spitzen über die Floßen erheben; in der Brustfloße vierzehn, in der Bauchfloße sechs, und in der Afterfloße von dreyzehn drey stachlichte Finnen. Die Finnen der Schwanzfloße sind noch nicht mit angegeben worden. So schön er auch ist, soll doch sein Fleisch sehr unschmackhaft seyn. Daß diese Vieille, oder Tanche de mer, der Franzosen, von dem Asellus piscis, einer Art Stockfische, Altweib genannt, durchaus unterschieden sey, läßt sich aus Vergleichung unserer Artikel, Altweib, Th. I. S. 222. und Droßelmaul, Th. II. S. 414. sehr leicht urtheilen; doch vielleicht mit diesem Unterschiede, daß die Stockfischart von seiner äußerlichen Gestalt also benennet worden, dagegen aber ein schönes süßes Fleisch habe; diese Droßelart aber, zwar wegen ihrer äußerlichen Schönheit ein junges Weibchen und Meerfräulein, dagegen wegen ihres unschmackhaften Fleisches Vieille, Old Wife, zu nennen sey. Doch behaupten die Alten, besonders der Galen, das Gegentheil: die Krametfische sollen seyn, was der Turdus inter aues, sey.

B. 22. Labrus Bimaculatus, der Doppelfleck; weil er nicht nur am Schwanze, wie no. 20., sondern auch in der Mitten der Seiten, einen, aber braunen, augenähnlichen, folglich gedoppelte, Flecken hat. Seine Rückenfloße ist fäsericht, wie bey no. 17; es befinden sich aber darinnen von sechs und zwanzig Finnen funfzehn stachlichte, in der Brustfloße funfzehn, in der Bauchfloße von sechsen eine, und in der Afterfloße von zwölfen vier stachlichte Finnen; in der Schwanzfloße sind noch keine Finnen gezählet worden. Sein Aufenthalt ist im mittelländischen Meere. Nach dem Mus. Ad. Fr. I. p. 66. gehörete er noch zum Geschlechte Sciaena.

B. 23. Labrus punctatus, der punctirte Lippfisch; weil diese Art auf einem braunen Grunde, neun bis zehn parallel laufende, aus abwechselnden weißen und schwarzen gleichweitigen Puncten bestehende, Seitenlinien hat. Der Ritter fand an seinem Exemplare die Rückenfloße mit hervorragenden Finnenfasern besetzet, und zählte in selbiger von vier und zwanzigen sechzehn stachlichte, in der Brustfloße vierzehn, in der Bauchfloße von sechzehn eine stachlichte, in der Afterfloße von neunzehn drey stachlichte, und in der Schwanzfloße sechzehn, Finnen. Gronov aber hat in der ersten Floße, von fünf und zwanzig

zig Finnen funfzehn steife, in der zwoten funfzehn, in der dritten von sechsen auch eine, in der vierten von zwölfen nur viere, und in der fünften Floße achtzehn Finnen gezählet, und dabey angemerket, daß die zwote Finne (der Bauchfloße nämlich) borstenartig gewesen. Diese Fische kommen aus Surinam. Ehedem gehörten sie auch zu dem Geschlechte der Sciaena.

B. 24. Labrus Melops, das Schwarzauge; hat seine griechische, lateinische und deutsche Benennung, von den hinter oder über den Augen gezeichneten, dunkelbraunen halben Monden. Seine Rückenfloße ist ebenfalls faserricht, und die Schwanzfloße bunt. In der Rückenfloße hat der Ritter von fünf und zwanzig sechzehn stachlichte, in der Brustfloße dreyzehn, in der Bauchfloße von sechsen eine, in der Afterfloße von zwölfen drey stachlichte, (nach Müllern von dreyzehn) und in der Schwanzfloße Müller zwölf Finnen gezählet. Man fängt ihn in den südlichen Meeren von Europa.

B. 25. Labrus Niloticus, die Wolkenfloße; weil er, auf den Rücken- After- und Schwanzfloßen, gleichsam mit Wolken bezeichnet, überdem aus Egypten ist, hat er obige Benennungen erhalten. Die Linnäische Zählung der Finnen trifft mit der Haßelquistischen, bey dem er Itin. 346. no. 78. ebenfalls Labrus Niloticus heißt, meistens überein: in der Rückenfloße von dreyßig siebenzehn stachlichte; in der Brustfloße vierzehn zu funfzehn; in der Bauchfloße von sechsen eine; in der Afterfloße von zwölfen drey stachlichte; in der Schwanzfloße aber siebenzehn und zwanzig Finnen.

B. 26. Labrus Ossifagus, der Europäer; fast ohne alle Ursache des Beynamens. Müller muß anmerken, daß aus der Verbindung Os und Fagus eines Knochen und einer Buche, gar nichts zu machen; Ossifragus würde einen Beinbrecher bedeuten; (vielleicht, daß die Vögel auch einen Cameraden unter den Fischen haben möchten; und Ossiphagus einen Beinfresser, (da es aber auch wohl heißen möchte: Reim dich, oder ich freß dich.) Europäer kann er noch wohl am besten genennet werden, weil er doch seinen Aufenthalt in dem europäischen Meere hat. Zu dem ist er ja auch, von der vorigen Art wenig, oder gar nichts unterschieden, und könnte wohl dazu gerechnet werden; denn die Rückenfloße hat nach der Beschreibung, (Labrus, labiis plicatis, pinna dorsali radiis triginta) nach der Zählung von ein und dreyßig siebenzehn stachlichte, in der Brustfloße funfzehn;

in der Bauchfloße von sechsen eine, in der Afterfloße von funfzehn drey stachlichte, in der Schwanzfloße endlich dreyzehn Finnen. Vielleicht giebt die dreyzehnte Auflage des Linnäischen Systems, eine tauglichere Etymologie an; wo nicht, könnte er ja wohl Falten- oder Runzellippe getaufet werden.

B. 27. Labrus Rupestris, der Felsenkriecher; weil er sich an den felsichten Stranden in Norwegen aufhält, soll er Felsenkriecher heißen. (Doch, weil er Strom. fondm. 291. Carudse benennet wird, und besonders Pontoppidan dän. Naturhist. S. 188. eben diesen Labrum Rupestrem, See-Karusse, Norweg. Raate, See-Karusche, genannt hat: so hätte der Fisch seinen Beynamen auch nach diesem Exempel bekommen können. (Von der vorigen Art ist er, in Ansehung der gezählten Finnen, wenig oder gar nicht unterschieden; nur zeichnet er sich dadurch aus, daß er an dem obern Rande des Schwanzes einen braunen Flecken hat. Man zählet, nach zwo Arten, in der Rückenfloße von sechs und zwanzig Finnen siebenzehn stachlichte; in der Rückenfloße dreyzehn bis vierzehn; in der Bauchfloße von sechsen eine stachlichte, in der Afterfloße von zehn bis vierzehn drey stachlichte, und in der Schwanzfloße dreyzehn zu — — Finnen. Ehedem war dieser Norweger auch eine Sciaena.

B. 28. Labrus Onitis, der Schmutzbauch; von seinem aschgrau und braun geflecktem Bauche, da sonst die mehresten Fische weiße Bäuche haben, also benannt. (Nach dem griechischen würde dadurch eine eselgraue, meistens schmutzige, Farbe angezeiget werden.) Die Rückenfloße ist faserricht, und hat von sieben und zwanzig Finnen siebenzehn stachlichte, die Brustfloße funfzehn, die Bauchfloße von sechsen eine, die Afterfloße von eilfen drey stachlichte, und die Schwanzfloße vierzehn Finnen. Sein Vaterland ist unbekannt.

B. 29. Labrus viridis, der Grünling; nach dem Linné. Beym Artedi, gen. p. 34. Labrus viridis, linea utrinque coerulea; nach dem Klein aber, desselben Cicla cubitalis, App. p. 112. sp. 2. Turdus decimus des Rondelets; daher er auch bey dem Klein ein Droßelmaul, Cicla 6. ist, wie aus unserm Artikel, Droßelmaul, Th. II. S. 413. zu ersehen. Da er über und über, wenigstens obenher, grün, und nur an jeder Seite einen blauen Strich, (vielleicht Kiemendeckel und Bauchfloßen mit purpurfarbenen Rändern) hat, so kann er die Benennung behaupten. Artedi hält ihn auch deswegen für den Tordo oder Verdone der Römer. Man

zählet (aber nach dem Artedi, da der Ritter nicht gezählet) mit Müllern, in der Rückenfloße von dreyßig Finnen achtzehn stachlichte; woraus er vermuthet, daß er der Verdone des Salvians, und der Garzetto der Genueser sey; denn es habe Willughb. daselbst einen Grünling gesehen, der vier und zwanzig Finnen in der Rückenfloße gehabt, wovon funfzehn stachlicht gewesen, er wäre aber auch etwas breiter und dicker, als die andern Arten, und die Floßen ein wenig gefleckt gewesen; auch habe sich am Nabel ein violetfärbiger Höcker befunden. Die übrigen aber sollen, nach seiner Anzeige, zuweilen am Bauche mit blauen Flecken bezeichnet seyn. Indessen erhelle aus obigem, daß sein Aufenthalt mehrentheils im mittelländischen Meere seyn müsse.

B. 30. Labrus Luscus, der Blinzler; das vorzüglichste Merkmal dieses Fisches ist, nach Müllern, daß die obern Augenlieder desselben schwarz sind, daher er das Ansehen habe, als ob er die Augen zurück drückte und blinzelte. Seine Floßen alle sind gelb. In der Rückenfloße werden von ein und dreyßig achtzehn stachlichte, in der Brustfloße vierzehn, in der Bauchfloße sechs, in der Afterfloße von vierzehn drey stachlichte, und in der Schwanzfloße vierzehn Finnen gezählet. Sein Vaterland ist unbekannt.

B. 21. Labrus Liuens, der bleyfärbige Lippfisch; der ganze Körper ist bräunlich blau, der Schwanz abgerundet und die Rückenfloße fäsericht; in derselben befinden sich von dreyßig Finnen achtzehn stachlichte, in der Brustfloße vierzehn, in der Bauchfloße von sechsen eine, in der Afterfloße von zwölfen drey, und in der Schwanzfloße eilf Finnen. Auch dieser ist ein Fremdling.

B. 32. Labrus Turdus, die Meeramsel; des Artedi, syn. p. 57. sp. 11. Labrus oblongus viridis, iride lutea; des Willughb. p. 322. Turdus viridis maior; woraus zu erkennen, daß er mit dem Kleinischen Droßelmaul, Cicla, 6. und also mit dem Labro viridi, Linn. sp. 29. sehr nahe verwandt seyn müsse. Die Ursache der Benennung ist, nach Müllern, weil die Alten das Geschlecht der Meeramseln, wegen ihrer bunten Farben, Turdos genannt haben. Die gegenwärtige Gattung ist länglicht, fast wie ein Hecht, obenher grün, untenher blaß und gelblich, mit aschgrauen und blaßblauen Flecken gesprenkelt; um die Augen geht ein goldgelber Ring, und die Rückenfloße ist, nach dem Artedi, gen. p. 34. mit zwey und dreyßig Finnen besetzet, darunter neunzehn scharf oder stachlicht; die übrigen Fin-

nen sind wie bey den bereits angeführten Arten, auch von dem Ritter zur Zeit nicht gezählet worden.

B. 33. Labrus exoletus, der blaßfärbige Lippfisch. In dem großen oder atlantischen Ocean zeiget sich noch ein Fisch dieses Geschlechts, der die Rückenflosse fäsericht, den Körper mit blaßblauen Linien besetzet hat, und überhaupt blaßfärbig oder mißfärbig ist. Man zählet in der Rückenflosse von fünf und zwanzig Finnen neunzehn stachlichte, in der Brustflosse dreyzehn, in der Bauchflosse von sechsen eine stachlichte, in der Afterflosse von dreyzehn fünf dergleichen, und in der Schwanzflosse dreyzehn Finnen.

B. 34. Labrus Chinensis, der Chinesische Lippfisch. Die Gelegenheit zu diesem Beynamen mag wohl das Vaterland, Asien, allein gegeben haben. Seine Rückenflosse ist gleichfalls fäsericht, der Körper bleyfärbig, und der Kopf oder Scheitel höckericht stumpf. In der Rückenflosse zählet man von vier und zwanzig neunzehn stachlichte, in der Brustflosse dreyzehn, in der Bauchflosse von sechsen eine, in der Afterflosse von zwölfen fünf stachlichte, und in dem Schwanze zwölf Finnen; welches, setzet Müller hinzu, von voriger Art nicht viel abweicht, daher zu verwundern, daß überhaupt in diesem Geschlechte nicht mehrere Arten zusammengezogen worden.

B. 35. Labrus Cromis, der Caroliniſche Lippfisch. Der Ritter erkennt diesen Fisch für den Brasilianischen Guatucupa des Marcgravs, S. 177. s. diesen unsern Artikel, Th. III. S. 558; aus Achtung gegen den Brown aber, der ihn, Iamaic. 449. Cromis subargenteus oblongus, radiis anterioribus dorsalis (pinnae) aegre pungentibus, nennt, mag er wohl den Beynamen erhalten haben. Bey dem Raio, pisc. 96. soll er Coracinus Brasilienſis, und nach dem D. Garden ein Caroliner seyn. Er hat diesen besondern Umstand an sich, daß die Rückenflosse nicht recht zusammenhängt, und sich in der Afterflosse eine sehr große dicke Finne befindet, welche die zwote in der Ordnung ist, da die erste zwar auch steif und stachlicht, aber sehr kurz ist. Uebrigens sieht dieser Fisch einem Flußbarsching sehr ähnlich, und hat braune Bänder auf einem silberfarbenem Grunde. Die Kiemendeckel sind nicht gezähnelt, sondern haben nur einen einzigen Stachel. In der gleichsam gedoppelten Rückenflosse werden zehn Finnen in der ersten, und von zwey und zwanzig in der zwoten eine stachlichte, in der Brustflosse achtzehn, in der Bauchflosse sechs, in der Afterflosse von sieben zwo stachlichte, und in der

Schwanz-

Schwanzfloße neunzehn Finnen gezählet.

B. 36. Labrus Linearis, der Indianische Lippfisch. Vermuthlich wieder von seinem Vaterlande also benennt. Sein Körper ist länglicht, zusammengedrückt und von weißer Farbe. In der Rückenfloße werden von ein und zwanzig Finnen zwanzig stachlichte, in der Brustfloße zwölf, in der Bauchfloße sechs, in der Afterfloße funfzehn, und in der Schwanzfloße zwölf Finnen gezählet.

C. 37. Labrus mixtus, der marmorirte Lippfisch. Wir kommen jetzt, schreibt Müller, auf die dritte und letzte Abtheilung dieses Geschlechts, worinn nur solche Fische vorkommen, davon man die Anzahl der Finnen, besonders in der Rückenfloße, noch nicht untersuchet hat, und die auch, den übrigen Umständen nach, noch nicht genug bekannt sind. Die erste Art derselben wird, wegen der Marmorirung, oder gelben und blauen Farben, mixtus genannt, und Artedi hält diesen Fisch aus der Ursache für den Meerpfau. gen. p. 34. sp. 3. und 4. Synon. p. 57. sp. 6. und 10. Die Vörderzähne sind die größten, und soll man ihrer, nach dem Müller, finden, welche über einen Schuh lang wären; wofern nicht, statt Fuß, Zoll zu lesen, oder er etwa dem Suillus, dem großen Saufische des Catesbey, II. pag. et Tab. XV. ähnlich gewesen. Der Schwanz ist an dieser Art, wie an allen folgenden, gerade. Sein Aufenthalt ist in dem mittelländischen Meere, besonders zu Livorno, nach dem Artedi.

C. 38. Labrus fuluus, der Gelbfisch. Er ist das dreyzehnte Droßelmaul des Kleins, Cicla, und bey dem Catesby, II. pag. et tab. X. fig. 2. Turdus, cauda conuexa, die Meerdroßel mit dem runden Schwanze. Er behauptet seinen Beynamen mit vollem Rechte, weil er fast über und über goldgelb ist, und deswegen von den Engländern Yellow-Fish, von den Franzosen Poisson Jaune, und von dem Klein Cicla aurea, genannt wird. s. unsern Artikel, Droßelmaul, Th. II. S. 416. no. 13.

C. 39. Labrus Varius, der bunte Lippfisch. Er ist bey dem Klein ein Breitzahn, Sargus, 4. s. diesen unsern Artikel, Th. I. S. 968.

C. 40. Labrus Merula, die See-Merle. Nach dem Gesner, S. 8 b. Merula, ein Meeramsel, ein Amselfisch. Bey dem Artedi, syn. p. 55. sp. 7. Labrus coeruleo nigricans. Merula Auctor. Bey unserm Klein ist er ein Droßelmaul, Cicla, 10. s. diesen unsern Artikel, Th. II. S. 414. no. 10. Müller meynet, daß ihm die obige Benennung vermuthlich der schwarzen Farbe

wegen gegeben worden, denn er über und über bläulich schwarz, oder bleichbraun, sey. Man wolle auch angemerket haben, daß seine Leber weiß, in zween Lappen zertheilet, und mit einer cylindrischen, zweymal umgeschlungenen, sehr langen Gallenblase, versehen sey.

C. 41. Labrus Cynaedus, der Steinfisch. Nach dem Artedi, syn. p. 56. sp. 8. ist er Labrus luteus, dorso purpureo, pinna a capite ad caudam continua, und nach dem Gesner, S. 15. ist er Alphestes Cynedus, eine Art Steinlinge, Steinfische. Bey dem Klein aber ist er ein Meerbraßem, Synagris 8. wobey unser Artikel Droßelmaul, Cicla, 1. des Kleins, Th. II. S. 412. no. 1. mit nachzusehen. Nach Müllern ist freylich der Name Cynaedus nicht eben einer der schönsten, welcher diesen Fischen, welche sehr geil seyn, und sich wie Hunde begatten sollen, gegeben worden; daher sie auch griechisch Alphestes, (welches doch etwas honorabler klingt) genannt werden. Da aber die Holländer diese Fische Steenvischen nennen, weil sie sich an steinichten Orten aufhalten, (und deswegen von unsern lieben Alten Steinlinge, Rochaeus, genannt worden,) so ist ihnen Müller billig beygetreten. Sie werden etwa einen Schuh lang, sind schmal und dicke, der Farbe nach gelb, auf dem Rücken purpurfärbig, und vom Kopfe bis zum Schwanze mit einer langen Finne besetzet. Sein Aufenthalt ist im mittelländischen Meere.

Lippia.

Augustin Lippi, ein Franzose, hat eine Reise nach Egypten unternommen, vorzüglich, um daselbst neue Pflanzen zu entdecken; er ist aber in Abyssinien gestorben. Seine hinterlassenen Schriften sind in des Herrn von Linné Hände gekommen, und auch genutzet; deswegen auch dieses Pflanzengeschlecht dessen Andenken gewidmet worden. Herr von Linné führet drey Arten an, welche aber selten, und auch wegen der Geschlechtskennzeichen noch nicht hinreichend bestimmt sind. Die Blüthen stellen unter sich ein Knöpfchen vor. Der Kelch ist vierfach ausgezacket. Das Blumenblatt zeiget vier rundliche Einschnitte, davon der obere und untere breiter, als die beyden mittlern sind. Von den vier Staubfäden sind zween kürzer und zween länger, und diese länger als das Blumenblatt. Der einfache Griffel trägt einen schiefen Staubweg. Das Saamenbehältniß öffnet sich mit zwo Klappen, und enthält einen länglichten Kern, welcher aus zwey Fächern besteht, und zween Saamen enthält. Die Lippia hemi-

hemisphaerica, welche Jacquin beschrieben und abgebildet, zeiget in den Geschlechtszeigen einigen Unterschied. Von den Arten ist

die amerikanische, Lippia americana, die bekannteste. Sie wächst in Vera Crux, ist strauchartig und wird sechzehn bis achtzehn Schuh hoch. Der rundliche, rauhe Stängel ist bey den Gelenken zusammengedrückt. Die Aeste und Blätter stehen einander gegen über, und diese sind gestielt, rauh, lanzenförmig, und sägenartig eingekerbet. Aus dem Winkel treiben kurze, mit einem kleinen, viereckichten, eyförmigen Köpfchen besetzte, Blumenstiele. Die kleinen gelben Blumen stehen zwischen vielen, schichtweise über einander liegenden Schuppen. Man muß solche beständig im Glashause, auch die meiste Zeit über auf einem Lohbeete unterhalten, jedoch solcher zuweilen frische Luft und öfters Wasser geben.

Lippmuschel.

Von den herzförmigen Venusmuscheln haben verschiedene diese Benennung erhalten, welche wir hier zugleich anführen, und auch eine andere, nah verwandte, damit vereinigen wollen.

1) Lippdoublet, Venus fimbriata Linn. Die Schalen sind eyförmig, bäuchicht, der Länge nach gestreifet, der Quere nach grubicht, und am Rande also gekerbet, daß sich die Kerben wie eine Lippe schließen. Ostindien ist das Vaterland. Einige heißen diese Art das Waffeleisen, von Herr Müllern aber wird nach der Holländer Weise

2) Waffeleisen, Venus reticulata Linn. von andern auch Eisenkuchenmuschel oder Bienenstock genannt. Diese ist der vorherstehenden ziemlich ähnlich, weiß, herzförmig, erhaben und übers Creuze gestreifet, daher viereckichte Felder, nach Art der Waffeleisen, entstehen. Der After ist herzförmig und der Rand ungezähnelt. Ostindien und Afrika liefern dergleichen seltene Muscheln. Mit dem Waffeleisen ist ganz nahe verwandt

3) die Kindbetterinn, Venus puerpera Linn. Die Schale ist einigermaßen rund herzförmig, einer Faust groß, sehr schwer, bäuchicht, blaßrostfärbig, vorneher braun, mit häutichten Querstrichen besetzet, in der Länge aber schwach gestreifet. Inwendig, oberhalb dem Vörderzirkel, violetfärbig, der Vörderzwickel nicht ausgeschnitten, sondern nur unter dem Häutlein versteckt, und mit den Lippen, die biegsam sind, oben aufliegend, am After oval, und am Rande gekerbet. Man trifft dergleichen in Ostindien an.

4) Die Blaulippe, Venus laeta Linn. Die Schalen sind

nicht groß, glatt, etwas gelblicht, mit einigen weißen, breiten Strahlen besetzet. Der vördere Zwickel ist violet und der After eyförmig. Der Aufenthalt ist im mittelländischen und Indianischen Meere.

5) Blutlippe, Venus deflorata Linn. Die eyförmige, weiße Schale ist der Länge nach gerunzelt, vorneher und gemeiniglich auch inwendig violetfärbig, an den Lefzen des Vörderzwickels aber schwarz. Der Aufenthalt ist im Europäischen Meere.

6) Braunlippe nach der holländischen, Gourgandine nach der französischen Benennung. Venus meretrix Linn. Die Schalen sind platt, weiß, wenig gerunzelt, und führen einen aufgetriebenen, etwas klaffenden Vörderzwickel und werden in Indien gefunden.

Lippschale.

S. Klippkleber.

Liquidambar.

S. Amberbaum.

Lirium.

Unter diesem Namen begreift Herr von Noyen das Geschlechte Lilien; Hr. Dyck aber beleget damit eine andere Pflanze, welche zwar bey uns noch unbekannt, jedoch allen Gartenliebhabern zu empfehlen ist. Aus der knollichten, festen, braunen Wurzel treiben einige breite, länglichte, spitzige, am Rande wellenförmige, grünlichte, unterwärts purpurfärbig, gestreifte Blätter. Der nackende, unterwärts purpurfärbige, ohngefähr einen Fuß hohe Stängel endiget sich mit einer großen Blume, welche in einer spitzigen Scheide verschlossen ist. Die Scheide zerspringt in drey Lappen. Von den sechs Blumenblättern sind drey schmal und drey breit, diese stehen aufwärts und sind scharlachroth, die drey untern aber gelb mit grün vermischet, und ihre Spitzen mit Karmesin besprenget. Dyck meldet, wie diese Pflanze zu den sechsmännig-einweibigen gehöre, beschreibt aber nur drey fleischfarbene Staubfäden, mit großen scharlachfärbigen Staubbeuteln, welche unter dem obersten Blumenblatte stehen. Die Schönheit dieser Blume wird noch um vieles durch die dunkelrothe Ader vermehret, welche in der Mitte eines jeden Blumenblattes sich zeiget, und an den drey obern Blättern mit verschiedenen kleinen gebrochenen Linien getheilet wird. Vielleicht gehöret die Pflanze zu dem Geschlechte Ehrenschwerd oder Allermannsharnisch, wofern selbige nur drey und nicht sechs Staubfäden besitzt. Sie ist in Afrika zu Hause, vermehret sich durch die Wurzel, und muß in sandiger, doch fruchtbarer

barer Erde gepflanzet, und den Winter über in dem Treibehause unterhalten werden, zu welcher Zeit sie auch zu blühen pfleget.

Lithoglyphiti.

S. Figursteine.

Littorella.

Dieses ganz neuerlich von Herr Bergius bestimmte Geschlecht nennet Herr Planer Strändling, und war ehedem unter dem Namen der einblümichten Wegebreite bekannt. Plantago vniflora Linn. Spec. Der gewöhnliche Aufenthalt dieses Gewächses ist an den Ufern in der Schweiz, Dännemark, Schweden, auch in Frankreich und England. Aus der fäserichten Wurzel kommen zarte Ranken, welche aus den Knoten weiße Wurzelfasern treiben, und wodurch sich die Pflanze häufig vermehret. Das grasartige Stöckchen besteht aus lauter Blättern, welche alle auf der Wurzel sitzen und pfriemenartig, oberwärts etwas platt, gefurchet, und mit ganz kleinen haarichten Pünctchen besetzet, unterwärts erhaben, rundlicht, gleichsam mit ganz kleinen Erhebungen versehen, übrigens etwan drey Finger lang, aufgerichtet, und mit einer weißlichten Scheide, unter einander vereiniget sind. Aus den Scheiden der äußerlichen Blätter steiget ein kurzer, etwan einen Finger langer, nackender Stiel in die Höhe, an welchem, ohngefähr in der Mitte, ein eyförmiges, stumpfes Afterblättchen platt ansitzet, und oberwärts mit vier schmalen spitzigen Blattschuppen umgeben, und mit einer Blume männlichen Geschlechts geendiget ist. Der glockenförmige Kelch besteht aus vier lanzenförmigen Blättchen; das trichterförmige, weißröthlichte Blumenblatt zeiget vier aufwärts gerichtete Einschnitte; und die vier Staubfäden ragen weit über das Blumenblatt hervor; es zeiget sich auch bey diesen ein kleiner Fruchtkeim, welcher aber unvollkommen ist und verwelket. Bey dieser männlichen Blume stehen zwo, selten, drey weibliche. Jede derselben ist statt des Kelches mit zwo Schuppen bedecket, davon die untere länglicht und ganz, die andere aber in drey zarte, spitzige Einschnitte abgetheilet ist. Das Blumenblatt ist kegelförmig, ganz durchsichtig, und mit einem kaum merklichen dreyspaltigen Rande geendiget. Die Staubfäden fehlen gänzlich. Auf dem Fruchtkeime sitzet ein dünner, haarichter, weißlichter und sehr langer Griffel, mit einem unmerklichen Staubwege. Das verwelkete Blumenblatt umgiebt die Frucht, welches eine kleine eyförmige Nuß ist, und einen weißen Saamen enthält.

Lituiten.

Lituites, sind versteinerte Schnecken, welche, wie die Orthoceratiten, die Gestalt von runden Röhren haben, an den Enden aber krumm sind.

Livreeschnecke.

Livree- oder Libereyschnecke. Diejenige, welche Herr Geoffroi unter diesem Namen beschrieben, haben wir bey der Gartenschnecke angeführet. Die Holländer, und mit diesen Herr Müller, verstehen unter diesem Namen eine Warzenschnecke, aus dem Geschlechte der Stachelschnecken, nämlich Murex rubecula Linn. Die einfache Schale ist kaum einen Finger lang, und der Gestalt nach den gewöhnlichen Kinkhörnern ziemlich ähnlich; sie zeiget dicke Querrunzeln, die etwas höckericht sind, und durch Quernäthe unterschieden werden. Man vergleichet solche, wegen der, auf den Runzeln abwechselnden Farbe, die bald weiß, bald roth, bald gelb ist, mit den Bändern oder Schnuren, womit gemeiniglich die Livree der Bedienten besetzet ist. Man erhält dergleichen aus beyden Indien.

Lobelie.

Von diesem Pflanzengeschlechte haben wir unter dem Namen Cardinalsblume gehandelt. Hier erinnern wir nur, wie Plumier zuerst eine Pflanze mit diesem Namen beleget, Herr von Linné aber viele andere damit vereiniget, und endlich Plumiers Pflanze, welche doch zuerst Lobels Andenken gewiedmet worden, wieder von den andern Arten getrennet, und unter dem Namen Scaeuola, als ein eigenes Geschlecht angenommen. S. Henkelblume. Dergleichen Veränderungen müssen nothwendig die Kräuterwissenschaft höchst beschwerlich machen, aber nothwendig erfolgen, wenn man Pflanzen vereinigen oder trennen will, welche man nach allen Theilen nicht selbst untersuchet hat. Plumiers Lobelia hätte billig diesen Namen behalten, und die andern Arten einen neuen Geschlechtsnamen bekommen sollen.

Lobillo.

Lobillo ist ein Fisch, den die Spanier also nennen. Er soll am Kopfe und Ohren einem Hunde gleichen, und einen solchen Schwanz haben, damit man die Sirenen malet. S. A. Reisen, B. XII. S. 533. aus Careri Reisen, vom Jahr 1696. allwo er ein seltsamer Fisch genennet wird.

Lobster.

Lobster in England, wird zwar vom Richter S. 673. unter den Fischen mit angeführet, ist aber

ein

ein Seekrebs, Hummer, Astacus, von welchem er selbst S. 571. einige Nachricht giebt. Englisch Lobster, Französisch Ecreviſſe de Mer.

Lochbaum.

S. Grenzbaum.

Lockenpholade.

S. Pholade.

Lodde.

Lodde, ist nach dem Pontoppidan, Norweg. Naturhist. II. 254. ein Seefisch, der Gestalt nach fast wie ein Hering, aber dem Menschen ganz uneßbar, ob er schon unbeschreiblich fett ist. Denn wenn er zuweilen durch einen Sturm, oder starken Strom, todt ans Ufer geworfen wird, und die Ziegen ihn fressen, so wird sogar ihr Fleisch von einem unangenehmen Geruche und Geschmacke so durchdrungen, daß man es nicht speisen kann. Herr Peter Dass hat in seiner Beschreibung von Nordland, wo dieser Fisch allein bekannt zu seyn scheint, ihn als einen bösen und schädlichen Fisch vorgestellet, der alle andere Fische mit sich vom Ufer locket, und daher unter die Landplagen gerechnet zu werden verdienet, wie folgende Verse zeigen:

Bort, Lodde, med al din forgiftige Stank,
Al Verden forönsker dig alf kens Skavank.
Du est os et Riis og en Svöbe.
Ret saasoen en Hore, der tragter at flye,
Saa römever Ungdommen med Hende ef Bye,
Sam Bukke med Gederne löbe.
u. s. w.

Das ist: Fort, Lodde, mit allem deinen giftigen Gestank! Alle Welt verwünschet dich, du Schandfleck der Natur! Du bist uns eine Ruthe und eine Geißel. Recht wie eine Hure, wenn sie zu entfliehen trachtet; mit der alsdann die Jugend die Stadt räumet, so wie die Böcke mit den Ziegen laufen. u. s. w.

Von diesem nur genañten Nordland bemühet sich (Jonas) Ramus zu beweisen, dieses Land sey Homers Ogygia, und Ulysses der Gott Odin; woraus folgen würde, daß diese Provinz unmittelbar nach der Belagerung von Troja wäre bewohnet worden, S. A. Reis. B. XXI. S. 54. Sonst begreift dieses Nordland, Praefectura Saltensis, den berühmten Mälstrom, oder Mosköstrom, welcher täglich, nur zweymal drey Viertelstunden lang, ruhig und schiffbar ist, die übrige Zeit aber, als ein Euripus, kreismäßig der Ebbe und Fluth entgegenläuft, und alle Schiffe, die sich nicht zwo bis drey Meilen

von

von ihm entfernet halten, verschlingt.

Loden. S. Ast.

Löchel. S. Sembden.

Löchergras.

Löchergras nennet Herr Planer Triplacum Linn. Dieses grasartige Geschlecht trägt männliche und weibliche Blumen auf einem Stocke und auf einer Aehre. Bey den männlichen umgeben zwey schifförmige Bälglein zwo kleinere Spelzen und drey Staubfäden. Bey der weiblichen ist das Bälglein zwey- oder vierfach getheilet, und unterwärts gleichsam durchlöchert; drey Spelzen umgeben den Fruchtkeim und zween Griffel mit haarichten Staubwegen. Der harte Saamen ist eckicht. Herr von Linné führet zwo Arten an, welche auch in hiesigen Gärten unterhalten werden.

1) Das beständige Löchergras mit getrennten Geschlechtern, Gramen dactylon maximum, Triplacum dactyloides L. wächst in Amerika. Die Wurzel besteht aus dicken, fleischichten, flach unter der Erde seitwärts hinlaufenden Knollen, welcher an den vordern Enden viele lange schilfartige Blätter, und zwischen diesen einen aufgerichteten, vier bis fünf Schuh hohen einfachen Stängel treibt. Am Stängel sitzen auch schilfförmige Blätter, deren Rand zart und scharf eingekerbet ist, welches man alsdenn merklich wahrnehmen kann, wenn man die Blätter mit der Hand von oben nach unten zu streichet. Die Blattscheide ist mit einem dreyeckichten braunen Flecke bezeichnet. Der Stängel endiget sich gemeiniglich mit einer, selten mehreren, dichten, langen und einseitigen Aehren, welche eckicht, gleichsam durch Gelenke abgetheilet, und jedes Gelenke mit einer auch zwo Blumen besetzet ist. Der Saame wird bey uns nicht reif, man kann aber die Wurzel theilen, wobey man sich aber in Acht nehmen muß, damit die abgebrochenen Stöcke nicht faulen, und deswegen solche anfangs trocken halten; wenn aber die Wurzel treibt, soll man solche fleißig den Sommer über begießen, in geräumlichen Töpfen unterhalten, jährlich versetzen, und den Winter über in einem gemeinen Glashause aufbehalten.

2) Das zwitterblümichte Löchergras; Herr Gleditsch nennet solches den großen unächten Schwaden aus Jamaika, und Herr von Linné Triplacum hermaphroditum, weil dieses Zwitterblumen trägt. Es wächst in Jamaika, ist gleichfalls ein hohes, ansehnliches, schilfartiges

Stauden-

Staudengewächse, welches sehr dichte, schuppichte Aehren bringt. Herr von Linné giebt solches für jährig, Herr Gleditsch für fortdauernd aus, und letzterer meldet, wie man es zwar im Frühjahre aus Saamen erziehen, aber auch im Herbste aus der Wurzel vermehren, und die Stöcke den Winter über im Glashause unterhalten könne.

Man hält diese Arten nur der Abwechselung wegen in den Gärten und kann davon keinen Nutzen hoffen.

Löchermoos.

Herr Dillen hat dieses Moosgeschlecht zuerst bestimmet, und selbigem den Namen Porella beygeleget. Es ist davon nur eine Art bekannt, welche in Pensylvanien wachsen soll, doch hat solche Herr Kalm daselbst nicht finden können, auch Herr von Linné dieses Pflänzchen niemals gesehen. Dillen beschreibt an diesem Moose gefiederte Blätter, und eine, in viele Fächer abgetheilte und durchlöcherte Büchse, welche weder Deckel, noch Haube hat.

Löcherschwamm.

Mit diesem Namen wird füglich Boletus Dill. und Linn. beleget, indem dieser, meistentheils platte Schwamm oder Bülz auf der untern Fläche mit vielen kleinen Höhlchen durchlöchert ist. Herr von Linné führet vierzehn Arten an, und theilet solche in zween Haufen, indem einige davon gestielet sind, andere aber platt aufsitzen. Verschiedene davon hält Herr Gleditsch für Spielarten, und führet unter diesen auch einige an, welche die Herren Dillen und von Linné als ein besonderes Geschlecht unter den Namen Erinaceus oder Hydnum, Stachelschwamm beschrieben, indem derselbe davorhält, daß der Stachelschwamm gleichsam eine Ausartung des Löcherschwamms sey, und die Röhrchen oder Löcher bey einigen ganz, bey andern aber ausgezacket erscheinen. Hr. von Haller hatte ehedem vier Geschlechter des Löcherschwamms angenommen, und diejenigen Arten, bey welchen sich der untere röhrenförmige Theil von dem übrigen Fleische des Schwammes unterscheidet und absondert, von denjenigen getrennet, bey welchen einiger Unterschied, oder Absonderung dieser zween Theile des Bülzes nicht statt hatte, die ersten nennet derselbe Suillus, die andern Polyporus; und da auch dieser Kräuterlehrer ehedem die gestielten und ungestielten Schwämme trennete, wurden die ungestielten des erstern Geschlechts Agarico Suilli, und des letztern, Agarico Polypori genennet. In der neuen Ausgabe aber von den

den Schweizerischen Pflanzen hat derselbe diese alle vereiniget, und zum Geschlechtsnamen Polyporus angenommen, und dabey erinnert, wie man diesen Namen, welchen der groſse Beobachter von Schwämmen Michelli zuerst aufgebracht, billig beybehalten sollte, da solcher das Hauptkennzeichen dieses Geschlechts recht wohl ausdrücket. Wegen der Vereinigung des Stachelschwammes mit dem Löcherschwamme erwähnet zwar Herr von Haller des Hofr. Gleditschens Beobachtungen, will aber, um die Arten in einem Geschlechte nicht allzusehr zu häufen, solche getrennet lassen. Herr von Haller führet vom Löcherschwamme etliche vierzig Arten an. Herr Hill nennet die gestielten Löcherschwämme Solenia, und die ungestielten Poria, hat aber noch ein anderes Geschlechte unter dem Namen Amphetretia angebracht, bey welchem beyde Flächen, die obere sowohl als die untere, durchlöchert ist. Bey allen Löcherschwämmen stehen innerlich an dem Rande eines jeden Röhrchen fünf kurze Staubfäden mit länglichten Staubbeuteln, und die innerliche Fläche dieser Röhrchen ist mit den feinsten Saamen ganz besetzet. Wir wollen hier die bekanntesten Arten des eigentlichen Löcherschwammes, die Stachelschwämme aber unter diesen Namen anführen.

1) Kurzstielichter Blätterschwamm, dessen Hütchen mit Circullinien bezeichnet, Polyporus lignosus et cespitosus Mich. Tab. 70. fig. 6. Herr Gleditsch beschreibt solchen also: ein lederhafter, haufenweise wachsender Heydebülz, mit einem platten, ausgezackten und schwärzlichen Hütlein, welches oberwärts einen dunkelbraunen Wirbel hat, und mit vielen Circullinien durchzogen ist. Es wächst selbiger in den Gärten und trocknen Wäldern.

2) Ungestielter Blätterschwamm mit halben Circullinien bezeichnet, Boletus versicolor Linn. Dieser sitzet platt auf, besteht aus einem harten, fast holzichten Wesen, und ist halbrundlicht gestaltet, oberwärts mit vielen bunten, blauen, gelben, braunen, und anders gefärbten halben Circullinien, unterwärts aber mit den allerzärtesten weißen Röhrchen versehen. Er wächst überall in Deutschland an alten Bäumen und Hölzern.

Beyde vereiniget Herr Gleditsch, und nennet solche lederhafte harte Heydebülze, deren plattes Hütlein oberwärts mit verschiedenen bunten Circeln bezeichnet, und auf dem Wirbel mit einer Vertiefung versehen sind, und erinnert dabey, wie die Gestalt derselben verschieden ausfalle. Zuweilen wachsen viele dicht beyeinander, oder verwachsen gar untereinan-

tereinander, zuweilen stellen solche übereinander liegende Blätter vor. Die Vertiefung des Wirbels ist auch nicht bey allen merklich, und statt dessen ist öfters nur ein besonderer Fleck wahrzunehmen.

3) Ungestielter schuppenartiger und rauher Löcherschwamm, Agaricum squamosum superne sericeum et versicolor inferne alb. etc. Mich. Hr. Gleditsch nennet solchen den buntgestreiften, lederhaften, schuppenartigen und vielfach wachsenden Baumbülz sonder Stiel, mit den allerzärtesten eckichten Röhrchen. Die obere Fläche ist gemeiniglich ganz rauch, grünlicht und mit bunten Linien wellenförmig durchzogen. Man findet selbigen im Winter, auch zu anderer Zeit an den Stämmen der alten Bäume, und dem faulen Holze. Herr Hofr. Gleditsch bemerket davon zwo Abänderungen, als

a) einen bunten, schuppenartigen und vielfach wachsenden Baumbülz sonder Stiel, dessen kammförmig zertheilte Lappen, in der Gestalt einer Rose zusammengesetzet sind, unterwärts mit den allerzärtesten Röhrchen. Diese sind gemeiniglich durchlöchert, und reissen auf.

b) Einen dergleichen, welcher aber grau und sammetartig, unterwärts weiß, aber nicht in Lappen zertheilet ist.

4) Trichterförmiger Löcherschwamm, Polyporus infundibuli forma Mich. Tab. 70. fig. 4. et 8. Dieser lederhafte, dunkelgelbe Baumbülz hat ein umgekehrtes, und in Gestalt eines Trichters über sich ausgebreitetes Hütlein, welches man daher von dem Stiele nicht unterscheiden, auch bey diesen, wie bey vielen andern, den untern löcherichten, und obern lederartigen Theil nicht absondern kann. Die Farbe ändert sich zuweilen, und der Stiel ist bald dicke, bald dünne. Man findet solchen im Herbste an den Rüstern, Pappeln und Küfern.

5) Purpurfärbiger krauslappichter Löcherschwamm, Agaricum squamosum purpureum etc. Mich. Herr Gleditsch nennet solchen den schuppenartigen, und büschelweise wachsenden, sammethaften Erdbülz, mit purpurfarbenen, krausfaltig zertheilten Lappen und sehr zarten Röhrchen, und bemerket, wie solcher sich vorzüglich in denjenigen sandigen Gegenden aufhalte, wo die Rheinblume häufig wächst, und öfters darauf, zuweilen auch mit Sande bedecket angetroffen werde.

6) Schuppenartiger und in gefaltene Lappen tief getheilter Löcherschwamm; Fungus intybaceus, auch im deutschen Endivienschwamm genannt. Er wächst schuppenartig über einander

der, ohne Stiel, und ist verschiedentlich, nach Art der Endivienblätter, in gefaltene und tief zerschnittene Lappen abgetheilet, mit sehr zarten Röhrchen. Die Farbe fällt gemeiniglich aus dem weißen ins aschfärbige, zuweilen ist solche strohfärbig. Es erscheint solcher im Herbste in dicken Wäldern, gemeiniglich an den alten Eichstämmen. Es findet sich auch eine Abänderung, welche weich und noch blätterichter, und in zart gekraußte, feine, braune Lappen zerschnitten, und mit sehr kleinen, weißen Röhren versehen ist, welche Herr Gleditsch zu dieser Art rechnet, Herr von Haller aber besonders anführet. Man findet diesen Schwamm gegen den Herbst in den Wäldern; er enthält ein weißes, weiches, saftiges und schmackhaftes Fleisch, und wird in verschiedenen Oertern mit Salz, Pfeffer, Butter, Milch und Eyern zubereitet und gespeiset, und Habichtsschwamm genannt.

7) Ungestielter, breiter, leberartiger Löcherschwamm, Agaricum esculentum hepatis facie Mich. Tab. 61. fig. 1. Hr. Gleditsch billiget die Gleichheit mit der Leber, indem dieser weiche und saftige Bülz sehr breit, und oberwärts rothbräunlich gefärbet ist. Er hat keinen Stiel, ist verschiedentlich zertheilet und unterwärts blaßgelb und höckericht. Man kann den untern löcherichten von dem obern Theile leicht absondern. Im August und September zeiget sich solcher um die Rothbuchen und Eichen, und gehöret unter die eßbaren Bülze. Es wird solcher von einigen der Blutschwamm genannt, vielleicht deswegen, weil solcher einen bluthrothen Saft enthält.

8) Seitwärts gestielter, halbrunder Löcherschwamm, Feuerschwamm, Agaricus pedis equini facie Tourn. Boletus igniarius Linn. Diesen weißgrauen, halbrunden, unterwärts platten Bülz vergleichet man gemeiniglich mit einem Pferdefuße. Es zeiget solcher die allerzärtesten Röhrchen, zuweilen sind selbige gar nicht sichtbar, und ruhet auf einem kurzen, seitwärts angebrachten Stiele. Man findet solche in den trockenen Wäldern zwischen dem Heidekraute, auch an den alten Birkenstämmen. Das Wesen desselben ist mehr und weniger hart oder zähe, oberwärts gemeiniglich weißlich oder aschfärbig, zuweilen auch roth gefärbet, auch die Gestalt zuweilen mehr platt und die Oberfläche höckericht. Zuweilen erhält solcher die Gestalt eines Fächers, und die Oberfläche ist alsdenn röthlichtgelb und das Häutchen gleichsam schuppicht, ungleich, und mit einem klebrichten Firnisse überzogen; bisweilen fehlet auch der Stiel. Dergleichen Abänderungen haben Michelli

chelli und andere als besondere Arten angeführet, Herr Gleditsch aber mit einander vereiniget. Der halbrunde, weißgraue, gestielte und ungestielte wird vorzüglich zum Feuerschwamme genommen, solcher in eine Lauge von Urin und Asche etliche Tage über eingeweichet, hernach abgeklopfet, mit einem hölzernen Hammer geschlagen, auch wohl nochmals in Aschenlauge eingeweichet, und damit, wenn es schwarzer, oder so genannter Pulverschwamm werden soll, etwas Salpeter vermischet. Außer dem gewöhnlichen Gebrauche zum Feueranschlagen kann man auch Kleidungsstücke daraus verfertigen. Herr Schreber hat eine daraus verfertigte Mütze, und Herr Gleditsch andere Kleidungsstücke, auch daraus bereitete Stühle gesehen.

9) Ungestielter glatter wohlriechender Löcherschwamm, Boletus suaueolens L. wächst in Schweden und Lappland an den Weiden. Bey uns ist selbiger unbekannt, auch eben nicht ängstlich zu verlangen, indem die jungen Pursche in Deutschland dergleichen Reizungsmittel nicht bedürfen, wie Herr Linné von den Lappländern angeführet. Die Lappländer pflegen diesen Schwamm in einem Beutelchen an ihrem Leibe und gerade vor der Schaam zu tragen, damit sie durch dessen wohlriechende Ausdünstung sich bey den Mädchen und ihren Weibern angenehm machen möchten.

10) Weißgestielter, gelbröhrichter Löcherschwamm, Schweinebülz, Boletus luteus Linn. soll in den Wäldern wachsen und eßbar seyn.

11) Gestielter, gelber, und mit zusammengesetzten Röhrchen versehener Löcherschwamm, Kühbülz, Boletus bouinus, wächst in Wäldern und auf Wiesen; gehöret zu den verdächtigen Arten, und wenn die melkenden Kühe dergleichen fressen, geben sie eine eckele Milch, welche auch währenden Gerinnen zähe wird.

Herr Dr. Schäfer führet noch verschiedene Arten des Löcherschwammes an, welche aber nicht gehörig bestimmet sind. Wie denn überhaupt desselben Abbildungen mehrentheils Spielarten, und mit andern Schriftstellern nicht leicht zu vergleichen sind. Zuletzt erwähnen wir

12) des Lerchenschwammes, Agaricus offic. welcher vielleicht eine Abänderung der achten Art ist, jedoch von Herr von Hallern no. 2284. besonders angeführet wird. Dieser Schwamm ist ungestielt, oberwärts mit verschiedentlich gefärbten gelben Cirkellinien bezeichnet, und unterwärts mit gelblichten Röhren versehen. Die kurzen, hohen und dicken Lappen, aus welchen solcher besteht,

zeigen einige Aehnlichkeit mit dem Pferdefuße. Es wächst solcher an den alten Stämmen des Lerchenbaums, vielleicht auch an andern Bäumen; zum Arzneygebrauche erwählet man aber nur diejenigen, so am Lerchenbaume ansitzen, indem man dafürhält, daß dieser allein dergleichen Wirkungen besitze. Man erhält dergleichen aus Tyrol, dem Delphinat, auch aus andern Gegenden. Ehedem wurde selbiger aus der asiatischen Landschaft Agaria, oder Agria in Sarmatien gebracht, und daher auch mit diesem Namen beleget. Noch jetzo will man denjenigen, der aus der Levante kömmt, für den besten halten. Er ist wie eine halbe Kugel gestaltet, unten breit, oben spitzig, ungleich, eckicht, leicht, innerlich weiß, zart und fasericht, äußerlich hart, aschgrau, oder röthlicht, vom Geschmacke anfangs süße, hernach bitter, eckelhaft und zusammenziehend. Wenn er frisch ist, riecht solcher stark und unangenehm. Einige unterscheiden Männlein und Weiblein, ohne allen Grund. Diejenige Sorte, so man für das Männlein ausgiebt, ist viel schwerer, härter, gröber, grauschwärzlich, und viel heftiger von Wirkung. Boulduc nennet solchen den falschen Lerchenschwamm, und berichtet, wie selbiger das Wasser schwarz färbe, wenn damit aufgelößter Vitriol vermischet würde, und zum Schwarzfärben dienen könne. Doch verkaufen die Materialisten einige Sorten. Den ganz schlechten nennen sie Agaricum mellanum, den guten finum, und die kleinen Schwämmchen, welche noch nicht ihre gehörige Vollkommenheit erlanget, Rasuram agarici. Es wird selbiger, sobald er anfängt trocken zu werden und Ritze zu zeigen, von dem Baume abgenommen, einige Zeit in die Sonne geleget, und wenn er weiß geworden, mit hölzernen Hammern geschlagen, damit er nicht weiter aufreisse. In Holland soll solcher mit der Raspel überfahren, und mit Kreide weiß gefärbet werden. Es war dieser Schwamm ehedem ein berühmtes Purgiermittel, und es kann solcher auch in den Krankheiten, wo die wässerichten Feuchtigkeiten im Uebermaaße vorhanden, nützliche Dienste leisten; doch werden der Magen und die ganzen Gedärme davon stark angegriffen und geschwächet, deßwegen man auch selbigen mit gewürzhaften Mitteln versetzet, und niemals im Pulver, sondern nur auf eine schickliche Art mit Wein aufgelöset, zu verordnen pfleget. Die mit Weingeist bereitete Essenz soll nach Bouldues Erfahrungen äußerst widerlich riechen und schmecken, und ein einziger Tropfen davon, welchen er auf die Zunge genom-

genommen, Erbrechen und lang anhaltenden Eckel verursachet haben. Es will Boulduc auch wahrgenommen haben, daß das harzige und wirksame Wesen allein in der äußerlichen Schale sich aufhalte, und der innere, mehr mehlichte Theil ganz unkräftig, folglich die Wirkung immer ungewiß sey, indem man nicht wissen kann, ob der Apotheker mehr von diesem, oder jenem Theile nehmen möchte. Auch sind die daraus verfertigten Küchelchen, Agaricus trochiscatus, und Trochisci de agarico, nicht füglich zum Gebrauche anzurathen. Will oder muß man selbigen bey hartnäckigen Krankheiten, als der Wassersucht und dergleichen gebrauchen, kann man solchen in Leinewand einwickeln, in petia ligatus, in Wein weichen, und diesen trinken lassen. Die Alpeneinwohner gebrauchen den Lerchenschwamm als ein Hausmittel zu purgiren, auch bey verschiedenen Krankheiten des Viehes. Herr Gmelin berichtet, wie die sibirischen Jäger, wenn sie auf den Zobelfang ausgehen, und unterwegens Mangel am Sauerteig haben, die, unter der äußern Rinde befindliche saftige Haut abschaben, mit Wasser eine Stunde lang über dem Feuer kochen, solche hernach mit Mehl vermischen, und diesen Teig zwölf Stunden im Schnee vergraben, und dadurch einen guten Sauerteig erhalten. Zum Schwarzfärben der Seide soll dieser Bülz auch schicklich seyn.

Die achte Art ist auch deßwegen berühmet, weil solche äußerlich zum Blutstillen gebrauchet worden. Wir haben zwar den Bovist als ein gebräuchliches blutstillendes Mittel angeführet; es können aber auch andere Bülze, welche ein zähes Wesen besitzen, gleiche Wirkung leisten, wenn solche gehörig zubereitet, und auf die blutenden Theile geleget werden. Man soll aber dergleichen Mitteln nicht zu viel trauen, indem solche im eigentlichen Verstande das Blut nicht stillen, sondern nur in so ferne sie an die blutenden Gefäße genau angedrücket, und in der Lage erhalten werden, diesen Nutzen leisten. Daher auch viele Wundärztze das Unterbinden der Adern vorzüglich empfohlen, und den Gebrauch dieser Schwämme widerrathen haben. Wenn dieser Schwamm als ein blutstillendes Mittel gebrauchet werden soll, muß solcher auch zuvor gehörig zugerichtet werden. Man kochet solchen alsdenn nicht in Lauge, sondern schneidet ihn in Stücke, und schlägt diese so lange mit dem Hammer, bis sie ganz weich, und das fäserichte Wesen genugsam zertheilet worden.

Unter den vielen Schwämmen, welche Herr Pallas in Rußland gefunden, war der merkwürdigste derjenige eßbare Schwamm, welchen die Russen Osinowick, oder Espenwaldschwamm nennen, und eine Art des Boleti, besonders mit dem Boleto viscido Linn. nahe verwandt, nur fleischichter, erhabener und trockner ist. Sobald derselbe abgebrochen, und an die Luft geleget wird, bekömmt der Hut an der untern Seite eine schmutzigblaue Farbe. Bricht man ihn durch, wird das weiße Fleisch in wenig Secunden bläulicht gefärbet, und allmählig bis zur schönsten Ultramarinfarbe erhöhet. Presset man den wässerichten Saft aus, wird solcher schon im Herabtriefen bläulicht, und nimmt in einem offenen Gefäße gar bald die nämliche schöne Farbe an, welche auch auf Leinewand färbet, aber in kurzer Zeit wieder verbleichet. Die gefärbten Lumpen und der Saft selbst gehen durch alle Schattirungen nach und nach in ein sächsisch grün, und nach vier und zwanzig Stunden in ein mattes blaugrün über, welches in der Folge noch mehr verbleichet, und durch keine der gewöhnlichen Beitzen kann erhöhet oder erhalten werden. S. Pallas Reisen I. Th. 31. S. Wir haben diesen besondern Umstand deswegen hier anmerken wollen, weil vielleicht auch unter unsern Löcherschwämmen dergleichen vorkommen könnten, wenn man solche genauer untersuchen wird.

Löffelbaum.

Die in Pensylvanien wohnenden Schweden haben diesem Baume deßwegen den Namen gegeben, weil die Wilden ihre Löffel und Kellen daraus zu verfertigen pflegten. Herr von Linné nennet das Geschlechte Kalmia. Und wir werden des verdienten Naturforschers Peter Kalms Andenken mit aller Hochachtung erhalten, ob wir gleich das Geschlecht unter dem deutschen Namen anführen. Der kleine, stehenbleibende Kelch ist in fünf eyförmig zugespitzte Einschnitte getheilet. Das Blumenblatt ist einem Präsentiertheller oder Trichter ähnlich, die Röhre länger als der Kelch, und der aufgerichtete Rand fünffach zerschnitten. Aeußerlich stehen um das Blumenblatt zehen Erhebungen, welche Herr von Linné gehörnte Honigbehältnisse nennet, und wodurch sich dieses Geschlechte von allen verwandten unterscheidet. In der Murrayischen Ausgabe werden nur fünf dergleichen Hörnerchen angegeben. Die zehen Staubfäden sind etwas kürzer als das Blumenblatt, der Griffel aber ist länger, gebogen, und der Staubweg stumpf. Das kugelförmige Saamenbehältniß

zeiget

zeiget fünf Klappen und viele Saamen. Es sind hiervon zwo Arten bekannt.

1) Der breitblätterichte Löffelbaum, Bergröslein, Kalmia latifolia Linn. wächst häufig in Pensylvanien, auf Sandhaiden und andern magern Stellen; über dem zwey und vierzigsten Grade der nördlichen Breite aber soll solcher nicht mehr zu finden seyn. Es wird dieser auch der niedrige Löffelbaum genannt, und Hr. v. Linné setzet die Höhe auf sechs Fuß; nach desselben Angeben soll solcher auch beständig grün und mit Blättern besetzet seyn, bey uns fallen solche meistentheils ab. Die Blätter sind gestielt, wechselsweise gestellet, eyförmig, an beyden Enden zugespitzet, völlig ganz, fast lederartig, glatt und glänzend. Die großen Blumenbüschel sitzen an den Enden der Aeste. Die Blumenstiele sind mit klebrichten Haaren besetzet, und mit acht kleinen spitzigen Afterblättchen umgeben. Sie treiben im May hervor, und ehe die Blumen aufbrechen, haben sie eine schöne rothe Farbe, nachher werden sie von der Sonne ausgebleicht, daß sie zuletzt ganz weiß werden; viele sind auch rosenfärbig. Diese vielen, großen und schönen Blumen geben dem Baume ein vortreffliches Ansehen; doch ist der Geruch von selbigen eben nicht gar angenehm. Die Blätter sind einigen Thieren ein Gift, andern aber dienen sie zum Futter. Wenn die Schaafe von diesem Laube fressen, sterben sie entweder gleich darauf, oder werden doch sehr krank und sind kaum zu retten. Pferde und Rindvieh, die dergleichen Blätter gefressen, haben sich sehr übel darnach befunden, ob sie gleich nicht davon gestorben. Hingegen sind sie im Winter ein gutes Futter für die Hirsche; wobey aber merkwürdig ist, daß die Hunde, welchen man das Eingeweide von Hirschen, welche dergleichen Laub zuvor gefressen, vorgeworfen, davon ganz wild und gleichsam trunken geworden; die Menschen hingegen haben von dem Genusse des Fleisches von dergleichen Hirschen keine Ungelegenheit empfunden. Das Holz ist sehr hart und wird vorzüglich zu Weberspuhlen gebrauchet; auch die Tischler verarbeiten solches gerne, indem es fest ist, nicht aufspringt und sich gut glätten läßt; insbesondere gebrauchen sie die Wurzel, welche durchaus gelb ist. Wenn das Laub ins Feuer geworfen wird, so erreget es ein Gepraffel, als hätte man Salz hinein geschmissen. Wenn in Pensylvanien gewisse Insecten fast alles Laub an andern Bäumen verzehret, haben sich solche doch nicht an die Kalmie gemachet. Man kann hierüber Hrn. Kalms Reisebeschreib. 2 Th. 476. S. nachlesen. In Kamtschatka

schatka sollen die Blätter wider die Liebesseuche gebrauchet werden.

2) Der schmalblätterichte Löffelbaum, Kalmia angustifolia Linn. wächst in Pensylvanien und Neuyork. Dieses Bäumchen ist auch bey uns immergrünend, niedriger, und theilet sich in kleine dunkelbraune Aeste. Die Blätter sind viel schmäler und weniger steif; die Blumenbüschel stehen seitwärts an den Aesten, und gemeiniglich drey bey einander. Das Ansehen der Blume ist eben so schön, als bey der ersten Art, und die Wirkungen und Eigenschaften der Blätter kommen mit jener gleichfalls überein.

In hiesigen Gegenden dauern diese Bäumchen bey gelindem Winter im freyem Lande aus, bey größerer Kälte aber gehen sie verlohren. In Töpfen treiben sie keine Schößlinge und Absenker gerathen selten. Am besten gelangt man zu jungen Bäumchen, wenn man aus Nordamerika Saamen erhalten kann. Beyde verdienen alle Hochachtung der Gartenliebhaber.

Löffelente.

Anas latirostra, platyrincha, ist eine Art Enten, die wegen des breiten Schnabels also genennet wird; denn er ist gleichsam wie ein Löffel gestaltet; die Schneiden mit kurzen scharfen Borsten besetzet. Kopf bis mitten zum Halse röthlicht schwarz, Flügel lichtblau und weiß; Unterleib kastanienfarben, und die Füße zinnoberroth. Diese Ente hält Klein für einen Zugvogel, so groß wie eine gemeine wilde Ente.

Löffelkraut.

Cochlearia Tourn. und Linn. Der Kelch besteht aus vier eyförmigen, ausgehöhlten, abfallenden Blättern. Die vier großen und creuzweis gestellten Blumenblätter zeigen kurze schmale Nägel und eyförmige Ränder. Von den sechs Staubfäden haben viere mit dem Kelche einerley Länge, und zween sind etwas kürzer. Der kurze Griffel trägt einen stumpfen Staubweg. Das aufgeblasene, herzförmige, rauhe Schötchen ist vorwärts eingekerbet und mit dem Griffel besetzet, und zeiget zwey Fächer, in deren jedem gemeiniglich vier Saamen liegen. Herr von Linné hat den Meerrettig und Krähenfuß mit dem Löffelkraute vereiniget, beyde haben wir besonders angeführet, indem die letzte Pflanze gar füglich ein eigenes Geschlecht ausmachet, und der Meerrettig, ob solcher gleich vorerwähnte Geschlechtszeichen führet, doch dem Namen nach durchgehends unterschieden wird. Wahre Arten des Löffelkrautes sind

1) das rundblätterichte Apothekerlöffelkraut, Scharbockskraut,

kraut, Scharbocksheil, Cochlearia officin. Linn. wächst am Meerstrande in den mitternächtlichen Gegenden Europens. Die Blüthzeit ist nach der Aussaat verschieden. Die dicke und mit Fäserchen besetzte Wurzel treibt viele, lang gestielte, saftige, fette, rundlich herzförmige, völlig ganze, oberwärts glänzend grüne, unterwärts röthliche Blätter, zwischen welchen sich der, ohngefähr einen Fuß hohe, in Zweige abgetheilte, und wechselsweise mit platt aufsitzenden, herzförmigen, mehr zugespitzten, auch stumpf eingekerbten Blättern besetzte Stängel erhebet. Die Zweige endigen sich mit kurzen weißen Blumenähren. Es ist diese Pflanze eigentlich nur ein Sommergewächse, und wenn die Aussaat im Frühjahre geschieht, treiben die Blüthen ohngefähr im August hervor; da man aber in diesen Fällen nicht leicht reifen Saamen erhält, pfleget man die Aussaat im Junius oder Julius vorzunehmen, da denn Wurzel und Blätter den Winter über ausdauern, und im folgenden Frühjahre die Stängel und Blüthen hervortreiben. Da man auch, wegen des nützlichen Gebrauchs, das ganze Jahr über frische Blätter zu haben wünschet, und die untersten meistentheils, wenn der Stängel aufgeschossen, vertrocknen, kan man die Aussaat verschiedentlich und zu mehrernmalen unternehmen, und zu jeder Zeit junge Stöckchen haben, zumal wenn man einige davon in Töpfen unterhält, um auch den Winter über füglich die Blätter abbrechen zu können. Eine künstliche Wartung ist hierzu gar nicht nöthig. Der Saame bleibt kaum zwey Jahre gut. Obgleich die ganze Pflanze wirksame Bestandtheile besitzt, so pfleget man doch vorzüglich die frischen Blätter zu erwählen, von welchen auch der Name Löffelkraut entlehnt worden, indem selbige auf der obern Fläche gemeiniglich etwas vertieft oder ausgehöhlt sind. Die Bestandtheile kommen mit den meisten kreßartigen Pflanzen überein, und ihre Wirkung besteht vorzüglich in Auflösung der zähen dicken Säfte; doch kann das Löffelkraut auch die eigentliche Mischung der Säfte verbessern, der Fäulniß derselben widerstehen, und ist daher als ein vorzüglich bewährtes Mittel wider den Scharbock empfohlen worden. Da aber diese Krankheit von zweyerley Art ist, und bey der einen, welche man den heißen Scharbock zu nennen pfleget, die Säfte allzusehr aufgelöset sind, so wird man leicht einsehen, daß diese Pflanze nur bey der kalten Art, bey welcher die Säfte zähe und zur Stockung geneigt sind, und wodurch solche verderben, auch dadurch endlich die festen Theile, sonderlich im Munde, angefressen

werden, die Füße aufschwellen, und andere Zufälle erfolgen, nützliche Dienste leisten könne. Diese Krankheit plaget sonderlich diejenigen, welche lange Zeit auf dem Meere zubringen, und sich mit schlechter Kost behelfen müssen. Der Gebrauch geschieht innerlich und äußerlich, und das letzte findet vorzüglich statt, wenn das Zahnfleisch sich von den Zähnen absondert, weil solches öfters blutet, und wenn an diesem, wie in dem Munde überhaupt sich kleine Geschwürchen einfinden. Nur die frischen Blätter enthalten und bewirken dergleichen Kräfte, denn da solche meistentheils in einem flüchtigen Wesen bestehen, so geht dieses beym Austrocknen verlohren, deswegen wir auch nicht anrathen können, die Blätter in Fleischbrühe, Milch oder Wein zu kochen, indem auch hierbey das flüchtige meist verfliegt. Am kräftigsten ist der ausgepreßte Saft. Der Aufguß mit Wasser, Wein oder Bier, und der davon bereitete Spiritus werden zwar schwächer wirken, sind aber doch nicht zu verachten. Löffelkrautmost zu verfertigen lehret Grotians immerwährender Calender, 4 Th. 366 S. Wenn man den frisch ausgepreßten Saft oder die zerquetschten Blätter auf die Haut leget, vergehen dadurch die Flecke; zuletzt wäscht man die Haut mit einem Tranke von Kleyen ab. Daß das Löffelkraut und andere kreßartige Pflanzen kein flüchtiges Laugensalz enthalten, wie viele bisher geglaubet, hat Hr. Altmann in einer Streitschrift de analysi plantarum antiscorbuticarum, so derselbe zu Wien 1768. vertheidiget, durch vielfache Versuche bewiesen, und um desto gewisser kann man merklichen Nutzen derselben bey der Fäulniß der Säfte erwarten.

3) Das englische Löffelkraut mit eyförmigen eingekerbten Blättern, Cochlearia anglica. Man hat diese Art mit der vorigen öfters verwechselt, oder solche doch nur für eine Abänderung gehalten. Herr von Linné hatte beyde mit einander vereinigt, aber in den neuesten Schriften endlich getrennet. Raius hat schon angemerket, wie sowohl in den Blättern, welche alle mehr länglicht, oder eyförmig und am Rande eingekerbet oder ausgeschweifet sind, als auch in den Bestandtheilen in Ansehung der ersten Art ein merklicher Unterschied statt finde. Es fehlen diesem die feinen flüchtigen Theile, oder wenigstens sind solche nicht so kräftig, wie bey der ersten Art, daher auch der Anbau bey uns nicht anzurathen. Die Stöckchen dauern auch bey uns viel kürzere Zeit, und sollen selbige gut fortkommen, so verlangen sie ein salziges Erdreich; wie denn

dieses

dieses Kraut in England am Seestrande zu wachsen pfleget.

3) Das dänische, spondonblätterichte Löffelkraut, Cochlearia Danica Linn. Es wächst in Dänemark und Schweden an salzichten Ufern des Meeres. Durch die spondonförmigen oder dreyeckichten, am Rande ausgehöhlten Blätter kann man diese Art von den beyden andern leichtlich unterscheiden. Der Stängel treibt keine Zweige, wirft aber auf der Erde gestreckte Ranken aus; ist ein Sommergewächse.

4) Das grönländische nierenblätterichte Löffelkraut, Cochlearia Groenlandica Linn. Es wächst in Grönland, Island, Norwegen, und ist eine jährige Pflanze; die Blätter sind fleischicht, dicke, saftig, nierenförmig, völlig ganz, und die Wurzelblätter ganz klein, lang gestielt, und auf der untern Fläche merklich erhaben.

5) Das hohe pfeilblätterichte Löffelkraut, das hohe armenische Scharbockskraut, das türkische Löffelkraut, Cochlearia glastifolia Linn. Dieses wächst im Morgenlande, und Tournefort hat den Saamen aus der Levante mitgebracht. Itzo soll es auf den Feldern um Regensburg wild wachsen. Die Blätter sind groß, lang, glatt, sitzen an dem hohen Stängel platt auf, und umgeben denselben mit den beyden vorragenden Enden, wodurch sie eine pfeilförmige Gestalt erhalten. Die Pflanze ist zweyjährig, wird aus den Saamen erzogen, machet in einem feuchten lockern Erdreiche starke Stauden, welche auch den Winter über im freyen Lande gut aushalten. An Kräften soll diese Art der erstern nichts nachgeben.

Löffelkraut, wild, S. Schöllkraut, klein.

Löffler.

Platea, anser cochlearius, Löffelgänse. Unter diesem Namen begreift Herr Klein ein eigenes Volk von Vögeln, die unter den sonderbar gestalteten Schnäblern zu stehen kommen. Er nennt sie deswegen Löffler, weil ihr Schnabel ziemlich einem Löffel ähnlich ist, dessen Gestalt er nämlich vorn am Ende hat. Und unter diese Zunft gehöret auch die Kropfgans, oder der sogenannte Pelikan, davon bereits unter Kropfgans gehandelt und daselbst nachzusehen ist. Aber der Pelikan machet in dieser Zunft der Sonderlinge die zwote Zunft aus, da unsere Löffler hergegegen die erste anfüllen. Hier will ich also ein paar Arten gedenken, denen man eigentlich den Namen Löffelgans zu geben pfleget, anser platyrynchus. Diese sind 1) der weiße Löffler oder die sogenannte Löffel-

gans. Der Schnabel und die Füße des Vogels sind schwarz, das übrige des Körpers ist schneeweiß. 2) Rosenfarbener Löffler, platea Brasiliensis, incarnata. Ist weiß mit rosenrothen Rücken und Flügeln. Herr Klein hatte den Vogel aus Surinam erhalten; er war am Schnabel schwarz. 3) Hochrother Löffler, platea mexicana, mit aschgrauem Schnabel. Die Löffler haben einige zu den Reygern rechnen wollen; aber es geschieht mit Unrecht, weil weder Füße noch der Schnabel solches verstatten. Sie haben kurze Füße und sind auch sonst nicht den Reygern ähnlich. Fermin in seiner Naturgeschichte von Surinam nennt den Vogel auch Löffler, und zwar deswegen, weil sein Schnabel rund, breit, gegen das Ende platt, und der nahe am Kopfe befindliche Theil schmal, oder wie ein Spatel gebildet ist. Deswegen heißt er auch bey den Franzosen espatule, oder auch bec à cuiller; die Holländer nennen den Vogel Lepelbeck, und dieser Name schickt sich auch am besten für ihn. Die Nahrung desselben besteht bloß aus kleinen Fischen. Wenn er alt wird, soll er die Farbe verändern und glänzend rothe Federn bekommen. Es kann seyn, daß deswegen einige daraus eine eigene Art, den hochrothen Löffler, wie schon gesaget ist, gemachet haben. Denn mit Vögeln, die bey uns nicht häufig, vielleicht gar nicht einmal, einheimisch sind, geht es gemeiniglich so, daß man aus dem veränderlichen an ihnen besondere Arten, den Nachrichten zu Folge, zu machen pfleget. Wegen des Schnabels haben auch einige der Kropfgans den Namen der Löffelgans oder des Pelikans beygeleget; ja wohl gar beyde zu einerley Vogel gemachet. Aber eine genaue Betrachtung hat unter beyden einen merklichen Unterschied entdecket. Ja Herr Klein hat sich in den Geschlechtstafeln der Vögel selbst nicht enthalten können, daß er nicht Pelecan, Löffelgans, hingesetzet hätte. Da er diese Gans lebendig in seinem Garten, als eine große Seltenheit gehalten, so füget er noch hinzu, es habe dieselbe einen weißen Kamm auf dem Kopfe gehabt, den sie bald aufrichten, bald niederlassen können, und der theils zur Bedeckung, theils zur Zierde aufm Kopfe gewesen sey. Der wahre Pelikan, oder die Kropfgans wird vom Herrn Klein, so viel ich sehe, der Nimmersatt genannt, oder auch der Baumpelikan, der ein krüpfichter Vogel mit etwas hohen Beinen ist, wie ich dieß schon oben angezeiget habe.

Löflingia.

Dieser Name erinnert uns billig der großen Verdienste eines Peter

Löflings, welche derselbe durch seine spanischen und amerikanischen Reisen um die Naturlehre sich erworben, welche gewiß noch viel ausgebreiteter seyn würden, wenn derselbe nicht in Amerika 1756. frühzeitig verstorben. Es ist nur eine Art bekannt, welche Herr Löfling auf den Hügeln um Madrit entdecket, und daher die spanische, hiſpanica Linn. genannt worden. Die Pflanze ist klein, und hat, dem Ansehen nach, viele Aehnlichkeit mit dem Knawel. Die Wurzel ist jährig; die haarichten, klebrichten Stängel und Zweige stehen ausgebreitet und niedergebogen; die pfriemenförmigen, kleinen, einander gegen über gestellten Blätter sind an beyden Seiten des Randes mit einem Zahne besetzet; aus dem Blätterwinkel treiben kurze Aehren hervor, welche aus vielen, schichtweise über einander gelegten, gleichfalls pfriemenartigen und eingekerbten Deckblättern und kleinen Blumen bestehen. Die fünf Kelchblättchen sind den übrigen Blättern fast ähnlich, lanzetförmig und an beyden Seiten mit einem Zahne besetzet; die fünf kleinen eyförmigen Blumenblätter öffnen sich nicht völlig, und stellen gleichsam unter sich ein Köpfchen vor; drey Staubfäden umgeben den Griffel mit dem knöpfichten Staubwege. Das eyförmige Saamenbehältniß ist oberwärts dreyeckicht, öffnet sich an der Spitze mit drey Klappen, zeiget nur ein Fach, und enthält viele, ganz kleine Saamen, welche auf dem Mistbeete gut aufkeimen.

Lönne.

S. Ahornbaum.

Löselia.

Johann Lösel hat von den, in Preußen wachsenden, Pflanzen 1654. ein Verzeichniß drucken lassen, und sich dadurch dieses Andenken erworben. Sein Nachfolger, Johann Gottsched, welcher 1703. dieses Verzeichniß ansehnlich vermehret geliefert hat, könnte billig auf gleiche Ehre Anspruch machen, ist aber zur Zeit von allen Schriftstellern vergessen worden. Es ist davon nur eine Art bekannt, welche bey Veracruz wächst, und die gefranzte Löselie, ciliata Linn. genannt worden. Die Blätter sind mit spitzigen, oder vielmehr stachlichten Zähnen besetzet, und die Blumen gelb. Der kleine, röhrenförmige Kelch zeiget vier spitzige Einschnitte. Des Blumenblatts Röhre hat mit dem Kelche einerley Länge, und der Rand ist in fünf eyförmig zugespitzte Lappen getheilet, welche zwar von einerley Größe sind, da solche aber alle unterwärts sich biegen, erhält das Blumenblatt eine ungleiche, oder irregulaire Gestalt. Die vier Staubfäden

den haben die entgegengesetzte Richtung, sind alle aufwärts gerichtet und rückwärts gebogen, und zwey davon kürzer, als die beyden übrigen. Der Griffel folget den Staubfäden und trägt einen dickern Staubweg. Das Saamenbehältniß zeiget drey Fächer und enthält viele eckichte Saamen. Die Pflanze gehöret unter die seltensten.

Löthegras.

S. Gerste.

Löthig, löthiges Silber.

S. Silber.

Löwe.

Leo. Dieses bekannte Raubthier wird sowohl von dem Hrn. Klein, als auch von dem Ritter von Linné unter das Katzengeschlecht gerechnet; denn es gleicht den Katzen nicht nur in Ansehung der Zähne, sondern es hat auch überdieses einen dicken Katzenkopf, ein viereckichtes Gesicht, eine scharfe, stachlichte Zunge, einen Schnurrbart um das Maul und kann die Klauen an den Füßen, eben so, wie die Katzen, einziehen. Die Schnauze ist sehr groß und endiget sich vorn in eine plattrunde Fläche, die durch das Ende der Nase und der Lefzen gebildet wird. Die Oberlefze ist, wie bey den Hasen, gespalten und hängt an jeder Seite, wie bey den englischen Doggen, herunter. Die Augen sind groß und funkelnd. Der äußere Winkel eines jeden Auges liegt höher, als der innere. Die Ohren sind kurz und laufen rund zu. Die Brust ist stark und breit. Die Beine sind dicke und fleischicht und die Füße nicht sehr lang. Die Klauen sind groß, sehr krumm und an der Unterfläche wie eine schmale und tiefe Rinne zusammengebogen. Ihre Spitzen bleiben immer scharf, weil sie niemals die Erde berühren, und die Klauen allemal in die Höhe stehen, wenn nicht etwa der Löwe sich derselben zum Anpacken seines Raubes bedienet. Der lange Schwanz ist oben dicker als unten und am Ende mit einem Büschel Haare besetzet. Der männliche Löwe unterscheidet sich von der Löwinn durch das mit langen Haaren umhüllte Gesicht und durch die Mähne, welche sowohl von dem Halse als auch von den Schultern herabhängt, und mit den Jahren immer länger wird. Die Löwinn, welche mit vier Zitzen versehen ist, hat nicht nur keine Mähne, sondern auch überhaupt an dem ganzen Körper kürzere Haare. Die größten Löwen sind ohngefähr vier Fuß hoch und acht bis neun Fuß lang. Die Länge des Schwanzes beträgt gemeiniglich über vier Fuß. Die Löwinn ist ohngefähr um den vierten Theil

kleiner

kleiner, als der Löwe. Die gewöhnliche Farbe dieser Thiere ist auf dem Rücken rothfahl oder gelblicht, am Unterleibe aber weißlich. Die ältern Schriftsteller reden zwar auch von ganz schwarzen, weißen und gesprenkelten oder gestreiften Löwen; allein die neuern Naturforscher und Reisenden haben dergleichen Löwen nirgends angetroffen. Es giebt auch überhaupt keine große Mannichfaltigkeit von diesen Thieren, welche bloß die heißen Gegenden von Afrika und Asien bewohnen. Das amerikanische Raubthier, welches in Peru den Namen Puma führet, wird zwar von einigen Schriftstellern ebenfalls, aber mit Unrecht, unter die Löwen gerechnet; denn es kömmt mit dem eigentlichen Löwen weder in Ansehung der Gestalt, Farbe und Größe, noch auch in Ansehung der Lebensart überein. Es hat einen Kopf, der fast dem Kopfe des Wolfes gleicht und keine Mähne. Es ist viel kleiner, schwächer und feiger, als der wahre Löwe, klettert auf die Bäume, flieht vor den Menschen und waget sich blos an kleinere Thiere. Der eigentliche Löwe ist herzhaft und waget sich an Thiere, die viel größer sind, als er selbst. Mit seiner Unerschrockenheit und Raubbegierde aber verbindet er viel Großmuth. Er verachtet die Beleidigungen kleiner Feinde, und tödtet die Thiere nur um seinen Hunger zu stillen. Sobald er sich gesättiget hat, pfleget er sich ruhig zu halten. Niemals hat man bemerket, daß er, wie der Tiger und viele andere Raubthiere, blos zum Vergnügen Menschen oder Thiere umgebracht hätte. Wenn er Menschen und Thiere bey einander antrifft, fällt er gemeiniglich nur die Thiere und nicht die Menschen an, wofern er nicht von ihnen beleidiget wird. Er ist überaus dankbar gegen diejenigen, die ihm eine Wohlthat erzeiget haben, und schonet gemeiniglich derer, die sich gegen ihn demüthig bezeigen. In Florenz traf einmal ein Löwe, der aus dem Thiergarten entflohen war, ein Kind an, auf welches die Mutter, um es zu retten, mit Thränen und Schrecken zulief. Der Löwe sah die jammernde Mutter starr an, und ließ sie mit ihrem Kinde, ohne sie zu beleidigen, fortgehen. Wegen dieser rühmlichen Eigenschaften, und wegen seiner Stärke ist der Löwe von den Poeten zum Könige der vierfüßigen Thiere gemachet worden, ob er gleich von verschiedenen andern Thieren an Größe und Ansehen übertroffen wird.

Wenn die Löwen jung gefangen und unter Hausthieren auferzogen werden, so lassen sie sich leicht zahm machen. Man hat

auch

auch Beyspiele, daß alte Löwen ihre Wildheit noch abgeleget haben, vornehmlich, wenn jemand sich sehr gütig gegen sie bezeiget hat. Ein Löwe, welchen die auf dem Fort S. Louis in Afrika wohnenden Franzosen, wegen seiner Schönheit nach Frankreich schicken wollten, wurde vor der Abreise des Schiffs todt krank, und daher von seinen Ketten losgemachet, und auf einen freyen Platz geschleppet. Ein Herr, welcher von der Jagd kam, fand ihn in einem sehr schwachen Zustande, und flößte ihm aus Mitleiden ein wenig Milch ein, wodurch der Löwe sich wieder erholte, und bald darauf völlig gesund wurde. Von der Stunde an wurde dieses Thier so zahm und fassete eine so große Liebe gegen seinen Wohlthäter, daß es ihm beständig aus der Hand fraß, und ihm überall, wie ein Hund, mit einem bloßen Strick um den Hals, nachfolgete.

Wenn die Löwinn in Brunst geräth, wird sie bisweilen von zehen und mehr Löwen begleitet, welche beständig um sie her brüllen, und heftig mit einander kämpfen, bis einer unter ihnen als Sieger den ruhigen Besitz erhält, und sich mit ihr entfernet. Die Löwinn gebiehret nur alle Jahre einmal, und zwar im Frühlinge. Sie soll vier auch fünf Junge zur Welt bringen. Ohngeachtet sie nicht so stark und auch sonst viel sanftmüthiger ist, als der männliche Löwe, so pfleget sie doch noch viel fürchterlicher zu werden, sobald sie Junge hat. Sie geht alsdenn ohne Unterschied auf Menschen und Thiere los, die ihr begegnen. Sie trägt die erwürgten Thiere zu ihren Jungen, welche sie frühzeitig das Blut auszusaugen und das Fleisch zu zerreißen lehret. Zu ihrem Lager suchet sie sich gemeiniglich die entlegensten und unzugänglichsten Oerter aus. Wenn sie entdecket zu werden befürchtet, so machet sie ihre Fußstapfen unkenntlich, indem sie auf einerley Wege etlichemal hin und her geht, und die Fußstapfen mit ihrem Schwanze überkehrt. Bisweilen verändert sie auch den Ort ihres Aufenthalts, welches sie bey Nacht zu thun pfleget; wie denn überhaupt die Löwen selten am Tage ausgehen.

Das Fleisch dieser Thiere hat zwar einen sehr widrigen Geschmack; doch wird es sowohl von den Afrikanern, als auch von den Indianern sehr häufig zur Speise gebrauchet, und für überaus gesund gehalten. Das Blut soll ein schweißtreibendes Mittel und so, wie das gepülverte Herz, eine gute Artzney wider die fallende Sucht und das dreytägige Fieber seyn. Aus der Haut pfleget man

Pferde-

Pferdedecken zu machen, und damit die Kutschen zu fütteru.

Der Name Löwe kömmt auch in der Astronomie vor, wo man ihn zwey verschiedenen Sternbildern zu geben pfleget. Das eine dieser Sternbilder wird der große, und das andere der kleine Löwe genannt. Der große Löwe, welcher im Thierkreise zwischen dem Krebse und der Jungfrau steht, enthält funfzig Sterne, nämlich zween von der ersten, einen von der andern, fünfe von der dritten, vierzehn von der vierten, dreyzehn von der fünften und funfzehn von der sechsten Größe. Von den beyden Sternen der ersten Größe wird der eine Regulus, oder das Löwenherz, Cor Leonis, der andere aber der Löwenschwanz, Cauda Leonis, genannt. Wenn die Sonne den von diesem Sternbilde benannten Theil der Ecliptik zu durchlaufen scheint, welches vom 22 oder 23 Juli bis zum 23 August geschieht; so haben die Einwohner der nördlichen Halbkugel der Erde gemeiniglich die größte Hitze. Durch diesen Umstand ist ohne Zweifel die Benennung dieses Sternbildes veranlasset worden; weil man die heftige Sonnenhitze mit der Wuth des Löwens verglichen hat. Nach der Erzählung der alten Poeten soll dieses Sternbild dem Andenken des grimmigen Löwen gewidmet seyn, welcher sich in dem Nemeischen Walde aufgehalten hat, und vom Hercules erwürget worden ist.

Der kleine Löwe ist ein Sternbild zwischen dem großen Löwen und dem großen Bär, welches erst vom Hevel eingeführet worden ist. Es enthält funfzehn Sterne, nämlich drey von der dritten, drey von der vierten, und neune von der sechsten Größe.

Löwenaffe.

Unter den langgeschwänzten Affen, die man in Amerika findet, giebt es auch solche, welche, wie die Löwen, um den Kopf ein langes, buschichtes Haar, und am Ende des Schwanzes eine kleine Haarflocke haben; daher man ihnen den Namen Löwenaffen gegeben hat. Der Ritter von Linné führet zwo Arten von solchen Affen an, wovon die eine Oedipus und die andere Rosalia von ihm genannt wird.

Der Oedipus, ein kleiner brasilianischer Affe, hat auf dem Kopfe lange, herunterhängende, weiße Haare, aber keinen Bart, und einen langen, halb rothen, halb schwarzen Schwanz. Der Körper, dessen Länge nicht über acht Zoll beträgt, ist oberwärts mit bräunlichen, unterwärts aber mit weißlichen Haaren besetzet. Die Füße sind ebenfalls weiß, hinge-

hingegen das Gesicht, die Ohren und die Kehle schwarz.

Von dem andern Löwenaffen, Rosalia Linn. welcher auch unter den Namen Marikina und Acarima bey den Schriftstellern vorkömmt, und mit der vorhergehenden Art, wenn man die Farbe ausnimmt, eine große Aehnlichkeit hat, ist bereits im ersten Theile unsers Schauplatzes S. 76. unter dem Artikel Acarima gehandelt worden.

Löwenblatt.

Löwenblatt oder Löwenfuß auch Löwentapp, Leontopetalum Tourn. Leontice. Linn. Die Blume besteht aus sechs schmalen, wechselsweise größern und kleinern, abfallenden Kelch- und sechs viel längern, eyförmig zugespitzten Blumenblättern, sechs, unterwärts auf den Blumenblättern ansitzenden Honigschuppen, sechs sehr kurzen Staubfäden, und einem kurzen, schief ansitzenden Griffel, mit einfachen Staubwege. Die Frucht ist eine kugelförmige, aufgeblasene, einfächerichte, wenig saftige Beere, welche einige Saamen enthält. Herr von Linné hat vier Arten angeführet; die letzte, oder Leontopetaloides, welche in Indien wächst, und Herr Amman beschrieben, gehöret vielleicht nicht zu diesem Geschlechte. Die andern Arten werden auch selten in hiesigen Gärten vorkommen.

1) Das Löwenblatt mit einfachen Blattstiele, griechisches Löwenblatt, Leontice Chrysogonum Linn. wächst in Syrien und Griechenland unter dem Getraide. Die knollichte, dauernde Wurzel treibt zarte Blattstiele, welche gefiederte Blätter tragen und nackende Blumenstiele. Viele Blumen stehen bey einander und sind gelb. Bey uns erscheint die Blüthe im April. Die Wurzel verlanget einen lockern Boden, und dauert nicht füglich den Winter im freyen Lande; hält man solche in Töpfe, muß man sie im Winter gar nicht begießen, bis sie neue Blätter hervortreibt.

2) Löwenblatt mit dreyästigen Blattstielen, gemeines Löwenblatt, Leontice Leontopetalon Linn. wächst in Apulien und um Florenz. Es unterscheidet sich diese Art von der vorigen, durch die gemeinschaftlichen, dreyfach gespaltenen Blattstiele, und die ästigen, oder doppelt gefiederten Blätter.

3) Wiesenrautenartiges Löwenblatt, Leontice thalictroides L. Virginien ist dessen Vaterland. Der nackende Stängel ist oberwärts mit drey Blättern besetzet. Jeder Stiel ist in drey Aeste gespalten, und jeder Ast trägt drey Blättchen, davon das mittelste in drey, die beyden Seitenblättchen

lenblättchen in zween Lappen zerschnitten sind. Ueber diesen Blättern treibt der Stängel drey andere Stiele, deren jeder drey Blättchen trägt, und unter diesen sitzet der Blumenstrauß nebst noch zwey dergleichen Blättern. Die Wurzel ist ausdauernd, und wird unsere Winter aushalten.

Löwenfohre.

S. Fichte.

Löwenfuß.

Löwenfuß oder Löwentappe nennet man die Alchemilla, deren gemeine Art noch mehrere Namen erhalten hat: als Sinau, Güldengänserich, Genselgrün, Marienmantel, Frauenmantel, Unser lieben Frauen Nachtmantel, Frauenbiß, Aschnitz, Sternkraut, Helft, Mutterkraut. Die Blüthe hat keine Blumenblätter, und der einblätterichte, röhrenförmige Kelch ist in acht, zuweilen auch zehn ausgebreitete, dreyeckichte Einschnitte getheilet, welche wechselsweise größer und kleiner sind; um den Rand des Kelches sitzen vier, zuweilen fünf kurze Staubfäden. Der Griffel ist der Stellung nach von den meisten Blumen verschieden, indem solcher nicht aus der Spitze, sondern seitwärts aus dem Boden des Fruchtkeims entspringt; der Staubweg stellet einen Knopf vor. Der einzelne Saamen liegt in dem Kelche, welcher sich über solchen enge zusammenzieht. Es sind hiervon drey Arten bekannt.

1) Der gemeine Löwenfuß mit einfachen Blättern, Alchemilla vulgaris L. wächst bey uns auf niedrigen Wiesen und um die Wälder, und blühet im Frühjahre. Die dicke, mit Fäserchen besetzte, schwarze Wurzel, liegt der Quere nach in der Erde. Aus dieser entspringen viele, lang gestielte, breite, fast rundlichte, am Rande gleichsam krause, oder in viele kurze, breite, und eingekerbte Läppchen getheilte, gelblichtgrüne Blätter, und ein schwacher, ohngefähr einen Fuß langer, in Zweige verbreiteter Stängel. An diesem sitzen wechselsweise einige Blätter, welche mit einem trichterförmigen, ausgezahnten Blattansatze den Stängel umgeben, auf einem eigenen kurzen Stiele ruhen, und der Gestalt nach mit den Wurzelblättern übereinkommen. An den Enden des Stängels und der Zweige sitzen die kleinen, gelblichten Blümchen büschelweise. In guten, schwarzen und feuchten Boden wird die Pflanze viel größer, und bestocket sich stark, wenn solche gehörig verpflanzet, und durch die Wurzel vermehret wird. Die Blätter werden in der Apotheke aufbewahret, und zu den zusammenziehenden und wundheilenden

Mitteln gerechnet, und sowohl innerlich, als äußerlich wider den weißen Fluß, Blutspeyen, Wunden und Geschwüre gebrauchet. Daß man damit die Brüche heilen könne, wird nicht leicht ein Artzt glauben, ob wir gleich solches beym Geoffroi lesen. Auch Friedr. Hofmanns Nachricht, wie verdächtige Frauenspersonen durch ein Bad, so aus dieser Pflanze bereitet worden, die verletzten oder bey dem Alter welk gewordenen Theile, wieder in den ersten Zustand setzen könnten, verdienet keinen Glauben. Ueberhaupt hat man dieser Pflanze Kräfte zugeeignet, welche sie nicht besitzet, hingegen die eigentlichen und viel bessern Wirkungen derselben noch nicht gehörig erkannt. Herr Gleditsch hat ihren wahren Werth richtiger zu bestimmen gesuchet, und solche nicht allein zum Lohgerben empfohlen, sondern ihr auch balsamische und bittere Bestandtheile zugeeignet, nach welchen selbige zwar eine zusammenziehende, aber unschädliche Eigenschaft besitzet, und der daraus, mit Wein bereitete Trank auch in solchen Fällen nützlich seyn soll, wo man sonst nur allein die Chinarinde zu gebrauchen gewußt hat. Mit den besten Futterkräutern streitet diese Pflanze um den Vorzug. Sie stärket auf der Weide das Vieh ungemein und vermehret in den hohen Gebirgen die Fettigkeit der Milch. An dem Berge Arnus, woselbst die großen fetten Käse bereitet werden, wächst dieses Kraut häufig, und man will demselben einen großen Theil der häufigen und fetten Milch zuschreiben, welche man von den daselbst weidenden Kühen erhält.

2) Der weißsammtne Löwenfuß mit gefingerten Blättern, Alchemilla alpina L. wächst auf den Alpen. Die Wurzel ist der vorigen ähnlich. Die Stängel bleiben niedriger. Die Wurzelblätter sind auch lang gestielet, und an dem Stängel und Zweigen entstehen selbige aus einem ähnlichen trichterförmigen Blattansatze, wie bey der ersten Art. Die untere Fläche ist ganz mit silberfarbnen, glänzenden, weichen Haaren besetzet, ihr Umfang kleiner, und bis auf den Stiel in fünf, sieben auch neun länglichte, und an der Spitze eingekerbte Lappen oder Blättchen getheilet. Der Kelch glänzet auch und ist haaricht.

3) Der glatte Löwenfuß mit gefingerten Blättern, Alchemilla pentaphyllea, wächst auch auf den Alpen, und ist der zwoten Art viel ähnlich, die Blätter aber sind ohne Haare, und glatt, und gemeiniglich in fünf tief eingeschnittene Blättchen abgetheilet.

Alle drey Arten kann man leicht und ohne Wartung im freyen

Lande

Lande unterhalten, und durch die Wurzel vermehren. Die zwote hat das schönste Ansehen.

Löwenfuß. S. auch Bärlapp und Stärkkraut.

Löwengriffe.

S. Tute.

Löwenhündchen.

Diesen Namen giebt man denjenigen kleinen und überaus seltenen Schooßhündchen, welche sich von den Bologneserhündchen nur darinnen unterscheiden, daß sie auf dem Leibe und an der Hälfte des Schwanzes kurze, und nur am Halse, an den Füßen, und am Ende des Schwanzes lange Haare haben.

Löwenkopf.

Diesen Namen geben die Holländer einer Warzenschnecke, welche Herr von Linné Murex pyrum genennet; indem solche auch die getrocknete Birne mit Haaren heißt. Die einfache gewundene Schale hat dicke Näthe, ist eyförmig, in die Quere grübicht, höckericht, und führet einen langen gebogenen Schwanz. Nach Rumphs Beschreibung ist solche auch haaricht. Indien ist der Aufenthalt.

Löwenmaul.

Die Geschlechtskennzeichen des Antirrhini haben wir bey Beschreibung des Frauenflachses angeführet, und daselbst erinnert, wie diese Pflanze eine wirkliche Art des Löwenmaules sey; daher wir jetzo von diesem zahlreichen Geschlechte die bekanntesten Arten anführen wollen. Herr von Linné giebt zwey und vierzig Arten an. Herr Dietrich und andere Schriftsteller erwählen Dorant oder Orant zum Geschlechtsnamen.

1) Das gestreckte lappichte Löwenmaul, Cymbel- oder Zymbelkraut, Nabelkraut, Feigwarzenkraut. Herr Rivinus hat solches von den übrigen Arten abgesondert, und ein besonderes Geschlecht unter dem Namen Cymbalaria daraus gemachet, es heißt daher Antirrhinum Cymbalaria Linn. Wächst in Sachsen und fast überall in Deutschland auf alten Mauern, blühet den Sommer über, und vergehet im Herbste. Der schwache, auf der Erde kriechende Stängel verbreitet sich in viele lange Zweige, und überzieht die Mauern, oder auch im Garten einen großen Theil des Erdbodens. Die gestielten Blätter stehen wechselsweise, und sind glatt, herz- oder nierenförmig, und in fünf oder sieben Lappen abgetheilet. Aus dem Blätterwinkel treiben einzelne, gestielte Blümchen. Der Kelch ist tief eingeschnitten; der Sporn

kurz, gekrümmet; die obere Lippe purpurfärbig, gestreifet, gespalten, und die kropfartige Erhebung meist gelblicht; die drey Einschnitte der untern Lippe sind blaßviolet, und beym Anfange roth gestreifet. Wir haben diese Pflanze aus Saamen erzogen, und auf den Rabatten unterhalten. Der Saamen muß viele Jahre gut bleiben. Denn, als wir einmal fünf, auch wohl mehrere Jahre keine Pflanze gesehen, kam dergleichen auf einer Rabatte von selbst zum Vorschein. Die Saamen sind runzlicht. Die ganze Pflanze ist sehr saftig, und besitzt einige Bitterkeit, und gelinde anziehendes Wesen. Man hat solche ehedem zu den Wundmitteln gezählet, und in Italien soll selbige zu den vergiftenden Wässern gebrauchet werden. Bey uns ist sie gar nicht im Gebrauch.

2) Das gestreckte, pfeilblätterichte Löwenmaul, Erdwinde, Ehrenpreißweiblein. Auch aus dieser und der folgenden Art hat Rivin ein neues Geschlechte gemachet, und solches Elatine genennet. Es ist selbiges Antirrhinum Elatine L. und wächst auf den Aeckern in Deutschland. Die Stängel und Zweige kriechen auf der Erde hin. Die untersten Blätter stehen einander gegenüber, die obern wechselsweise. Alle sind etwas haaricht, spondong- oder pfeilförmig, doch fehlet zuweilen eine, auch wohl beyde vorragenden Spitzen. Die gestielten Blümchen treiben aus dem Winkel der Blätter einzeln hervor. Das Blümchen ist klein; der Sporn nach Verhältniß lang und krumm; die obere Lippe dunkelviolet, die untere und die dazwischen befindliche Erhebung bläßer.

3) Das gestreckte eyförmigblätterichte Löwenmaul, Antirrhinum spurium L. hat mit der vorigen gleichen Geburtsort und Ansehen. Die Blätter haben gleiche Stellung, sind aber eyförmig, gemeiniglich völlig ganz, zuweilen etwas eingekerbet. Die obere Lippe ist dunkel purpurfärbig, und die untere, nebst der dazwischen befindlichen Erhebung gelblicht. Beyde Arten kann man aus den Saamen im freyen Lande leicht erziehen. Beyde haben einen bittern und etwas zusammenziehenden Geschmack, und sind unter die reinigenden und heilenden Mittel gesetzet worden, bey uns aber nicht im Gebrauche. Den ausgepreßten Saft und den daraus mit Bilsenkraut und Oel bereiteten Balsam empfehlen einige bey äußerlichen, auch krebsartigen Geschwüren.

4) Das kleine klebrichte Löwenmaul, kleines Berufkraut, kleiner Grant, klein Sternkraut, Antirrhinum minus Linn. Auf gebaueten und Brachfeldern findet sich

sich dieses häufig im Juni und Juli blühend. Die fäserichte Wurzel ist jährig und das ganze Pflänzchen fettig oder klebricht, haaricht und weich anzufühlen; es wird ohngefähr einen halben Fuß hoch, und treibt viele aufgerichtete, ausgebreitete Zweige. Die untern Blätter stehen einander gegenüber, die andern wechselsweise, alle sind lanzetförmig, aber stumpf. Die Blumenstiele stehen einzeln an dem Blätterwinkel. Die drey obern, schmalen, langen Kelchblättchen stehen von den beyden untern entfernet. Das Blumenblatt ist klein; der Sporn halb so lang als dieses, die obere Lippe und die Röhre der Blume violet, das übrige mehr weißlicht, der Rachen mit orangenfärbigen Haaren besetzet, und die eyförmige Frucht mit zwey Löcherchen durchbohret.

5) Das langkelchichte ungespornte Löwenmaul, Hundeskopf, Kalbsnase, Dorant, Teufelsband, Brackenhaupt, Stärkkraut, Antirrhinum aruense, Antirrhinum orontium L. Diese Art wächst auf Aeckern und Feldern, blühet im Sommer, und stirbt mit dem Herbste ab. Der Stängel und die Zweige erreichen die Höhe eines Fußes. Die Blätter halten keine bestimmte Ordnung, sind weich, saftig, schmal, lanzetförmig und mehr stumpf als spitzig. Die Blumen sitzen einzeln, oder in kurzen Aehren und platt auf. Die Kelcheinschnitte sind schmal und länger als das Blumenblatt, doch die zwey untern kleiner, als die drey obern. Das Blumenblatt ist purpurfärbig, zuweilen weiß, und der Sporn ganz kurz, und daher kaum merklich. Die Frucht öffnet sich mit drey Löchern, und hat einige Aehnlichkeit mit einem Kalbskopfe. Herr von Linné zählet diese Art zu den giftigen Pflanzen.

6) Das langkelchichte gespornte Löwenmaul, Antirrhinum chalepense L. Diese jährige Art wächst in Italien, und wird bey uns aus den Saamen erzogen. Stängel und Zweige stehen aufrechts. Die wechselsweise gestellten Blätter sind schmal, lanzetförmig. Die Blumen stehen ährenweise. Der obere Einschnitt des Kelches ist kurz, die übrigen sind länger als das Blumenblatt, und dieses weiß mit violeten Streifen, und mit einem langen krummen Sporne versehen.

7) Das kurz- und rundkelchichte ungespornte Löwenmaul, großer, zahmer, oder welscher Orant, Antirrhinum maius L. wächst in dem mittägigen Europa, und ist zweyjährig. In unsern Gärten vermehret sich solches häufig durch die ausgefallenen Saamen, und giebt, in Ansehung der Blumenfarbe, mancherley

Spielarten. Die Stöcke sind ansehnlich groß, in viele Zweige verbreitet, zween bis drey Fuß hoch, der Länge nach mit vielen, gleichsam gestielten, länglichten, stumpfen Blättern, und am Ende der Zweige mit einer Blumenähre besetzet. Der Kelch ist vielmal kleiner als das Blumenblatt und in rundlichte Einschnitte getheilet. Das große, ansehnliche Blumenblatt zeiget einen kleinen Anfang des Spornes, und ist bald ganz gelb, bald weiß, oder purpurfärbig, gemeiniglich scheckicht, weiß, gelb und roth gefleckt. Die Frucht gleichet der fünften Art. Die Blüthe dauret lange, vom Heu- bis um den Weinmonath. Man brauchet die Stöcke nicht besonders zu warten, sie dauren den Winter über im freyen Lande, und werden im guten, lockern Erdreiche wohl gedeyhen. Die Bienen besuchen die Blumen fleißig, und wissen auf eine künstliche Weise Wachs und Honig daraus zu sammlen. Man hat das Kraut ehedem zu Ausführung des Urins empfohlen, auch mancherley abergläubischen Gebrauch davon gemachet. Jetzo dienet die Pflanze zu einer Zierde in den Gärten, nur schade, daß die Nase davon nicht so, wie das Auge gerühret wird. In den Gärten erzieht man auch eine schöne Spielart, welche schmälere, und silberfarbig gestreifte Blätter, und ein recht schönes Ansehen zeiget. Dergleichen Stöcke muß man in Töpfen unterhalten, auch den Winter über im Glashause aufbewahren. Sie dauren viele Jahre, bleiben immerfort grüne, oder vielmehr gestreifet, blühen aber selten oder doch sparsam, und tragen auch selten Saamen. Die Vermehrung geschieht durch Zweige, doch haben wir auch zuweilen aus den Saamen dergleichen scheckichte Stöckchen erhalten.

8) Das dreyblätterichte Löwenmaul, Antirrhinum triphyllum L. wächst um Syracusa, ist jährig, und wird bey uns auf dem Mistbeete aus dem Saamen erzogen. Um desto sicherer reifen Saamen zu erhalten, soll man die Stöckchen an eine sonnenreiche Wand, oder auch in Töpfe pflanzen, und diese gegen den Herbst hinter die Fenster des Glashauses stellen. Allemal stehen drey eyförmige Blätter beyeinander, und umgeben zugleich den Stängel. Das Blumenblatt ist gelb, zuweilen auch bläulicht, und manchmal die obere Lippe und der merkliche Sporn purpurfärbig.

9) Das sternblätterichte purpurfärbige Löwenmaul, Antirrhinum purpureum Linn. Dieses soll um den Vesuv wachsen; die daraus fließende Lava wird

solches längst daselbst vertilget haben. Der Stängel treibt viele Zweige, welche vier Fuß und wohl höher wachsen, und, wie die Blätter, bläulicht angelaufen sind. Die schmalen, spitzigen Blätter halten nicht einerley Ordnung. An der Mitte des Stängels und an den obern Zweigen stehen solche gemeiniglich wechselsweise, auch die untern zeigen zuweilen dergleichen Stellung, doch stehen diese öfters wirtelförmig, und jeder Wirtel besteht selten aus vier, öfterer aus fünf und mehreren Blättern. Wenn die Stöcke niedriger bleiben, und etwan nur zween Fuß Höhe erreichen, sind diese Blätterwirtel häufig zugegen, und es scheint, als ob solche gleichsam mit der mehrern Ausdehnung in die Höhe und aus einander gezogen würden. Die Zweige endigen sich mit langen Blumenähren; jede Blume sitzet auf einem kurzen Stiele, und dieser ist mit einem schmalen Deckblättchen besetzet; der Kelch kleiner als das Blumenblatt, und fast in gleiche Einschnitte getheilet; das Blumenblatt gemeiniglich purpurfärbig und gestreifet; der Sporn lang und gekrümmet; das Saamenbehältniß gespalten, und gleichsam aus zween Theilen zusammengesetzet. Die Pflanze dauert in der Wurzel auch bey uns dem Winter über im freyen Lande, und vermehret sich ohne Wartung durch die ausgefallenen Saamen.

10) Das herzblätterichte ungespornte Löwenmaul. Tournefort hat diese Art als ein besonderes Geschlechte vorgetragen, und dieses, wegen der Aehnlichkeit der Blätter mit der Haselwurzel, Asarina genennet. Es ist demnach Antirrhinum asarina Linn. Die Pflanze wächst in Italien und dem mittägigen Theile von Frankreich wild, bleibt niedrig, und breitet sich mit ihren Zweigen auf der Erde aus. Die Blätter stehen einander gegenüber, sind haaricht, herzförmig und eingekerbet. Die Blumen kommen einzeln aus dem Winkel der Blätter, sind groß, oberwärts purpurfärbig, unterwärts grünlicht. Man muß solche aus den Saamen erziehen, die Stöckchen in Töpfen unterhalten, und diese im Winter ins Glashaus beysetzen; aller angewendeten Mühe ohngeachtet, werden solche doch nicht über zwey Jahre ausdauern.

Bey diesem Geschlechte kommt zuweilen eine ganz besondere Spielart, oder vielmehr Mißgeburt zum Vorscheine, welche Herr von Linné zuerst in Schweden auf freyem Felde, hernach auch andere Beobachter in der Schweiz und Deutschland wahrgenommen haben. Als solche Herr von Linné zum erstenmale gesehen, konn-

te derselbe die Pflanze nicht für dasjenige erkennen, was sie wirklich ist, die Gestalt der Blume war gar zu sonderbar, und vom Löwenmaule allzusehr verschieden, daß es daher kein Wunder, wenn dieser große Pflanzenkenner dadurch getäuschet und bewogen worden, selbige für eine ganz neue Pflanze, oder vielmehr für ein neues Geschlecht anzunehmen, und unter dem Namen Peloria in einer Streitschrift zu beschreiben und in Kupfer vorzustellen. Ohne Blüthe gleichet die Pflanze dem Frauenflachse vollkommen; die Blumen aber, welche ährenweise stehen, waren ganz und gar von dem Löwenmaule verschieden. Der ganz kurze Kelch war fünffach getheilet, das Blumenblatt trichterförmig, und unterwärts mit fünf, in einen Kreis gestellten, langen, spornförmigen Honigbehältnissen äußerlich besetzet; die Röhre lang, fast walzenförmig, doch etwas bäuchicht; der Rand in fünf ähnliche, stumpf ausgebreitete Lappen zerschnitten; aus dem Boden entstanden fünf haarförmige Staubbeutel, und der Fruchtkeim trug einen fadenförmigen Griffel, mit einem etwas dickern Staubwege. Das Saamenbehältniß zeigete zwey Fächer, und viele eckichte Saamen. Wer sollte nach dieser Beschaffenheit der Blume wohl auf den Einfall gerathen, daß diese Pflanze das Leinkraut oder Frauenflachs wäre, und durch einen Zufall diese Veränderung erlitten? Vielleicht würde das Ansehen dieser Pflanze niemals so sehr heruntergesetzet, und aus einem Geschlechte eine Spielart gemachet worden seyn, wenn man nur Saamen davon erlangen können; dieses aber hat noch niemanden glücken wollen, und die Vermehrung aus der Wurzel hat allein statt. Daß aber diese Peloria der verwandelte Frauenflachs sey, hat man endlich daraus abgenommen, weil solche unter und neben dem Frauenflachse gewachsen, die Stöcke, außer der Blüthe, einander völlig ähnlich sind, die Blumen von beyden Stöcken einerley Farbe zeigen, der Kelch und das Saamenbehältniß mit einander übereinkommen, und endlich durch einen glücklichen Zufall von Fabricius und Kraschenninikow solche Stöckchen aufgefunden worden, auf welchen beyderley Arten Blumen, natürliche und verwandelte, neben einander gestanden. Nicht allein aber der Frauenflachs, sondern auch eine andere, und zwar unsere dritte Art, hat dergleichen, und noch andere Verwandlungen gezeiget, welche Herr Stähelin in den Actis Heluet. Vol. 2. beschrieben und abgebildet. An diesem Pflänzchen sind natürliche und ausge-

ausgeartete Blumen zugleich gewachsen, und an verschiedenen Stöcken zuweilen der Peloria ähnlich, öfters aber auch davon verschieden und auf andere Art verändert gewesen. Unter andern hat Herr Stähelin Blumen gefunden, an welchen gar kein Honigbehältniß oder Sporn, die untere Lippe des Blumenblattes nur zweyspaltig, der Kelch vierspaltig, und nur drey Staubfäden zu bemerken gewesen; ein andermal saßen an einer Blume zween Sporne, die untere Lippe war vierfach, die obere aber ungetheilet nebst fünf Staubfäden. Andere Verwandlungen, dergleichen auch Hr. Prof. Ramspeck beobachtet, kann man an dem angeführten Orte nachlesen. Wir erwähnen nur noch, wie Herrn Stähelin gar nicht glaublich scheint, daß, nach des Herrn von Linné Meynung, der Staubweg des Löwenmaules von einer andern Blüthe sey geschwängert, und durch diese Befruchtung dergleichen Mißgeburten hervorgebracht worden. Der verschlossene Rachen dieser Blumen verwehret anderm Blumenstaube den Zutritt; vielleicht haben Insecte solchen mitgebracht, und heimlich ins Schlafgemach geführet. Wer ist aber derjenige verwegene Buhler, welcher sich unterstehen könne in das Innere eines Löwenmaules einzudringen? Wäre ja eine Pflanze bekannt, welche dergleichen Blumen trüge, als man an diesen verwandelten Stöcken antrifft, so müßten, nach dem Lehrgebäude der Bastardpflanzen, diese der Vater oder vielmehr Schöpfer der Pelorie seyn. Allein dergleichen hat man nirgends bisher gesehen, und da auch die Gestalt der Blume auf mehrere Art verändert worden, wird man die Natur, als den allgemeinen Vater aller Pflanzenerzeugungen, und derselben geheime Wirkungen für die Ursache dieser Verwandlung annehmen müssen, welches auch um desto eher Beyfall verdienen möchte, da Herr Gmelin in dem gemeinen Frauenflachse, auch Stähelin in der dritten Art des Löwenmaules allemal und bey dem natürlichen Zustande, außer den vier vollkommenen Staubfäden, noch einen fünften, obzwar kürzern, unvollkommenen, und mit keinem Staubbeutel besetzten wahrgenommen haben.

Löwenschwanz.

Hierunter verstehen wir das Pflanzengeschlechte Leonurus, welches Herr Planer Wolfstrappe genannt. Von den ungewissen oder unbestimmten Kennzeichen ist bereits bey dem Herzgespann Erwähnung geschehen, indem des Herrn von Linné Leonurus aus dem Herzgespanne und drey andern Pflanzen besteht, und des Tourneforts Leonurus für

eine Art des Salbeybaumes angenommen worden. Beyde Geschlechter sind einander ziemlich ähnlich, und die Arten können daher um desto leichter verwechselt werden. Außer dem zwolippichten Blumenblatte, den zween höhern und zween niedrigern Staubfäden, dem einfachen Griffel und vier nackenden Saamen, bestimmt Herr von Linné seinen Leonurum durch die mit glänzenden Puncten besetzten Staubbeutel, und die Phlomis, oder den Salbeybaum, durch den eckichten Kelch und die obere Lippe des Blumenblattes, welche haaricht, zusammengedrücket und bis auf die untere niedergebogen ist. Der afrikanische Löwenschwanz, oder der zuerst vom Tournefort erwähnte Leonurus hat gleichsam beyde Merkmale vereiniget. Der Kelch ist eckicht und die Staubbeutel sind am untern Theile mit einigen Kügelchen besetzet; hingegen kömmt die obere Lippe des Blumenblattes mit dem Salbeybaume gar nicht überein; und dennoch hat Herr von Linné solchen vom Leonuro zur Phlomis verwiesen. Sind die punctirten Staubbeutel ein wesentliches Merkmal des Leonurus, so kann der afrikanische seine alte Stelle behalten. Die Anzahl dieser Puncte machet keinen Unterschied. Allein auch dieses ist nicht zuverläßig. Wir haben an den Staubbeuteln des Herzgespann keine Drüsen oder Puncte, sondern nur auf den Staubfäden blutige Puncte gesehen, und Herr Scopoli behauptet, daß diese angenommenen Drüsen nicht besondere Körperchen, sondern der noch eingeschlossene Blumenstaub sey, welcher sich an die Decke oder äußerliche Haut andrücket, um solche loß zu machen und zu öffnen; deswegen auch dieser Schriftsteller folgende Kennzeichen des Leonurus Linn. angiebt: des Blumenblattes obere Lippe ist ungetheilet, die untere in drey Lappen getheilet, welche alle, oder doch die beyden seitwärts stehenden zugespitzet und die Staubfäden haaricht sind. Da diese Geschlechter so nahe verwandt sind, wollen wir die Arten, so Herr von Linné unter Leonurus anführet, auch dafür annehmen, von selbigen aber nur die vorzüglichsten beschreiben, und damit des Tourneforts Leonurus vereinigen.

1) Der afrikanische scharlachfärbige Löwenschwanz, afrikanischer Federbusch, Leonurus capitis bonae spei Breyn. Phlomis Leonurus Linn. Dieses immergrünende Staudengewächse kömmt von dem Vorgebirge der guten Hoffnung, und kann als ein Bäumchen von sechs bis acht Fuß hoch gezogen werden. Es treibt viele Aeste, und wenn es einige Jahre alt geworden, wird es unten fast holzicht. Die Zweige sind

viereck-

viereckicht und etwas wollicht. Die Blätter stehen einander gegen über und kreuzweise, haben keinen eigentlichen Stiel, fangen ganz schmal an, verbreiten sich nach und nach, laufen spitzig aus, und können lanzetförmig genannt werden; der hintere Theil ist gemeiniglich völlig ganz, von der Mitte aber bis zur Spitze der Rand scharf eingekerbet; die obere Fläche ist rauch. Um die obern Blätter sitzen die Blumen wirtelförmig; die Wirtel stehen etwas von einander und bestehen aus sehr vielen, dicht an einander gestellten Blumen, um welche viele schmale Deckblätter stehen. Der Kelch ist zehneckicht und mit zehn kleinern Einschnitten geendiget. Das Blumenblatt ist sehr groß, überall mit Haaren besetzet, und die lange Röhre desselben theilet sich in zwo Lippen; die obere ist viel länger, als die untere, völlig ganz, anfangs unterwärts gerichtet, aber niemals bis zur untern Lippe gebogen, und wenn die Blüthe einige Tage gedauert, richtet sich solche mehr in die Höhe, gleichsam, nach Herrn Breyns Ausdrucke, wie der siegende Löwe seinen Schwanz in die Höhe hebt; die untere Lippe ist viel kleiner, kürzer, von der obern entfernt, nicht haaricht, und in drey Einschnitte getheilt. Die beyden Seiteneinschnitte sind zurückgeschlagen und scheinen vertrocknet, der mittelste ist wieder dreyfach gespalten, und der mittelste Lappen eingekerbet. Die weißen, durch die obere Lippe bedeckten Staubfäden tragen gelbe Staubbeutel, an welchen man sich unterwärts kleine Kügelchen vorstellen kann. Durch die vielen, großen, prächtigen, scharlachfarbnen, glänzenden, gleichsam mit Goldflimmern bestreueten Blumen hat sich die Pflanze bey den Gartenliebhabern gar sehr beliebt gemachet, und sie verdienet auch deswegen alle Achtung, weil die Blüthen gegen den Herbst auch öfters noch später aufbrechen, wenn an andern Pflanzen die Blumen bereits verwelket, und viele Wochen über aushalten, indem immerfort neue Wirtel sich entwickeln, deren wir zuweilen sechse bis achte gesehen. Die Stöcke sind auch dauerhaft, im Winter leicht zu erhalten und zu vermehren. Man kann solche, wie die Orangerie, warten, doch im Winter, wegen der Luft, näher an die Fenster setzen und öfters begießen. Die Stöcke zehren und bewurzeln sich stark, daher soll man sie öfters versetzen, und hierzu geräumige Gefäße wählen. Reifen Saamen werden wir niemals erhalten. Im Frühlinge abgeschnittene und in gute leichte Gartenerde an einen schattichten Ort gesteckte Zweige werden zeitig Wurzeln schlagen, und immer neue Stöcke geben. Außer dem vortrefflichen Ansehen

könnten diese Blumen vielleicht auch noch einen andern Nutzen leisten, indem dieselben, und sonderlich der Kelch, einen starken Geruch von sich geben, welcher dem Maro nichts nachgiebt, und nach Hrn. Breyns Erfahrung, gleichsam unvergänglich ist, indem getrocknete Kelche auch nach zehn Jahren dergleichen flüchtige Theile besitzen.

3) Der Sibirische dreylappichte Löwenschwanz, Leonurus Sibiricus Linn. Der Stängel, und die, einander gegen über gestellten, Zweige sind viereckicht, mit vier abwechselnden Furchen durchzogen, und erreichen bey uns zwo, drey bis vier Ellen Höhe. Die Blätter stehen auch einander gegen über, sind oberwärts dunkel- unterwärts hellgrün, fangen ganz schmal an, werden sehr breit und theilen sich in drey Lappen, welche wieder in viele tiefe und spitzige Einschnitte abgetheilet sind. An den obern Blättern vermindern sich die Einschnitte, hören endlich völlig auf, und die obersten Blätter sind vollkommen ganz. Die Zweige sind der ganzen Länge nach mit dichten Blumenwirteln umgeben, welche unten weiter von einander ab- oberwärts aber näher bey einander stehen. Die Wirtel umgeben viele steife, schmale Blättchen oder Borsten, und bestehen aus vierzig und mehrern Blumen. Der Kelch ist kaum merklich fünfeckicht, und von den fünf Einschnitten sind die drey obern kürzer und die beyden untern länger, alle aber gleichsam mit einer Granne geendiget. Des fleischfarbnen Blumenblattes Röhre ist so lang als der Kelch, die obere Lippe haaricht, ausgehöhlt, völlig ganz, und wenn die Blüthe zu verwelken anfängt, schlägt sich selbige zurück. Die untere Lippe ist mit blutigen Streifen bezeichnet. Die beyden Seitenlappen sind klein, der mittelste ist viel größer, herzförmig und gespalten. Die, nach der obern Lippe gerichteten, Staubfäden sind mit blutigen Puncten geflecket. An den Staubbeuteln haben wir hier eben so wenig, als bey dem Herzgespanne, einige Puncte wahrnehmen können, und die untere Lippe des Blumenblattes hat mit dem Herzgespann keine Aehnlichkeit; daher es noch zweifelhaft scheint, ob man diese Pflanze hieher rechnen könne. Es ist selbige in Sibirien zu Hause, zweyjährig, und blühet bey uns zu Ende des Sommers bis zu Ende des Herbstes. Die ausgefallenen Saamen geben jährlich neue Stöcke, welche auf den Gartenbeeten ohne alle Wartung aufwachsen.

Löwentappe.

S. Löwenblatt und Löwenfuß.

Löwentute.

S. Ture.

Löwenzahn.

Die eigentlich so genannte Pflanze hat viele Namen erhalten, und an einem Orte ist dieser, an dem andern jener am gebräuchlichsten. Bey uns ist Kuhblume der bekannteste. Wenn wir aber einen davon zum Geschlechtsnamen erwählen wollen, scheint Löwenzahn der schicklichste zu seyn, indem dieser die griechische, vom Herrn von Linné angenommene, Benennung Leontodon, oder des Tourneforts Dens Leonis ausdrücket. Herr Planer hat Mönchskopf gewählet, und Herr von Haller Taraxacum beybehalten. Die Blüthe ist aus vielen, einander ähnlichen, zungenförmigen, an der Spitze fünffach eingekerbten Zwitterblümchen zusammengesetzet, und der gemeinschaftliche länglichte Kelch besteht aus vielen, über einander gelegten Schuppen, davon die innerlich gestellten aufrechts stehen, die äußerlichen aber gemeiniglich rückwärts geschlagen sind. Der verwachsene, walzenförmige Staubbeutel ruhet auf fünf ganz kurzen Fäden, und der Griffel theilet sich in zween krummgebogene Staubwege. Die länglichten und rauhen Saamen tragen eine gestielte oder auch ungestielte Haarkrone, sitzen auf dem nackenden, getüpfelten Blumenbette und sind von dem unveränderten Kelche umgeben. Herr von Linné führet acht Arten an, welche Hr. Scopoli in zwey verschiedne Geschlechter abtheilet, indem bey einigen Arten die Haarkrone gestielt, bey andern aber ungestielt und gefiedert ist. Die letztern, welche eine ungestielte und gefiederte Haarkrone tragen, führet derselbe unter dem Namen Leontodon an, diejenigen aber, so gestielte und nur eine schlechte, nicht gefiederte Haarkrone zeigen, nennt er Hedypnois. Herr von Haller vereiniget diejenigen Arten, welche eine gefiederte Haarkrone tragen, mit dem Pierisgeschlechte.

1) Der Apothekerlöwenzahn mit zurückgeschlagenen Kelchschuppen; Mönchskopf, Dotterblume, Eyerblume, Röhrchenskraut, Luftröhrlein, Bruströhrlein, Pfaffenblatt, Kuhblume, Apostemröhrlein, Butterblume, Saublume, Hundsblume, Pferdeblume, Krebsblume, Milchstock, Wiesenlattig, Pappenkraut, Sonnenwurzel, Sommerdorn, Seichkraut; Taraxacum officin. Leontodon Taraxacum Linn. ist auf allen Grasplätzen, Wiesen und Triften, Wäldern und Gärten gemein, fängt sehr zeitig an zu blühen, und wird die meiste Zeit im Jahre blühend angetroffen. Die Wurzel ist ohngefähr einen Finger dicke, mit Fäserchen besetzet, geht sehr tief

tief und gerade in die Erde, treibt sehr viele, auf der Erde ausgebreitete Blätter, welche äußerlich schwärzlich, glatt, lang, zugespitzet, und am Rande in viele rückwärts gerichtete, oder schrotsägeförmig ausgezackte, spitzige Lappen rundlich eingeschnitten sind. Aus dieser Blätterrose treibt ein einfacher, ohngefähr einen halben Fuß hoher, hohler, zuweilen wollichter Stängel, welcher sich mit einer einzigen, großen, gelben Blume endiget. Die äußerlichen oder Randblümchen sind unterwärts braunröthlich gefärbet. Bey der Blüthe sind nur die äußerlichen vier oder fünf Kelchschuppen rückwärts gebogen, bey der völligen Reife der Saamen aber leget sich der ganze Kelch rückwärts an den Stängel, und die Saamen stellen eine Kugel vor, welche aber leicht davon fliegen. Sie sind gestielt und mit einer schlechten ungefiederten Haarkrone besetzt, und deswegen wird die Pflanze beym Herrn Scopoli unter dem Geschlechte Hedypnois angeführt.

Die Pflanze enthält in allen Theilen einen milchartigen, bitterlichen Saft, und die Wurzel, nebst den Blättern werden in der Arzneykunst gebrauchet. Beyde, doch die Wurzel mehr, als die Blätter, enthalten seifenartige Bestandtheile, und gehören unter die wirksamsten, eröffnenden, auflösenden und reinigenden Mittel. Bey Verstopfung der Eingeweide des Unterleibes ist der Gebrauch davon vorzüglich anzurathen, und unter andern, nach van Swietens Empfehlung, bey der Gelbsucht nützlich zu gebrauchen. Wegen der urintreibenden Wirkung hat Hr. Lobel die Pflanze Lectimingam oder vrinariam genannt, und daher kömmt auch der Name Seichkraut. Man verwahret zwar in der Apotheke die getrocknete Wurzel, solche erhält sich aber nicht lange gut, und überhaupt ist die Wurzel, wie auch das Kraut im frischen und saftigen Zustande viel wirksamer, als im getrockneten. Der ausgepreßte Saft von beyden wird vor sich löffelweise gebrauchet, oder auch mit andern nützlichen Kräutern sonderlich im Frühjahre verordnet; und da diese Wurzel auch den ganzen Winter über, und die jungen Blätter zeitig im Frühjahre zu erlangen sind, so kann man davon Gebrauch machen, wenn alle andere Kräuter mangeln. Die Wurzel ist zweyjährig, daher man allemal die jungen aufsuchen soll; weñ die Blüthstängel aufgeschossen, wird die Wurzel schwammicht, und verliert viel von ihren Kräften. Wir halten diese sehr gemeine Pflanze für die kräftigste unter allen, so man im Frühjahre zur Verbesserung der, den Winter über bey den meisten Menschen und Thieren veränderten und zur Stockung geneigten

geneigten Säfte, gebrauchen kann, und empfehlen solche als die beste Blutreinigung bey der Krätze und andern langwierigen Ausschlägen der Haut, sonderlich wenn man den ausgepreßten Saft mit Molken versetzet. Beyspiele von geheilter Wassersucht und Abgange des Nierensteines findet man in den Fränkischen Sammlungen I. Band. Der davon bereitete Salat ist weit minder kräftig. Auch der äußerliche Gebrauch ist nützlich. Ettmüller lobet den milchichten Saft allein, oder mit Fenchelwasser versetzet, die Augen zu stärken, und die stockenden Feuchtigkeiten davon abzuleiten. Andere loben den Saft zu Reinigung alter Wunden und Geschwüre. Die aus der gestoßenen Wurzel bereitete Salbe empfiehlt Malouin wider die Krätze. Herr Delius, welcher von dieser Pflanze eine besondere und lesenswürdige Streitschrift geschrieben, rühmet auch das, durch die Gährung aus dieser Pflanze bereitete, Wasser. Da man aber zu jeder Zeit die frische haben kann, scheint diese künstliche Zubereitung überflüßig. Murray empfiehlt das Extract, sonderlich ein solches, welches dünne ist, und löffelweise genommen werden kann; folglich den, zu einer gewissen Dicke eingekochten Trank von der mit Wasser abgekochten Wurzel. Man kann diese Pflanze füglich der Cichorie gleich schätzen, wo nicht gar vorziehen, und Murray will solche höher, als alle nah verwandte Pflanzen, schätzen. Daß man die Wurzel in theuern Zeiten statt des Brodes gebrauchen könne, wie in der Onomat. bot. 5. Band angegeben wird, ist wohl nur in sofern anzurathen, daß man solche als ein Gemüse kochen solle; zum Brodbacken schicket sich solche weniger, als die Klette. Die Schaafe fressen die jungen Blätter gern, und die Blüthe giebt den Bienen Stoff zu Wachs und Honig, und da die Pflanze früh und spät im Sommer, ohne alle Mühe, unterhalten werden kann, oder sich vielmehr selbst unterhält, verdient sie auch, wegen der Bienenzucht, alle Achtung.

3) Der goldfärbige Löwenzahn mit borstigen Kelchschuppen, Leontodon aureum Linn. wächst auf den Alpen und ist zweyjährigt. In Ansehung der Blätter gleicht diese Art fast der vorigen, sie sind nur kleiner und stumpfer. Der Stängel ist gestreifet, ganz nackend, oder nur mit einem einzigen schmalen Blättchen ohngefähr in der Mitte, und am Ende mit einer Blume besetzt. Der Kelch ist dunkelbraun, und mit steifen Haaren besetzet. Die Blümchen sind gold- oder feuerroth. Das Blumenbette ist haaricht, und deswegen setzet solchen Herr Scopoli unter die Zällich, und nennt ihn Andryala aurea;

in der neuen Ausgabe seiner Florae aber finden wir solchen bey dem Habichtkraute, weil die Haarkrone nicht gefiedert und ungestielt ist.

3) Der Herbstlöwenzahn mit glatten, lanzetförmigen Blättern, Leontodon autumnale Linn. wächst auf bergichten Gegenden und erhabenen Wiesen, blühet zu Ende des Augusts, und dauert in der Wurzel. Die ganze Pflanze ist glatt anzufühlen; die Wurzelblätter sind lanzetförmig, völlig ganz oder ausgezahnt, und überhaupt sehr veränderlich; der nackende Stängel ist vielfach in Zweige abgetheilet; die letzten Abtheilungen, oder Blumenstiele sind anfangs unterwärts gebogen, mit einigen blätterichten Schuppen und gelben Blumen besetzet. Herr von Haller bringt diese Art unter Picris, und Herr Scopoli erinnert, daß solche auch wegen der platt aufsitzenden und gefiederten Haarkrone nicht füglich in diesem Geschlechte stehen könne.

4) Der weißborstige Löwenzahn, Leontodon hispidum L. Die ganze Pflanze ist mit weißen, steifen, zwey- oder dreyspaltigen Borsten besetzet; die Wurzel in viele Aeste getheilet, ausdauernd, und mit lanzenförmigen, mehr oder weniger ausgezackten Blättern besetzet; der Stängel nackend, gemeiniglich nur mit einer Blume geendiget; die Kelchschuppen stehen alle aufgerichtet und sind mit weißen Borsten besetzet; die Saamen länger, als die Haarkrone, gestreift, und die Striefen oberwärts eingekerbt und unterwärts mit kleinen Erhebungen besetzet. Er wächst in den mitternächtlichen Ländern Europens, auch in der Schweiz und hin und wieder in Deutschland. Hr. von Haller rechnet diese Art auch zur Picris.

5) Der schwarze borstige Löwenzahn, Leontodon hirtum Linn. wird auch an einigen Orten Deutschlands, in der Schweiz und andern Ländern angetroffen, und öfters mit der vorigen Art verwechselt. Herr von Linné unterscheidet beyde vorzüglich durch die Borsten, und eignet dieser Art einfache, jener gespaltene zu. Ein Unterschied, der wohl schwer anzunehmen seyn dürfte. Die Wurzel ist abgebissen; die Blätter sind weniger rauh, schön grün, tiefer ausgeschnitten; der Stängel ist auch weicher anzufühlen und gestreifet; die Blume größer; der Kelch mit vielen und steifen, braunen oder schwärzlichen Haaren besetzet, und der Saame selbst oberwärts wollicht und viel kürzer als die Haarkrone.

Loh.

Loh, oder wegen des Gebrauchs, Gerberloh, kann alles dasjenige genannt

genennet werden, wodurch die Felle oder Häute der Thiere Lohegar gemachet, das ist, ihrer natürlichen Feuchtigkeit und Fettigkeit entlediget, hingegen die Stärke ihrer Fäserchen vermehret, die Dunstlöcher zusammengezogen, und das ganze Gewebe der Haut dichter und fester gemachet werde. Hierzu hat man gemeiniglich nur die Rinde von einigen Bäumen, als ehedem der Tanne, und jetzo fast allgemein der Eiche genommen, und um selbige bequemer zu gebrauchen, zu einem gröblichten Pulver gestoßen, oder auf der hierzu eingerichteten Lohmühle stampfen lassen, und solches Loh, Puluis coriarius genennet Damit dergleichen Loh aber seine Wirkung leisten könne, müssen die Häute zuvor dazu zubereitet werden. Deswegen leget man solche ins Wasser, nimmt sie wieder heraus, durcharbeitet sie mit den Füßen, oder suchet solche mit den stumpfen Schabeisen auf dem Schabebaume auszustrecken, wieder ins Wasser einzuweichen, und so lange wässern zu lassen, bis sie ganz mit dem Wasser durchzogen, und die Fasern merklich von einander getrennet, und gleichsam aufgelöset sind, daher auch die Häute alsdenn einen unangenehmen Geruch von sich geben. Hierauf wird der noch anklebende Unrath abgeschabet, und die Häute ausgehangen, damit das Wasser abtröpfele. Nachher pfleget man solche in Kalchwasser zu legen, um ihnen ihre Fettigkeit zu benehmen, und sie noch mehr aufschwellen zu lassen. Dieses geschieht in Gruben, welche in die Erde gemachet sind. Man nennet diese Aeschen, und selbige sind in Ansehung der darinnen aufbehaltenen Kalchlauge verschieden; indem die Häute nach und nach in stärkere Aeschen geleget, und dazwischen wieder einige Tage außer dem Aeschen übereinander geleget erhalten werden. Wenn die Häute in den schwachen, oder wie man solche nennet, abgestorbenen Aeschern einige Wochen gelegen haben, spület man sie mit Wasser ab, und nimmt die Haare davon weg. Nachher werden sie wieder in einen schwachen Aeschen geleget, nach Befinden wieder herausgenommen, wieder eingeleget, und auf solche Art etliche, gemeiniglich vier Monathe abgewaschen; hierauf in einen neuen und starken Aeschen eingeleget, zuweilen herausgenommen, und wieder damit abwechselnd ohngefähr vier Monathe fortgefahren. Manche veranstalten auch den zwoten neuen Aeschen, so daß die Häute zwölf Monathe über, theils in verschiedenen Aeschern, theils außer denselben liegen. Nach dieser Vorbereitung werden sie auf dem Schabebaume mit dem Schabeisen oder einem andern Werkzeuge

übergangen, ausgestrichen und der Kalch ausgedrücket, wieder in das Wasser geweichet, herausgenommen, mit den Füßen getreten, wieder abgespület, und auf solche Art einigemal abgewechselt. Diese Zubereitungen geschehen nicht an allen Orten auf einerley Weise, und in manchen gebrauchet man außer dem Kalche, auch Asche, Taubenmist und andere Sachen; welches wir alles übergehen, indem wir nur überhaupt dasjenige anführen wollen, wodurch das Gewebe der Haut ausgedehnet, ihre Fäserchen mehr von einander getrennet, ihres natürlichen Leims beraubet, und in den Zustand versetzet werden, den Loh anzunehmen, und durch dessen Wirkung eine neue und andere Festigkeit zu erhalten, oder, wie man zu reden pfleget, Lohegar gemachet zu werden. Zu dem Ende werden die Häute in Gruben geleget, darinnen ausgebreitet, der Loh dazwischen gebracht; die Grube wohl bedecket, und Wasser darauf gegossen. Wenn die Häute einige Monathe in dieser Grube gelegen, werden sie in eine andere gebracht, mit neuen Loh vermischet und nach vier oder fünf Monathen herausgenommen, in die dritte Grube geleget, und noch mit neuen Loh versetzet. Wenn man warm Wasser auf die Lohgruben gießt, wird man einen Theil der Zeit ersparen, und die Häute eher ausnehmen können. Man unterscheidet demnach die kalte und warme Lohgare. Wenn die Häute lange genug in der Lohgrube gelegen, und gar genug sind, werden solche im Schatten getrocknet, und weiter bearbeitet. Aus diesem Verfahren erhellet deutlich, daß die Güte des Leders vornehmlich von der Lohgare abstamme, mithin auf einen guten und tüchtigen Loh sehr vieles ankomme. An einigen Orten erwählet man hierzu die Birken an den meisten die Eichenrinde. Man nimmt hierzu junge Eichen, und schälet die Rinde zu der Zeit ab, wenn der Saft im Frühjahre zu steigen anfängt, und die Knospen anfangen sich zu öffnen. Man erwählet diese Zeit vornehmlich deßwegen, weil sich alsdenn die Rinde am leichtesten absondern läßt. An einigen Orten schälet man die stehenden, an andern die gefällten Bäume; bey beyden Arten leidet das Holz, und wird allemal merklich schlechter ausfallen, als wenn solches mit seiner Rinde bedecket geblieben. Nur diejenige Rinde von Eichen oder Birken giebt guten Loh, welche einen balsamischen Saft und harzichte Bestandtheile enthält. Die äußern Lagen derselben sind öfters abgestorben und ausgetrocknet, und je älter diese Bäume sind, desto dicker ist

dieser

dieser unnütze Theil. Die beste Eichenlohrinde soll, ehe sie gemahlen wird, auswendig weiß, inwendig röthlicht, an der Holzseite rauch, trocken, zerbrechlich, fleischfärbig seyn, und einen Geruch von sich geben, welchen sie auch noch behält, nachdem sie gemahlen ist. Diejenige hingegen wird für schlecht gehalten, welche äußerlich viele Ritze zeiget, auf der Holzseite schwarz ist, und einen schlechten Geruch von sich giebt. Die gemahlene Rinde wird für schlecht gehalten, wenn sie sehr roth ist, und wenn sie sich fasericht erzeiget. Die Rinde soll gut gemahlen werden; wenn solche nicht wohl zermalmet und gleichsam geöffnet worden, erhält man nur die halbe Wirkung davon. Wenn die Rinde gemahlen ist, soll man solche nicht lange liegen lassen, sie verliert dadurch viel von ihrer Güte.

Dieweil aber durch den häufigen Gebrauch der Eichenrinde die Wälder sehr ausgelichtet, und die Bäume in ihrem besten Wachsthume niedergeschlagen werden, auch diese Art Holz nicht in allen Gegenden und genugsamer Menge zu erlangen, hat man andere Mittel ausfindig, und damit die Häute Lohgar zu machen gesuchet. Und da der Nutzen des Lohes vorzüglich auf einer zusammenziehenden und austrocknenden Wirkung beruhet, wird man leicht überzeuget werden, daß es dergleichen viele gäbe. Bey den wilden Calmucken werden die Pferdehäute mit der sauergewordenen Pferdemilch zugerichtet. In Persien, Egypten und andern Landschaften von Afrika werden die Bock- und Ziegenhäute mit den unreifen Hülsenfrüchten der Acacie gegerbet. Der Schmack, oder die getrockneten Blätter und jungen Zweige des Sumachs, werden bey Verfertigung des Corduans fast überall gebrauchet. In der Türkey erwählet man hierzu die Galläpfel. In Italien und Spanien werden der Erdbeerbaum, Zirgelbaum, Tamariskenbaum, als Gerbepflanzen in Gebrauch gezogen. In Schweden hat man sich unter andern der Rinde von der Bergweide, Salix caprea L. und der Beerentraube, und in Schlesien des Heidelbeerkrauts zum Gerben bedienet. Es giebt aber noch viele andere und zwar einheimische, darunter auch viele sonst ganz unnütze Pflanzen, welche zu dem nämlichen Endzwecke nützlich seyn können. Herr Hofr. Gleditsch hat mit vielen Versuche angestellet, und mit Beyhülfe des Herrn Klein, ohne Baumrinde, oder ausländische Mittel Kalbleder, Corduan und dergleichen verfertiget. Nach den richtig angenommenen Grundsätzen des Herrn Gleditschens besteht die Grundmischung derjenigen Gewächse,

wächse, welche zum Lohgerben dienen können, in einem feuerbeständigen, entweder erdhaften, schleimichten, oder erdicht- harzicht- schleimichten Wesen. Bey einigen, von demselben angegebenen, Pflanzen äußern sich zwar auch andere wirksame flüchtige Theile, welche aber hierzu nicht nothwendig erfodert werden, jedoch wenn sie zugegen sind, die Kräfte derselben vermehren, und die Häute um desto eher durchdringen werden. Die ersten, als die wahren Lohgerberpflanzen, haben fast keinen, oder nur einen sehr schwachen Geruch, und ihr Geschmack ist herbe und zusammenziehend; das sicherste Kennzeichen aber findet sich bey ihrem Pulver, und der davon gemachten Brühe, wenn sie mit einem reinen Eisenvitriol vermischet wird. Diese Probe anzustellen, nimmt man die zu Pulver gemachte Pflanze, und vermischet solches mit einem aufgelößten reinen Eisenvitriol, oder man schüttet dergleichen Vitriol in die, von dergleichen Pflanzen gekochte Brühe, welche zuvor durch Löschpapier gereiniget ist. Bey der Vermischung entsteht alsbald eine röthlichte, oder dunkelrothe, bald eine blaue, bald auch schwarze Farbe. Wobey aber auch wohl zu merken, daß man die Gegend, Witterung, Jahreszeit, und das Wasser, wegen der vielfältigen Verschiedenheit, wohl kennen, auch den Unterschied der vielerley Häute wissen müsse, wenn man wegen des wirklichen Nutzens und der dienlichen Anwendung der innländischen und neuen Gerbematerialien Versuche machen und richtig beurtheilen will. Bey Beschreibung der Pflanzen, und Anführung des verschiedenen Nutzens derselben in diesem Naturschauplatze haben wir zwar auch diese Benutzung, wo solche statt findet, anzumerken, nicht unterlassen; wollen jedoch hier die meisten zugleich namhaft machen, welche Herr Hofrath Gleditsch in seinem Verzeichnisse angeführet. Die Ranken des Weinstocks, welche jährlich abgeschnitten werden; die unreifen Früchte und Rinde der Wurzel vom Schlehendorn; Zweige, Blätter und unreife Früchte von den Cornelkirschen-, Ebereschen- und Mispelbäume; die Blätter von Erlen und Eichen, vom Kühnposte, Sauerampfe, Grindwurzel, Iris, Seeblume, verschiedener Art des Fingerkrautes, sonderlich des Gänserichs, und der Farnkräuter, von beyden Arten Benedictkraut, Weiderich, Geißbart, Wasserflöhkraut, Sperberkraut, Tormentill, Odermenge, Löwenfuß, Natterwurzel, Kannenkraut, Erdbeerkraut, Heidel- und Preußelbeerstrauch, Johanniskraut, Baumlungenkraut, Heide, Brombeerstrauch, Filipendel,

del, Sinngrün, Schwerdriedel, Wegebreit, Ruhrkraut, Rheinblume, einige Arten Storchschnabel. Herr Schreber hat auch die Frucht der Roßkastanie empfohlen, und überhaupt angemerket, wie die Borke von Fichten und Kiefern, wegen der mehr harzichten Theile, vor allen andern nützlich angewendet werden könne. Herr Hennicke hat, außer der Tormentill, auch die Schwarzwurzel statt des Lohes empfohlen. S. Fränkische Sammlung 2 Band S. 291. In England pfleget man die Eichensägespähne, auf hierzu schicklichen Mühlen, in ein zartes Pulver zu verwandeln, und solches zum Lohgerben zu gebrauchen. Wir könnten leicht noch mehrere Pflanzen nennen, wenn wir auf solche Bedacht nehmen wollten, welche bey uns fremde und mit Mühe und Kosten zu erziehen sind. Dergleichen aber gehören nicht hieher; Färberröthe zu bauen, um solche nur statt des gewöhnlichen Lohes zu gebrauchen, wird wohl leicht niemand anrathen. S. Fränkische Samml. 2 Band.

Der von Baumrinden bereitete Loh giebt auch, wenn solcher dem Leder seine Kraft mitgetheilet, und auf diese Art seinen Nutzen geleistet hat, noch auf andere Weise einigen Gewinn, wenn solcher aus den Gruben geschaffet worden. Der gemeinste Gebrauch hiervon ist die Feuerung, und damit dieses füglich geschehen könne, pfleget man solchen mit den Füßen zu kneten, in eine Form zu drücken, und die also bereiteten sogenannten Lohkuchen an der Sonne zu trocknen. Diese brennen zwar nur sachte und geben eine gelinde Wärme; aber eben aus der Ursache werden sie von manchen Leuten gerne gebrauchet. Wenn man eine gelinde und sich immer gleiche Wärme verlanget, wie in der Chymie öfters erfodert wird, schicken sich diese Kuchen vortrefflich dazu, sie halten überdies sehr lange Kohlen, und wenn der ganze Kuchen Asche zu seyn scheint, wird man unter der Asche noch glüende Kohlen finden. Die übrigbleibende viele Asche enthält wenig oder gar kein Salz, und soll daher mit anderer nicht vermischet werden, um den Seifensieder nicht zu betrügen.

Noch einen andern Nutzen giebt der genutzte Loh in Ansehung der Gärtnerey. Herr Miller hat zuerst ausführlich gelehret, wie solcher hierbey, und sonderlich zu Anlegung der Treibebeete zu gebrauchen sey. Man nimmt hierzu die Lohspäne, wie sie frisch aus der Grube gebracht werden. Sie dürfen, wenn sie rechte Dienste leisten sollen, nicht über drey oder vier Wochen alt seyn, weil sie sich sonst durchbrennen, zusammenbacken, in Fäulniß gerathen und nicht wieder zu erwärmen

men sind. Sie dürfen auch nicht zu naß seyn, wenn sie ins Lohbeet gebracht werden, weil die Näße auch verhindert, daß sie nicht in Brand gerathen. Man breitet sie zuvor an einem luftigen und trocknen Orte aus einander, damit sie gehörig austrocknen. Das Beet, worein man den Loh bringen will, muß rund umher ausgemauert, oder wenigstens mit Bretern gut ausgeschalet, auch auf dem Boden gepflastert seyn, damit sich keine Erde unter die Lohspäne mische. Im feuchten Erdreiche muß solches auch genugsam über die Erde erhaben seyn, damit sich kein Wasser hineinziehe, und dadurch die Wärme geschwächet werde. Nichts ist dergleichen Lohbeeten nachtheiliger als die Näße. Sind die Lohspäne zu enge eingeschränket, erhalten sie keine rechte Wärme; ein solches Beet soll zehn bis zwölf Schuh lang, auch drey- bis viertehalb Schuh tief seyn. Die Lohspäne müssen in dem Beete locker zu liegen kommen, man soll solche daher nicht eindrücken, noch weniger eintreten. Ein neu angelegtes Beet erfodert zwo bis drey Wochen Zeit, ehe es in Wärme geräth, und bey kalter Witterung wohl noch länger. Wenn die Wärme sich einfindet, ist sie gemeiniglich anfangs zu stark, und die Pflanzen würden verderben, wenn man sie zu der Zeit hineinsetzete. Man stecket daher hin und wieder in das Lohbeet kleine Stäbe bis auf den Grund, und wenn man diese herauszieht, kann man daran den rechten Grad der Wärme abnehmen, und merken, wenn die Töpfe hineingesetzet werden sollen. Dergleichen Stäbe läßt man beständig in dem Beete stecken, um auch dadurch zu erfahren, wenn die Hitze nachläßt, und wenn neuer Loh einzubringen. Ein gut angelegtes Lohbeet kann wohl drey Monathe die nöthige Wärme erhalten, und umgerühret gelassen werden. Wenn es kalt geworden, lockert man die Späne mit einer Hacke auf, mischet etwas frische darunter, wodurch das Beet neue, und auf einige Wochen hinlängliche Hitze erhält. Wollte man dergleichen Beet noch länger unterhalten, müßte endlich der alte Loh ausgeräumet und solches von neuen angefüllet werden. Dergleichen Lohbeete kann man auch oben mit durchgesiebter Erde etwan acht Zoll belegen, und damit man zu seiner Zeit diese von dem Loh wieder füglich abnehmen könne, zwischen dem Loh und der Erde eine dünne Schicht Stroh legen. Diese mit Erde belegte Lohbeete dienen statt der ordentlichen Mistbeete, und man kann darauf Gurken, Melonen und andere Gewächse pflanzen, und darinnen

nen wachsen lassen. Da hingegen diejenigen, so aus lauter Loh bestehen, nur dazu dienen, daß man die Töpfe, in welchen die Pflanzen stehen, darauf setze, oder diese in den Loh eingrabe, und die Wärme durch den Scherbel der Erde und der Wurzel mittheile. Die Lohbeete unterhalten die Wärme länger, als die Mistbeete, geben auch keinen Dampf von sich, und schicken sich daher vorzüglich in die Treibehäuser. Dergleichen Beete sind zur Unterhaltung und Treiben der zarten ausländischen Gewächse, sonderlich der Ananas fast unentbehrlich. Außerdem giebt auch der aus den Beeten ausgeworfene Loh noch weiter einigen Nutzen, wenn man solchen entweder mit der leimichten, steifen und fetten Gartenerde vermischet, oder auch nur die Erde damit bedecket. Im letzten Falle kann man dadurch das Unkraut am besten vertilgen, im ersten aber das Wachsthum der Pflanzen befördern. Ob dieser, mehr als einmal abgenutzte, Loh wirklich eine Düngung abgäbe, oder nur das Erdreich locker erhalte, und deswegen zu bessern Wachsthum der Pflanzen etwas beytrage, sind die Gärtner nicht einerley Meynung. Wir glauben jedoch, daß der Loh, wenn solcher mehr und mehr zerstöret und aufgelöset worden, wirklich einen Dünger abgäbe. Wir haben in eines Lohgerbers Garten, unter andern groß und geilwachsenden Pflanzen, Nelkenstöcke gesehen, an deren jeden mehr als zwanzig große, lange und dicke Ableger saßen, und eben soviel, auch noch mehrere mit den schönsten und größten Blumen besetzte Spielen getrieben. Die Stöcke stunden im Lande, und waren gleichsam in Loh eingefüttert. Wenn der Loh das Erdreich nur locker mache, würde man selbigen auch bey Zwiebeln gebrauchen können. Ein guter Freund kam bey dieser Meynung schlecht weg. Er ließ das Beet, worinnen im Frühjahre die Tulpen gut gewachsen und schön geblühet, mit Gerberloh vermischen, und Erde und Loh recht wohl untereinander mengen, solches einige Wochen liegen, und hierauf mit den Tulpenzwiebeln nach gewöhnlicher Art belegen. Künftiges Frühjahr wollten keine Blätter zum Vorschein kommen, und als er die Erde wegräumte, fand er alle Zwiebeln in der besten Ordnung liegen, alle aber waren verfaulet. Ranunceln und Anemonen, welche Herr Miller in solche Erde geleget, sind auch verdorben. Man könnte auch die Gänge in den Gärten, sonderlich zwischen den Beeten damit belegen. Das Unkraut wird sich darinnen nicht erhalten, und die Gänge niemals grüne werden. Es entsteht aber hieraus eine Unbequem-

bequemlichkeit, wenn man auf dergleichen Gängen herumspatzieret, und hernach in die Stuben kommt, wird man allenthalben Fußstapfen zurücklassen.

Loheiche. S. Eiche.

Lohönische Schnecke. S. Luhoneser Schnecke.

Lolch.

Lolch und Trespe sind zween gewöhnliche, aber nicht allemal gehörig bestimmte Namen, und man verwechselt dadurch öfters Pflanzen, welche gänzlich von einander unterschieden sind. Damit wir aber diese Namen beybehalten, und jeden in der eigentlichen Bedeutung gebrauchen können, verstehen wir, mit Herr Dietrichen und einigen andern, unter Lolch das Grasgeschlecht Lolium, und unter Trespe das andere Grasgeschlecht, Bromus. Von diesem wird an seinem Orte gehandelt werden. Der Lolch blühet in einer zwozeilichten Aehre; die Aehrchen, woraus selbige besteht, berühren fast einander, sind auf den Seiten zusammengedrücket, und mit dem Rücken gegen den Halm zugekehret. Jedes Aehrchen besteht aus vielen Blüthen, und diese alle umgiebt ein einziges Bälglein; da gemeiniglich bey den Gräsern zwey Bälglein zugegen, wird das zweyte hier durch den Winkel des Stängels ersetzet, indem solcher wie ein Bälglein ausgehöhlet ist, und das Aehrchen darinne genau ansitzet. Jede Blüthe besteht aus zwo Spelzen, deren äußerliche größer, hohl, zugespitzet, und gemeiniglich ohne Granne, die innerlich gestellte Spelze aber kleiner, flach und stumpf ist. Das übrige kömmt mit den meisten Grasgeschlechtern überein. Man zählet drey Staubfäden und zween gekrümmte Griffel mit haarichten Staubwegen. Die Spelzen umgeben den Saamen, lassen solchen aber bey der Reife fallen; es ist selbiger länglicht, auf der einen Seite etwas erhaben, auf der andern mehr platt und zusammengedrücket. Adanson hat wahrgenommen, daß die eine Spelze bey den untern Aehrchen mangele, hingegen bey den obern sich mehr und mehr verlängere; aber Herr Willich giebt vor, wie bey den untern Aehrchen die innerliche Spelze kürzer und bey den mittlern schmal sey, bey den obern aber ganz mangele. Dergleichen Verschiedenheit, wenn solche auch vorkommen sollte, wird doch nicht machen, daß man den Lolch verkenne, indem das einzelne Bälglein ein unveränderliches Kennzeichen abgiebt. Bey der Trespe sind die vielblümichten Aehrchen von zwey Bälglein umgeben, die untere Spelze oberwärts

wärts gespalten, und mit einer Granne besetzet, und der Saame fällt nicht aus, sondern ist mit den Spelzen verwachsen.

1) Der jährige, grannichte Lolch, auch Trespe und Lulch, Taumellulch, Töberich, Tollkern, Durt, Dippelhaber, Schwindelhaber genannt, Lolium temulentum Linn. wächst auf den Aeckern, sonderlich zwischen der Gerste und Haber häufig als Unkraut. Die Wurzel ist jährig, der Stängel ohngefähr eine Elle hoch, und durch Gelenke abgetheilet. Die grasartigen Blätter sind schmal und glatt; die Aehre ist öfters über eine Spanne lang; die Aehrchen stehen locker, oder etwas von einander entfernet. Das Bälglein ist so lang als das Aehrchen, gemeiniglich mit einer geraden Granne besetzet, welche jedoch bisweilen gänzlich mangelt. Jedes Aehrchen besteht aus acht Blüthen. Die äußerliche Spelze endiget sich mit einer Granne, welche bald kürzer, bald länger, auch ganz unmerklich ist. Der Saame ist eyförmig, auf beyden Seiten zusammengedrücket und kleiner, als alle Getraidesaamen. Das Getraide wird dadurch verunreiniget, und man soll sehr darauf acht haben, da der Genuß davon schädliche Folgen nach sich zieht. Der Saame schmeckt süßlich und nicht widerlich, enthält aber ein scharfes flüchtiges Wesen, und dadurch verursachet dessen Genuß heftige, auch wohl tödtliche Zufälle bey Menschen und Thieren. Die berauschende und schlafmachende Wirkung ist zwar die gewöhnlichste, man hat aber auch Schwindel, Beängstigung, Zuckungen, Raserey, Lähmungen wahrgenommen. Zuweilen ist der Tod langsam, zuweilen auch geschwinde erfolget, und in dem letzten Falle hat man den Magen ganz zusammengezogen angetroffen. Bey Menschen, Pferden, Schweinen, Hunden, Hühnern und Gänsen hat dieser Saame seine schädliche Wirkung, nur auf verschiedene Art, bewiesen. Ein sparsamer Genuß ist vielleicht unschädlich. Man will damit Hühner und Schweine fett gemachet haben, und in dem Wittenb. Wochenbl. 1776. No. 44. wird eine Erfahrung beygebracht, wie der Haber, wenn er nicht sehr mit Lolch vermenget ist, den Pferden keinen Schaden thue, aber auch angemerket, daß er leicht Koller, Blindheit und Verschlagen bey den Pferden verursachet habe. Haber, worunter der Lolch sich wie viere zu sechzehn verhielt, brachte diese jetzt erwähnten Zufälle hervor. Eben so gieng es einem andern Wirthe, welcher dreyßig Gänse in vierzehn Tagen verlohr, die mit Gerste gefüttert worden, worunter viel Lolch gemischet war. Man soll daher lieber den Ge-

brauch davon gänzlich, oder so viel möglich, unterlassen, indem auch dessen schädliche Wirkung bey verschiedenen Zubereitungen unverändert bleibt. Wenn man aus Gerste, die mit dergleichen Saamen vermischet ist, Bier brauet, wird man durch dessen Genuß nicht allein stark berauschet, sondern auch einige Zeit ganz blind werden. Brod, so aus dergleichen unreinen Korne gebacken wird, ist schwarzblau und berauschet auch, nur weniger, als das Bier. Wollte man dergleichen Brod warm essen, so würden die Zufälle gewiß heftiger erfolgen. Herr von Linné will dergleichen Brod für unschädlich halten; gewiß nur alsdenn könnte es ohne Schaden abgehen, wenn sehr wenig Lolch untergemischet. Dergleichen verunreinigtes Mehl ist in Suppen nicht weniger schädlich. Die Lolchsaamen zu Mehl gestoßen, und dieses äußerlich auf schmerzhafte Theile des Körpers geleget, haben die ältern Aerzte als ein schmerzstillendes Mittel angerühmet. Leinsaame ist viel kräftiger hierzu, und dergleichen Gebrauch soll die Vertilgung dieses Unkrautes nicht verhindern. Dieses ist diejenige Lolchart, von welcher man ehedem behauptete, als ob solche aus dem Waizen entstünde, und der Waizen in Lolch ausartete. S. Ausartung. Die feuchte Witterung befördert das Wachsthum dieses Unkrautes, und dadurch wird der gute Saame erstickt. Da wir auch das fabelhafte aus mancherley Ursachen anzuführen pflegen, bemerken wir noch, wie man aus dieser Pflanze Kränze gebunden, und solche um die Obstbäume gehängt, um dadurch zu verhindern, daß die Früchte nicht unreif abfallen.

2) Der dauernde grannenlose Lolch, Lolium perenne L. Diese Art hat viele andere Namen und vielleicht einige davon mit der ersten gemein, als süßer Lulch, Graslauch, oder Graslulch, Dinkelspelze, Wilddinkel, Dort, Twalch, Peterskorn, Rothwildhafer, Taubenkorn, Maushaber, Mausgerste. Er wächst häufig auf den Wegen um die Hecken und Zäune. Die dauerhafte, zäserichte Wurzel treibt viele, anderthalb Schuh lange Halme, welche anfangs schief, hernach aber gerade und aufgerichtet stehen, und dichten Rasen machen. Die Blätter sind ein oder zwo Linien breit, und scheinen, wenn man rückwärts über selbige hinfährt, rauh zu seyn. Die Aehre wächst von einem halben bis ganzen Schuh lang; wie denn auch die Größe der Blätter und Höhe des Halms zunimmt, wenn die Stöcke in zugerichteten guten Lande stehen und gehörig gebauet werden. Jedes Aehrchen besteht aus acht Blüthen. Das gemeinschaftliche Bälglein

kömmt

kömmt der Länge nach in jungen Pflanzen dem Aehrchen gleich, in ältern ist es etwas kürzer. Die äußere Spelze ist größer, hohl, spitzig und gemeiniglich ohne Granne, grünlicht mit weißen Rändern, die innere flach und weißlich. Das ganze Ansehen dieses Grases ist hart und blaulichtgrün. Dieses ist das Ray- oder Rye-gras der Engländer, und wird daher das Englische Raygras zum Unterschiede des Französischen Raygrases genant. Auch der Franzosen Fromental, ingleichen die Mauergerste werden zuweilen für das Englische Raygras ausgegeben, beyde aber sind dafür nicht anzunehmen. Die Mauergerste wird wegen der langen Grannen von keinem Viehe berühret.

Diese Art Lolch leidet mancherley Veränderungen, und Hr. von Haller hat derselben sechse angemerket: a) mit einer Granne an der äußerlichen Spelze; b) mit gedrängten und dicht an und über einander gelegten Aehrchen, welche sich ganz flach ausbreiten, und aus zehn bis zwölf Blumen bestehen; c) mit breiten Blättern; d) mit kriechenden Wurzeln; e) mit minder zwozeiligen Aehren und rundern fünfblümichten Aehrchen; f) von veränderter Farbe, als rother und weißer. Die Engländer empfehlen dieses Gras sonderlich als ein gutes Futter für die Schaafe. Diese sollen es vorzüglich lieben. Es soll auch die Gefahr mindern, in welche das Vieh durch die Blähungen versetzet wird. Schädliche Eigenschaften besitzt diese Art nicht.

Der Anbau im Großen ist wohl nicht mit Nutzen zu veranstalten. Die Stöcke dauern selten über drey Jahre und die Wurzeln machen die Erde so fest, daß darauf keine andere gut fortkömmt. Da diese Art auf lettigen und kalten Boden wächst, könnte solche in manchen Gegenden genutzet werden, zumal wenn es daselbst an andern und bessern Futter mangelt.

Lontarus.

S. Palme.

Loockgummi.

Dieses wird aus Japan überbracht und daselbst, wie der Mastix, bey Kopfschmerzen auf die Schläfe gebunden. Der Farbe nach gleicht solches dem Bernsteine. Weiter haben wir davon keine Nachricht finden können.

Loosa.

Loosa ist ein Pflanzengeschlecht, welches Herr Adanson zuerst genannt, Herr Jacquin genau bestimmet, und in der Murrayischen Ausgabe auch Herr von Linné angenommen hat. Die vom Pater Feuillee unter den Peruvianischen

Pflanzen

Pflanzen beschriebene Ortiga chilensis vrens ist vielleicht die nämliche, wenigstens nur eine Art davon bekannt, und man will solche im deutschen die peruanische Brennnessel nennen. Nach des Feuillee Beschreibung ist die Wurzel in Zweige vertheilet und fäserricht. Der aufgerichtete Stängel wird durch Knoten abgetheilet, welche sechs bis sieben Zoll von einander entfernet und mit scharfen, zarten Stacheln besetzet sind. Die Blätter stehen einander gegen über. Die Stiele derselben sind gleichfalls mit Stacheln besetzet, dergleichen auch auf der obern und untern Fläche der Blätter sich befinden. Die Blätter sind wie bey dem großen orientalischen Mohne gestaltet, nach Art der gefiederten in Lappen zerschnitten und diese wieder ausgezacket. Aus den Winkeln der Blätter treiben Zweige, und bey diesen aus dem Blätterwinkel gestielte Blumen. Der Kelch sitzt auf dem Fruchtkeime und besteht aus fünf lanzetförmigen, ausgebreiteten und am Rande rückwärts gebogenen Blättern. Die fünf gelben, großen, ausgebreiteten Blumenblätter sind unterwärts schmal, und zwischen denselben sitzen fünf andere, etwas kleinere, lanzetförmige, runzlichte, weiße, mit rothen und grünen Puncten gefleckte und gleichsam mit zwo Grannen besetzte Blättchen, welche sich gegen einander richten und einen spitzigen Kegel abbilden; diese hält man für Honigbehältnisse. Den Zwischenraum dieser Honigblättchen nehmen viele Staubfäden ein, so daß bey jedem Blumenblatte ohngefähr funfzehn zu stehen kommen, und alle zusammengenommen gleichsam fünf Bündelchen ausmachen, sie stehen anfangs aufgerichtet, nachher biegen sie sich rückwärts. Der Griffel trägt einen stumpfen Staubweg. Das Saamenbehältniß öffnet sich an der Spitze mit drey Klappen, ist einfächericht, und die vielen kleinen Saamen sitzen der Länge nach auf einer erhabenen Linie, welche sich von unten nach oben bis zu den Klappen erstreckt. Die Pflanze ist jährig und vom Herrn Jacquin in dem botanischen Garten zu Wien aus dem Saamen erzogen worden.

Lootsmann.

Lootsmann, nach Müllern ein Linnäischer Stachelbarsch, Gasterosteus Ductor gen. 169. sp. 2. eine Art der Piloten, welche die Hayfische zu begleiten und zu führen pflegen. s. Stachelbärsche.

Lopezwurzel.

Gaubius in seinen Aduersariis, welche zu Leiden 1771. ausgegeben worden, giebt von dieser Wurzel die erste Nachricht. Sie stammet aus Indien her, ist ein vortreffliches

treffliches Mittel wider die Bauchflüsse, und hat von Johann Lopez den Namen erhalten. Nach der Nachricht, die derselbe aus Indien empfangen, wird die Wurzel von der Insel Madagascar, und eigentlich von Goa über Malacca nach Batavien gebracht, und von vielen der dasigen Einwohner wider Durchfälle, Fieber, Zuckungen der Nerven gelobet, von andern aber gering geschätzet. Die Naturgeschichte der Pflanze ist noch unbekannt, auch noch ungewiß, ob Goa das eigentliche Vaterland derselben sey. Man hält selbige für einen Baum. Die Wurzel ist holzicht und im frischen Zustande wenigstens zween Daumen dick; das Holz weißlicht, leicht, an den kleinern Zweigen überall gleich dichte, an den größten gegen die Rinde lockerer, schwammichter und weißlicher, gegen das Mark härter, dichter und weißröthlich. Die Rinde war grob, runzlicht, graulicht, gleichsam wollicht, rauch und dick. Weder bey dem Reiben noch Anzünden äußert sich ein besonderer Geruch; der Geschmack war wie todtes Holz; sie blieb nicht lange gut, und der rindige Theil wurde bald zerfressen. Auch mit Wasser abgekochet, gab sie keinen besondern Geschmack. Der eingekochte Trank war etwas bitterlich; der Trank mit Eisenvitriol vermischet, giebt keine Dinte; mit Weingeist vermischet verändert dieser kaum merklich seine Farbe, wenn aber hierzu Wasser gesetzet wurde, schien sich eine dichte Materie niederzuschlagen, und als der Weingeist abgezogen wurde, blieb etwas zurücke, das einem Balsam ähnlich war, im Feuer aufschwoll, brannte, fast wie Opium, und etwas bitter schmeckte. Vielleicht wirket die Wurzel wie das Opium und vermittelst einer betäubenden Kraft. Die Lopezwurzel soll vor der Simarouba den Vorzug haben, jedoch der Columbawurzel nachzusetzen seyn. Sie wird am besten in Pulver gegeben, doch hat die Tinctur gleiche Wirkung geäußert. Hr. Gaubius erhielt davon sieben Pfund, und hat damit Versuche angestellet, auch ihre Wirkung bey Bauchflüssen bewährt gefunden. Sonderlich hat selbige bey dem entkräftenden Durchfalle der Schwindsüchtigen sich kräftig befunden.

Lorbeer, alexandrinischer.

S. Ruken.

Lorbeerbaum.

Laurus. Die Blume hat keinen Kelch, sondern nur sechs eyförmige, zugespitzte, vertiefte, aufrechtstehende Blumenblätter, wovon jedoch wechselsweise drey mehr auswärts und drey mehr einwärts gestellet sind. Um den Fruchtkeim stehen drey gefärbte Honigdrüsen, deren jede sich mit zwo Borsten endiget. Die neuen

Staub-

Staubfäden sind kürzer als die Blumenblätter und in drey Reihen gestellet; alle tragen, nicht sowohl an der Spitze als seitwärts, einen Staubbeutel; an jedem von denjenigen dreyen, welche die innerste Reihe ausmachen, sitzt ein kurzes Stielchen, und auf diesem ruhen zween kugelförmige Drüsen. Der einfache Griffel endiget sich mit dem stumpfen schiefen Staubwege. Die trockene, eyförmige, zugespitzte Beere enthält eine ähnliche Nuß. Dieses Geschlecht vereinigt die kostbarsten Arzneyen und gewürzhaften Bäume, als den eigentlich so genannten Lorbeer- Zimmet- Campfer- Benzoes- und Sassafrasbaum, auch die Persean und Borboniam des Plumier; daher es auch kömmt, daß die jetzt angegebenen Geschlechtskennzeichen bey einem und dem andern merklich verschieden sind. Da jedoch bey allen Arten die innere Reihe der Staubfäden mit den Drüsen besetzet ist, und Herr von Linné dadurch das eigentliche und besondere Geschlechtskennzeichen bestimmet, kann man wohl, zumal auch bey einigen die wahre Beschaffenheit der Blume noch nicht völlig bekannt ist, diese Vereinigung annehmen, und hierinnen Herrn von Linné folgen. Nach unserer Einrichtung haben wir den wohlriechenden Asant, Avogatobaum, Campfer, Culilaban, Sassafras und Zimmetbaum, und bey diesem die Cassia besonders angeführet, und handeln hier von dem eigentlichen Lorbeerbaume und einigen andern damit verbundenen Arten, bey welchen wir auch diejenigen Abweichungen anmerken wollen, welche sich in der Blüthe zeigen. Die Kennzeichen, wodurch die Arten dieses Geschlechts zu bestimmen, hat Hr. von Linné meistentheils von den Adern oder Nerven der Blätter entlehnet; welche aber nicht hinlänglich scheinen. Besser und deutlicher könnte man solche von der Verschiedenheit der Blüthe hernehmen; nur schade, daß diese so selten zum Vorschein kömmt.

1) Der gemeine Lorbeerbaum mit vierblätterichter Blüthe, Laurier, Laurus nobilis Linn. Griechenland und Italien sind das Vaterland. Die Höhe könnte ansehnlich seyn, wenn wir nicht durch die Kunst den Stamm niedriger machten; man findet daher Bäume mit ansehnlichen Kronen, deren Stamm sechs, auch nur vier oder drey Fuß Höhe hat. Die Rinde am Stamme ist braun, oder mehr schwärzlich, an den Aesten mehr röthlich. Die Blätter stehen ziemlich dichte bey einander, halten aber die wechselweise gestellte Ordnung, sie sind feste, glänzend, lanzettförmig, am Rande völlig ganz, oder schwach wellenförmig ausgebogen, zuweilen auch kraus; an den jungen

Bäum-

Bäumchen gemeiniglich viel größer, hellgrüner und am Rande glätter, bey den ältern aber kleiner, dunkelgrün und am Rande uneben. Unterwärts sieht man an den Winkeln, wo die Seitenäste von der mittelsten Hauptader abgehen, etwas wollichtes, und zuweilen statt dessen eine drüsenartige Vertiefung. Sie fallen nicht ab, auch die alten vertrockneten Blätter muß man gemeiniglich abbrechen, wenn die Krone damit nicht verunzieret werden soll. In den Gärten unterhält man auch eine Spielart mit vergoldeten Blättern. Bey der Blüthe haben wir folgendes bemerkt. Aus dem Blattwinkel treibt ein kurzer, dicker Stiel, welcher sich in zween längere theilet; bey der Theilung steht an jedem Stiele ein kleines Deckblättchen. Jeder von diesen beyden Stielen theilet sich wieder in drey, vier, auch fünf andere Stielchen, deren jedes eine Blume trägt. Bey der zwoten Abtheilung der Stiele stehen auch einige, gemeiniglich vier, vertiefte Deckblätter, deren Anzahl aber unbestimmt zu seyn scheint, und welche, wie die zwey erstern, zeitig abfallen. Hr. Hofer in den Act. Helvet. Vol. I. will die letztern für die allgemeine Blumenhülle annehmen, wir finden aber zwischen diesen und andern Deckblättern mehrere Aehnlichkeit. Der Blumenbüschel raget nicht über die Blätter hervor. Die eigentliche Blumendecke besteht mehr aus vier verschiedenen weißlichen Blättern, als aus einem, welches in vier Haupttheile getheilet wäre. Herr von Haller in dem Verzeichnisse der Göttingischen Pflanzen nennt solche Kelch: wir aber lieber Blumenblätter. Gemeiniglich sind die Blumen nur männlich, oder nur weiblich. Niemals zeigen sich diese auf einem, sondern auf zween verschiedenen Bäumen, doch trifft man auch zuweilen Zwitterblumen an. Wir haben acht und neun, auch zwölf Staubfäden gezählet, und Hr. v. Haller hat an den innerlich gestellten Staubfäden keine, an den andern aber unter dem Staubbeutel gepaarte Drüsen und einen breiten ausgehöhlten Staubweg wahrgenommen. Der Staubweg ist uns immer spitzig vorgekommen. In den männlichen Blumen hat Herr Hofer die drey borstigen Honigdrüsen nicht wahrgenommen. Vielleicht fehlen diese allemal, weil solche an dem Fruchtkeime stehen, und dieser bey dergleichen Blumen mangelt. Herr von Haller rechnet den Lorbeerbaum auch unter die Einwohner der Schweiz, und in der neuen Ausgabe der Schweizerischen Pflanzengeschichte bestimmt er dessen Höhe auf zwanzig bis dreyßig Fuß, nimmt den allgemeinen vierblätterichten Kelch und vier Blumenblät-

menblätter an, zählet in der männlichen Blume sieben bis dreyzehn Staubfäden, welche in drey Reihen gestellet, und davon die äußerlichen so zu reden nackend, von den innerlichen aber die mehresten mit zwo kurzgestielten Drüsen besetzet sind. In der Zwitterblume hat derselbe nur vier Staubfäden mit vollkommnen und gehörnten, die übrigen aber mit unvollkommenen Staubbeuteln, und in den weiblichen einen eingekerbten Staubweg angegeben. Diese und noch viele andere Abweichungen, welche die Schriftsteller bey den Blüthen dieses Lorbeerbaumes angemerket, hat Herr Trew sorgfältig gesammelt, und nebst einer weitläuftigen allgemeinen Geschichte des Lorbeergeschlechts in den Schriften der Kaiserlichen Naturforschenden Gesellschaft vorgetragen. S. Eph. Nat. Cur. Vol. II. p. 323 sq. Er selbst hat sowohl männliche als weibliche Blumen im frischen Zustande untersuchet, beschrieben, und davon genaue Abbildungen gegeben. Herr Trew nimmt nur ein Blumenblatt an, indem dessen vier Theile unterwärts mit einander verwachsen sind, auch nicht abfallen, sondern nur vertrocknen. An der Spitze der weißen und platten Staubfäden sitzen die goldgelben Staubbeutel auf beyden Seiten an, so daß solche gleichsam doppelt sind und mit einander einen länglichten oder eyförmigen Körper abbilden. Einige von diesen Staubfäden tragen unter dem Staubbeutel auf beyden, zuweilen auch nur auf einer Seite, eine, auch wohl zwo kurze gestielte Drüsen. Die Anzahl der Staubfäden hat Herr Trew sehr verschieden gefunden. Die siebente und eilfte war die gewöhnlichste, die neunte, zehnte und zwölfte selten, und nur an einer Blume zählte derselbe dreyzehn Fäden. Wenn die Zahl ungleich war, stand der eine Staubfaden in dem Mittelpunete der Blüthe. Die mit Drüsen besetzten Staubfäden waren auch der Zahl nach verschieden, gemeiniglich mangeln diese an den vier äußerlichen, zuweilen waren alle damit besetzet und manchmal war, statt zwo Drüsen, nur eine an jeden Faden befindlich. Die weiblichen Blumen besitzen auch Staubfäden, aber in weniger Anzahl und veränderter Gestalt. Hr. Trew hat beständig nur vier Staubfäden bey diesen wahrgenommen. Keiner war jemals mit Drüsen besetzet, und das spitzige Ende ragete über den goldfarbenen Staubbeutel hervor. Diese Beutel zeigten kein mehlichtes Wesen, und verwelkten nach und nach. Der Griffel war etwas gekrümmt und der Staubweg gespalten. Hr. Trew hat auch zween Griffel gesehen, in keiner Blume aber um den Fruchtkeim Honigdrüsen entdecken

drecken können. Alle diese und unter einander verschiedene Beobachtungen haben wir deswegen hier anführen wollen, damit man deutlich überführt werde, wie die Pflanzen, wenn sie in einer fremden Gegend unterhalten werden, auf mancherley Weise auch in der Blume zu spielen pflegen, und wie ungewiß die Kennzeichen sind, welche man außer dem Geburtsorte anzumerken pfleget. Die Frucht ist einer kleinen Kirsche ähnlich, eyförmig oder mehr länglicht, schwarz, und enthält unter einer dünnen Schale einen röthlichbraunen oder schwärzlichen Kern, welcher sich der Länge nach in zween Theile spaltet.

Dieser Baum wurde in den ältern Zeiten in besondern Ehren und Werthe gehalten. Die Poeten dichten, wie solcher dem Apollo gewidmet worden, weil die Daphne, in welche derselbe verliebt gewesen, in diesen Baum verwandelt worden. Er war ein Zeichen des Siegs, und die Siegenden trugen entweder einen Lorbeerkranz auf dem Haupte, oder einen Lorbeerzweig in der rechten Hand. Weil die Poeten vorgegeben, daß die Musen auf dem Parnaßberge in einem Lorbeerwalde ihren Sitz genommen, ist vermuthlich die Gewohnheit entstanden, die Poeten mit Lorbeerkränzen zu zieren. Wir übergehen andere dergleichen Erdichtungen und Gewohnheiten, und betrachten den nützlichen Gebrauch dieses Baumes in der Arzneykunst. Man bedienet sich der Blätter und Beeren. Die Blätter haben einen starken gewürzhaften Geruch, und scharfen, etwas bittern, gelinde zusammenziehenden Geschmack. Man kann mit Wasser ein Oel daraus ziehen. Man kann solche füglich zu den Gewürzen rechnen, und man bedienet sich auch derselben öfters in der Küche, um die Speisen damit zu würzen, und ihren Geschmack zu erhöhen. Man kann daher alles dasjenige auch von diesen Blättern hoffen, was andere Gewürze zu leisten vermögend sind. Man kann sie zu Pulver reiben, auch als einen Thee trinken, auch den davon bereiteten Trank zu den Clystiren gebrauchen. Sie sollen vornehmlich dem weiblichen Geschlechte zuträglich und wider die Mutterbeschwerungen nützlich seyn. Im Gentlem. Mag. 1753. wird eine Salbe, aus gestoßenen Lorbeerblättern und Baumöl zubereitet, als ein Mittel, die Geburt zu befördern, empfohlen, wenn solche auf den Nabel der Gebährenden geleget wird. Das davon abgezogene Wasser soll, nach Herr Cantwells Angeben, ein Gegengift des Kirschlorbeerwassers seyn. Die Früchte, welche gemeiniglich Lorbeeren genannt werden, erhält man aus Spanien, Italien, Languedoc,

guedoc, Provence; es sollen selbige schwarzbraun, voller Oel, und nicht schimmlicht seyn. Sie erhitzen mehr als die Blätter, daher auch der Gebrauch davon mehr eingeschränket ist. Ueberhaupt gebrauchet man solche heut zu Tage selten. Schleimichte Säfte aufzulösen, und wenn aus dieser Ursache die monathliche Reinigung mangelt, können sie nützlich seyn. Man bereitet daraus verschiedene Oele; das mit Wasser abgezogene, oder wesentliche Oel kommt mit den andern gewürzhaften Oelen überein. Es ist sehr hitzig, und kann nur bey kalten Naturen wider die Blähungen, Colic, Mutterbeschwerungen und dergleichen Zufälle gebrauchet werden. Aeußerlich ist es ein nervenstärkendes und kräftig zertheilendes Mittel, und wird bey Lähmungen, dem Hüftweh und dergleichen Krankheiten gerühmet. Außer diesem Oele verfertiget man auch dergleichen auf andere Art. Man kochet entweder die Beeren mit Wasser, und drücket solche aus, da denn das Oel auf dem Wasser wie ein grünes Fett schwimmet, oder man presset nur die zerriebenen Beeren. Diese beyden Oele sind viel schwächer als das wesentliche, werden auch nur zu Clystiren gebrauchet, oder mit andern Salben vermischet, und zum äußerlichen Gebrauche, mehr bey Thieren als Menschen angewendet. Der gemeine Mann nennet dieses, Lorôl. Herr v. Haller erinnert, wie die Lorbeeren von den Aerzten nicht genugsam untersuchet und gehörig geschätzet worden, vielleicht ist es aber gut, daß wir derselben Wirkungen nicht recht kennen, vielleicht möchte dadurch mehr Schaden als Nutzen gestiftet werden, indem man schon wahrgenommen, daß sie das Blut in heftige Wallung setzen, und sind wegen der allzustark treibenden Wirkung längstens verdächtig geworden.

2) Der indianische Lorbeerbaum mit höckerichten Aesten, der unächte Zimmetbaum, der ostindische breitblätterichte Lorbeerbaum, Laurus regia vel indica L. Heister nimmt diese Art als ein besonderes Geschlecht unter dem Namen Farnesia an. Wächst in Amerika, sonderlich in Virginien. Browne hat solchen in Jamaika gefunden, und Miller meldet, wie er aus den canarischen Inseln nach Portugall gebracht, und daselbst gleichsam einheimisch geworden. Er soll dreyßig bis vierzig Fuß Höhe erreichen; da wir solchen in Töpfen halten müssen, bleibt er ganz niedrig. Die Blätter sind breiter als bey der gemeinen Art, länglicht, oder auch eyförmig, völlig ganz, dicke, glatt und hellgrün, sie ruhen auf röthlichten Stielen,

und

und fallen zwar nicht jährlich ab, doch vertrocknen nach und nach einige, und wenn diese abfallen, bleiben an den Aesten höckerichte Erhebungen zurücke, wodurch man diese Art vorzüglich erkennen kann. Die Blüthen erscheinen spät gegen den Herbst in dem Blattwinkel, und stellen Sträußer vor. Die Blume besteht aus sechs weißgelblichten Blättchen, deren drey etwas härter und drey mehr schwammicht und saftig scheinen, und daher die erstern als Kelch- die andern als Blumenblätter von dem Herrn von Haller angenommen worden, welcher auch wahrgenommen, wie sechs Staubfäden die erste Reihe ausmachen, und die zwote und dritte jede aus drey Fäden bestehe; und nur die Fäden der zwoten Reihe mit gepaarten Drüsen besetzet wären. Fabricius zählet neun oder zehen äußerliche mit gelben Beuteln an beyden Seiten der Spitze besetzte Fäden, welche neun andere und viel kürzere umgeben, deren Beutel dunkel orangenfärbicht sind. Der Staubweg ist schief und kammartig. Die Beeren sind größer als bey allen andern Arten dieses Geschlechtes. Das Holz, die Blätter und Blumen geben einen starken Geruch von sich. Herr Trew in den Eph. Nat. Cur. Vol. 2. hat angemerket, wie die Schriftsteller, welche diese Art erwähnet, in Beschreibung und Abbildung derselben nicht übereinkommen, sonderlich der Umstand von den höckerichten Aesten nicht von allen angegeben werde. In den Zeichnungen, welche Herr Trew besessen, waren die höckerichten Narben deutlich ausgedrücket.

3) Der borbonische Lorbeerbaum mit fleischichtem Kelche, Caroliniſcher Lorbeerbaum mit blauen Beeren, Laurus Borbonia L. wächst in Virginien und Carolina; doch hat Miller eine andere Art mit dem Namen Caroliniſcher Lorbeerbaum beleget. Plümier hat solchen Borbonia genennet. Der Stamm erhält eine beträchtliche Höhe. Die Blätter gleichen dem gemeinen Lorbeerbaum, sind eyförmig, zugespitzet, am Rande umgeschlagen, und die Adern gehen vom mittelsten Stamme oder Nerven schief vorwärts. Die Blumen stehen auf langen, rothen, ästichten Stielen, und bilden in den Winkeln der Blätter Sträußer. Die Blumendecke besteht aus drey größern und drey kleinern Blättchen. Herr Fabricius giebt nur fünf Staubfäden mit braunen Beuteln, einen kurzen Griffel und höckerichten Staubweg an. Nach Herr von Linné aber sind neun Staubfäden zugegen, und die drey innerlich gestellten mit Drüsen besetzet, und auch noch

ein unvollkommener, als der zehnte Staubfaden. Die Frucht ist groß und fleischicht. Herr von Linné hat den Carolinischen Lorbeerbaum, welchen Catesby beschrieben, und Herr Miller gleichfalls von der Borbonia abgesondert, mit diesem vereiniget. Vielleicht ist auch der Unterschied nicht groß. Herr Trew hat nach den Abbildungen des Plümier und Catesby die Unterscheidungsmerkmale aufgesuchet und angemerket; das vornehmste ist in den Blättern zu finden. Bey der Borbonie sind solche hinten breit und gehen spitzig zu, bey der carolinischen Art vorne und hinten schmal, mithin die ersten eyförmig zugespitzet, die letztern lanzetförmig. Bey dieser gehen die Adern von dem Hauptstamme nach dem Rande zu, bey jener aber nicht nach dem Rande, sondern laufen vorwärts. Vielleicht ist dieser Unterschied nicht beständig, wie denn überhaupt die Lorbeerarten fast an allen Theilen mancherley Veränderungen leiden, wenn sie in den Gärten unterhalten werden.

4) Der Sommerlorbeerbaum mit aderichten Blättern, Virginischer Wasserlorbeer, Laurus aestiualis L. Dieser kann leicht mit dem wohlriechenden Asant oder Benzoesbaume verwechselt werden, indem beyde im Herbste die Blätter verlieren; die eyförmig zugespitzten Blätter des Benzoes aber zeigen keine merkliche Adern, und bey unserer Art sind die länglicht spitzigen Blätter nicht allein adericht, sondern auch auf der untern Fläche runzlicht. Es wächst solcher in dem mitternächtlichen Amerika in sumpfichten Boden, hat mehr das Ansehen eines Strauches, und treibt viele Aeste; die Rinde ist purpurfärbig; die Blätter stehen einander gegenüber; die Blumen sind in männliche und weibliche unterschieden; bey den männlichen zählet Herr Miller sechs Staubfäden; Herr Colden aber beschreibt neun Blumenblätter, sechs äußerliche und drey innerlich gestellte, und mit sechs Honigdrüsen besetzte Staubfäden, und einen Fruchtkeim ohne Griffel. Es erinnert derselbe auch, wie die Zahl der Blumenblätter und Staubfäden verschieden ausfalle. Er hat auch acht Blumenblätter und zwölf Staubfäden gefunden. Die kleinen gelben Blumen kommen im Frühjahre eher als die Blätter zum Vorschein und stehen büschelweise. Die Frucht ist roth.

Diese vier Arten können einerley gewartet und in Gärten unterhalten werden. Der gemeine treibt gemeiniglich aus der Wurzel, doch nahe am Stamme, junge Brut, welche, wenn sie selbst mit Zäser-

chen

chen besetzet ist, füglich abgenommen und verpflanzt werden kann. Man kann auch Ableger machen. Frische und zum Aufkeimen tüchtige Beeren wird man selten erhalten; übrigens wartet man selbige wie die Orangenbäume, soll sie aber im Sommer fleißig begießen, und im Winter soviel möglich frische Luft genießen lassen, damit sie nicht schimmlicht werden. Die Stämme treiben viele Wurzeln, und müssen daher öfters auch in geraume Kübel versetzet werden.

Lorbeerblatt.

Lorbeerblatt ist eine Kammmuschel, und eine Art der wirklichen Austern, ohngefähr einen Finger lang, eyrund, mit ausgeschweiftem oder gefaltenem Rande, von außen grau und schiefricht, und der Länge nach mit einer Ribbe besetzet, von welcher zu beyden Seiten nach dem Rande zu kleine Streifen laufen; woraus man die Aehnlichkeit mit den Lorbeerblättern herleiten will. Das Schloß zeiget inwendig ein Grübchen, deswegen diese Art vorzüglich zu diesem Geschlechte gehöret. Herr von Linné nennet solche Ostrea folium. Weil diese Austern sich an die, von den Indianern von Schilf geflochtene, Körbe fest anzuhängen pflegen, heißen sie auch Flechtenaustern oder Reisigaustern. Sie werden auch bey Jamaika auf den Horncoallen gefunden.

Lorbeerkirschbaum.

S. Kirschlorbeerbaum.

Lorbeerkraut.

S. Epheu und Kellersalzstaude.

Lorbeerrose.

S. Oleander.

Lorchbaum.

S. Lerchenbaum.

Loris.

Ein vierfüßiges, fast wie ein Eichhörnchen gestaltetes Thier, welches auf der Insel Ceylon gefunden, und von einigen Schriftstellern unter die Affen, von dem Ritter von Linné aber unter das Geschlecht der Gespensterthiere gesetzet und Lemur tardigradus genannt wird, ob es gleich nicht so träge im Gehen seyn soll, als der Schwedische Naturforscher behauptet. Es hat, nach der Beschreibung des Herrn Daubenton, einen runden Kopf, eine hervorstehende Nase, große Augen, runde Ohren, einen schmächtigen Leib, dessen Länge ohngefähr acht Zoll beträgt, lange, dicke Beine und fast eben solche Füße, wie die Affen. Der Schwanz fehlet. Das Haar ist wollicht und sanft wie Seide. Der Oberleib hat eine bräunliche, der Unterleib aber ei-

ne weißliche mit aschgrau untermengte Farbe.

Loröl.

S. Lorbeerbaum.

Lotusbaum.

S. Persimons und Zirgelbaum.

Lotusklee.

Lotus Linn. Wegen der Gestalt der Fruchthülse nennet Herr Planer dieses Geschlechte Walzenkraut, andere Schotenklee, wodurch aber wieder andere Meliloten verstehen, und überhaupt tragen alle Kleepflanzen Schoten. Die Blüthe gehöret zu den schmetterlingsförmigen, und von den zehen Staubfäden sind, wie bey diesen gewöhnlich, neune in eine Scheide verwachsen, und der zehnte steht einzeln, und der röhrenförmige Kelch endiget sich mit fünf spitzigen, einander ähnlichen Zähnen. Die Fahne hat einen länglichten, vierkantigen Nagel, und der übrige rundliche Theil ist unterwärts gebogen; die beyden kleinern, rundlichten Flügel richten sich aufwärts und stoßen mit den Spitzen an einander; das kleine, krumme Schiffchen ist oberwärts verschlossen. Der aufwärtssteigende Griffel endiget sich mit einem kleinen, einwärts gebogenen Staubwege. Die walzenförmige Hülse ist länger als der Kelch, öffnet sich in zwo Klappen, und die walzenförmigen Saamen liegen von einander abgesondert, solchergestalt, daß, obgleich die Hülse nur einfächericht ist, doch die Saamen durch ein zellichtes Gewebe unterschieden sind. Die Blätter bestehen nach Art des Klees aus drey Blättchen. Die meisten Arten blühen in einer einfachen Dolde oder Köpfchen. Diejenigen, deren Fruchthülsen mit vier Flügeln besetzet sind, hat Rivin als ein besonderes Geschlechte, unter dem Namen Tetragonolobus abgesondert. Von den geflügelten unterscheidet Herr von Linné vier Arten, welche aber vielleicht nur zwoe ausmachen. Als:

1) der geflügelte gelbe Lotusklee mit rauchen Blättern, Wiesenschotenklee, Lotus siliquosus L. wächst in Sachsen und mehrern Gegenden Deutschlandes auf etwas feuchten Wiesen. Die Wurzel scheint dauerhaft. Der Stängel erreichet ohngefähr einen Fuß Länge, ist größtentheils auf der Erde ausgestrecket, und mit wenigen Zweigen besetzet. Am Blattstiele stehen zween eyförmig zugespitzte Blattansätze, welche mit den übrigen Blättern fast gleiche Größe haben, auch manchmal noch größer sind. Die drey Blättchen, welche auf dem gemeinschaftlichen Stiele sitzen, sind bläulicht angelaufen, etwas haaricht, das mittelste

kelste fast viereckicht, und die beyden seitwärts gestellten durch die durchlaufenden Nerven in zwo ungleiche Hälften getheilet. Aus dem Blattwinkel treibt im Brach- und Heumonathe eine gestielte, große, gelbe Blume, welche von drey Blättchen umgeben wird. Der rauche Kelch ist in zwo Lippen abgetheilet, und der unterste Einschnitt merklich kleiner. Das Helmblättchen ist groß, herzförmig und rückwärts gebogen.

2) Der geflügelte gelbe Lotusklee mit glatten Blättern, Seestrandsschotenklee, Lotus maritimus L. wächst in verschiedenen Ländern Europens am Seestrande. Herr von Linné selbst erinnert, daß diese vielleicht nur eine Abänderung der vorigen Art sey, indem der Unterschied nur einzig und allein in den glatten Blättern besteht.

3) Der geflügelte rothe Lotusklee, viereckichter Schotenklee, rother Steinklee, gefiederte Erbse, Spargelbohne, Lotus tetragonolobus Linn. wächst in Sicilien, ist ein Sommergewächse, wird bey uns im freyen Lande jährlich aus Saamen erzogen, und blühet im Juni. Der Stängel ist einen Fuß lang, zuweilen mit dem untern Theile nach der Erde gebogen, übrigens aufgerichtet, haaricht, und in viele Zweige verbreitet. Die Blattansätze sind ey- oder herzförmig, und viel kleiner als die wahren Blättchen; diese verkehret eyförmig, zugespitzet, das mittlere breiter, und die beyden äußerlichen mehr wechselsweise als gegenüber mit dem Stiele vereiniget. Der lange Kelch theilet sich in zwo Lippen. Die obere zweyspaltige ist länger, und die untere dreyfache tiefer eingeschnitten. Die gestielten, rothen Blumen stehen einzeln an den Winkeln der Blätter. Die vier häutichten Flügel sind breit und krauß. Wir unterhalten eine Spielart mit silberfarben gefleckten Blättern, welche auch viele Jahre in den Saamen unverändert bleibt.

4) Der geflügelte gelbe Lotusklee mit gepaarten Hülsen, Lotus coniugatus L. wächst um Montpellier und hat viel ähnliches mit der dritten Art. Der Unterschied, welchen Herr von Linné angiebt, besteht darinnen, daß die Blumen viel kleiner und gelb sind, allemal zwoe aus einem Blattwinkel entstehen, welches bey der dritten Art auch gar oft geschieht, und die Flügel der Hülse glatt und nicht krauße sind.

Bey den folgenden Arten sind die Hülsen ohne Flügel.

5) Der gestreckte doldenförmige Lotusklee mit gelben starkriechenden Blumen, kleiner Schotenklee, gelber fünfblätterichter Klee, kleiner Hornklee, Wiesenklee, Honigklee, güldener

Klee, Frauenfingerkraut, Lotus corniculata L. blühet im Sommer fast überall auf den Wiesen, Feldern, Gärten, und auf den erhabenen Höhen auf den Landstraßen. Die fäserichte Wurzel dauert den Winter über. Der zweigichte Stängel ist, nach Beschaffenheit des Bodens, zween, auch kaum einen Fuß lang, und in diesem Zustande kriecht solcher größtentheils auf der Erde hin, da der längere und stärkere mehr aufgerichtet steht; die drey Blättchen sind eyförmig zugespitzet, auch zuweilen mehr rundlicht, glatt, auch haaricht, und die beyden ähnlichen Blattansätze laufen in eine Spitze aus. Der gemeinschaftliche nackende Blumenstiel treibt aus dem Blätterwinkel, trägt am Ende ein platt aufsitzendes, und mit keinen Blattansätzen umgebenes dreyfaches Blatt, und auf diesem ruhen viele doldenförmig gestellte, gleichsam niederwärts gedrückte gelbe Blumen. Von den haarichten Kelcheinschnitten ist der unterste der schmälste. Das Fähnchen steht etwas von den übrigen Blumenblättern entfernet, ist eyförmig, gefalten, aufgerichtet, gelb und mit röthlichten Strieſen bezeichnet, ehe sich aber die Blüthe öffnet, fast ganz röthlicht. Das Schiffchen ist dem Fähnchen fast gleich. Die Hülse ist walzenförmig, dünne, lang, und mit dem aufwärts gebogenen Griffel besetzet. Diese Pflanze ist ein gutes Futterkraut, und die Wiesen, worauf solche häufig wächst, sind vorzüglich zu schätzen. Herr Ellis hat den Anbau derselben gar sehr empfohlen; er nennet solche Lady Fingergras. Die Blumen sind auch den Bienen des Honigs wegen sehr angenehm, und wenn man solche trocknet, erhalten sie eine grüne Farbe. Da nun die Blumen derjenigen Pflanzen, woraus der Indig bereitet wird, auch die grüne Farbe beym Trocknen annehmen, könnte man wegen dieser färbenden Eigenschaft damit Versuche anstellen.

6) Der glattstängelichte Lotusklee mit kleinern Blumenköpfen, Lotus lybica Riu. Lotus rectus Linn. wächst in Languedoc und Sicilien. Die fäserichte dauernde Wurzel treibt viele, einige Fuß hohe, glatte, gemeiniglich röthliche und oberwärts in Zweige verbreitete Stängel. Die Blattansätze sind herzförmig, und die drey Blättchen auf der untern Fläche haaricht. Ohngefähr zwanzig dicht bey einander stehende Blumen stellen ein rundliches Köpfchen vor, welches kleiner, als die Blätter ist. Die Blumenblätter sind fleischfärbig, die Hülsen dünner, glatt und aufwärts gerichtet. Nach Herrn Gouans Anmerkung ist die Höhe sechs Fuß, die herzförmigen Blätteransätze

sind

sind viel kleiner als die Blättchen, und diese umgekehrt eyförmig, zugespitzet, die Deckblätter ganz klein und von dem Blumenköpfchen entfernet. Wenn auch diese Art ein gutes Futterkraut abgeben möchte, so können wir doch davon keinen Gebrauch machen, indem wir die Stöcke im Scherbel, und den Winter über in ein gemeines Glashaus stellen müssen. Sie sind nicht zärtlich, und da wir jährlich reifen Saamen erhalten, kann dadurch die Vermehrung auf dem Mistbeete leicht geschehen.

7) Der rauchstängelichte Lotusklee mit größern Blumenköpfen, Lotus haemorrhoidalis Tourn. Lotus hirsutus Linn. wächst in Languedoc und Italien. Die dauernde Wurzel treibt viele, in Zweige getheilte, etliche Fuß lange, rauche Stängel. Die Blätter sitzen platt auf und sind den Blattansätzen ähnlich. Das Blumenköpfchen besteht aus sieben oder neun Blumen, und die dabey stehenden Blättchen sind lanzetförmig und fast von gleicher Länge. Der Kelch ist haaricht, oberwärts röthlich, der unterste Einschnitt am längsten; das Fähnchen blaßröthlich, die Flügel weiß und die Spitze des Schiffchens schwärzlich. Die walzenförmigen Saamenhülsen scheinen aufgeblasen. In einigen Ländern wird diese Art in den Apotheken aufbehalten, und sonderlich bey der güldenen Ader äußerlich gebrauchet. Er besitzt eine lindernde und reinigende Kraft. Bey uns ist solcher nicht im Gebrauche. In der Wartung kömmt diese mit der vorstehenden Art überein.

8) Der glänzende, wollichte, gelbe Lotusklee, cretischer Schotenklee, Lotus creticus Linn. wächst in Syrien, Creta und Spanien. Die dauernde Wurzel treibt holzichte, schwache, einige Schuh hohe Stängel, welche, wie auch die Blätter, mit einem weißglänzenden, wollichten Ueberzuge bedecket sind. Gemeiniglich stehen drey gelbe Blumen bey einander. Die Hülsen sind walzenförmig und hängen unterwärts. Die Wartung kömmt mit no. 6. überein.

9) Der schmalblätterichte Jacobslotusklee, Jacobsschotenklee, Lotus Iacobaeus Linn. wächst auf dem St. Jacobseylande. Der Stängel ist holzicht, erreichet bey uns zween Fuß Höhe und blühet bey uns im ersten Sommer. Die Blättchen und Blattansätze sind ganz schmal und spitzig. Drey, auch fünf Blumen stehen auf einem gemeinschaftlichen Stiele und haben eine besondere, glänzende Farbe; das Helmblättchen und die Flügel sind dunkelviolet, und das Schiffchen, welches fast länger als die Flügel, ist gelblicht. Die Hülsen sind dün-

ne und walzenförmig. Dieser ist, nach unsern Erfahrungen, sehr zärtlich, und meistentheils im Winter abgestorben, ob man sich gleich vorzüglich bemühet solchen zu erhalten. Die kleinen, gelbgrünlichten Saamen gehen auf dem Mistbeete leicht auf, den Sommer über wachsen die Stöcke im Scherbel recht gut, blühen schon im Julius und August, lassen aber keinen reifen Saamen zurücke. Die Vermehrung aus Zweigen hat uns niemals gelingen wollen.

10) Der sichelförmige Lotusklee, Sicilianischer Schotenklee, Lotus ornithopodioides Linn. wächst in Sicilien. Die fäserichte, jährige Wurzel treibt niedrige, haarichte, in Zweige getheilte und über der Erde ausgebreitete Stängel. Die Blattansätze sind sehr klein und fast dreyeckicht, die Blättchen umgekehrt kegelförmig. An den Spitzen der Zweige stehen drey oder fünf gelblichte Blümchen bey einander, welche auf einem Dreyblatte, ohne Blattansätze ruhen; der Kelch ist merklich in zwo Lippen getheilet; an der untern Lippe sind die Seiteneinschnitte ganz klein, und der mittelste größer als alle übrigen. Die Saamenhülsen hängen unterwärts, sind sichelförmig, gekrümmt und breit gedrückt. Man erzieht diesen jährlich aus Saamen im freyen Lande.

11) Der fünfblätterichte Lotusklee, gefingerter Schotenklee, Lotus Dorycnium L. Tournefort hat diese Pflanze als ein eigenes Geschlecht vorgetragen, welches auch Herr von Linné einige Zeit beybehalten, zuletzt aber mit diesem Geschlechte vereiniget hat; Herr von Haller und Ludwig wollen doch lieber Tourneforten folgen und dessen Geschlechtsnamen beybehalten. Die Hülse ist fast kugelförmig, zugespitzet und enthält einen oder zween Saamen. Dieses aufrechtsstehende und mit vielen Zweigen besetzte, immergrünende Sträuchchen wächst in Spanien, Languedoc und Oesterreich, und wird bey uns in Gärten ohngefähr drey Fuß hoch. Jedes Blatt besteht aus fünf schmalen, lanzetförmigen und gleichsam mit einer Granne geendigten, platt aufsitzenden Blättchen, welche nach Art der gefingerten gestellet sind. Aus dem Winkel der Blätter treibt ein Stiel, welcher viele, in ein länglichtes Köpfchen vereinigte Blumen trägt, welche von keinem oder nur einem Blättchen umgeben sind. Der weichhaarichte Kelch ist zwolippicht, der mittelste Einschnitt an der untern der längste, die Blumen weiß und nur das Schiffchen etwas röthlich. Wir haben solche, wie die sechste Art, behandelt.

Lotuspflanze, egyptische.

S. Seeblume.

Lotwurzel.

Lotwurzel.

Dieses ist ein ungewöhnlicher Name, womit ehedem die Schwarzwurzel beleget worden, und welchen Herr Planer dem damit verwandten Geschlechte, Onosma L. zugeeignet hat. Der Kelch zeiget fünf aufgerichtete Einschnitte. Des glockenförmigen Blumenblattes ganz kurze Röhre erweitert sich in eine bäuchichte offene Höhle und ist am Rande fünffach eingekerbet. Die fünf kurzen Staubfäden tragen große pfeilförmige Beutel. Der Griffel ist einfach und der Staubweg stumpf. Der unveränderte Kelch enthält vier eyförmige Saamen. Herr von Linné hat drey, zwar längst bekannte, aber unter andern Geschlechtern angeführte, Arten bestimmt.

1) Die einfache Lotwurzel, Onosma simplicissima Linn. welche Herr Gmelin in Sibirien gefunden, und vielleicht Echium creticum Alp. Exot. ist. Die Wurzel ist fortdauernd, der Stängel ohngefähr eine Spanne lang, holzicht, einfach, und nur selten unterwärts mit einem oder dem andern Zweige besetzet. Die ganz schmalen, spitzigen, haarichten Blätter stehen dicht an einander, und untenher scheinen solche fast über einander zu liegen. Am Ende des Stängels stehen gemeiniglich zween Blumensträußer, deren Spitzen sich unterwärts biegen. Die Blume ist, wie bey der Schwarzwurzel, gestaltet, nur fehlen hier die fünf Schuppen, welche gleichsam den Rachen verschließen.

2) Die zwolippichte Lotwurzel mit unter sich hangenden Früchten, Onosma orientalis Linn. Herr v. Linné hatte selbige für eine Art Wachsblume ausgegeben. Die Pflanze wächst in Egypten und ist überall mit Borsten besetzet; die ungestielten Blätter stehen wechselsweise und sind völlig ganz, lanzetförmig; die Zweige endigen sich mit doppelten Blumensträußern, bey welchen ganz schmale, haarichte Deckblätter stehen. Die Früchte hängen unter sich.

3) Die zweigichte Lotwurzel mit aufrechtstehenden Früchten, Onosma echioides Linn. Anchusa lutea maior et minor C. B. Pin. Herr von Haller vereiniget solche mit der Schwarzwurzel, obgleich die Schuppen in dem Blumenblatte fehlen. Sie wächst in Frankreich, Italien, der Schweiz, auch in Oesterreich. Die Wurzel ist dauernd, holzicht, lang, und von außen mit einer schönen blutrothen Farbe gleichsam übertüncht. Der holzichte, am untern Theile gestreckte, und in Zweige getheilte Stängel, wie auch die langen, zungen-

genförmigen Blätter sind mit Borsten besetzet. Die Blumen stellen eine umgebogene, einseitige Aehre vor. Der borstige Kelch ist tief eingeschnitten. Das gelblichte Blumenblatt ist langröhrig, oberwärts bäuchicht, und der Staubweg eingekerbet. Wenn die Saamen reifen, steht die Aehre mehr aufgerichtet. Die Wurzeln werden mit Oel bestrichen und von den jungen Dirnen in Astrakan zur Schminke gebrauchet.

Lowando.

Eine Art von kurzgeschwänzten Affen oder Bavianen, die man auf der Insel Ceylon antrifft. Sie scheinen nur eine Verschiedenheit von derjenigen Gattung zu seyn, welche im ersten Theile 633 S. unter dem Namen Wanderu angeführet worden ist. Der Wanderu hat einen schwarzen Körper und einen weißen oder grauen Bart; der Lowando oder Elwandu hingegen hat einen grauen Körper und einen schwarzen Bart.

Luchs.

Lynx. Der Luchs, welcher auch Hirschwolf genannt wird, weil er den Hirschen ein Wolf, nämlich ein gefährlicher Feind ist, hat in Ansehung der Gestalt des Körpers eine große Aehnlichkeit mit den Katzen; daher man ihn auch zu dem Katzengeschlechte rechnet. Der Schwanz ist abgestumpft und hat eine schwarze Spitze. Die Ohren sind zugespitzet und oben mit einem Büschel Haare besetzet, welcher die Gestalt eines Pinsels hat. Die Farbe ist gemeiniglich röthlich und geflecket. Es giebt aber auch weißlichgraue und ungefleckte Luchse. Einige übertreffen den Fuchs an Größe, andere aber sind etwas kleiner als die Füchse. Herr Klein unterscheidet dreyerley Arten: den Hirschluchs, Katzenluchs und Kalbsluchs.

Der Hirschluchs ist der größte und hat große, unordentliche, hochröthliche Flecken. Der Katzenluchs ist kleiner und hat ein schöneres Fell, welches weiß und schwarz geflecket ist. Der Kalbsluchs hat keine Flecken, und der Schwanz ist, wie bey den Kälbern, am Ende mit langen Haaren besetzet. Sonst pfleget man auch diese Thiere in Wolfs- Fuchs- und Katzenluchse einzutheilen; bey welchen Benennungen darauf gesehen wird, ob sich der Luchs mehr der Gestalt eines Wolfes oder eines Fuchses oder einer Katze nähert.

Man findet diese Thiere, deren scharfes Gesicht zum Sprichworte geworden ist, hin und wieder in Europa und in den übrigen Welttheilen, vorzüglich in nördlichen Ländern. Sie gehören unter die schlimmsten Raubthiere und untergraben oft die Schaafställe.

Sie

Sie lassen sich aber zahm machen, und zur Jagd abrichten. Ihr Fleisch ist nicht eßbar, aber das Fell giebt ein sehr gutes Pelzwerk ab. Die meisten Luchspelze kommen aus Siberien. Am meisten schätzet man diejenigen, die schön weiß oder gelblicht und mit recht schwarzen Flecken besetzet sind.

Bey den Astronomen zeiget der Name Luchs ein Sternbild an, welches zwischen dem Fuhrmanne und dem großen Bäre steht, und neunzehn Sterne enthält, nämlich einen von der dritten, einen von der vierten, sieben von der fünften und zehen von der sechsten Größe.

Luchssteine.
S. Belemniten.

Lucianskraut.
S. Fallkraut.

Lucienholz.
S. Kirschbaum.

Ludwigia.

Daß dieses Geschlecht dem berühmten, und um die Kräuterkunde verdienten Leipziger Lehrer gewidmet, dürften wir wohl nicht erinnern. Der Kelch sitzt auf dem Fruchtkeime, fällt nicht ab, und ist in vier ausgebreitete, lanzettförmige Einschnitte getheilet, welche mit den vier herzförmigen, ausgebreiteten und einander ähnlichen Blumenblättern fast gleiche Länge haben. Vier kurze Staubfäden umgeben den Griffel, dessen Staubweg einigermaßen viereckicht ist. Die Saamenhülse ist auch viereckicht, enthält in vier Fächern viele kleine Saamen und zeiget oben eine Oeffnung. Die Herren Clayton und Royen führen einige Arten unter diesem Namen an, welche aber Hr. v. Linné theils mit der Ammania, theils Jussieua vereinigt, und daher nur drey Arten angenommen hat.

1) Die Virginische Ludwigie mit wechselsweise gestellten Blättern, Ludwigia alternifolia Linn. wächst in Virginien und ist jährig. Der röthliche, glatte und in Zweige abgetheilte Stängel steht aufgerichtet, ist aber auch öfters niedergebogen. Die wechselsweise gestellten und gestielten Blätter sind lanzenförmig, völlig ganz und glatt. An dem Blattwinkel stehen einzelne, gestielte, gelbe Blumen. Die Frucht hat die Gestalt eines Würfels. Wir ziehen solche jährlich auf dem Mistbeete aus dem Saamen; damit man aber dergleichen um desto gewisser erhalte, soll man einige Stöckchen in Scherbeln pflanzen, und diese gegen den Herbst in das Glashaus hinter die Fenster stellen.

2) Die Ostindische gestreckte Ludwigie mit gepaarten Blättern,

tern, Ludwigia perennis oder oppositifolia Linn. Diese ausdauernde Pflanze wächst in Ostindien. Der Stängel ist etwa einer Spanne lang, und treibt nur unterwärts einige Zweige, welche mit einander über der Erde ausgestreckt liegen. Die lanzetförmigen, völlig ganzen, glatten Blätter stehen einander gegen über und die gelben Blumen in dem Winkel derselben einzeln.

3) Die Ostindische aufrechtstehende Ludwigie mit gepaarten Blättern, Ludwigia erigata Linn. wächst auch in Ostindien, die Wurzel aber ist nur jährig. Stängel und Zweige stehen aufgerichtet. Die gestielten, einander gegen über gestellten Blätter sind völlig ganz und lanzetförmig. Die Blumen sitzen selten am Blätterwinkel, gemeiniglich auf den Spitzen der Zweige auf einfachen Stielen, meistentheils aber drey bey einander. Der Kelch und die Blumenblätter sind ganz klein. Die Frucht zeiget vier scharfe Ecken.

Lülch. S. Lolch.

Lümecke.

S. Gauchheil, Wasser.

Lünekraut.

S. Bachbungen.

Luffa.

Daß Herr von Linné dieses Tournefortianische Geschlecht mit dem Balsamapfel vereiniget, haben wir bereits bey diesem angemerket, auch daselbst die Geschlechtskennzeichen angeführet. Bey der Luffa findet man durchgehends die nämlichen, nur ist die Frucht mehr trocken und öffnet sich nicht durch eine Federkraft. Rumph beschreibt unter dem Namen Petola drey Pflanzen, davon nur eine die Luffa ist, eine andere zu den Gurken und die dritte zu den Kürbsen gehöret. Unsere Pflanze nennt man die

Luffa der Araber, Ceylanische Gurke, Momordica Luffa L. Sie wächst vorzüglich in Zeylon und kömt in Ansehung des Wachsthums mit den Gurken überein. Die jährige Wurzel treibt lange, in Zweige verbreitete, eckichte, knotige, zähe Ranken, welche auf der Erde hinlaufen, oder sich mit den daran befindlichen Gäbelchen um andere Pflanzen schlingen und in die Höhe steigen. Die Gäbelchen sind einfach, am Ende aber theilen sie sich nach Art der Dolden, in gleich ausgebreitete und gewundene Zweige. Die wechselsweise gestellten, ungestielten, dunkelgrünen, rauh anzufühlenden Blätter sind in fünf oder sieben spitzige und ausgezackte Lappen zerschnitten, davon der mittelste der größte ist. Männliche und weibliche Blumen wachsen an einer Ranke. Das gelblichte Blumen-

menblatt ist in fünf, selten in sechs runzlichte Einschnitte getheilet, welche sich sonderlich Vormittags weit ausdehnen, und endlich zurückschlagen. Die Frucht wird in ihrem Vaterlande sehr lang und groß. Nach Rumphs Berichte wird sie anderthalb bis zween Fuß lang, und armsdicke, gemeiniglich gerade, lang, bisweilen wellenförmig erhaben, auch sichelförmig gekrümmet. Anfangs ist sie grün und weiß gefleckt, zuletzt wird sie röthlich mit aschfarbig untermischet und die äußerliche, mit Furchen durchzogene, sonst aber glatte Schale wird ganz trocken, holzicht, bleibt aber dünne und leicht zerbrechlich. Das innerliche Wesen ist anfangs weich und saftig, verwandelt sich aber in ein trockenes, zellichtes Gewebe, in welchem die Saamen zerstreuet liegen. Nach dem Rumph sind diese schwarz, nach Hrn. von Linné aber weiß. In Zeylon, Amboina und andern Orten, wo diese Pflanze gebauet wird, pflegt man die unreifen und noch grünen Früchte gekochet, sonderlich mit Fischen, zu essen. Man zieht solche jährlich aus dem Saamen auf dem Mistbeete, und wartet sie, wie die Melonen.

Luft.

Bekanntermaßen wird unterm Namen Luft, aer, dasjenige flüßige Wesen verstanden, welches unsern Erdball allenthalben umgiebt, und alle körperlichen Räume darinnen erfüllet, die von keiner andern Materie eingenommen werden. Andere sagen: es sey diejenige flüßige Materie, in welcher alle lebendige Geschöpfe leben, und selbige wechselsweise einziehen und auslassen. Nimmt man die Luft auf diese Weise, so sieht man leicht, daß sie rein und von allen andern Körpern, welche sie so gern in sich hält, frey seyn müsse. Und dies ist auch nöthig, damit man nicht der Luft etwas zuschreibe, welches nur denen in ihr vorhandenen, zum Theil aufgelößten, Körpern zukömmt: ein Fehler, den in neuern Zeiten die meisten zu begehen pflegen, welche sich anitzt mit den allerley entdeckten Eigenschaften der Luft breit machen, und sich und dem gemeinen Haufen so sehr die Köpfe verwirren. Da man aber gleichwohl die Luft so sehr selten, vielleicht niemals, recht rein haben kann: so wird es allerdings schwer, von den absoluten Eigenschaften, die lediglich der Luft allein zugehören, eine genaue Rechenschaft zu geben. Wir wollen das Vornehmste davon anmerken, und denn von dem verschiedenen Zustande der Luft und ihren Wirkungen reden. Anfänglich ist die Luft ein Körper; denn wir empfinden ihren Widerstand, ihre Kraft auf die andern Körper

und

und ihre Wirkung gegen dieselben. Wenn die Luft in starker Bewegung sich unsern Sinnen mehr als zu deutlich zu erkennen giebt; wenn sie Windmühlen, Schiffe und andere Körper treibt, auch die größte Kraft gegen die ihr widerstehenden Dinge äußert und sie überwältiget: so werden wir weiter an ihrer körperlichen Natur nicht zweifeln. Die gemeine und gewöhnliche Luft ist darneben flüßig, welches wir daran erkennen: daß sie andere, auch so gar die leichtesten, Körper mit geringem Widerstande durch sich durchläßt und in alle Räume von selbst hinfließt, wo keine andere gröbere Materie vorhanden ist; selbst ihre leichte Bewegung, der gar geringe Zusammenhang ihrer Theile u. s. w. beweisen ihre Flüßigkeit. Dabey ist sie denn elastisch und ausdehnbar: so elastisch, wie kein anderer Körper auf dem Erdboden, der einzige Aether, vielleicht die Grundlage der Luft, ausgenommen. Diese Elasticität, diese Ausdehnbarkeit und die damit verknüpfte Compressibilität giebt abermals einen Beweisgrund ihrer Flüßigkeit ab. Wie groß diese Ausdehnung und Zusammenziehung der Luft, oder wie groß eigentlich ihre Elasticität sey, das ist nach aller Genauigkeit nicht bestimmt. So viel aber haben bereits viele Versuche gegeben, daß die Luft in einen etliche hundertmal engern Raum könne zusammengepresset werden; und daß sich nach dieser pressenden Kraft, auch ihr Bestreben sich wieder in den vorigen Raum auszudehnen, das ist, ihre Elasticität richte. Was besonders Hales mit dem Verengern der Luft vorgenommen, das ist bekannt, und überaus artig. Aber zur Zeit auch weiter nichts, als dies; weil bey dergleichen Subtilitäten zur Zeit noch nichts Demonstratives hat dargeleget werden können. Denn er will die Luft in einen 1551mal kleinern Raum gebracht, folglich sie noch um die Hälfte mehr verdichtet haben, als das Wasser ist. Die Windbüchsen und andere ähnliche Anstalten mit der Luftpumpe, auch die Gewalt der Luft beym Schießpulver beweisen indessen die große Elasticität der verdichteten Luft, wodurch in der That erstaunliche Wirkungen hervorgebracht werden. Die Körperlichkeit und Flüßigkeit der Luft geben es schon, daß sie auch schwer seyn müsse. Und dies findet sich, wenn man sie an einer accuraten Wage abwiegt. Ein rheinländischer Kubikschuh Luft pfleget 694 Grane zu wiegen. Sonst wird ihre specifische Schwere gegen das reine Regenwasser, wie 1 zu 800 oder zu 900 angesetzet. Aus Vernunftschlüssen müßte man schon erkennen, daß die Luft eine

Schwere

Schwere haben müsse, weil sie sich niemals von der Erdfläche, und dem Mittelpuncte der Erde entfernet, sondern allezeit gegen denselben drücket; ingleichen weil doch die Wolken in ihr schweben, und von ihr in außerordentlichen Höhen bequem getragen werden. Aber das Gewicht der Wolken beträgt nach ihrem körperlichen Raume und der Menge darinn befindlicher wässerichter Dünste ein überaus großes. So wie nun die Luft nach dem Centro der Erde drücket, so drücket sie auch, sich selbst gelassen, nach allen übrigen Gegenden und Seiten mit gleicher Stärke. Noch eine Eigenschaft der Luft, die sich aus der Erklärung derselben ergiebt, ist diese, daß sie alle Körper durchdringt, und sich in sie hinein begiebt, wo keine andere Materie vorhanden ist, und wo es die Zwischenräume derselben verstatten. Daher läßt sich aus allen Körpern Luft herausbringen; und es ist zum Favoritsatze geworden, daß sie mit allen und jeden, so gar mit den festesten Körpern, innigst vereiniget sey. Woher die Luft erzeuget werde, und was ihre Bestandtheile eigentlich sind, das scheint eine sehr unbeantwortliche und zum Theil unnütze Frage. Viel unnützer, als die Behauptung, daß sie aus subtilisirten aufgelösten Wassertheilchen bestehe, und solchergestalt aus dem Wasser erzeuget werde. Eben so unrecht ist es zu sagen, die Luft werde aus den festen Körpern durch ihre Scheidung hervorgebracht. Der sicherste Gedanke ist zur Zeit, daß sie eine eigene flüßige Materie sey, deren Theilchen überaus klein, geringwichtig, wenig zusammenhängend, überaus beweglich, locker, vielleicht kuglicht, und wahrscheinlich harter Natur sind. Dies ist ziemlich alles, was sich von ihrer innern Beschaffenheit mit Grunde behaupten läßt. Da man es begreiflich machen kann, daß in ihren Zwischenräumen eine noch feinere Materie, nämlich der Aether, befindlich sey: so hat man mit vieler Vermuthung angenommen, daß die vornehmsten Eigenschaften der Luft, z. B. die Elasticität, Flüßigkeit, Beweglichkeit, Druckkraft u. s. w. von diesem herzuleiten seyn möchten. Diese Luft nun wird unter den angeführten Umständen, wie schon im Anfange gesaget ist, als rein, und mit keinen fremden Partikeln vermischet, angenommen. Aber man findet sie in diesem Zustande niemals. Selbst die am meisten gereinigte Luft ist noch mit allerley unendlich zarten Theilen beladen, die wahrscheinlich so fein, vielleicht noch feiner, als die Lufttheilchen selbst sind. Die gesammte Luftmasse um den Erdkreis und auch in den Körpern ist daher mit sehr unterschiedlichen Materien allerley

lerley Art angefüllet, und in diesem Zustande heißt sie im Ganzen betrachtet, die Atmosphäre, oder der Dunstkreis. Dieser besteht folglich in der gesammten Luftmasse, welche die Erde, bis auf gewisse Höhen, überall umgiebt, die aus der Erde aufsteigenden Dünste in sich aufnimmt, überall vertheilet, hin und wieder in großer Menge sammelt, und alsdenn wiederum zur Erde zurückführet: wie diese Eigenschaften bereits oben im Artikel Dunstkreis sind angeführet, auch zugleich die wahre Bedeutung dieses Worts ist erkläret worden. Inzwischen liefert uns diese Atmosphäre, dieser Dunstkreis um die Erde, viel wichtige Gegenstände zu Betrachtungen, die ich hier kürzlich mitnehmen muß. Zuförderst ist die Luft wegen ihrer Subtilität durchsichtig, und dieserwegen läßt auch der ganze Dunstkreis überall die Lichtstrahlen der Sonne und anderer Himmelskörper ungehindert durch: eine Wohlthat, welche die erste und größte der ganzen Natur ist. Von diesem Durchgange des Sonnenlichtes wird selbst die Atmosphäre vielfach verändert: bald wärmer, bald kälter, bald zu Aufnehmung der Dünste geschickter, bald sie wiederum nieder zu lassen, bald in Bewegung gebracht u. s. w. Der andern Wirkungen zu geschweigen, die davon herkommen. Dieser Menge Luft in der Atmosphäre schreiben einige eine blaue Farbe zu, als welche der Luft natürlich seyn soll, zumal wenn man sie im Ganzen und in großer Weite sieht; und davon leiten sie die blaue Farbe des Himmels her. Die Figur der Atmosphäre ist so beschaffen, daß sie der Erde ihrer ziemlich nahe kömmt. Wenn die Erde nicht um ihre Achse gedrehet, und überall gleiche Wärme vorausgesetzet würde, so wäre ihre Gestalt völlig kuglicht. So aber scheint sie eine länglicht runde Gestalt zu bekommen, die noch dazu vom Einflusse des Mondes ziemlicher maßen verändert werden dürfte. Der untere Theil der Atmosphäre ist nicht in seinem natürlichen Zustande, sondern von dem oben aufliegenden Theile zusammengedrückt und folglich dichter. Die Mathematiker haben sich angelegen seyn lassen, die Stufen dieser Verdünnung nach aufwärts zu bestimmen, und haben solche durch die logarithmische Linie vorgestellet. Das ist indessen allgemein ausgemachet, daß der Druck der Luft, folglich auch die Dichtigkeit, proportionirlich abnimmt, je höher man in der Atmosphäre aufwärts steigt. Dieses hat uns am sichtlichsten das Barometer gelehret. Man hat ins Mittel gefunden, daß es bey jeglicher Höhe von 62 bis 63 Par. Fuß um 1 Par. Linie fällt.

In

In großen Höhen findet aber diese natürliche Progression nicht statt; sie weicht vielmehr etwas davon ab, und hat daher zu andern etwas genauern Bestimmungen Anlaß gegeben. Feuillee behauptete, wenn das Barometer jedesmal um eine Linie fallen sollte, so müßte eine Höhe erfordert werden, die zween Fuß mehr als die nächst vorhergehende Höhe betrüge. Wenn am Barometer daher 28 Par. Zolle für den Stand der Meeresfläche angenommen würden, so würde bey 27 Zoll 852 Fuß Höhe, und bey 17 Zoll 25222 Par. Fuß Erhebung über gedachter Meeresfläche anzunehmen seyn. Daniel Bernoulli hat die Druckkraft der Luft durch eine neue, vielen sehr beyfällige und zur Ausübung bequeme Manier bestimmt und angenommen, daß die Elasticität der Luft ein Verhältniß habe, welches aus dem Verhältnisse der Quadrate der Geschwindigkeit, womit die Lufttheilchen beweget werden, und aus dem einfachen Verhältnisse der Dichtigkeit zusammengesetzet ist. Lulofs hat die Bernoullische Regel, den Druck der Luft aus der Höhe, und diese aus jenem zu bestimmen, noch in etwas verbessert. Die Höhe des Dunstkreises zu erforschen, haben die Gelehrten auch vielerley Wege eingeschlagen. Im Ganzen bringt man wohl so viel heraus, daß die Höhe des Luftkreises ungemein groß, und auf die 13 bis 14, andere sagen bis 20 deutsche Meilen ausmache. Aber auf die Genauigkeit darf man sich hier nicht einlassen, weil die dabey angewandten Regeln, wegen Schwierigkeit der Sache selbst, allemal unsicher bleiben. Inzwischen haben die Naturforscher den Raum der ganzen Dunstkugel in drey Gegenden eingetheilet. Die untere von der Fläche der Erde bis dahin, wo die Luft nicht mehr durch die von dem Erdboden zurückgeworfenen Sonnenstrahlen erwärmet wird. Diese Gegend ist also die wärmste, unerachtet sie in ihrem obersten Theile auch schon sehr kühle ausfällt. Einige, und ich halte es für bequem, ziehen diese Gegend bis an die Gipfel der höchsten Berge, wo schon stäter Frost und Kälte herrschen. Die zwote, mittlere Gegend geht von der untern Gränze der ersten bis an die Gränze der Dämmerung und der Nordlichte: diese möchte sich vier deutsche Meilen über der erstern erheben. Die dritte reichet von den äußersten Gränzen der Dämmerung bis ans Ende des Luftkreises selbst, nämlich bis dahin, wo wirklich alle eigentliche Luft aufhöret, und die reine Himmelsluft oder der Aether anfängt. Man giebt dieser sechs bis acht Meilen über der zwoten. In diesem Luftkreise nun gehen sehr viele

Veränderungen vor, die insgesammt, so fern sie in die Sinne fallen und merklich werden, unterm Namen der Lufterscheinungen zu stehen kommen. Man kann sie füglich unter folgender Eintheilung, nach ihrem Ursprunge begreifen. Einige entstehen bloß von der Luft und ihrer Bewegung, andere von dem in ihr enthaltenen Aether; noch andere von den in ihr befindlichen fremden, besonders wässerichten Theilen und Dünsten. Die ersten geben uns den Wind nach seinen mancherley Richtungen und Stufen der Stärke. Die zweyten sind die eigentlichen leuchtenden Erscheinungen, die in der Luft vorgehen, und meistens den Aether oder das Licht zur Ursache haben. Die dritten liefern alle diejenigen Luftveränderungen, welche aus den Dämpfen in der Luft erzeuget werden, und auf vielerley Art, in Wolken, in Regen, in Schnee und Hagel u. s. w. zum Vorscheine kommen. Wind heißt überhaupt jede merkliche Bewegung der Luft; oder ein Strom der Luft, der sich den äußern Sinnen darleget. Seine allgemeine Ursache ist das aufgehobene Gleichgewicht der Luft; dieses aber hat wiederum so vielerley Unterursachen, daß man sie nicht alle, wenigstens nicht an diesem Orte, genau angeben kann. Der Wind wird zuförderst nach den vier Hauptgegenden der Welt in Ost- Süd- West- und Nordwind eingetheilet. Die Räume dieser Hauptwinde werden halbiret, und so erhält man vier Haupt-Nebenwinde, die den Namen von den Hauptgegenden führen: Südost, Südwest, Nordwest und Nordost. Solchergestalt hat man schon acht Hauptwinde; und wenn man dieser ihre Räume, oder die Winkel zwischen ihnen, wiederum halbiret: so bekömmt man sechzehn Nebenwinde, welche ihre Namen nach den Hauptgegenden bekommen, zwischen denen sie liegen: allemal die Hauptgegend von Süden und Norden in der Benennung vorangesetzt. Die Geschwindigkeit des Windes ist neben der Richtung desselben zu betrachten; weil davon mehrentheils die Stärke desselben abhängt. Sie wird, wie bekannt, durch den Raum gemessen, den der Wind in einer gegebenen Zeit durchläuft. Ein Wind, der in einer Secunde 24 Par. Schuh durchläuft, ist so stark, daß man ihm nicht entgegen gehen kann. Leget er in der nämlichen Zeit 32 Schuh zurück, so reißt er schon Bäume aus, und einer der schnellsten und stärksten Winde war, den Derham wahrnahm, und der in einer Secunde 62 Par. Schuh durchlief. Herr Hanow hat zu den gemeinen Wetterbeobachtungen sinnliche Merkmale von der Stärke des Windes angegeben, darnach man sich bey

Angabe

Angabe der Windstärke ungefähr richten kann. Sie stehen, außer den Danz. Erfahrungen, in seinen Seltenheiten der Natur II. Th. p. 743 ff. und im Wittenbergschen Wochenbl. St. 4. vom Jahre 1768. und 13 St. vom J. 1773. Man hat zu dieser Absicht verschiedene Werkzeuge, unterm Namen der Windmesser, Anemometer erfunden; bey deren einigen die Vorrichtungen noch zu unbequem, bey andern die Richtigkeit noch zu mangelhaft ist. Alle Lufterscheinungen, die vom Aether herrühren, sind entweder bloß leuchtend, oder zugleich feurig und brennend. Jene zeichnen sich durch ihren Schein oder Licht aus, haben zuweilen Farben beygemischet und entstehen unter mancherley Gestalt. Die obersten dieser Art sind wohl die Nordlichter, ätherische Scheine in der Gegend um den Nordpol, und ihnen ähnliche auch um den Südpol, nach den Erfahrungen, die man zur Zeit davon hat. Sie sitzen unten auf dem Horizonte auf einem schwarzen Gewölke, erstrecken sich von da hoch über den Gesichtskreis, bald still, bald unter mancherley Bewegung, bald mit bloß weißem, bald mit allerley farbichtem Lichte, zuweilen mit sonderbarem Geräusche in der Oberluft. In den nördlichsten Gegenden geben sie den vortrefflichsten Anblick und ein sehenswürdiges Schauspiel in der Oberluft, wodurch die dortigen langen Nächte sattsam erleuchtet werden. Am wahrscheinlichsten haben sie die stäte Bewegung des von den Polen her gegen den Aequator strömenden Aethers zum Grunde. Andere diesen Lichtern ähnliche, aber bald vorübergehende Lichterscheinungen, haben von ihrer schnellen Bewegung, oder auch von ihrer Gestalt die Namen erhalten, und heißen fallende Sterne oder Sternschneuzen, Ruthen u. s. w. Etwas tiefer in der Oberluft entstehen durch die Wasserdünste und derer darinn gebrochenen Sonnen- oder Mondstralen farbichte Kreise um und unter diesen Körpern, oder auch Abbildungen derselben zu ihren Seiten, und bekommen daher die Benennungen von Höfen, von Nebensonnen und Nebenmonden. Die vornehmste hieher gehörige Lufterscheinung ist der Regenbogen: ein farbichter Lichtkreis, der mittelst der in die Tropfen der gegenüberstehenden Regenwolke fallenden, von ihnen gebrochenen und zurückgeworfenen Sonnenstrahlen, das Sonnenbild sehr groß und ausgedehnt vorstellet. In seinem erleuchteten Kreise hat dieser Bogen die sieben prismatischen Farben. Zuweilen erscheint er einfach, zuweilen doppelt und dreyfach, manchmal umgekehrt; meistens mit den Schenkeln auf dem

Horizonte auffitzend; unterweilen aber auch mit denselben über die Erdfläche hinlaufend; ja seltner Weise so gar mit dem ganzen Bogen über der Erdfläche. Mondregenbogen werden viel weniger bemerket, als die, welche von der Sonne gebildet werden. Die Höhe der Sonne wird zur Darstellung eines Regenbogens von 42 bis 54 Graden überm Horizonte erfordert. Die feurigen Lufterscheinungen sind, so viel man durch Schlüsse und Wahrnehmungen herausgebracht hat, meist auch ätherischen Ursprungs; doch können sich dabey wohl andere subtile brennbare Stoffe in der Luft einmischen. Es sind dies die bekannten Blitze und Wetterstrahle mit ihrem sie begleitenden Donner. Da ich in dem Artikel Gewitter die Theorie und Erklärung derselben kürzlich aus einander gesetzet habe: so will ich hier davon keine Wiederholung anstellen, sondern den Leser ganz auf diesen Artikel verweisen. Nur das eine berühre ich hier. Es finden sich außer den Blitzen auch noch andere, vermuthlich brennende, und gleichsam zusammen gerollte Licht- und Brennklumpen, die man Feuerkugeln, brennende Drachen, Feuerbalken u. s. w. zu nennen pfleget: je nachdem sie unter dieser oder jener Gestalt erscheinen. Ihre Entstehungsart beruhet entweder ganz allein auf dem in einer Luftgegend angehäuften, verdickten, stark in Bewegung seiner Theile gesetzten Aether; oder auch auf der Sammlung von wirklich brennbaren und sich entzündenden Dünsten an dergleichen Orten. Ganz in der Unterluft, fast nahe an der Erde, hat man unterweilen allerley bewegliche Lichter, hüpfende Flämmchen, an sumpfichten, kiesichten, den starken Ausdünstungen unterworfenen Oertern zu merken, die den Namen Irrlichter gar wohl verdienen. Sie sind im Grunde nichts, als Scheine, ohne brennender Natur, und den Scheinen oder Lichtern, die sich öfters an Thieren, an allerley leblosen Dingen und Materien finden lassen, und bloß phosphorescirender, das ist leuchtender Eigenschaft sind. Die dritte Art der Lufterscheinungen muß man den wässerichten Dünsten in der Atmosphäre zuschreiben. Sie bestehen entweder aus zerstreueten, doch etwas verdickten, oder aus gesammelten und vereinten Dünsten. Im ersten Falle, wenn ihrer viele beysammen sind, und sie merklich in die Augen fallen, in der Oberluft unter verschiedenen Höhen schweben, heißen sie Wolken, und wenn sie sich nahe über der Erde vorfinden und die Aussicht in die Ferne verhindern, Nebel. Nebel und Wolken nehmen vielmals einen großen Raum ein, und letztere besonders bezie-

beziehen oftmals den ganzen Gesichtskreis. Treten nun diese in den Wolken zerstreueten Dünste zusammen und gehen in Tropfen über, die ihrer Schwere wegen herunterfallen, so heißt das Regen, der nach Größe und Dichtigkeit der fallenden Tropfen verschieden ist. Die ganz kleinen, vielleicht vom Nebel oder ganz niedrigen dünnen Wolken entstandenen Tropfen nennt man Staubregen. Die größern geben starke Regen, Platzregen, und die weite Ausdehnung desselben die großen Landregen. Man mißt die Quantität des jährlich über einem Erdstriche gefallenen Regens, wozu man die Hyetometer gebrauchet, und bestimmet daraus die Fruchtbarkeit des Jahres, so bald die Nässe der Luft einen Einfluß darauf hat. Gefrieren zur Winterszeit, oder auch bey sonderlicher Kälte in der Oberluft, diese sich sammelnden Dünste, und hängen sie sich besonders an die Körper nahe über der Erde an, so entsteht daraus der Reif; legen sie sich über die Fläche, vornehmlich der glatten Körper, an, so formiren sie daran allerley wunderbare und häufig regulaire Figuren. Viele und dichte Dünste in der Luft, vermuthlich während des Herabsinkens an einander gefroren, bilden den Schnee in seinen theils vollkommenen und regelmäßigen, theils unvollkommenen Zustande, unter vielerley Gestalten; davon die unterschiedlichen Schneegestalten bereits an etliche hundert anlaufen. Der Schnee bekömt seine blendende Weiße, zumal wenn er auf der Erde beysammen liegt, von der Menge Licht, welches die mancherley Flächen desselben, in so unendlich vielen Lagen, häufig zurückwerfen. Gefriert der Regen entweder ganz zu Eiskörnern, oder ist der zusammengebackene Schnee nur mit einer Eisrinde bedecket, so entstehen daraus Hagelkörner, die nach ihrer Figur und Größe von einander abgehen. Oft fallen sie sehr groß, und thun durchs Herunterfallen vielen Schaden. Da die Luft zum Leben aller Geschöpfe, denen man ein wirkliches Leben beymißt, der Thiere und der Gewächse, so sehr nöthig ist: so sieht man wohl, daß sie sich dieserhalb in gesunde und in ungesunde Luft eintheilen lasse. Gesunde Luft erkennt man sowohl am freyen und stärkenden Einathmen derselben, als an der Befreyung von allen, so viel möglich, fremden Theilen anderer Körper, die sich immerzu durch einen oder den andern Sinn verrathen. Denn alles, wodurch die Luft rein und gesund seyn kann, kömmt auf diese drey Eigenschaften derselben an: auf ihre gehörig gemäßigte warme Temperatur, auf ihre Reinigkeit und auf ihre Ausdehnungskraft. Die Temperatur der Luft ist ein besonderer

Umstand, auf den man neuerer Zeit besonders Achtung zu geben pfleget. Dieweil aber dabey alles auf den Begriff der Wärme ankömmt, und diese vorzüglich eine Wirkung des Aethers in dem Körper ist: so habe ich hier derselben bey der Luft nicht gedacht. Das Nöthige wird davon beym Artikel Thermometer vorkommen. Endlich da die Luft, so viel man zur Zeit erfahren hat, in den allermeisten, vermuthlich also in allen und jeden Körpern vorhanden ist, sich mit ihnen innigst vereiniget, und einen Theil ihrer Zusammensetzung auszumachen scheint: so haben daher einige Neuere einen eigenen Zustand der Luft angenommen, und sie alsdenn mit dem neuen, sehr unschicklichen und verwirrenden Namen, fixe Luft, beleget. Die Sache, welche sie herausbringen, ist alt; die Idee, welche sie sich aber davon machen, ist neu, und diesen Leuten eigen, deren Grund die Folge der Zeit, eine nähere Bekanntschaft mit der reinen Luft, und bessere Versuche, als die itzigen, herausbringen müssen. Sie bilden sich nämlich ein, das flüßige Wesen, welches sie durch Auflösung und Scheidung aus so vielen Körpern bekommen und auffangen, sey eine eigene, diesen Körpern anhängige Luft, und lasse sich auch wieder mit andern Körpern vereinigen. Ist die Rede von unreiner, mit Theilen der aufgelösten Körper geschwängerten Luft: so ist das eine Sache, die alle Kenner und Vernünftige wissen. Soll es aber eine ganz besondere Luft, ohne Absicht auf alle diese fremden Theile in ihr, genannt werden: so möchte ich wissen, was unreine und von andern subtilen Materien angefüllte Luft heißt? Selbst die Dünste der Körper sind so fein, daß sie die Feinheit der Lufttheile noch wohl übertreffen, und angehäufet ein eignes flüßiges Wesen abgeben können. Die Luft ist auch übrigens die eigentliche Materie des Schalles.

Luftblase.

Schwimmblase, Vesicula aerea. Dieses besondere und den Fischen eigenthümliche Eingeweide, stellet einen häutichten Sack oder Blase vor, welcher aus zwo bis drey übereinander liegenden häutichten Schichten besteht, entweder einfach oder gedoppelt, und übrigens von sehr verschiedner Gestalt und äußerlicher Bildung, bald walzenförmig, bald eyrund, bald elliptisch angetroffen wird. Eigentlich liegt sie der Länge nach in dem Unterleibe des Fisches, und es richtet sich dieselbe sowohl nach der Größe des Fisches, als auch nach der Weite und dem Umfange des Unterleibes selbst, indem sie sogar bey den Milchnern fast bis eben an den Grund der Harnblase reichet.

chet. Sie wird von dem Darmfelle eingeschlossen, und hat ihre gewöhnliche Behaußung zwischen dem Magen und den Rückenwirbeln mitten innen, mit dem sie auch entweder durch ihre Seitenflächen, oder vorne vermittelst ihrer Spitzen, auch wohl bisweilen mit dem Magenschlunde zusammenhängt, von welchem Orte der Verbindung alsdenn, es geschehe selbige nur auf diese oder jene Art, ein besonderer Luftgang, ductus pneumaticus, in die Höhle des Magens, oder des Magenschlundes hinübergeht, wodurch vielleicht der Blase selbst die in ihr enthaltene Luft zugeführet wird. Ob nun aber diese Schwimmblasenluft zur Verdauung und dem Kochen der Speisen etwas beytrage, und darum mit dem Magen oder dem Magenschlunde in einer so genauen Vereinigung stehe, dieses läßt sich nicht genau und zuverläßig bestimmen. Desto gewisser ist es hingegen, daß dieses sonderbare Eingeweide ein wichtiges Werkzeug der Bewegung bey den Fischen, und zum Schwimmen bey diesen Wassergeschöpfen höchst nöthig und unentbehrlich sey, indem es zu dieser Verrichtung bey ihnen das gehörige Gleichgewicht verschaffet. Sie pressen nämlich die Luft in derselben durch die Bauchmuskeln zusammen, und verkleinern solchergestalt ihren Körper, oder sie verursachen durch eine entgegengesetzte Bewegung dieser Bauchmuskeln, daß sich die Luft sammt der Blase wieder ausdehnet, und also den Körper vergrößert, welches alles wechselsweise geschieht. Es können sich daher auch diejenigen Fische, welche entweder keine Schwimmblase haben, oder bey denen sie verletzet ist, nicht auf der Oberfläche des Wassers erhalten, sondern sie sinken alsobald unter. Sogar die an den Fischen unter der Luftpumpe angestellten Versuche bestätigen diesen angegebenen Nutzen der Luft- oder Schwimmblase, nachdem man wahrgenommen, daß nicht nur nach verschiedenen Auszügen des Stempels, zwischen den Schuppen des unter der Luftpumpe enthaltenen Fisches, allerhand Luftbläschen zum Vorscheine gekommen, sondern auch, daß jemehr man mit Auspumpen der Luft fortgefahren, der Fisch desto begieriger und ängstlicher nach Luft geschnappet, endlich, nachdem keine Luftblasen äußerlich mehr wahrzunehmen gewesen, derselbe am Leibe zusammengefallen, untergesunken, und nach einigen vorhergegangenen Zuckungen verstorben, da man denn bey einer nachher veranstalteten Oeffnung die Luftblase zwar nicht entzwey und zerrissen, jedoch gänzlich leer von Luft angetroffen. Inzwischen

sollen doch die Seitenschwimmer damit nicht versehen seyn.

Lufterscheinung.
S. Luft.

Luftröhre.

Arteria aspera, Trachea. Dieses ist ein, aus Häuten und Knorpeln zusammengesetzter, und fast kegelförmiger Canal, welcher sich von dem Schlunde an, bis in die Lungen erstrecket. Es nimmt derselbe im vordersten und mittelsten Theile des Halses, und inwendig vor dem Schlunde seinen Anfang, steiget von da vor der Speiseröhre, und hinter der Brustdrüse zwischen den beyden Schichten der Mittelhaut in die Brusthöhle herunter, und verliert sich endlich in der Substanz der Lungen, deswegen er auch sowohl mit den Lungen als mit der Speiseröhre und dem Schlunde zusammenhängt. Man kann sie füglich in zween Theile absondern, nämlich in den obersten oder sogenannten Luftröhrenkopf, und in die eigentliche Luftröhre. Der Luftröhrenkopf ist also der oberste und dickste Theil dieser Röhre, und befindet sich zwischen den Halswirbelbeinen, und der Kehle in der hintersten Mundhöhle, und hat fast das Ansehen einer hohlen Büchse, daher er sich sowohl oberwärts in die Mundhöhle, als auch unterwärts in die Luftröhre selbst öffnet. Es besteht der Luftröhrenkopf theils aus Knorpeln und Häuten, theils aus Muskeln und Bändern, welche so genau und künstlich unter einander verbunden sind, daß sie alle zusammengenommen eine ziemlich bewegliche Maschine ausmachen. Eigentlich gehören hierzu vier Knorpel, nämlich der Ringknorpel, der Schildknorpel, und zween dreyeckichte oder sogenannte Gießkannenknorpel, worzu einige auch noch den Kehldeckel rechnen, und ihn darum besonders die Luftröhrenklappe heißen. Der Ringknorpel ist unter den übrigen Knorpeln des Luftröhrenkopfes der einzige, welcher unmittelbar mit der Luftröhre, und zwar von obenher zusammenhängt, und machet die Grundlage des ganzen Luftröhrenkopfes aus, indem nämlich alle folgende Knorpel desselben an ihm befestiget sind. Es hat derselbe die Gestalt eines sonderbaren Ringes, dessen vordere Fläche schmal, kurz, und niedrig, die hintere aber höher und länger ist, daher er auch seinen Namen erhalten. Der Schildknorpel ist der zweete und größte aller übrigen, beynahe viereckicht, von beyden Seiten rückwärts gebogen, folglich in Ansehung seiner vordern Fläche convex, in Ansehung der hintern aber ausgehöhlet. Es verbindet sich derselbe durch die hintere Fläche sehr genau mit dem erstern, und ist vornehm-

nehmlich am vordern Theile des Halses, an welchem er vor demselben etwas hervorraget, wahrzunehmen, und welche Hervorragung man den Adamsapfel zu nennen pfleget. Es entspringen auch sowohl oben als unten aus den vier freyen Winkeln dieses Knorpels eben so viele Fortsätze oder Hörner, wovon die beyden obern die längsten und etwas gekrümmet sind, sich rückwärts neigen, und mit einem stumpfen Keulenende endigen, die untern kürzern Hörner aber schief nach einwärts gehen, und in ein paar kleine Gelenkvertiefungen an der vordern Seite des Ringknorpels passen. Die zween Gießkannenknorpel sind klein, dreyeckicht, oder pyramidenförmig, kommen hinten am Obertheile des Luftröhrenkopfes zum Vorschein, und sind theils mit dem hintern und obern Rande des Ringknorpels, theils unter sich, indem sie nämlich neben einander liegen, dergestalt und also verbunden, daß sie hinterwärts nach dem Schlunde zu gleichsam einen etwas abstehenden Schnabel oder Schnauze vorstellen, dergleichen man an den Gießkannen gemeiniglich antrifft, von welcher Aehnlichkeit ihre Benennung entlehnet zu seyn scheint. Ein jeder derselben hat an dem einen und obern Pyramidenende eine rückwärts und etwas gegen einander zugebogene Spitze, welche bisweilen ganz beweglich, und als ein leicht abzusondernder Knorpelansatz anzusehen ist, daher sie von einem berühmten Zergliederer, dem Santorin, als zween besondere Knorpel des Luftröhrenkopfes mitgezählet worden sind. Weil die Luftröhrenklappe zu den eigentlichen Verrichtungen und der Bestimmung der Luftröhre nichts beyträgt, da man weis, daß die Vögel auch ohne dieselbe dennoch singen, und verschiedene Töne hervorbringen können, und sie deswegen auch blos den vierfüßigen Thieren eigen ist, sondern im Hinunterschlucken der Speisen ihren vorzüglichen Nutzen leistet, so kann man sie nicht füglich als einen fünften Knorpel des Luftröhrenkopfes ansehen, deswegen sie denn auch oben unter dem Worte Kehldeckel besonders beschrieben worden. Alle diese Knorpel sind nicht nur mit verschiedenen sehnichten Bändern sowohl unter einander selbst, als auch mit dem Zungenbeine und andern nahe gelegenen Theilen auf das genaueste verbunden, sondern auch durch eine Menge kleiner Muskeln, die sich um ihnen herum befinden, verschiedener Bewegungen fähig; wie man denn hier ferner die große Schilddrüse, ingleichen die Pyramidendrüsen und Kehldeckeldrüsen antrifft. Die inwendige Höhle und röhrenförmige

Fläche

Fläche des Luftröhrenkopfes ist mit einer sehr zarten und nervichten Haut um und um ausgeschlagen, worinnen zugleich allerhand feine Schweißlöcher durchscheinen, aus denen ein dünner, schleimichter und befeuchtender Saft durchschwitzet. Von den Fortsätzen dieser Haut entstehen auch oben in der Mündung des Luftröhrenkopfes die sogenannten Kammern desselben, welche zwo Höhlen oder Beutel, die auf beyden Seiten befindlich, und inwendig mit allerhand kleinen Drüsen besetzet sind, ausmachen. Endlich hat man auch noch die obere Oeffnung des Luftröhrenkopfes, oder die sogenannte Luftröhrenspalte, zu merken, worunter man denjenigen länglicht ovalen, schiefen, schmalen, fast dreyeckichten oder elliptischen Zwischenraum versteht, welcher sich zwischen den beyden Bändern befindet, die von der inwendigen hohlen Fläche des Schildknorpels nach dem Grunde der beyden Gießkannenknorpel zu gehen. Diese Luftröhrenspalte sowohl, als die Kammern des Luftröhrenkopfs leisten in der Stimme, dem Gesange und der Rede vorzüglichen Nutzen, und scheinen fast die einzige und vornehmste Ursache der Verschiedenheit der Töne derselben zu seyn, je nachdem nämlich dieselben durch die zitternde schwirrende Bewegung derer angegebenen Bänder, und derer darum befindlichen Muskeln erweitert, oder enger gemachet werden. Auf diesen Luftröhrenkopf folget denn nun sogleich die eigentliche Luftröhre, als welche mit und unter dem ringförmigen Knorpel desselben ihren Anfang nimmt, und so theils einfach, theils getheilet, durch die Brusthöhle und die Lungen weiter fortgeht. Diese Röhre ist, so lange sie sich besonders außerhalb den fleischichten Lungen, und folglich nur noch in der Brusthöhle befindet, aus kleinen übereinander stehenden Knorpelringen zusammengesetzet, wovon jedoch nur drey Viertheile eines jeden solchen Ringes knorpelichter Substanz sind, die übrig gebliebene Lücke aber, welche hinterwärts vorkommt, mit einem häutichten und fleischichten Wesen also ergänzet ist, daß die fleischernen Fasern von einer Ringspitze querüber zu der andern gehen. Bey den Vögeln, Amphibien, Fischen und Insecten sind diese Knorpelringe mehr vollständig, und es machet bey ihnen ihr ganzer Umfang beynahe einen vollkommenen Kreiß oder Zirkel aus, welches auch von denen widerkäuenden vierfüßigen Thieren gilt. Ohnerachtet nun diese Knorpelringe gleichsam schichtenweise über einander liegen, so treffen sie doch nicht unmittelbar zusammen, sondern sind

ebenfalls durch einen häutichten Zwischenraum einer von dem andern unterschieden und entfernet, so daß diese häutichten und fleischernen Fasern sich längst der Luftröhre von dem Rande des einen Knorpelringes zu dem Rande des andern und folgenden erstrecken. Durch jene häutichte und fleischerne Fasern, welche die hintere Lücke der unvollständigen Knorpelringe ergänzen, wird, da diese unmittelbar den Magenschlund berühret, das Hinunterschlucken der Speisen erleichtert; so wie diese, welche sich längst der Luftröhre zwischen einem und dem andern Knorpelringe befinden, die Röhre selbst wechselsweise verlängern und verkürzen, welches sowohl wegen der verschiedenen Abfälle der Stimme, als auch in Absicht des Ein- und Ausathmens der Luft und anderer Bewegungen höchst nöthig und erforderlich war. Diese Röhre nun ist anfangs ziemlich so weit, daß man füglich einen Finger hineinbringen kann, wird aber nach und nach immer enger, und theilet sich um die Gegend des zwoten und dritten Rückenwirbels in zween große Hauptäste, wovon der eine, welcher ein wenig kürzer, mehr gerade und breit ist, sich in die rechte Lunge hinbegiebt, der andere aber, welcher vor jenem etwas länger, mehr schief und geschlank ausfällt, sich in die linke Lunge einsetzet. Diese sogenannten Lungenäste zertheilen sich noch ferner in unendlich kleinere und einzelne Aestchen, und verbreiten sich durch die ganze Substanz der Lungen, doch so, daß sie immer ihre wechselsweise knorpelichten und häutichten Absätze behalten, bis sich zuletzt diese einzelnen Aestchen in bloße häutichte hohle Knöpfchen, oder in die sogenannten Lungenbläßchen endigen. Ueberdieses ist die inwendige hohle Fläche der Luftröhre nicht nur mit einer glatten schnichten Haut durch und durch ausgeschlagen, sondern auch hin und wieder mit kleinen Schleimdrüsen besäet, aus welchen beständig ein befeuchtender Schleim abgesondert wird, hiernächst auch mit den allgemeinen Blutgefäßen und Nerven versehen. Es hat nun aber die Luftröhre eigentlich einen doppelten Nutzen, indem nämlich theils durch sie die äußerliche Luft sowohl in die Lungen als aus denselben gebracht, und also das Einathmen und Ausathmen der Luft bewerkstelliget wird, theils auf solche Weise die Stimme, und die Töne des Gesanges sehr künstlich und mannichfaltig erzeuget und hervorgebracht werden, welches einigermaaßen aus der vorkommenden Mannichfaltigkeit dieses Werkzeuges bey den verschiedenen Thierarten zu erhellen

scheint

scheint. Ohnerachtet die Luftröhre bey den Vögeln, mit der Luftröhre der vierfüßigen Thiere an wesentlichen und Hauptstücken ziemlich übereinkommt, außer daß selbige, wie bereits erinnert worden, mit keiner besondern Luftröhrenklappe versehen, sondern offen ist, so hat sie doch bey den Kranichen eine ganz außerordentliche und ungewöhnliche Richtung. Sie durchbohret nämlich in diesem Vögelgeschlechte das Brustbein bey dem Eintritte in dasselbe, und machet zuvor etliche Biegungen, ehe sie sich durch eben dieses Loch wieder heraus, und endlich in die Lungen selbst begiebt. Auch den Amphibien und großen Fischen oder Wallfischarten, welche nämlich mit würklichen Lungen versehen sind, hat die Natur die Luftröhre nicht versaget, obschon übrigens das Athemholen dieser Thiere, in soferne sie nämlich zugleich Bewohner eines ganz andern Elements sind, weit willkührlicher als bey andern ist. Die eigentlichen Fische, welche keine ordentlichen Lungen, sondern Kiefern oder Fischohren besitzen, haben auch keine Luftröhren, und es scheint bey ihnen die sogenannte Kiefernöffnung, welche von einem besondern Kiefferndeckel, dergleichen sich zwischen dem Kopfe und der Brust, auf jeder Seite einer befindet; ingleichen von der am Ende des Kiefferndeckels anzutreffenden Kiefernhaut, die in der That nichts anders, als eine wirkliche Floßfeder vorstellet, indem sie aus kleinen stachelförmigen Knöchelchen und Gräten besteht, die von einer besondern Haut zusammengehalten werden, nach Beschaffenheit der Umstände genau verschlossen, oder auch geöffnet werden kann, diese Stelle zu vertreten, deswegen auch der von den Fischen zuweilen bemerkte Schall oder Laut, welcher entweder von dem ausgesprudelten Wasser, oder von der aus dem Munde durch die Lippen ausgepresseten Luft, oder von dem Reiben der Fischohren an einander, oder von einer jeden andern Ursache entstehen und herkommen mag, einer wahren und eigentlichen Thierstimme ganz unähnlich, und mit derselben nicht füglich zu vergleichen ist. Bey den Insecten finden sich äußerlich auf der Oberfläche des Körpers, und sowohl an dem Hinterleibe als Vorderleibe besondere Luftlöcher, welche die Oeffnungen eigentlicher Luftröhren sind, die sich in die feinsten Zweige theilen, den ganzen Körper inwendig durchlaufen, und auf diese Weise die Luft zu allen Theilen derselben führen. Endlich nimmt man auch an den Körpern der Würmer besondere Luftlöcher wahr, wodurch sie die Luft wechselsweise in sich bringen und von sich geben.

Luftröhrenkopf.
S. Luftröhre.

Luftröhrlein.
S. Löwenzahn.

Luhoneser Schnecke.

Die Luhoneser oder lohönische Schnecke, Strombus Luhuanus, hat diesen Namen erhalten, weil sie sonderlich am Strande von Lohó in Ostindien, wie Rumph meldet, oder wie Lesser schreibt, in der Landschaft Lucku oder Locko angetroffen wird. Sie heißt auch der schwarze Schlund. Gehöret zu derjenigen Ordnung der Flügelschnecken, welche Herr Müller Schmalflügel genennet. Die Schale ist ohngefähr einen halben Finger lang, wenn sie aus der See kommt, mit einer gelblicht grünen, fest ansitzenden Haut überzogen, wenn diese aber weggenommen worden, auf dem Rücken gelb bandiret, oder reihenweise nach Art der Marmorirung auf einem weißen Grunde gelb gefiecket. Sie ist kegelförmig, mit glatten und flachrunden Gewinden. Der Wirbel raget nicht sehr hoch hervor. Die Lippe ist klein, inwendig hochroth, und gegenüber an der Spindel zeiget sich ein schwarzer, oder auch grüner, oder gelber Strich. Ueberhaupt hat die Schale eine lange und schmale Mündung, jedoch bey der Schnauze einen rundlichten Einschnitt in der Lippe, wie bey allen Flügelschnecken gewöhnlich ist. Das Thier ist ein guter Fechter und wird häufig gegessen.

Lul.
S. Feigenbaum.

Lumien.
S. Citronbaum.

Lumme.

Lom, Lomme, zeiget die Halbenten, Mergus, an, welche sich durch ihre Schnäbel und Füße von den Enten unterscheiden. In den Nordländern hat man ihnen den Namen Lomme, vom hinkenden, wackelnden Gange gegeben. Siehe den Artikel Halbente. Hr. Klein hat noch eine besondere Art Lomme, die er unter die Wasservögel mit drey verbundenen Zähen setzet, und hinten keinen; wohin die Seetaube gehöret, der auch diese Lomme am Schnabel gleichet, sonst schwarz, und unten weiß, so groß wie eine Ente, und ein Geschrey wie der Raben ihres.

Lump.

Lumbus, in England, oder Hoffpadde, Schnottolff, Seeeule. Der Müllerische Lump der Linnäischen Meerhasen, Cyclopterus Lumbus, gen. 139. sp. 1. mit drey Unterarten. s. unsern, Artikel, Hase, Meer-, Seehase, Th. III. S. 670. und unsern Artikel, Klebpfost, Oncotion, 1. des Kleins, Th. IV. S. 520.

Lump,

Lump, Hoggerlump, Lumbus gibbosus, Haase, Richter. s. Klebpfost, Oncotion, 2. des Kleins, und unsern Artikel, Th. IV. S. 521.

Lumper.

Lumper, nach Müllern eine Gattung seiner Rotzfische, Blennius Lumbenus, Linn. gen. 155. sp. 12. s. Rotzfische.

Lunge.

Pulmo. Diese ist das größte Eingeweide des Oberleibes, welche daher auch fast die ganze Brusthöhle, und mit dieser beyde große Säcke der Ribbenhaut einnimmt und ausfüllet, und oberwärts unmittelbar mit der Luftröhre, unterwärts mit dem Herzen vermittelst der großen Blutgefäße, und endlich hinten und vorne vermittelst des Mittelfells mit den Rückenwirbeln und dem Brustknochen zusammenhängt, eigentlich aber in seinem ganzen übrigen Umfange im natürlichen Zustande frey in der Brusthöhle befindlich ist. Dem äußerlichen Ansehen nach hat die Lunge ein sehr weiches und lockeres Wesen, und sieht bey Kindern hellroth, bey Erwachsenen mehr grau oder fleischfarbicht, und endlich bey alten Leuten bläulicht, oder auch blaßschwärzlicht aus. Sie hat, wenn sie zusammen gefallen ist, eine unförmliche Kegelgestalt, wenn man sie aber ausdehnet und aufbläßt, so sieht sie den ordentlichen Ochsenklauen nicht unähnlich, indem sie nämlich von obenher gewölbet oder convex, unterwärts aber flacher oder ausgehöhlet ist. Ueberhaupt theilet sie sich in zwey große Hauptstücke, wovon das eine, welches den rechten Theil der Brusthöhle einnimmt, die rechte Lunge ausmachet, das andere, oder die linke Lunge, in dem linken Theile dieser Höhle befindlich ist. Eine jede solche Lunge besteht wiederum aus etlichen Lappen, welche die Natur schräge und tief eingeschnitten hat, und welche von der äußerlichen Lungenhaut, und einem losen Zellgewebe zusammengehalten werden. An der rechten Lunge befinden sich drey dergleichen Lappen, worunter ein Mittellappen, und an der linken gewöhnlichermaaßen nur zween Lappen, welche aber vor jenen größer und deutlicher abgetheilet sind. Der äußerliche Ueberzug der Lungen besteht in einer Haut, welche als ein Abkömmling der eigentlichen Brusthaut anzusehen ist, und nebst derselben aus einem feinen Zellgewebe, welches nicht nur mit der äußerlichen Lungenhaut die Lungenlappen unter einander zusammenhält, sondern sich auch sogar bis in das innere Wesen der Lungen selbst einschleichet, indem es nämlich die Zwischenräume

me der unendlich kleinern Lappen, worein sich die großen zertheilen und zergliedern lassen, erfüllet. Es geht außerdem sowohl die große Lungenpulsader aus dem Herzen zur Lunge, als auch die eigentliche Luftröhrenpulsader und verbreiten sich in der Substanz der Lungen in unendlich kleinere und feine Gefäße. Aus der ersten Art entspringen ferner die Lungenblutäderchen, und aus der letztern die Luftröhrenblutäderchen, welche also mit jenem, nachdem sie aus den letzten pulsaderichten Spitzen ihren Ursprung genommen, nach und nach größer werden, im Fortgange einander begleiten, und gleichfalls die ganze Substanz der Lungen überall durchwandern. Alle diese Gefäße nun, und besonders die Lungenpulsadern, gehen durch das ganze innere Wesen der Lungen, mit den durch sie verbreiteten Luftröhrenästchen, in einer Richtung fort und begleiten sie überall, welche, wie bekannt, sich zuletzt in kleine Lungenbläschen verwandeln. Auch um diese Lungenbläschen herum geschieht eine wechselsweise Verbindung der Mündungen und Endigungen beyder, sowohl der pulsaderichten als blutaderichten Gefäße, und zugleich eine netzförmige Verstrickung derselben, so wie man ohngefähr um einen Fangball ein Zwirngewebe oder Fadengestricke herumzuwinden pfleget. Endlich gehören auch zur Substanz der Lungen, außer den Nerven, deren nur wenige, auch eben nicht sehr große vorhanden sind, besondere Fließwasser oder lymphatische Gefäße, welche auf der Oberfläche derselben vorkommen, und welche unter der äußerlichen Haut, und dem darunter liegenden Zellgewebe gleichfalls ein zartes Netz ausmachen. Hieraus erhellet denn nun also, daß die Lungen einen sehr feinen, vielförmigen und zusammengesetzten Bau erhalten haben, und daß sie besonders aus einem zarten, häutigen, fächerichten, bläschichten und gefäschichten Wesen bestehen. Und eben vermöge dieser besondern Structur haben die Lungen die Kraft, sich auf verschiedene Art und wechselsweise auszudehnen und zu verengern. Wenn daher bey dem Einathmen die Luft durch die Luftröhre bis in die äußersten und kleinsten Aeste derselben, und zuletzt bis in die Lungenbläschen selbst eingedrungen, so werden nicht nur diese Lungenbläschen, sondern auch die ganze Substanz der Lungen von der ausdehnenden Kraft der Luft erweitert; wodurch es denn geschieht, daß das um eben diese Bläschen herum befindliche netzförmige Gestricke der feinsten und zärtesten Blutgefäßchen sowohl, als der übrigen größern, welche mit den Luftröhrenästen in einer Richtung

fortgehen und sie überall begleiten, in die Länge gedehnet, und folglich in ihrem Durchschnitte verengert werden, wodurch folglich das in ihnen befindliche Blut besser unter einander gemischet, und die Blutkügelchen selbst näher und dichter an einander gebracht werden. Von allen diesen besondern Veränderungen erfolgt das Gegentheil im Ausathmen oder Aushauchen der Luft; die sämmtliche Lungensubstanz, und besonders die Lungenbläschen fallen zusammen; die Gefäße geben alsdenn auch nach, erhalten im Zusammenziehen einen weitern Durchschnitt, und es werden besonders die um die Lungenbläschen herum befindlichen kleinern Aestchen gleichsam zusammen gekräuselt; welches denn also auf die Blutkügelchen eine ganz andere und entgegengesetzte Wirkung äußert. Indem also dasjenige Blut, welches aus dem rechten Herzen durch die große Lungenpulsader zu den Lungen gebracht worden, in die kleinern Aeste der Pulsadern getrieben und gepreßet, und durch die wechselsweise Erweiterung und Verengerung derselben gleichsam unter einander geschüttelt wird, so entsteht hieraus die vollkommenste Mischung der verschiedenen Bestandtheile, welche nachhero die ganze Blutmasse und jedes einzelne Blutkügelchen ausmachen. Und diese große Veränderung leidet besonders dasjenige rohe und mit dem Milch- und Nahrungssafte vermischte Blut, welches sogleich nach erfolgter Verdauung zufließt. Es kann daher, wenn zumal der allgemeine Kreislauf des Geblütes schon einigemal im ganzen Körper vor sich gegangen, kein anderes, als durchaus unter einander gemischtes und völlig ausgearbeitetes Blut von den Lungenblutadern eingesogen werden, in denen ebenfalls durch die wechselsweise zusammenziehende und ausdehnende Bewegung der Lungen diese vollkommnere Blutmischung fortgesetzet, und selbiges also durch diese Gefäße zum linken Herzen befördert wird. Da nun ferner durch diese innerliche Bewegung und Reiben der Blutkügelchen, welches man einigermaßen vermuthen kann, sich die Blutmasse selbst sehr erhitzet, so scheint das Athemholen selbige zum Theil wieder abzukühlen. Es würden auch endlich noch verschiedene Handlungen des Körpers entweder gar nicht, oder doch wenigstens schwerlich verrichtet werden können, weil die Lungen als die vornehmsten Werkzeuge des Athemholens ihnen hierzu ihren Dienst versagten. Außerdem also, daß das Athemholen hauptsächlich zur Rede und Sprache der Menschen, zur Stimme der übrigen Thiere, und zum Gesange der Vögel erfordert wird, so erstrecket sich desselben

selben Nutzen auch auf einige Verrichtungen der Eingeweide und verschlossenen Theile des Unterleibes, und befördert durch seinen Druck und durch die Gewalt des Zwerchfelles auf dieselben, sowohl das freywillige Harnen des Urins, als den willkührlichen Stuhlgang, wie denn auch ohne den Gebrauch der Lungen weder der Geruch, noch das Niesen, noch andere dergleichen Handlungen statt finden.

Die Lungen der vierfüßigen Thiere kommen in Ansehung ihres Baues, ihrer Anzahl, ihrer äußerlichen und innerlichen Beschaffenheit und ihres Nutzens ziemlich mit der von diesem Eingeweide gelieferten Beschreibung und Erklärung überein, und unterscheiden sich etwa nur von jenen durch mehrere Einschnitte der Lappen. Man bemerket nämlich nicht nur bey den meisten unten an der rechten Lunge und hinter der Hohlader einen besondern Anhang, sondern man hat auch wahrgenommen, daß dieses Eingeweide an den fleischfräßigen und solchen Thieren, welche sich vom Grase nähren, mehrentheils sechs- siebenauch achtlappicht, auch wohl gar zehenlappicht, an denen aber, welche alles ohne Unterschied durch einander fressen, in fünf Lappen eingetheilet gewesen. Die Vögel haben eine halbhäutichte und halb fleischichte Lunge, welche nicht so, wie bey den vorigen in besondere Lappen eingetheilet, sondern nur mit einem eingekerbten und gezackten Rande versehen, übrigens oberwärts am Rücken ziemlich feste angewachsen, und daher einer geringern Ausdehnung, als bey andern fähig ist. Bey den Amphibien und großen Wallfischarten besteht das Lungeneingeweide überhaupt nur aus einem rechten und linken Lungenflügel, welcher keine weitere Lappen und Einschnitte hat, sondern ganz einfach ist, wovon jeder inwendig mit einer großen Höhle, ohngefähr wie ein leerer Beutel, versehen ist, die aber an ihren Wänden kleine vieleckichte Fächerchen, welche unter einander Gemeinschaft haben, besteht, daher bey diesen Thieren das Athemholen mehr willkührlich, und an keine so strenge Ordnung und Abwechselungen gebunden ist.

Bey den Fischen sind die so genannten Kiefern oder Fischohren, deren man auf jeder Seite eins antrifft, die eigentlichen Werkzeuge des Athemholens. Sie befinden sich außer der Brusthöhle gleich hinter dem Kopfe, und bestehen eigentlich aus vier krummgebogenen und sichelförmigen Knöchelchen von ungleicher Länge, die mit dem untersten Ende an die Gaumenknöchelchen anhängen, oberwärts an ihrer hohlen oder innern Fläche mit einer Haut überzogen und mit verschiedenen klei-

nen Hübelchen besetzet, längst der äußerlichen gebogenen Seite oder convexen Fläche aber mit biegsamen Franzen oder Federn, welche, wie die Zähne an einem Kamme, neben und an einander liegen, und durch ein dazwischen liegendes häutichtes Wesen unter sich zusammenhängen, versehen sind. Vermittelst dieser Kiefern also, welche man, jede besonders betrachtet, ihrer äußerlichen Gestalt und Structur nach, fast mit dem obern Theile, oder der so genannten Fahne einer Feder vergleichen kann, holen die Fische dergestalt Athem, daß, indem sie das Wasser mit dem Munde einziehen, solches in die ausgedehnten und erweiterten Kiefern eindringt, und sich so lange daselbst verweilet, bis selbige wieder näher an einander zusammen kommen, und es auf solche Weise durch die Kieferöffnungen, die von dem aufgehabenen und geöffneten Kiefern deckel und der aus einander gedehnten Kiefernhäute gleichsam aufgeschlossen ist, herausgeht und ausgepresset wird. Bey den Insecten und Würmern finden sich endlich sowohl am Vorderleibe, als am hintern Leibe und folglich auf der äußern Fläche des Körpers, anstatt der Lungen, besondere Luftlöcher, welche man als die Oeffnungen und Enden der Luftröhren, die sich in die feinsten Zweige theilen und bey diesen Thieren den ganzen Körper durchdringen, anzusehen. Es dringt also die Luft durch diese Oeffnungen zu allen Theilen des Körpers ohne ein besonderes Athemholen, außer daß sie bey einigen auch bloß durch das Ende des Hinterleibes ordentlich eingezogen wird.

Lungenbaumlichen.

S. Flechte.

Lungenbläschen.

S. Lunge.

Lungenblume.

S. Chamillen und Enzian.

Lungenblutpulsader.

S. Lunge.

Lungenklee.

S. Fieberklee.

Lungenkraut.

Pulmonaria. Der Kelch ist fünfeckicht, röhrenförmig und fünffach ausgezacket; die Röhre des Blumenblattes offen, bey einigen Arten so lang als der Kelch, bey einigen aber auch länger, und in fünf stumpfe, aufrechtstehende Einschnitte getheilet. Oben in der Röhre sitzen fünf kurze Staubfäden, deren aufgerichtete Beutel mit den Spitzen sich nähern; der Griffel trägt einen stumpfen, eingekerbten, oder trichterförmigen Staubweg. In dem unveränderten Kelche sitzen vier rundliche Saamen. Herr von Haller bemerket oben an dem Blumenblatte

bey

bey jedem Einschnitte zwo Erhebungen, welche mit Haaren besetzet sind, und die Stelle der, bey den nahverwandten Geschlechtern hier befindlichen, Schuppen vertreten, und Herr Scopin hat vier Drüsen angegeben, auf welchen der Fruchtkeim sitzen soll. Wir finden in der Murrayischen Ausgabe des Linnäischen Pflanzenreichs sechs Arten angegeben, die nach dem bereits angemerkten Unterschiede, in solche eingetheilt werden, bey welchen a) der Kelch und die Röhre des Blumenblattes einerley Länge haben, oder b) bey welchen der Kelch viel kürzer ist. Zu den ersten gehören:

1) das gemeine Lungenkraut mit herzförmigen Wurzelblättern, Hirschmangolt, Hirschkohl, blaue Schlüsselblume, Pulmonaria offic. Linn. wächst überall in Wäldern und blühet zeitig im Frühjahre. Die fäserichte, etwas holzichte, schwärzliche und ausdauernde Wurzel treibt sowohl Blätter als Stängel. Beyde sind mit steifen Haaren besetzet und rauh anzufühlen. Der Stängel ist eckicht, ohngefähr einen Fuß hoch und mit Zweigen besetzet. Die Blätter stehen auf langen, gleichsam geflügelten Stielen, und sind ey- oder vielmehr herzförmig und zugespitzet. Diejenigen, so sich am Stängel und den Zweigen befinden, sitzen nicht allein platt auf, sondern umfassen auch diese Theile größtentheils, sind viel kleiner und wechselsweise gestellet. Die Blätter von beyderley Art sind selten rein, gemeiniglich mit großen weißlichen oder dunkelgrünen Flecken versehen, daher man das fleckichte Lungenkraut, Pulmonaria maculosa, zu unterscheiden pfleget. Die Farbe der Blumen, welche an den obersten Zweigen auf langen Stielen sitzen, ist sehr veränderlich, gemeiniglich der untere Theil weiß, der übrige purpurfärbig; wenn aber die Blüthe einige Tage gestanden, wird solche ganz blau. Man findet auch Stöcke mit ganz weißen Blumen. Wenn die Blüthe vergangen und die Saamen reifen, wachsen die Wurzelblätter noch fort, und erreichen alsdenn eine ansehnliche Größe und Länge.

2) Gemeines Lungenkraut mit lanzetförmigen Wurzelblättern, Berglungenkraut, Pulmonaria angustifolia Linn. wächst in mehr trockenen Wäldern und auf warmen Hügeln und blühet etwas später als die erste Art. Sie ist der ersten Art ganz ähnlich, nur wächst der Stängel höher, aber von drey Fuß haben wir solchen niemals gesehen. Die Blätter sind überhaupt schmäler, und die Wurzelblätter viel merklicher geflügelt und lanzetförmig. Bey dieser sind die Blätter seltner geflecket und die Blumen auch zuweilen weiß.

Beyde Arten werden wegen der gefleckten Blätter, wodurch die Stöcke ein recht gutes Ansehen erhalten, oder auch, weil die Blumen zeitig zugegen sind und mit den veränderlichen Farben spielen, in vielen Gärten unterhalten. Die erste Art soll man an schattichten Oertern und in lockern nassen Boden unterhalten, die andere aber der Sonne mehr aussetzen und auf trockenen Boden bringen. Die Vermehrung kann durch die Theilung der Wurzel füglich geschehen, und wenn solches alle zwey Jahre geschieht, wird der Wachsthum desto freudiger geschehen. Aus beyden Arten sammlen die Bienen viel Honig, und die Bienenliebhaber sollten beyde in die Gärten und um die Bienenstöcke pflanzen. In ältern Zeiten wurden diese Lungenkräuter häufig in der Arzneykunst gebrauchet. Man rechnete solche sonderlich unter die besten Wundkräuter, und gebrauchte sie häufig in Brustkrankheiten, Blutspeyen und Lungensucht. Die neuern Aerzte pflegen, wie billig, keinen Gebrauch davon zu machen. Die Pflanze hat keinen Geruch und die Blätter einen schleimichten Geschmack. In einigen Gegenden werden die Blätter, als Salat, gegessen. Das Vieh soll solche auch gern fressen. Wir müssen noch anmerken, wie, nach Hrn. Gmelins Angeben, diese Pflanze vorzüglich viel Salz gebe, wenn deren Asche ausgelauget wird. Man setzet die Menge auf den siebenten Theil des Ganzen.

3) Strauchartiges immergrünendes Lungenkraut, Pulmonaria suffruticosa Linn. wächst auf den Italiänischen Alpen. Die alten holzichten Stängel sind mit den Blättern immerfort besetzet, und die jungen, blühenden Zweige einfach, etwas haaricht, und am Ende mit einem Büschel Blumen gezieret. Die Blätter sind zart, dünne, lang, rauh. Der Kelch ist in fünf lange, pfriemenartige Einschnitte getheilet.

Bey den drey folgenden ist der Kelch kürzer, als die Röhre des Blumenblattes.

4) Das Virginische Lungenkraut mit lanzetförmigen Blättern, Pulmonaria virginica L.

5) Das Sibirische Lungenkraut mit herzförmigen Blättern, Pulmonaria sibirica.

6) Das gestreckte Lungenkraut, Pulmonaria maritima L. wächst in England und Norwegen am Seestrande.

Alle drey Arten haben dauernde Wurzeln und sind einander sehr ähnlich, daher solche vielleicht nur Abänderungen ausmachen. In den hiesigen Gärten wird man von den vier letztern Arten selten eine antreffen.

Lungenkraut, S. auch Andorn, weißer, Botrys, Flechte und Habichtkraut.

Lungen-

Lungenmoos.
S. Flechte.

Lupine.

Lupinen werden sonst auch Feigbohnen, Wolfsbohnen, Wolfsschoten genannt. Lupinus Tourn. Der einblätterichte Kelch ist in zwo Lippen getheilet, die Einschnitte derselben aber sind nach den Arten unterschieden. Die vier Blumenblätter haben das schmetterlingsförmige Ansehen. Das herzförmige, eingekerbte Fähnchen ist an den Seiten rückwärts geschlagen; die eyförmigen Flügel sind mit dem Fähnchen von gleicher Länge, unterwärts gegen einander gerichtet, und mit dem fast gleich langen, unterwärts gespaltenen, sichelförmigen Schiffchen nicht verwachsen. Alle zehn Staubfäden machen eine Scheide aus; die Staubbeutel sind der Gestalt nach verschieden, und fünfe rundlich, fünfe aber länglicht; der Fruchtkeim ist haaricht, der Griffel aufwärts gebogen und der Staubweg stumpf. Die lange, plattgedrückte, zugespitzte Hülse theilet sich in zwo lederartige Klappen. Die Saamen sind platt, rundlich oder eckicht, glatt oder rauh. Alle haben gefingerte, oder nach Art eines Fächers ausgebreitete Blätter; indem die ganzblätterichte, welche Hr. von Linné ehedem angeführet, in der Murrayischen Ausgabe ausgelassen worden. Des Abends neigen sich die Blättchen unterwärts und nahen sich dem Stiele, breiten sich aber des Morgens wieder aus.

1) Die fortdauernde Lupine, langährige Wolfsbohne, Lupinus perennis Linn. wächst in Pensylvanien. Die dauernde und kriechende Wurzel treibt ohngefähr anderthalb Fuß hohe, in wenig Zweige verbreitete, gefurchte Stängel. Die langgestielten Blätter bestehen aus neun bis eilf schmalen, lanzenförmigen, aber stumpfen, glatten Blättchen. Die blaßblauen Blumen erscheinen im Sommer, haben keine Deckblätter, stehen wechselsweise, auch zwo bey einander, auf kurzen Stielen, und stellen unter sich eine lange Aehre vor. Des Blumenkelchs obere Lippe ist eingekerbet, die untere ganz. Die purpurfärbigen Blumen haben ein gutes Ansehen. Man kann diese sowohl aus den Saamen erziehen, als auch durch die Wurzel vermehren. Da selbige bey uns im freyen Lande ausdauert, und in dem magern Erdreiche, worinne fast wenig oder gar keine Pflanzen fortkommen, ohne Wartung aushält, könnte solche zu Verbesserung magerer Sandheiden nützlich gebrauchet werden. Das Vieh aber frißt solche mehr aus Noth, als Lust; Kühe und Pferde werden alle darumstehende Kräuter abbeißen, und

diese unberühret, oder bis zur letzt stehen lassen.

2) Die weiße Lupine, große Gartenlupine mit weißen Blumen, zahme weiße Feigbohne, Lupinus albus Linn. Das Vaterland dieses Sommergewächses ist unbekannt. Der Stängel wird einen bis anderthalb Fuß hoch und treibt oberwärts viel haarichte Zweige. Die gestielten Blätter bestehen gemeiniglich aus sieben oder neun dunkelgrünen, aber mit weißen, glänzenden Haaren besetzten, schmalen, länglichten Blättchen. Die weißen, ungestielten, von keinen Deckblättern umgebenen Blumen stehen wechselsweise und stellen eine lockere Aehre vor. Sie erscheinen im Heumonathe, und der weiße, glatte, breite, genabelte Saame wird im Herbste reif. Des Blumenkelches obere Lippe ist ganz oder auch eingekerbet, die untere dreyfach gespalten. Die Saamen kommen mit andern Hülsenfrüchten, in Ansehung der Bestandtheile, zwar überein, haben aber einen bittern und unangenehmen Geschmack. Zu Zeiten des Galenus soll man selbige häufig, als eine Speise, gebrauchet haben; welches heut zu Tage gar nicht geschieht. Einige pflegen sie unter den Coffee zu mischen. Obgleich auch der, davon bereitete, Trank einer verwöhnten Zunge nicht gefallen dürfte, wird doch dieser dem Erbsen- und Korneoffee weit vorzuziehen seyn. Man brauchet selbige auch zuweilen in der Arzneykunst, sowohl äußerlich als innerlich. Daß der innerliche Gebrauch schädlich sey, wie Casp. Hoffmann mit dem Averrhoes behauptet, auch Sim. Pauli bestätigen wollen, verdienet keinen Glauben, und man kann das Pulver, auch die abgekochte Brühe sicher wider die Würmer gebrauchen, und davon mehr, als von der daraus bereiteten Salbe hoffen. Die zu Mehl geriebenen Saamen werden in erweichenden Umschlägen gebrauchet. Ob dieses mit Essig gekochte Mehl die Krörfe zertheilen könne, muß durch wiederholte Versuche bestimmet werden.

3) Die gelbe Lupine, Liebäuglein, Studentenviole, Lupinus luteus Linn. wächst in Sicilien, und kömmt zwar in der Dauer, dem Wachsthume und den Blättern mit der zwoten Art völlig überein; beyde aber sind in der Farbe der Blumen unveränderlich, und hierzu kommen noch einige andere Unterscheidungszeichen. Die Blumen stehen in wirklichen Wirteln, und fünf bis sechs Wirtel stehen an den nackenden Zweigen. Der oberste oder letzte Wirtel bleibt öfters unvollkommen. Jeder Wirtel besteht aus vier bis fünf Blumen, bey welchen kleine Deckblätter stehen.

Die

Die Blumen sind fast ungestielt. Die obere Kelchlippe besteht aus zwey verschiedenen Blättchen, die untere ist länger, aber nur dreyfach eingekerbet; äußerlich an dem Kelche sitzt an beyden Seiten zwischen den beyden Lippen ein kleines besonderes Blättchen. Die Blumenblätter sind ganz gelb, nur die Spitze des Kielblättchens ist violet. Die Staubfädenscheide theilet sich in fünf kurze und in fünf längere Fäden, und diese tragen rundliche, jene längliche Staubbeutel. Die Hülse ist rauh und die Saamen sind gelblicht weiß und schwarz gefleckt. Die Blumen riechen stark und angenehm, und man will behaupten, daß die Maulwürfe diejenigen Gegenden verließen, wo diese Pflanze gebauet würde.

4) Die blaue schmalblätterichte Lupine, Lupinus angustifolius Linn. wächst in Spanien unter dem Getraide, kömmt gleichfalls in der Dauer und dem Wachsthume mit der zwoten Art überein, die Stängel aber und die Blattstiele sind mehr glatt als rauch, auch die Blättchen viel schmäler und die Blumen jederzeit blau; diese machen auch nicht völlige Wirtel, sondern stehen mehr wechselsweise. Die obere Kelchlippe ist gespalten, die untere aber ganz, und zwischen beyden steht seitwärts ein kleines Blättchen, wie bey der dritten Art. Die aufrechtstehende, platte, schmale, haarichte Schote enthält kleine, rundliche, glatte, gefleckte Saamen.

5) Die haarichte, rothblümichte Lupine, Lupinus pilosus Linn. Diese jährige Pflanze ist in allen Theilen stark mit Haaren besetzet. Der Stängel mit den Zweigen wird drey bis vier Fuß hoch. Die Blättchen sind groß und breit. Die Blumen stehen gemeiniglich wirtelweise, zuweilen auch mehr unordentlich oder wechselsweise, sind langgestielt und mit lanzetförmigen Deckblättern besetzet. Die obere Kelchlippe ist gespalten, zuweilen auch ungetheilet, die untere aber immerfort ganz. Zwischen beyden Lippen sitzt seitwärts ein kleines Blättchen. Die Staubfäden sind wie bey der dritten Art beschaffen und die Blumenblätter fleischfärbig, der mittlere Theil des Fähnchen aber ist dunkelroth. Die Saamen sind platt, gefleckt, und rauh anzufühlen. Wir haben öfters ganz ähnliche Stöcke mit blaulichten Blumen zwischen den mit röthlichten gefunden, und weil in beyden die Beschaffenheit des Kelches einerley gewesen, müssen wir solche für Spielarten annehmen, und deswegen sind wir zweifelhaft, ob die beyden andern Arten, welche Herr von Linné angeführet, wirklich hiervon unterschieden, obgleich bey diesen die Kelcheinschnitte anders angegeben werden.

6) Die zotichte, blaublümichte Lupine, große blaue Feigbohne, Lupinus hirsutus Linn. wächst in Spanien und Afrika und ist überall mit rostigen, langen Haaren besetzet. Die Blüthen pflegen nicht ganze Wirtel auszumachen, sondern mehr wechselsweise zu stehen. Die obere Kelchlippe ist gespalten, die untere dreymal eingekerbet und dazwischen sitzt ein Blättchen. Die Blumen sind groß und blau, zuweilen auch röthlich.

7) Die bunte Lupine, Lupinus varius Linn. ist, selbst nach Hrn. von Linné Angeben, nicht merklich von der vorherstehenden unterschieden, wenigstens die Beschaffenheit des Kelches in beyden völlig einerley. Sollten bey diesen beyden Arten die Saamen wie bey no. 5. beschaffen seyn, so würde man diese drey um desto eher vereinigen können. Hr. v. Linné hatte ehedem nur den varium und hirsutum angeführet, in der Murrayischen Ausgabe ist der pilosus noch besonders angemerkt worden.

Die jährigen Sorten, dergleichen alle, nur die erste ausgenommen, sind, brauchen keine besondere Wartung, und wir haben solche auf den Beeten im freyen Lande erzogen, auch jährlich reifen Saamen erhalten. Zweyerley soll man jedoch dabey beobachten, daß man sie nicht versetze, sondern dahin säe, wo sie bleiben sollen, und 2) daß man solchen nicht nasse Gegenden anweise, wodurch sowohl die Saamen leicht faulen, als auch die Stöckchen nicht wohl gedeihen. An der zäserichten Wurzel hängen gemeiniglich Warzen oder kleine Knöllchen, und diese können vielleicht die Nässe nicht vertragen.

Luzerne.

S. Schneckenklee.

Luyer.

Eine Art von Weißfischen in Dänemark, Cyprinus Alburnus, Linn. gen. 189. sp. 24. der Müllerische Nesteling, s. unsern Artikel, Karpfen, Th. IV. S. 411.

Lychnis.

Dieser alte, auch im Deutschen nicht ungebräuchliche Geschlechtsname ist vom Tournefort denjenigen Pflanzen beygeleget worden, welche einen einblätterichten, fünffach eingekerbten Kelch; fünf nelkenartige, oder aus einem schmalen, langen Nagel in einen großen Rand ausgebreitete Blumenblätter; zehn Staubfäden; drey oder fünf Griffel; und ein eyförmiges, drey- oder fünffächerichtes Saamenbehältniß haben. Auf solche Weise aber hat derselbe bey diesem Geschlechte, wie auch bey der nah verwandten Alsine, Pflanzen mit einander vereiniget, welche

che in der Blume und Frucht auf mancherley Art von einander unterschieden sind, daher man die von den neuern Schriftstellern angebrachten Veränderungen und Absonderungen billig anmerken, und dadurch dieses, nach der Tournefortischen Lehrart, sehr weitläuftige Geschlecht in andere abtheilen sollte, wofern nur die Unterscheidungszeichen genau bestimmt, und die Schriftsteller selbst hierinne einerley Meynung wären. Da wohl nicht leicht ein Pflanzengeschlecht so viele Schicksale gehabt, als die Lychnis Tourn. wollen wir die mehresten anführen, und dadurch ein Beyspiel geben, wie viel ungewisses oder unbestimmtes noch in der Kräuterlehre übrig sey, und wie solche öfters durch der Neuern Bemühungen mehr erschweret als erleichtert werde. Außer der Lychnis hatte Tournefort auch ein Geschlecht Cucubalus angenommen, und dieses sonderlich durch die kugelförmige, saftige, gleichsam einer Beere ähnliche Frucht unterschieden. Diese beyden Geschlechter hat Hr. v. Linné in folgende abgetheilet:

1) Saponaria. Der Kelch ist länglicht, fünffach ausgezacket; die Blumenblätter haben lange, schmale Nägel und breite ungetheilte Ränder; der Fruchtkeim trägt zween Griffel, und das längliche Saamenbehältniß ist einfächericht. Dieses Geschlecht ist durchgehends angenommen worden, und die beyden Griffel geben das beständige Merkmal ab. Alle Lychniden des Tourneforts, welche dergleichen haben, können hieher gerechnet werden. S. Seifenkraut.

2) Gypsophila. Dieses unterscheidet sich von der Saponaria durch den eckichten, glockenförmigen Kelch, die mit unmerklichen Nägeln begabten Blumenblätter, die kugelförmige mit fünf Klappen sich öffnende Frucht. Vielleicht könnte man diese beyden vereinigen. S. Gypskraut.

3) Lychnis. Der aufgeblasene Kelch, die geflügelten Nägel und der zwey- oder vierspaltige Rand der Blumenblätter, nebst den zwey schuppichten Ansätzen an der Mündung, fünf Griffel und die einfächerichte Frucht machten ehedem beym Herrn von Linné die Geschlechtskennzeichen aus. In den neuern Schriften aber hat derselbe diese Kennzeichen zwar wiederholet, jedoch die schuppichten Ansätze, welche oberwärts, wo der Nagel des Blumenblattes sich in den Rand verbreitet, ansitzen, und unter sich eine kegelförmige Vorragung abbilden, außen gelassen, wenigstens derselben nicht weiter erwähnet, auch daher verschiedene Arten, welche er ehedem zu dem Cucubalus und Silene gerechnet, hiervon getrennet, und mit der Lychnis vereiniget. Dieser Zierrath

rath aber scheint uns aller Achtung werth zu seyn, und hat Herr von Linné solchen bey einem andern hieher gehörigen Geschlechte beybehalten, warum sollte es nicht auch hier geschehen können? Diese Zierrathen stehen mit dem Honigbehältnisse in gleichem Werthe, und geben ein vorzügliches und unveränderliches Merkmal.

4) Agrostemma. Der gestreifte Kelch ist in lange Einschnitte getheilet. Die Nägel der Blumenblätter verbreiten sich in einen ungetheilten Rand, und sind mit keinen schuppichten Ansätzen geziert. Der Fruchtkeim trägt fünf Griffel, und die Frucht ist einfächericht. Solchergestalt könnte man, nach den ältern Schriften des Ritters, Lychnis und Agrostemma leicht unterscheiden. Nach den neuern Schriften aber besteht dieses Geschlechtskennzeichen fast allein in dem lederartigen Kelche, und weder die längern Einschnitte desselben, noch der Mangel der schuppichten Zierrathen verdienet ferner eine Achtung, daher auch die Arten, wo eines und das andere der zuvor angemerkten Merkmale mangelt, oder zugegen ist, unter einander gemischet. Auch jetzo

5) das vom Herrn von Linné selbst zuerst gemachte und bestimmte Geschlechte, Coronaria damit vereiniget wird. Die eigenen Kennzeichen setzte der Ritter ehedem in den fünfeckichten Kelch, und den herzförmigen Rand der Blumenblätter und ihre schuppichten Zierrathen. Wegen der letztern, wie auch des mit fünf vorragenden Ecken versehenen Kelches, hätte dieses Geschlecht wohl können beybehalten werden, wenn man andere Abtheilungen annehmen will. S. Raden.

6) Silene. Der keulenförmige, fünffach ausgezackte Kelch; am Rande eingekerbte und mit den doppelten Zierrathen besetzte Blumenblätter; drey oder fünf Griffel und das drey- oder fünffächerichte Saamenbehältniß bestimmten ehedem, nach dem Ritter, dieses Geschlecht, in den neuern Schriften aber gehören nur diejenigen hieher, welche eine dreyfächerichte Frucht, drey Griffel, einen bauchichten Kelch und mit Zierrathen besetzte Blumenblätter haben. Warum soll man aber bey diesem Geschlechte auf die schuppichten Zierrathen sehen, und solche bey andern verachten? S. Leinkraut.

7) Cucubalus wurde durch den aufgeblasenen, fünffach eingekerbten Kelch; die gespaltenen Blumenblätter; drey oder fünf Griffel und ein- oder dreyfächerichte Frucht unterschieden. In den neuern Schriften bestimmt der Ritter dieses Geschlecht durch den aufgeblasenen Kelch; die mangelnden Zierrathen der Blumen-

blätter;

blätter; drey Griffel und die dreyfächerichte Frucht; mithin ist der wahre Unterschied der Silene und Cucubalus allein in den gegenwärtigen oder mangelnden Zierrathen zu suchen. S. weißer Been.

Diese alle haben zehn Staubfäden. Andere Geschlechter, welche auch mit der Lychnis verwandt, aber in Ansehung der Staubfädenzahl verschieden sind, übergehen wir, als z. E. die Velezia, welche Herr Sauvages auch mit der Silene vereiniget. Wir wollen auch hier, wie bey den meisten Geschlechtern, Hrn. v. Linné, und zwar der, in den neuern Schriften beliebten Eintheilung folgen, nicht als ob solche die beste wäre, sondern weil wir diesen Lehrer einmal zu unserm Hauptführer angenommen, und wegen der bey allen Arten angebrachten Beynamen uns überall der Kürze bedienen können, und nicht nöthig haben, aus vielen, zuweilen zehn und mehrern Wörtern zusammengesetzte Beschreibungen anzuführen, um anzudeuten, was für eine Art zu verstehen sey. Herrn von Hallers Eintheilung dieser Geschlechter ist kürzer, und da derselbe allein auf die Zahl der Griffel und der Fächer in der Frucht acht giebt, scheint solche auch in der Ausübung leichter. Es machet derselbe nur, außer der Saponaria, drey Geschlechter.

1) Viscago. Hieher gehören die Arten mit drey Griffeln und dreyfächerichter Frucht. Viscago ist ein Name des Dillenius, und wurden darunter sonderlich diejenigen Arten verstanden, welche einen klebrichten Stängel haben.

2) Silene, welches Geschlecht auch mit der Silene Linn. nach den neuern Bestimmungen meist übereinkömt, und diejenigen Arten begreift, welche drey Griffel und eine einfächerichte Frucht haben.

3) Lychnis werden alle diejenigen genannt, welche fünf Griffel besitzen. In der neuern Geschichte der Schweizerischen Pflanzen vereiniget Hr. v. Haller die Silene mit der Viscago, und sieht allein auf die Anzahl der Griffel, und folget demnach Hr. Zinnen.

Herr Zinn machet, außer der Saponaria, gar nur zwey Geschlechter, nämlich Viscago und Lychnis. Zu dem ersten rechnet derselbe alle diejenigen, so drey, und zu dem andern, welche fünf Griffel haben, und bekümmert sich um die Verschiedenheit der Früchte, der Blumenblätter und des Kelches gar nicht.

Hr. Scopoli geht noch weiter, folget dem Tournefort, vertilget auch die Saponaria, und vereiniget alle unter dem Namen Lychnis, indem derselbe bey aller Bestimmung dieser Geschlechter nichts beständiges, als die Zahl der Griffel wahrnehmen können, nach deſſen

sen Grundsatze aber die veränderte Anzahl derselben keine Geschlechter ausmachet.

Der Herren Rivinus und Heisters Eintheilungen übergehen wir, da solche in jetzigen Zeiten nicht weiter in Betrachtung zu ziehen sind.

Unter dem Worte Lychnis sollten wir mit dem Hrn. von Linné, nach der Murrayischen, als neuesten, Ausgabe diejenigen Arten vereinigen, welche einen einblätterichten, länglichten, glatten Kelch, fünf mit Nägeln versehene und zweyspaltige Blumenblätter, fünf Griffel, und eine fünffächerichte Frucht haben. Es finden sich aber unter den acht verzeichneten Arten auch einige mit vierspaltigen Blumenblättern, eine mit vier Griffeln und eine mit männlichen und weiblichen Blumen, mithin bleiben die eigentlichen Kennzeichen immer noch unbestimmt. Statt Lychnis wählen einige im Deutschen Lichtröslein, andere Wiederstoß. Auch den deutschen Gartenliebhabern ist der Name Lychnis nicht unbekannt.

1) Die hochrothe Büschellychnis, scharlachfarbene Lychnis von Constantinopel, türkische Dosten, brennende Liebe, Jerusalemsblume, Lychnis chalcedonica L. wächst in Rußland. Die Wurzel ist zäsericht und ausdauernd. Die haarichten und durch Gelenke abgetheilten Stängel erreichen drey bis vier Fuß Höhe. Die Blätter sitzen an den Gelenken platt auf, stehen einander gegen über, und sind dunkelgrün, gleichsam mit Wolle überzogen, länglicht zugespitzet und ganz. Die Blumen stehen an dem Ende des Stängels, oder der, hin und wieder aus den Blattwinkeln aufgeschossenen Zweigen, und stellen einen dichten platten Strauß vor. Die schönen, glänzenden, hochrothen Blumenblätter sind in zwo kleine Lappen zerschnitten, doch könnte man derselben auch wohl viere zählen. Zwischen dem Nagel und Rande eines jeden Blattes stehen zween aufgerichtete schuppichte Ansätze. In den Gärten findet man zwo Spielarten, eine mit fleischfarbenen, und die andere mit gefüllten Blumen. Weil die letztere vorzüglich ein schönes Ansehen hat, und von den Gartenliebhabern unterhalten wird, achtet man den Saamen nicht, sondern vermehret solche entweder durch Theilung der Wurzel oder aus den Zweigen. Das erste geschieht im Frühjahre, und weil die Stöcke, wenn sie einige Jahre an einem Orte gestanden, niedrige Stängel und kleine Blumenbüschel treiben, mithin alle zwey oder drey Jahre versetzet werden müssen, kann die Theilung zugleich geschehen, und die vermoderten oder holzicht gewordenen

denen alten Wurzeln abgesondert werden. Will man die Vermehrung durch Zweige vornehmen, muß man im Brachmonathe, ehe die Blüthen aufbrechen, die Stängel abschneiden, daran drey bis vier Knoten lassen, und diese in einen lettigen Boden also einsetzen, daß drey Knoten unter der Erde, und der vierte mit der Oberfläche derselben gleich zu stehen komme. Die Stöcke sind dauerhaft, auch den Winter im freyen Lande, und verlangen sonst keine besondere Wartung.

2) Die vierspaltige Lychnis mit geraden Blättern, Guckucksblume, Guckgucksspeichel, Gauchnelke, Pechnäglein, Fleischblume, Lychnis Flos Cuculi L. Diese wächst bey uns auf den feuchten Wiesen häufig, und blühet im May und Junius. Die zäserichte, dauernde Wurzel treibt gemeiniglich einfache, ohngefähr anderthalb Fuß hohe, gestreifte, eckichte Stängel, welche mit platt aufsitzenden, einander gegenüber gestellten, schmalen, lanzetförmigen, an der Spitze röthlichten, und am Rande umgeschlagenen Blättern umgeben, und an den Spitzen mit einigen gestielten, röthlichten, oder auch weißen, einfachen oder gefüllten Blumen besetzet sind. An dem Blätterwinkel zeiget sich öfters ein weißer Schaum, welcher von einem grünen Erdflohe dahin geleget wird, und daher die Pflanze den Namen Guckgucksspeichel erhalten. Der Kelch ist etwas aufgeblasen, und mit zehen erhabenen röthlichten Linien versehen. Jedes Blumenblatt ist in vier lange spitzige Einschnitte zerschnitten. Die schuppichten Zierrathen mangeln. Fünf kurze Staubfäden sitzen an den Blumenblättern, und fünf längere um den Fruchtkeim. Die rothe gefüllte Spielart unterhält man in den Gärten, und vermehret die Stöcke im Frühlinge oder Herbste durch die Wurzeln. Sie blühet in einem guten, lockern und feuchten Boden häufig; ein trocknes und hitziges Erdreich verträgt sie nicht. Das Vieh soll diese Wiesenpflanze nicht gerne fressen.

3) Die vierspaltige Lychnis mit gekrümmten Blättern, Lychnis quadridentata Linn. Diese ist von einem Geschlechte zum andern verwiesen worden. Sie war beym Herrn von Linne zuerst ein Cucubalus, wurde nachher eine Silene, und nunmehr eine Lychnis. Sie wächst auf den Bergen in Italien, Oesterreich und der Schweiz. Herr von Leyser will solche auch um Halle entdecket haben. Die schwachen, doch aufgerichteten Stängel sind kaum einen halben Fuß hoch, einfach, selten in Zweige abgetheilet, und an den obersten Gelenken klebricht. Die

zarten,

zarten, schmalen, stumpfen Blätter sind rückwärts gebogen. Die Blumen stehen auf einfachen Stielen an dem Ende des Stängels. Die milchfärbigen Blumenblätter sind mit den schuppichten Zierrathen besetzet, und in vier Einschnitte gespalten, die mittlern davon größer und rundlich, die äußerlichen spitzig. Herr von Haller zählet nur drey Griffel, und setzet daher diese Art zur Viscago. Herr Scopoli zählet auch nur drey Griffel, erinnert aber, wie er in dem Wiener Garten auch viere und fünfe wahrgenommen. Herr von Linné erinnert in der Murrayischen Ausgabe, wie zuweilen vier Griffel zugegen, da aber solche nun eine Lychnis geworden, sollte die Blume fünf Griffel enthalten.

4) Die klebrichte Lychnis mit ungetheilten Blumenblättern, Pechnelke, Pechblume, Klebylychnis, Marienröslein, Mergenröslein, Mückenfang, Lychnis viscaria L. wächst häufig in sandichten, unfruchtbaren Feldhöhen und dürren Vorhölzern. Die tiefe, einfache, dauernde Wurzel treibt viel Kraut und Sprossen, und blühet im May. Die Wurzel- und Stängelblätter sind schmal, lang, zugespitzet und völlig ganz. Der einfache Stängel erreichet gegen zween Fuß Höhe, ist in Gelenke abgetheilet, und diese sind mit den gegenüber gestellten Blättern umgeben, an dem obern Gelenke mit einem bräunlichten, klebrichten, leimichten Safte bedecket, und mit einer rothen, wirtelförmigen Blumenähre geendiget. Der Kelch ist röthlicht; die Blumenblätter sind nur eingekerbet, ihre Nägel geflügelt, und am Rande mit weißen schuppichten Zierrathen besetzet. Man zählet fünf Griffel und auch in der Frucht fünf Fächer. Diese Art Lychnis wird zuweilen für das Tausendgüldenkraut ausgegeben. Man unterhält in den Gärten die gefüllte Spielart, und wenn die Stöcke in einem guten, etwas feuchten Boden unterhalten werden, erhält man recht dichte und lange Blumenähren, welche den schönsten gefüllten Leucojen nichts nachgeben. Die Vermehrung kann allein durch die Theilung der Wurzeln geschehen, und weil die Stöcke wegen der häufigen und gedrängt an einander stehenden Blätter leichtlich faulen, so ist auch die Theilung und Versetzung um desto nöthiger. Auch junge Stöcke blühen gemeiniglich stark. Besondere Wartung verlangen sie nicht.

5) Die Alpenlychnis mit gespaltenen Blumenblättern, Lychnis alpina L. wächst auf den Alpen, kann aber auch füglich in den Gärten unterhalten, und aus den Saamen erzogen, auch

auch durch die dauernde Wurzel vermehret werden. Die starke, gelblichte Wurzel treibt viele lanzettförmige, steife, glatte Blätter, und zwischen diesen den einfachen, einen halben Fuß hohen Stängel, welcher sich mit einem doldenartigen Blumenkopfe endiget. Bey jeder Blume sitzet ein großes, eyförmig zugespitztes, und am Rande röthlichtes Deckblatt. Der bäuchichte Kelch ist in fünf tiefe röthlichte Einschnitte getheilet. Die purpurfärbigen Blumenblätter stehen ganz ausgebreitet, und sind in zween, fast viereckichte Lappen gespalten, und mit Vorragungen, aber nicht den sonst gewöhnlichen Zierrathen versehen. Herr von Haller zählet fünf Griffel. Herr Oeder hat nur viere; und da Herr von Linné in der Murrayischen Ausgabe die gevierte Zahl als die wahre annimmt, so gehöret die Pflanze eben so wenig zur Lychnis, als zur Silene, mit welchem Geschlechte selbige ehedem vereiniget worden. Ist die Anzahl der Griffel hinreichend bey dieser Familie die Geschlechter daraus zu bestimmen, so müßte diese Pflanze ein eigenes ausmachen; wechselt aber die Zahl, wie auch bey der dritten Art geschieht, so wird man mit Herr Scopoli dem Tournefort folgen müssen.

6) Sibirische Lychnis mit gespaltenen Blumenblättern, Lychnis Sibirica Linn. Herr Gmelin hat selbige in Sibirien entdecket. Die Wurzel ist ausdauernd. Die Blätter sind mehr rauh als glatt. Der Stängel ist einen Fuß hoch, und theilet sich paarweise in Zweige. Die weißen Blumen stehen in den Winkeln der Zweige. Die Blumenblätter sind in zween Lappen gespalten, und umgeben fünf Griffel.

7) Haarichte Lychnis mit getrennten Geschlechtern, rother Wiederstoß, Junggesellenknopf, Sammetrose, Oeymastrum, Lychnis dioica L. wächst hin und wieder auf den Wiesen. Die fäserichte Wurzel ist ausdauernd, und treibt viele, in Zweige verbreitete, anderthalb bis zween Fuß hohe Stängel. Die Blätter sind haaricht, weich, eyförmig zugespitzet, und stehen paarweise an den Gelenken des Stängels, und der Zweige. Die Blumen erscheinen im April und May an den Enden der Zweige traubenweise. Gemeiniglich trägt ein Stock nur männliche, der andere weibliche Blumen, doch finden sich auch zuweilen Zwitter. Der haarichte Kelch ist weit und aufgeblasen. Die Blumenblätter sind herzförmig, und mit großen schuppichten Zierrathen besetzet. In den weiblichen zählet man fünf Griffel. Nach Herr Scopoli Wahrnehmung sitzt an jedem der fünf kurzen Staubfä-

den eine Honigdrüse, und bey den weiblichen um den Fruchtkeim fünf dergleichen eingekerbte Schuppen, auf welchen die Blumenblätter ruhen. Gemeiniglich sind die Blumen purpurfärbig; man findet aber auch weiße, und von den beyden Farben auch gefüllte, welche bey den Gärtnern unter dem Namen weiß und roth gefülltes Ocymastrum bekannt sind. Es verdienen beyde die Achtung der Blumenliebhaber. Die Wurzelstöcke werden im Herbste getheilet, und in frische, feuchte, fette Erde gesetzet, welche aber nicht mit Mist gedünget seyn soll, indem sich sonst leicht Maden in der Wurzel erzeugen, oder faulen und ausgehen. Die weißen Stöcke sind schwerer als die rothen zu vermehren, sie lassen sich eigentlich nicht theilen, sondern man kann nur die Nebensprossen abnehmen, und da selbige öfters keine Wurzelzäserchen haben, soll man sie dergestalt von den alten Stöcken abnehmen, daß etwas Schale daran hängen bleibe, und in einen schattichten Ort etwas tief einpflanzen. Die weißen gefüllten Stöcke sind zärter, als die rothen, daher man solche lieber in Töpfen, und den Winter über in einem gemeinen Glashause unterhalten soll; die weißen erreichen bey einer guten Wartung öfters die Größe einer mäßigen Rose.

Lychnisstaude.

S. Flammenblume.

Lymphatische Gefäße.

Fließwassergefäße, Vasa lymphatica Bartholini. Es machen diese Gefäße eine besondere Classe und eigenes System aus, und sind darum nicht mit denen zu vermengen, welche wir oben unter dem Artikel Gefäße die lymphatischen Adern genannt, und als eigentliche Sprößlinge der nach und nach verkleinerten Blut- und Pulsadern beschrieben haben. Die eigentlichen lymphatischen Gefäße oder Fließwassergefäße, welche hier beschrieben werden, haben ihren Namen von der in ihnen enthaltenen Lymphe oder allgemeinen Nahrungsfeuchtigkeit des Körpers erhalten, und sind nichts anders als dünne, runde und durchsichtige Canäle, die aus ganz dünnen, sehnichten Häuten bestehen, und unterscheiden sich leicht von allen übrigen Gefäßen, sowohl durch ihre außerordentliche Durchsichtigkeit, als auch durch viele Knoten und Absätze, die man an ihnen äußerlich wahrnimmt, und welche von den häufigen, halbmondenförmigen Klappen, womit sie versehen sind, herrühren. Sie kommen an allen Theilen des Körpers, theils äußerlich, theils innerlich, auch bisweilen sehr häufig zum Vorschein, bestehen ebenfalls wie die andern

Gefäße

Gefäße aus kegelförmigen Stämmen, verbreiten sich wie jene in kleinere Aeste und Zweige, und sind, da sie alle ihre Feuchtigkeit, entweder unmittelbar oder mittelbar dem zum Herzen zurückfließenden Blute zuführen, als zuführende Gefäße, wie die Blutadern, zu betrachten. Ihr äußerster Ursprung geschieht mit kleinen Wurzelchen, aus deren Vereinigung hernach kleine Stämmchen entstehen, welche hin und wieder im Körper zerstreuet liegen. Aus einigen merkwürdigen und sonderbaren Zufällen, welche oftmals bey gewissen Krankheiten sich einfinden, kann man sehr wahrscheinlich vermuthen, so wie es nach den neuern und genauern Beobachtungen berühmter Zergliederer bestätiget ist, daß diese lymphatischen Gefäße mehrentheils sowohl aus den Höhlen des Zellgewebes, als aus den großen Höhlungen ansehnlicher Eingeweide, z. E. des Magens, der Gedärme, u. s. w. zu entspringen pflegen. Ihr Ende gewinnen sie endlich größtentheils sowohl in dem Milchbehalter oder Sammelkasten und in dem Brustgange, als in den einfachen geschlossenen Drüsen. Der Gang und die Verbreitung der lymphatischen Gefäße durch diese Drüsen ist sehr sonderbar und geschieht auf eine doppelte Art, indem sie nämlich entweder als einfache Stämme in die Drüse gelangen, sich sofort in derselben mit zertheilten Aesten verbreiten, aus eben so vielen Aesten einen neuen einfachen Stamm formiren, und also herausgehen; wovon man jene die hineinleitenden, und diese die ableitenden oder ausführenden zu nennen pfleget; oder indem sich so, wie bey den Blutadern mehrere Canäle mit andern ihres gleichen in größere Stämme vereinigen, und endlich als ein einziges oder wenigstens eben nicht vielfach getheiltes Gefäß durch die Spalte des Drüsenrißes wiederum herausbegeben, bisweilen auch wohl noch zu einer zwoten und dritten Drüse hingehen, und sich darinnen eben so wie in der erstern ausbreiten. Endlich sollen diese lymphatischen Gefäße sich auch unmittelbar in die rothen Blutadern ausleeren, wie man bisher immer gemeynet, und hierbey sich auf das Ansehen und die Behauptungen berühmter Zergliederer gestützet hat, welche Meynung hingegen nach des Herrn von Hallers angeführten Beobachtungen, und beygebrachten sehr wichtigen Schlüssen und wahrscheinlichen Beweisgründen allerdings in Zweifel gezogen zu werden verdienet. Man findet dergleichen Gefäße im Menschen, und allen vierfüßigen lebendiggebährenden Thieren, welche ein warmes Blut haben, und mit Lungen versehen sind. Da nun

aber übrigens der Milchgang oder Brustgang nebst dem Milchkasten gleichsam als die hohle Ader dieser Gefäße anzusehen ist, worinnen sie sich größtentheils zuletzt versammeln, und dieser den Vögeln, Amphibien, kaltblütigen Fischen, Insecten und Würmern fehlet, so sollte man fast auf die wahrscheinliche Vermuthung gerathen, daß wohl auch diese Gefäße bey allen solchen Thieren nicht anzutreffen seyn dürften. Inzwischen will man dergleichen knotichte und durchsichtige Adern dennoch in den Vögeln, Amphibien und einigen kaltblütigen Fischen bemerket haben, wenn man nicht etwa bey den letztern diese Art von Gefäßen lieber zu besondern Schleimkanälen zu zählen hat; wie man denn auch bey dem Seidenwurme aus dem Geschlechte der Insecten den zähen leimartigen Saft, woraus die Seidenfäden entstehen, ebenfalls als ein Product solcher Gefäße angenommen, wobey man aber doch wohl den Begriff übertrieben, und ihnen einen allzuweitläuftigen Verstand beygemessen haben mag.

Lyr.

Lyr oder Lyße, ist nach dem Pontoppidan Norw. Naturh. II. 255. ein mäßiger Seefisch, fast von der Art und Gestalt der Seyfische; doch sind seine Schuppen feiner, sein Fleisch ist auch besser, daher ihn auch einige für einen Bruder des Lachses halten. Der Roggen wird insonderheit für angenehm gehalten. Er wird mit Netzen gefangen, doch nicht in Ueberfluß. Aldrovand redet von einem Fische im mittelländischen Meere, Namens Lyra, dessen Kopf einer Leyer ähnlich ist; allein, ob dieser hieher gehöre, das kann ich nicht wissen. — s. Seyfisch, und folgenden Artikel.

Lyren.

Lyra, Rodfisch, s. Meerlyren; es sind aber mehr Arten, die diesen Namen führen, als der Kugkug, ꝛc. Richter. s. unsern Artikel, Kukkug, Cuculus, Th. IV. S. 852. und den bald folgenden Artikel, Meerlyren. Nach dem Chomel ist Lyra, Leyer, ein monströser Fisch, mit langen Flossfedern auf dem Rücken, einem häßlichen Kopfe, und blauen Flecken. s. unsern Art. Engl. Leyer, Lyra Haruicensis, Th. III. S. 597.

Lysimachskraut.

S. Weiderich, gelber.

Lyster.

Lyster, Holl. eine Art der Dreßel- oder Hornfische, Balistes Vetula, Linn. gen. 135. sp. 7. das alte Weib des Müllers; s. diesen unsern Artikel, Hornfisch, Th. IV. S. 116. desgleichen Guaperua, Th. III. S. 552.

Maagaal.

M.

Maagaal.

Maagaal, holländ. Aalmutter, vielleicht nur ein Aalverwandter; Blennius Viuiparus, Linn. gen. 155. sp. 11. ein Aalbastart des Kleins, Enchelyopus 12. s. unsern Artikel, Aalmutter, Th. I. S. 24. und 38.

Maanvischje.

Maanvischje, holl. Mondfisch, Abacatuaia, Brasil. Marcgrau. p. 161. bey den Indianern Ican Kapelle, Ruysch Th. Anim. pag. 16. tab. 9. s. unsere Artikel, Jcan, Th. IV. S. 230. und Flünderaff des Kleins, Tetragonoptrus, 8. et 9. wobey wir erinnern müssen, daß no. 8. zu lesen: mit Bauchflossen ohne Borstchen. Th. III. S. 154. Linné erkennt ihn für den Zeus Gallus, gen. 162. sp. 2. und Müller nennt ihn, unter seinen Spiegelfischen, den Meerhahn. s. Spiegelfische.

Maar.

Maar wird in Japan eine Art Salmen, die in Flüssen oder süßen Seen gefangen wird, genennet. s. S. a. Reis. B. XI. S. 697.

Maaßbeere.

S. Ebereschenbaum.

Macaquo.

Eine Art von langgeschwänzten Affen oder Meerkatzen. S. Makak.

Macawbaum.

S. Palme.

Macer.

Macer oder Macre, oder Mecruire. Diese Namen sollen einerley Baum oder Rinde bedeuten. Der erste kömmt beym Dioscorides vor, und versteht darunter eine ins gelbe fallende, dicke Rinde, welche aus der Barbarey komme, eine anhaltende Kraft besitze, und beym Nasenbluten, auch beym Durchfalle und der rothen Ruhr nützliche Dienste leiste. Dieses wiederholen Plinius, Galen und die arabischen Aerzte, geben aber keine nähere Nachricht von diesem Mittel, oder dem Baume, von welchem diese Rinde genommen wird. Christoph Acosta, welcher von den Specereyen Indiens geschrieben, hat zuerst gemeldet, wie der Baum, der diese liefert, arbre de las Camaras, d. i. Baum für die rothe Ruhr, oder arbore santo, der heilige Baum, von den Portugiesen, von den Christen aber arbore de sancto Thome, von den Einwohnern Macruyre, und von den Aerzten unter den Brachmanen Macre genannt werde.

de. Er vergleicht den Baum mit unsern Rüstern. Diese Nachricht des Acosta haben die ältern Kräuterlehrer getreulich nachgeschrieben, solche aber auf keine Weise verbessert, so daß wir heut zu Tage noch keine nähere finden können. Munting hat zwar eine Abbildung und Beschreibung eines Baums unter dem Namen Macerbaum gegeben, und Herr Zwinger solche in seinem Kräuterbuche wiederholet: es ist selbige aber wohl untergeschoben, und die davon gegebene Beschreibung nicht für ächt zu halten. Herr Jussieu äußert die Muthmaßung, daß vielleicht die Rinde, welche die alten Aerzte Macer genannt, in den neuern Zeiten unter dem Namen Simarouba wieder eingeführet worden. Sollte jemanden einfallen, bey den deutschen Droguisten die Macerrinde zu verlangen, dürfte derselbe vielleicht die Muscatenblüthe erhalten; man könnte leicht Macis mit Macer verwechseln, und vielleicht ist auf solche Weise die Macerrinde in Verfall und außer Acht gekommen. Die Macerrinde soll auch unter dem Namen Bimilipatram in den Reisebeschreibungen vorkommen.

Maceriren.

S. Einweichen.

Machandel.

S. Wachholder.

Machoran.

Ein Fisch an der Goldküste, sonst Cat- Katzen- Hornfisch; die Holländer nennen ihn Baardmannetjes, s. diesen unsern Artikel, Th. I. S. 466.

Machtblume.

Pancratium Linn. Hr. Planer nennt dieses, mit der Narcisse verwandte, Geschlecht Gilgen. Die einblätterichte, plattgedrückte Blumenscheide öffnet sich an der breiten Seite und verwelket. Sechs lanzetförmige, einander ähnliche Blumenblätter sitzen an dem einblätterichten, trichterförmigen Kronblatte oder Honigbehältnisse, und an dessen zwölffach eingekerbten Rande sechs Staubfäden. Der Fruchtkeim steht äußerlich unter der Blume, und der Griffel, welcher länger, als die Staubfäden ist, endiget sich mit einem stumpfen Staubwege. Die rundlichdreyeckichte Frucht ist dreyfächericht, öffnet sich mit drey Klappen und enthält viele kugelförmige Saamen. Herr Dillenius ist der Erfinder dieses Geschlechts, und Herr von Linné hat sieben Arten bestimmet, welche alle eine zwiebelartige Wurzel zeigen und zur Zeit selten in hiesigen Gärten vorkommen.

1) Die einblüthige Machtblume, Lilium Zeylanicum L. Sie wächst in Ostindien. Die Wurzel ist eine rundliche Zwiebel, aus

aus welcher viele, lange, schmale, völlig ganze, an beyden Enden spitzige, gleichsam der Länge nach ausgehöhlte Blätter, und zwischen diesen ein, auch mehrere, ohngefähr einer Spanne hohe, nackende Stängel treiben. Jeder endiget sich mit einer weißen Blume, welche im Herbste erscheint, rückwärts geschlagene Blumenblätter zeiget, und einen oder zween Tage dauert. Nach Rumphs Berichte hat selbige keinen Geruch, oder solcher ist mehr stinkend, als angenehm; Commelin aber will der Blume einen angenehmen Geruch zueignen. Wer solche in Gärten unterhalten will, muß die Wurzel in lockere Erde setzen, die Scherbel auf ein Lohbeet bringen und immerfort in vieler Wärme unterhalten. Die Zwiebel soll häufig Bruth ansetzen.

2) Zweyblätterichte Machtblume, Pancratium mexicanum Linn. wächst in Mexiko. Der Stängel endiget sich allemal mit zwo weißen Blumen.

3) Vielblüthige Machtblume mit lanzetförmigen Blättern, Pancratium caribaeum Linn. wächst in Jamaika und den Caribäischen Inseln. Die Zwiebel ist von der Größe einer geballten Faust und äußerlich röthlich. Die Wurzelblätter sind gegen zween Fuß lang und vier Querfinger breit, lanzetförmig, hellgrün. Der nackende und mehr breit als runde, hohe Stängel ist am Ende mit vielen, weißen Blumen besetzet, welche einen sehr starken und angenehmen Geruch von sich geben, und im Julius oder August erscheinen. Die Blumenblätter sind lang und rückwärts gebogen.

4) Vielblüthige Machtblume mit eyförmigen gestielten Blättern, Pancratium amboinense Linn. wächst in Amboina. Die Zwiebel ist länglicht, weißlich und treibt vier oder fünf starke, langgestielte, sehr große und breite, eyförmig zugespitzte, völlig ganze Blätter, deren Adern der Länge nach sich durch das Blatt verbreiten, alle aber in der Spitze wieder zusammenkommen. Der dicke, und ohngefähr zween Fuß hohe Stängel endiget sich mit zehn, auch mehrern langgestielten, weißen Blumen. Diese erscheinen im Sommer, haben keinen Geruch, und die Blumenblätter sind länglicht, spitzig und ausgebreitet. Hiervon nimmt Hr. von Linné eine Abänderung an, welche Trew besonders angeführet und durch die kleinern wohlriechenden Blumen unterschieden hat. Miller aber hat noch einen andern Unterschied bemerket, indem bey der Stammart die Staubfäden kürzer, bey der Spielart aber länger als die Blumenblätter sind, und daher auch solche als zwo wirkliche Arten beybehalten. Dieses bemerkte Verhältniß läßt sich

aus Rumphs Abbildung nicht wahrnehmen.

5) Vielblüthige Machtblume mit zungenförmigen Blättern, Meerlilie. Pancratium maritimum Linn. Sie wächst am Meerstrande bey Valencia und um Montpellier. Die schwärzliche Zwiebel und Blätter sind der gemeinen Narcisse ähnlich, die Blätter jedoch mehr graulicht angelaufen. Der nackende Stängel erreichet die Höhe einer Ellen, und die gemeinschaftliche Scheide umgiebt fünf, auch mehrere Blumen. Die Blumenblätter sind lanzetförmig, weiß, unterwärts mit einer grünen Linie durchzogen, und die drey äußerlichen an der Spitze mit einem Hacken versehen. Die Ecken des Honigbehältnisses sind gespalten und zeigen mit den gekrümmten Staubfäden gleiche Länge. Der Griffel ist unterwärts gebogen. Wenn die Anzahl der Blumen groß ist, sitzen die mittelsten platt auf, sonst sind sie alle, wenigstens die äußerlichen, gestielt.

6) Vielblüthige Machtblume mit gleichbreiten Blättern, Pancratium Carolinianum L. wächst in Jamaika und Carolina. Die Zwiebel treibt gleichbreite Blätter und der Stängel treibt viele weiße Blumen, an welchen die Staubfäden und das Honigbehältniß gleiche Länge haben.

7) Vielblüthige Machtblume mit schwerdförmigen Blättern, Pancratium Illyricum Linn. wächst in Sicilien und um Neapel. Die Blumen sind groß, weiß und wohlriechend, und die Staubfäden länger als das Honigbehältniß. Diese und die vierte Art verlangen weniger Wärme, und lassen sich, wie alle übrige, durch die Zwiebelbruth vermehren.

Mackarellen.

Nach der Beschreibung und Zeichnung des Barbots, S. 224. giebt es auch zuweilen an der Goldküste Mackarellen, davon aber wenig gefangen werden, und die auch nicht, wie die unsrigen, gestaltet seyn sollen. Die Franzosen heißen sie daher Trezabar. In der See sehen sie hellschmaragdgrün, mit Silberweiß auf dem Rücken vermenget, aus. s. S. a. Reis. B. IV. S. 280.

Mackrill.

Mackrill, sonst auch Nasenfisch, Cyprinus Nasus, Linn. gen. 189. sp. 21. ein Schwaal, Leuciscus 6. des Kleins. s. unsern Artikel Karpfe, Th. IV. S. 410.

Macocquer.

Macocquer ist eine Frucht, welche in Virginien wächst, und einer Gurke oder Melone nicht unähnlich sieht. Die Rinde ist hart und glatt, auswendig braun oder

röthlich, inwendig schwarz; das schwarze Fleisch schmecket sauer und salzig und enthält viel braunrothe Saamen, welche wie ein Herz gestaltet sind. Die Indianer machen in die Schale ein kleines Loch, ziehen das Fleisch mit dem Kerne heraus, füllen sie halb voll kleiner Steine und stopfen das Loch wieder zu. Wenn sie nun die Frucht bewegen, machet sie ein Geräusche, womit sie ihre Kurzweil treiben, wenn sie sich lustig machen. Nähere Nachricht haben wir nicht finden können.

Madagascarisches Brod.

S. Brechnuß.

Made.

Mit diesem Namen bezeichnet man alle diejenigen kleinen, weichen Würmer, welche keine Füße haben und sich in Fliegen oder andere ähnliche Insecten verwandeln. Nach Beschaffenheit ihrer Nahrung werden sie Fleisch-, Käse- oder Obstmaden genannt.

Madeiraholz.

S. Mahogonyholz.

Madenkraut.

S. Seifenkraut.

Madrepore.

S. Sterncoralle.

Madreporiten.

Sternkorallen, Madreporae, sind versteinerte Meergewächse und gehören zu den Corallarten. Sie haben das Ansehen wie kleine Bäume mit Aesten, oder wie Büsche, und sind an den Enden der Aeste mit hohlen Sternen besetzet, die durch den ganzen Ast durchgehen. Wallerius Mineral. S. 437. gedenket dreyerley Arten. 1) Madreporiten mit runden Aesten; 2) mit eckichten Aesten; 3) buschichte Madreporiten.

Mägdehülle.

S. Wundkraut.

Mählbaum.

S. Mehlbeerbaum.

Mähnenblume.

Diesen Namen giebt Hr. Planer der Cyrilla Linn. Es ist von diesem, neuerlich von Hrn. Garden bestimmten, Geschlechte nur eine Art bekannt, welche in Carolina in feuchten Wäldern wächst, und einen staudenartigen und in Aeste verbreiteten Stamm zeiget, woran die gestielten, lanzenförmigen, völlig ganzen Blätter wechselsweise sitzen, und sich mit unterwärts hängenden Blumentrauben endigen. Bey den Blumen sitzen borstenartige Deckblätter. Der einblätterichte Kelch ist fünffach eingekerbet. Die fünf Blumenblätter sind weiß, spitzig, und in der Mitte der Länge nach mit Haaren besetzet. Fünf Staubfäden umgeben den Fruchtkeim, dessen Griffel sich in zwo drüsen-

artige Staubwege theilet. Das trockene Saamenbehältniß ist mit dem Griffel gezieret, öffnet sich mit zwo Klappen und enthält in zwey Fächern viele Saamen.

Mälerkraut.

S. Mutterkraut und Sauerklee.

Mäna.

Mäna oder Möna, ein Geschlecht der Heringe, auf jeder Seite mit einem runden, schwarzen oder lasurblauen, oder gelben Flecken gezeichnet, im mittelländischen Meere. Richter. Chomel setzet hinzu, daß er oftmals über den ganzen Leib mit allerhand Farben buntgeflecket sey, wie andere Heringe im Oceane wachse, und theils eines Fingers lang, theils eine Hand lang werde. Bomare machet daher die Maena zu einer Espece d' Anchois, einer Art Sardellen; wornach er zu den Breislingen oder Breitlingen, besonders zu den Heringen, Harengus 7. des Kleins, s. diese unsere Artikel, zu bringen. Th. III. S. 795. u. f.

Mänalus.

S. Bootes.

Mändelbaum.

S. Fichte.

Mänides.

Mänides, fette Fische in Cilicien; Richter. Er wird wohl des Artedi, syn. p. 61. sp. 9. Sparus etc. Maena Auctor. Des Linnäi Sparus Maena, gen. 165. sp. 6. und Müllers Laxierfisch syn. Bey dem Klein gehöret er zu seinen Barschbastarten, Maenas 1. wo aus dem Charleton angeführet wird. The Cackerel, (a cacando) becauſe it is Laxative to the Eater, and purgeth the Belly. s. unsere Artikel, Laxierfisch, Meerbrachsem und Parschbastarte.

Märzwurzel.

S. Benedictwurzel.

Mäusedorn.

S. Ruscken.

Mäusegedärm.

S. Vogelmeier.

Mäusegerste oder Haber.

S. Lolch und Trespe.

Mäuseholz.

Mit diesem Namen belegen die Engländer und Schweden eine nordamerikanische Staude, deren Holz sehr zähe ist, und aus deren Rinde Körbe, Stricke und andere dergleichen Sachen verfertigt werden, deswegen auch Herr Planer solche Lederholz, andere Bleyholz oder unächter virginischer Kellerhals nennen. Es ist Dirca paluſtris Linn. und mit der

Keller-

Kellersalzstaude nah verwandt; ist ein niedriger Strauch, mit eyförmig zugespitzten, glatten und blaßgelben Blättern besetzet. Im Frühlinge treiben aus jeder Blüthknospe drey gestielte, unterwärts gerichtete, weiße Blumen, welche keinen Kelch, sondern nur ein röhrenförmiges Blumenblatt, ohne einen merklichen Rand haben, und acht vorragende Staubfäden nebst einem längern, oberwärts gekrümmten, und mit einem einfachen Staubwege geendigten, Griffel zeigen. Die Frucht ist eine Beere, worinnen ein Saame liegt. Die Vermehrung soll aus Zweigen geschehen können. Den Winter über muß man diesen Strauch in einem gemeinen Glashause aufbewahren.

Mäuseholz, S. auch Nachtschatten.

Mäusepfeffer.

S. Läusekraut.

Mäuseschwanz.

Rappenfüßlein, Cauda muris. Myosurus minimus Linn. Dieses Pflänzchen machet ein eigenes Geschlecht aus, wächst bey uns auf trockenen Hügeln, treibt aus der jährigen, dünnen Wurzel zarte, ganz schmale, stumpfe Blätter, und einen etwas höhern, ohngefähr drey Zoll langen, nackenden Stängel, welcher sich mit einer Blume endiget. Der Kelch besteht aus fünf weißlichen Kelchblättchen, welche am mittlern Theile ansitzen, mit dem untern sich gegen den Stängel ziehen und gleichsam einen Sporn abbilden, mit dem obern stumpfen aber ausgebreitet stehen. Die fünf grünlichten Blumenblätter sind etwas kürzer und fallen zeitig ab. Diese hat Herr von Linné in den neuern Schriften für Honigbehältnisse angenommen. Die Anzahl der Staubfäden ist sehr veränderlich. Man findet derselben fünfe, sieben, auch wohl zwölfe. Der Fruchtkeim besteht aus vielen, dicht an einander stehenden Eyerchen, deren jedes einen kurzen Griffel trägt. Dieser verlängert sich nach und nach, und die Frucht gleicht einer langen dünnen Walze, oder Schwänzchen, und besteht aus vielen nackenden Saamen.

Mäusezwiebel.

S. Meerzwiebel.

Mäuslein.

Mys, Plin. Saurus Salu. al. Stöcker. Richter. Mus Aeliani, gehöret zu den Mausfischen, Capriscos. Von dem deutschen Stöcker findet sich sonst keine Spur. Bey den Engländern bedeutet Stoecker eine Bastartmakreele.

Mäusöhrchen.

S. Baldrian, Habichtkraut und Vergiß mein nicht.

Magalep.

S. Kirschbaum.

Magdblume.

S. Chamille.

Magen.

Ventriculus, Stomachus. Der Magen ist eines der größten und vorzüglichsten Eingeweide des Unterleibes, welches den obern und linken Seitentheil der Bauchhöhle einnimmt, und folglich unmittelbar unter dem Zwerchfelle und den falschen Ribben, zwischen der Leber und der Milz schief gelegen ist. Eigentlich ist derselbe nichts anders, als ein ziemlich großer häutichter Beutel, der seiner äußerlichen Gestalt nach einem gewissen musikalischen Instrumente, nämlich einem sogenannten Dudelsacke oder Sackpfeife, fast ähnlich sieht. Man bemerket daher an demselben eine obere kleinere, ingleichen eine untere größere Krümmung, wovon die letztere der Grund des Magens ausmachet, hiernächst zwo ansehnliche Flächen, nämlich eine vordere und eine hintere, welche fast den Hauptheil des ganzen Eingeweides ausmachen, ferner das linke und rechte Ende, wovon jenes mit der Milz verbunden, dieses aber mit dem linken Leberflügel bedecket ist, und endlich über beyden Enden zwo Oeffnungen oder Mundlöcher. Eins derselben ist der obere oder linke Magenmund, cardia, der viel höher liegt, als der folgende mit dem Magenschlunde oder der Speiseröhre in eins fortgeht, sich oben am linken Ende des Magens, um die Gegend des letzten Rückenwirbels befindet, und um und um mit vielen reizbaren Nerven versehen ist; das andere heißt der untere oder rechte Magenmund, pylorus, befindet sich am rechten Ende des Magens, ohngefähr einige Finger breit vom ersten Lendenwirbel abgelegen, liegt tiefer als jenes, ist rings herum mit einer ziemlich breiten Haut oder besondern Klappe versehen, welche den Magen nach unterwärts verschließt, und hiermit zugleich den Anfang aller darauf folgenden Gedärme, besonders des Zwölffingerdarmes machet. Man kann nicht sagen, daß die natürliche Lage des Magens senkrecht, sondern mehr quer und fast horizontal sey, indem derselbe eigentlich mit dem obersten Magenmunde höher, und mit dem untern abhängend steht, ferner die große Krümmung oder der Grund desselben sich mehr vorwärts als unterwärts, die kleine Krümmung mehr rückwärts als oberwärts, folglich die vordere Seitenfläche sich oberwärts und die hintere mehr unterwärts neiget, und daß endlich

endlich die Speiseröhre mit dem Magen nicht so, wie es scheint, eine gerade Linie ausmache, sondern bey der Vereinigung beyder Theile ein Winkel oder Falte entstehe, dadurch die obere Magenöffnung ein wenig hinterwärts gebogen ist. Je nachdem nun aber der Magen von Speisen und Getränken leer, oder mehr oder weniger damit angehäufet und angefüllet ist, so verändert auch derselbe nicht nur diese natürliche Lage, sondern auch die Weite, indem er sich ebenfalls mehr oder weniger ausdehnen, und zusammenziehen oder verengern läßt, daher er bey Brandweinsäufern allemal sehr klein, bey gefräßigen Leuten aber außerordentlich weit, auch vergleichungsweise an männlichen Körpern in seinem Umfange größer, als an weiblichen angetroffen wird. Uebrigens ist der Magen eben so wie der Magenschlund und die Gedärme aus vier besondern Häuten zusammengesetzet, welche Schichtenweise in einer gewissen Ordnung über einander liegen, so daß zwischen einer jeden einzelnen sich allemal ein mehr loses oder dichteres Zellgewebe befindet, und nämlich auf die erste oder die äußere eine fleischerne und musculöse, als die zweyte, auf diese eine nervichte oder die dritte, und endlich eine zottichte Haut, als die innerste und vierte folget. Die erste oder äußere Haut besteht aus lauter häutichten Fasern, umgiebt die ganze äußerliche Oberfläche des Magens, diejenigen Stellen ausgenommen, wo beyde Netze ihren Ursprung nehmen, und entsteht von der inwendigen Haut des Unterleibes oder dem Darmfelle, daher man sie, weil nämlich die übrigen Eingeweide des Unterleibes ebenfalls mit diesem auswendigen Ueberzuge versehen sind, auch die gemeinschaftliche Haut zu nennen pfleget. Hierauf folget ein cellulöses Fadengewebe, und dann sofort die zwote oder musculöse Haut, welche aus zwo Schichten fleischerner Fasern besteht, wovon in der erstern die auswendigen Fasern alle der Länge nach fortlaufen, in der zwoten oder inwendigen Schicht aber dieselben eine überzwerche Richtung haben, und sich also um den Umfang des Magens in lauter zirkelrunden oder ringförmigen Kreisen herumlegen. Die dritte Haut, zwischen welcher und der vorigen ein zwotes Zellengewebe befindlich, worinnen der größte Theil der feinsten Magengefäße zerstreut liegt, ist die nervichte. Sie besteht aus sehr lockern Fäden, und ist daher ziemlich schlapp und runzlicht, sonst überall gleichartig, weiß und häufig mit sehnichten Fäden schief und creuzweise durchflochten, zwischen welchen viele kleine Drüsen liegen, die besonders sowohl an der obern kleinen Krümmung

des

des Magens, als an der untern Magenöffnung häufig vorkommen und mit ihren Ausführungsgängen durch die folgende Hautschicht hindurch und bis in die innere Fläche des Magens dringen. Ehe man zur vierten oder innersten Magenhaut gelanget, bemerket man noch ein drittes cellulöses Fadengewebe, welches ebenfalls, wie das vorige, das Adergeflechte und die netzartigen Verbreitungen die letzten feinsten Gefäße in sich fasset und der gewöhnliche Sitz aller Entzündungen des Magens ist, welche entweder von genommenen Giften oder andern gewaltsamen Dingen verursachet worden. Die letztere innerste Haut selbst wird endlich wegen der Aehnlichkeit mit einem Sammet oder feinem Tuche, worauf die letzten Haarspitzen obenher vorstehen, die wollichte, oder zottichte Haut, villosa, genannt. Sie hat viele kleine Hautwarzen, ist durch und durch porös oder löchericht, welches von den vorher erwähnten Drüsenöffnungen, die hier ihr Ende gewinnen, sowohl, als von den Mündungen der Gefäße herrühret. Man kann sie füglich mit der äußerlichen Oberhaut vergleichen und als eine Fortsetzung derselben ansehen, indem sie theils, wie jene, die empfindliche Haut, also diese, die über ihr liegende nervichte Haut für allerhand Schmerzen beschützet, auch wohl dergleichen, wenn sie sich abgerieben, verursachet, theils auch, wenn sie bisweilen losgegangen, von freyen Stücken sich wieder ergänzet, welches ebenfalls von dem zarten Oberhäutchen gilt, und welches nicht nur an menschlichen Körpern, sondern auch bey andern Thieren bisweilen zu geschehen pfleget. Uebrigens ist der Magen, wenn er nämlich leer ist, an seiner innerlichen Oberfläche mit allerhand ansehnlichen Falten und Runzeln versehen, die bald eine strahlenförmige Richtung haben, bald einen zirkelrunden Kreis formiren, welche jedoch alsdenn weniger wahrzunehmen sind, sobald derselbe von Speisen ausgedehnet worden. Außer den oben erwähnten Drüsen hat auch der Magen seine eigenen Puls- und blutaderichten, auch seine eigentlichen lymphatischen Gefäße und besondern Nerven, und überhaupt alles, was einem Eingeweide des Körpers allgemein zukömmt. Endlich finden sich auch noch in diesem Eingeweide zwo besondere Feuchtigkeiten, wovon die eine etwas zähe und schleimicht und unschmackhaft, die andere aber speichelartig und wirksamer ist. Die erstere, nämlich der schleimichte Saft, wird in den kleinen Drüsen, so zwischen dem dritten Fadengewebe und der zottichten Haut liegen, abgesondert, und durch ihre Ausführungsgänge in die Ma-

gen-

genhöhle selbst abgesetzet, und dienet lediglich darzu, die innere höchst empfindliche Oberfläche des Magens zu befeuchten, und dadurch sowohl ein schädliches Austrocknen derselben, als auch den empfindlichen Reiz scharfer Dinge, die doch oft sammt den Speisen in den Magen gebracht werden, abzuwenden. Die andere oder der so genannte Magensaft, Liquor gastricus, schwitzet aus den letzten engern Mündungen der Bauchschlagader heraus, und ist wegen seiner speichelähnlichen und seifenartigen Natur, als ein wirkliches Auflösungsmittel anzusehen, das in der Verdauung der Speisen einen besondern Einfluß hat. Das Hauptgeschäffte nun, welches von dem Schöpfer diesem Eingeweide aufgetragen worden, und die Bestimmung desselben scheinen nichts anders, als die Aufnahme der Speisen und Getränke, und die Kochung oder Verdauung derselben zu seyn. Diese besteht vornehmlich darinnen, daß die Bestandtheile der genommenen Speisen, durch die wechselsweise zusammenziehende und ausdehnende, oder so genannte peristaltische Bewegung des Magens, von einander getrennet, auch vermittelst des oben genannten Magensaftes, welchem von der ausdehnenden Kraft der eingeschlossenen Wärme ein freyer Eingang in dieselben gebahnet worden, mehr und mehr aufgelöset und dadurch in eine gleichartige graue Breymasse verwandelt werden. So bald der Magen leer von Speisen ist, so erfolget ein beschwerliches Reiben der Nervenwärzchen, indem selbige nämlich durch die Zusammenfaltung der beyden innersten Häute näher an einander gelangen; ingleichen entsteht alsdenn in dem Magen ein Reiz von dem schärfer gewordenen Magensafte, welche unangenehme Empfindung die nächste Ursache und den Begriff des Hungers ausmachet. Die Anzahl des Magens ist am Menschen einfach, und so besitzen ebenfalls auch die vierfüßigen, fleischfressenden, ferner einige krautfressende und andere dergleichen Thiere, welche alles unter einander genießen, nur einen einzigen Magen, welcher auch in seiner Bauart demjenigen des Menschen ziemlich ähnlich, nur bisweilen etwas stärker ist. Ganz anders verhält sich die Sache in den wiederkäuenden vierfüßigen Thieren, worunter sowohl gehörnte, oder eigentliche reine Thiere, als hornlose, oder unreine Thiere gehören, als bey denen man einen vierfachen Magen antrifft. Der erste hiervon, welcher unmittelbar auf den Schlund folget und mit demselben zusammenhängt, ist der Wanst oder Panzer, rumen. Er ist der größte von allen übrigen, und besteht ebenfalls, wie der Magen am Menschen

schen, aus vier besondern über einander liegenden Hautschichten, wovon besonders die zwote muskulöse sich bey dem Wiederkäuen zusammenzieht, die innere oder vierte aber rauh und scharf, und dem harten Futter ziemlich gleichartig ist, übrigens beständig eine auflösende Feuchtigkeit ausschwitzet. Das in sehr kurzer Zeit gefressene Futter wird durch den Schlund geraden Weges und in großer Menge in den Wanst herabgeschlucket und leidet daselbst einige Zeitlang eine wärmende Gährung, wodurch es denn geschickt gemachet wird, aus ihm nach und nach wieder in die Höhe zu quillen, damit, wenn es alsdenn fein genug durchkäuet worden, es sofort wieder dahin herabfallen und durch Hülfe der Muskelfasern in die folgende Magenabtheilung übergehen könne; daß man also das Wiederkäuen bloß als eine umgekehrte peristaltische Bewegung des Wanstes anzusehen hat. Der zweyte Magen ist die sogenannte Haube oder Mütze, reticulus, deren Benennung von der Aehnlichkeit eines Netzes oder gesteickten Haube entstanden zu seyn scheint, und welche darum, weil das mehr zerkauete und zermalmte Futter einen kleinern Raum brauchet, auch enger und kleiner ist. Diese verwandelt das Futtermengsel in eine Art von klein gehacktem Kraute, und besitzet deswegen ebenfalls in seiner zwoten Hautschicht zwar etwas schwächere, jedoch auch mit einigen starken begleitete Muskelfasern, damit, wenn ja noch etwas grobes und nicht gehörig zermalmtes Futter aus dem Wanste dahin übergegangen, selbiges wieder in jenen zurückgebracht werden könne. In der dritten Haut dieses Magens befinden sich außer vielen Nerven und häufigen Blutgefäßen, drey- fünf- oder sieben eckichte Taschen, welche die Gestalt eines gegitterten Netzes haben; und der Ausgang in den folgenden Magen ist enge und bloß zu einer flüßigen Masse bestimmt. Der dritte Magen, welcher nur durch eine enge Röhre an dem vorigen hängt, heißt das Buch, der Psalter oder Faltenmagen, Omasus. Es ist dieses der kleinste, und besteht selbiger der Länge nach aus blättrichten Falten, die mit kleinen Erhabenheiten wie Hirsekörner besäet sind, darum ihn die Franzosen Miller nennen. Er hat mit dem vorigen fast einerley Häute, nur daß die nervichte Haut von innen blättericht ist, um die Speise desto geschickter anzuhalten und zwischen sich zu nehmen, damit sie nicht zu geschwind in den vierten übergehen möge. Seine nach Schneckenzügen gewundenen Fasern pressen das flüßigste aus, damit es in den folgenden gelange. In allen diesen dreyen Magen sieht die Krautbrühe

brühe übrigens noch ganz grün aus, indem nur eine Auflösung und Entwickelung der Grastheile bisher vorgegangen. Der vierte, welchen man den Rohm oder Lab, abomasus, neñt, weil sich darinnen eben diese Materie sammelt, womit die Milch gelabet oder zum Gerinnen gebracht wird, besitzt schon glättere Erhabenheiten, seine Falten erscheinen flächer und er kömmt dem menschlichen, oder einfachen Thiermagen, seiner innern und äußern Beschaffenheit nach, näher. In demselben verwandelt sich das gehackte Kraut in eine weiße Milch, und in diesem verbinden sich die gleichartigsten Theile der Nahrung mit einander. Aus diesem entspringen endlich bey den wiederkäuenden Thieren die außerordentlich langen Gedärme, welche die Werkzeuge zu feinern Durchseigungen abgeben. Alle diese Anstalten und Vorbereitungen scheinen darum nothwendig zu seyn, weil das Gras und Kraut, wovon doch solche Thiere sich einzig und allein nähren, wenig oder fast keine thierische Bestandtheile besitzen, darum im Gegentheile die Raubthiere, welche vom Fleische leben, einen einfachen Magen auch, in Vergleichung mit den wiederkäuenden, weit kürzere Gedärme haben. Inzwischen ist dieses Eingeweide doch auch nicht in allen wiederkäuenden Thieren vierfach, sondern es findet bey manchen bisweilen nur eine doppelte Magenabtheilung statt. Bey den Vögeln erweitert sich der Schlund über dem linken Magenmunde gleichsam in eine blätterichte Tasche, oder eyrunden, dehnbaren Sack, voller Erhabenheiten, wie der Faltenmagen an den wiederkäuenden vierfüßigen Thieren, welches der Kropf heißt. Dieser Kropf oder Vordermagen besteht aus einer dichten, drüsichten Haut, welche sich von den Speisen ungemein ausdehnen läßt, aber auch, sobald der Kropf leer ist, sich wieder zusammen runzelt. Die Speisen sammlen sich hier zuerst eine Zeit lang, und es werden, besonders die harten Körner, in diesem Behältnisse, von dem schleimichten Safte, welcher häufig aus den Drüsen schwitzet, vorher einigermaßen erweichet und vorbereitet, ehe sie in den Magen selbst gelangen. Man findet deswegen diese Vorbereitungsmaschinen sowohl bey solchen Vögeln, welche nichts als Körner und Früchte genießen, als auch bey denen, welche außer solchem harten Futter, zugleich von Insecten leben, ingleichen bey solchen, welche viel thierische Nahrungsmittel genießen, und zuletzt bey einigen Raubvögeln. Doch vermißt man sie auch an einigen. Hiernächst trifft man in verschiedenen auch noch ein anderes Vorbereitungswerkzeug vor dem Magen an, welches ziemlich fleischicht, jedoch

jedoch nicht so stark als der Magen selbst seyn, und sich durch eine außerordentliche Menge kleiner Drüsen ganz besonders auszeichnen soll, die einen Saft zu verschaffen scheinen, von dem die harte Speise in dem rechten Magen klein gemachet werden kann, dessen harte Häute und heftige Bewegungen eine Drüsenanlage nicht füglich würden verstattet haben; und hat man es sowohl in körner- als fleischfressenden und andern wahrgenommen. Was nun aber den Magen der Vögel selbst betrifft, so ist derselbe entweder bey ihnen außerordentlich dicke, fleischicht, und von einem sehr dichten Gewebe, oder ungemein dünne, weit, und von bloßer häutichten Structur, oder auch wohl aus beyden zusammengesetzet. Diejenigen, welche mit einem dicken und fleischichten Magen versehen sind, leben von Körnern und Kräutern, und sie verschlingen unter dem Futter allerhand scharfeckichte Sandkörner, welche die Haut des Kropfes, da sie keine Nässe einschlucken, stärker zu reizen und von dessen zufließenden Feuchtigkeiten in den Magen ganz mit hinabgeschwemmt zu werden scheinen, daher man auch bey ihnen keine Steinchen im Kropfe findet. Es hat also eben deswegen, nach den angestellten Versuchen einiger berühmter Naturforscher, mit der Verdauung der Speisen bey den Vögeln eine ganz andere Bewandniß als mit der, welche bey den Menschen und vierfüßigen Thieren vor sich geht, und es kömmt dabey auf folgende verschiedene Umstände an.

Es verdauen nämlich diejenigen Vögel, welche mit einem dicken und fleischichten Magen versehen sind, das genommene Futter, indem sie solches wirklich darinnen zerreiben und zermalmen, weil ein solcher Magen, nach den vorerwähnten Umständen, dazu am geschicktesten ist. Man kann dieses schon aus der, in der Wirthschaftskunde sehr bekannten, Mast der Kalekutschhähne beweisen, da man ihnen eine große Menge welscher Nüsse sammt ihrer harten Schale nach und nach einstopfet, wovon man so gar, wenn sie selbige in dem Magen zermalmen, den Laut vernehmen kann, und wovon man nach dieser geschehenen Verdauung nicht die geringste Spur einer harten Schale weiter antrifft. Und zu dieser besondern Art der Verdauung, welche nämlich durch ein wirkliches Zerreiben erfolget, scheinen besonders solche Vögel bestimmt zu seyn, welche sich lediglich von Körnern und Früchten nähren. Alle Vögel hingegen, welche einen dünnen und häutichten Magen besitzen, zermalmen ihr Futter nicht wie jene, sondern verwandeln es durch ein zufließendes, kräftiges und wirksames

mes Auflösungsmittel in einen aschgrauen Brey. Es sind dieses gemeiniglich die fleischfressenden und Raubvögel, welche deswegen nicht einmal solche harte Dinge, die gar keiner Verdauung fähig sind, als z. E. Haare, Federn und dergleichen vertragen können, sondern selbige, besonders des Morgens, durch den Schnabel wieder von sich geben. Man weis dieses aus einem sehr üblichen und bekannten Versuche der Falkenierkunst, da nämlich die Jäger denen abgerichteten Falken, wenn sie sich nicht wohl befinden, so genannte Falkenpillen, welche aus fest zusammengeklebten Federn und Haaren verfertiget sind, beybringen, und welche sie nach vier und zwanzig Stunden unverändert wiederum ausspeyen. Man hat sogar aus solchen angestellten Versuchen wahrgenommen, daß die fleischfressenden und Raubvögel, welche alle nur einen häutichten Magen haben, nicht einmal Körner oder Früchte haben verändern können, und daß selbst das Auflösungsmittel nicht im Stande gewesen, dergleichen zu verdauen; woraus man den Schluß machen kann, daß dergleichen Vögel nothwendigerweise darzu bestimmt sind, ein thierisches Futter zu genießen, und daß sie bey einem vollen Kornboden dennoch verhungern würden.

Die Amphibien haben einen mehr in die Länge gestreckten und ebenfalls so gelegenen Magen, der aber gemeiniglich weiter als der Schlund selbst und das darauf folgende Gedärme ist, wie man solches an den Fröschen, den Eidechsen, Schildkröten, Schlangen und andern bemerken kann. Die Fische besitzen fast alle nur einen einfachen Magen, welcher einen ordentlichen häutichten Sack oder Beutel vorstellet und fast gar keine innerliche Wärme bey sich führet. Es liegt derselbe nicht in die Quere, sondern der Länge nach, und ist seitwärts mit einem hornförmigen Anhange versehen. Die äußerliche Gestalt ist sehr verschieden, bald länglicht und eyförmig, bald walzenförmig, bisweilen kugelrund und in einigen Fischarten sogar zwiefach, nämlich gleichsam in ein doppeltes Fach eingetheilet, so daß selbiger fast, wie bey den Vögeln, halb aus einem fleischichten, dicken, und halb aus einem dünnen, häutichten Magen besteht, daher ein solcher Fischmagen auch im Stande ist, sogar verschlungene Schaalthiere und kleine Steine zu verdauen. Ohnerachtet der Magen bey den mehresten Insecten ebenfalls einfach, der Länge nach und bald in der Brust und an dem Rücken, bald auch im Bauche gelegen, mit dem Schlunde zwar in eins fortlaufend, jedoch seinem Umfange nach von demselben einigermaßen unterschieden ist, so bemerket man doch

auch in der äußerlichen Gestalt an diesem Eingeweide solcher Thiere allerhand Verschiedenheiten und Abwechselungen; als nämlich zuweilen besondere Abtheilungen, Hervorragungen, ansehnliche Erhabenheiten, besonders gestaltete Magenfortsätze, oben auf, oder darneben liegende Körper und dergl. Eine gleiche Bewandniß hat es auch mit dem Magen der Schaalthiere, Muscheln, Schnecken und Zoophyten, ausgenommen, daß derselbe in einigen sogenannten Darmwürmern, Pflanzen- und Mikroskopenthieren mit dem Schlunde und anhängenden Gedärmen einerley Weite hat, und von denselben nicht zu unterscheiden ist, dahingegen vielleicht dieses allgemeine Nahrungsbehältniß bey den Polypen ganz ohne Gedärme und folglich zweyer Verrichtungen fähig zu seyn scheint, weil selbige keine untere Oeffnung haben, sondern gemeiniglich den Koth durch den Mund von sich geben, mit welchem sie die Speise vorher eingenommen.

Magensaft.

S. Magen.

Magenschlund.

Schlund, Speiseröhre, Oesophagus s. Gula. Man versteht hierunter eine, im Durchschnitte fast zollbreite, walzenförmige Röhre, welche sich von dem hintersten Theile der Mundhöhle an bis zu dem Magen selbst erstrecket. Sie steigt oben aus dem Halse längst den Halswirbeln herab, und liegt hinterwärts an der Luftröhre, mit welcher sie auch gemeiniglich durch ein lockeres Fadengewebe zusammenhängt, neiget sich aber, indem sie durch die Brusthöhle geht, der entgegenkommenden großen Pulsader halber, von derselben etwas abwärts, nach der rechten Seite zu, jedoch so, daß sie sich bald darauf wieder nach der linken Seite zu wendet. Sobald der Magenschlund bis an das Zwerchfell gelanget ist, geht er mit einem schiefen Eingange durch eine, für ihn in dem Zwerchfelle selbst bestimmte, Oeffnung hindurch und kömmt unter demselben in der Bauchhöhle mit einem kurzen Ende zum Vorschein, womit er sich endlich in den obern Magenmund einsetzet und gleichsam darein verwandelt. Ohnerachtet der Schlund wirklich eine walzenförmige Röhre vorstellet, so ist doch derselbe nicht durchaus in seinem Durchschnitte von gleicher Weite, sondern es unterscheidet sich besonders der obere Theil oder Anfang desselben durch seine außerordentliche Weite, wodurch dieser Theil gleichsam einen besondern großen Beutel vorstellet, und welchen man deswegen besonders den Schlundkopf, pharynx, zu nennen pfleget. Es läßt sich der Magenschlund

schlund in vier besondere Häute auflösen, wovon die erste und äußerste, so lange nämlich der Magenschlund nur durch den Hals geht, nichts anders, als das Zellgewebe benachbarter und angränzender Theile ist, das um diese Röhre herumgeht, in der Brusthöhle aber wohl ein Theil der Mittelhaut seyn mag. Die zwote ist eine starke, muskulöse Haut, welche aus einer doppelten Schicht vieler und starker Fleischfasern besteht, deren einige der Länge nach abwärts laufen, andere in ringförmigen Kreisen um die Röhre herumgehen, wodurch denn der Magenschlund eine sehr wirksame und starke Kraft der Bewegung und des Druckes erhält. Auf diese folget eine nervichte Hautschicht, welche viel weiter und schlapper ist, als die beyden vorigen, voller Gefäße und Drüsen, machet verschiedene länglichte Falten und ist mit einem weißlichten, weichen und gefäßigten Gewebe umgeben, das wie feine Baumwolle aussieht, und wenn es in das Wasser kömmt, aufquillt. Die vierte oder innerste Hautschicht hat ganz kleine, kurze Warzen, machet, eben wie die vorige, länglichte Falten, und giebt beständig eine klebrichte Feuchtigkeit aus ihren Schweißlöchern von sich, welche theils als die äußersten Mündungen der Ausführungsgänge nur erwähnter Drüsen, so in der nervichten Hautschicht häufig befindlich, theils auch als die letztern Endungen der pulsaderichten Gefäße, die ebenfalls eine schlüpfrigmachende Feuchtigkeit ausdünsten, anzusehen sind. Durch diesen doppelten Schlundsaft wird die sehr empfindliche Speiseröhre vor einer sehr beschwerlichen Trockenheit, ingleichen vor den schmerzlichen Reiz scharfer oder allzuwarm verschluckter Dinge schadloß gehalten. Und hieraus erhellet also, daß das Verschlingen oder Hinunterschlucken der Speisen in den Magen die vornehmste Verrichtung des Magenschlundes sey, und daß eben deswegen vorzüglich der weite Schlundkopf mit besondern Muskeln versehen ist, damit derselbe nach Beschaffenheit der Umstände erweitert, oder verengert werden könnte. Alle übrige Thiere sind mit einer Speiseröhre versehen, nur unterscheidet sie sich bey einigen besonders durch außerordentliche Falten der Hautschichten, wodurch sie denn bey ihnen einer eben so außerordentlichen Ausdehnung fähig wird. Eben daher kömmt es, daß dergleichen Thiere, z. E. die Nattern, ziemlich große Thiere auf einmal verschlingen können, welches auch von dem Wolfe bekannt ist, und welches ihm andere solche gefräßige Raubthiere mit leichter Mühe nachthun. Diese Falten helfen auch eben darum in einigen Thie-

ren den Schlund weiter machen, als in einem Fische, Hause genanat, ingleichen in einem gewissen ausländischen Vogel, und in der Trappe. So hängen auch in dem hohlen Schlunde verschiedener Thiere einige Zotten herab, welche oft sehr lang sind. Man sieht ebenfalls in der Schildkröte ganz deutlich einige harte Körperchen in der Höhlung des Magenschlundes hervorragen, welche vielleicht bey ihnen ein Hülfsmittel abgeben, den Raub fester zu halten. Auch die Schlunddrüsen besitzen fast alle Thiere, sowohl die vierfüßigen, als die Fische und andere, und in den Vögeln kommen sie am deutlichsten und häufigsten zum Vorscheine.

Magenwurzel.
S. Aron.

Mager.

Magerfisch, ein Meerschatten, Seerappen, Vmbra des Gesners, S. 20. a. aus seinen Brachsfischen; franz. maigre, deutsch mager. Sciaena cirrosa, Linn. gen. 167. sp. 5. Müllers Bartumber seiner Umberfische, wahrscheinlichst Perca 12. Klein. s. Parsch und Umberfische.

Maggot.

Ein vierfüßiges Thier aus dem Affengeschlechte, welches man als eine Mittelgattung zwischen den eigentlichen Affen und den Babianen ansehen kann. Eine Beschreibung desselben ist bereits im ersten Bande unter dem Artikel Affe, S. 132. gegeben worden.

Magistranz.
S. Meisterwurzel.

Magnesie.

Magnesia alba, Magnesia nitri, ist ein chymisches Product, welches aus der so genannten Salpetermutter, so man auch Mutterlauge oder Becklauge des Salpeters nennt, entweder durch das Abdampfen und nachmaliges Calciniren, oder durch die Präcipitation gemachet, und vorzüglich in der Heilkunst gebrauchet wird. Im erstern Falle wird die Salpetermutter, so nach der Crystallisation des Salpeters übrigbleibt, und keine Crystallen mehr geben will, über einem mäßigen Feuer bis zur Trockne abgedampfet, alsdenn aber die weiße, trockene, erdichte Masse in einem stärkern Feuer calcinirt. Durch dieses Verfahren wird von der erdichten Substanz alle Feuchtigkeit, und das noch anhängende Salpeter- und Salzsaure weggenommen, und es bleibt nichts als eine zarte Kalcherde übrig, welche gleich nach der Calcination fast die Eigenschaften des ungelöschten Kalches an sich hat. Gießt man auf die frisch calcinirte Magnesie reines

Wasser,

Wasser, rühret es wohl um, läßt es vier und zwanzig Stunden stehen, gießt das Wasser ab und trocknet die auf dem Boden liegende weiße Erde, so verliehrt sie die durch die Calcination erhaltene Schärfe, behält aber die absorbirende, oder die Saure dämpfende und brechende Eigenschaft.

Durch die Präcipitation erhält man die Magnesie, wenn man in die Salpeterlauge so lange aufgelößte Potasche gießt, bis sich nichts mehr niederschlägt. Die niedergeschlagene weiße Erde sondert man vermittelst des Durchseichens von der Feuchtigkeit ab, und trocknet sie, oder süßt sie noch ein paarmal vorher aus, und läßt sie alsdenn trocken werden. Diese letztere Art, nämlich die durch die Präcipitation bereitete Magnesie hat ebenfalls wie die, durch die Calcination bereitete Magnesie, eine absorbirende und die Säure dämpfende Eigenschaft, scheint aber in gewisser Betrachtung, vornehmlich wenn sie nach der Präcipitation nicht ausgesüßt worden, wegen der anhängenden salinischen Theile eine gelinde auflösende und etwas mehr reizende Eigenschaft zu haben. Ueberhaupt betrachtet, scheint die durch die Präcipitation bereitete Magnesie, in der Heilkunst vor der, so durch die Calcination bereitet worden, einen Vorzug zu verdienen, indem sie in dem menschlichen Körper auflöslicher und etwas mehr abführend ist, und fast sicherer wie jene gebrauchet werden kann, wiewohl die durch die Calcination bereitete Magnesie, wenn sie mit Wasser vier und zwanzig Stunden lang gestanden hat, auch zu gebrauchen ist. Die Magnesie ist, wenn sie genugsam ausgesüßt worden, nichts anders, als eine reine Kalcherde, welche sich in allen Säuren auflösen läßt, und mit demselben ein erdichtes Mittelsalz machet. Aus diesem Grunde nun wird sie für den menschlichen Körper ein absorbirendes oder solches Mittel, welches die Säure in den ersten Wegen dämpft, und mit selbiger in eine Art eines Salpeters sich verwandelt, welches die Gedärme reizet und gelinde abführt. Ist gar keine oder keine genugsame Säure in den ersten Wegen vorhanden, so wird die Magnesie, wie alle dergleichen erdichte Mittel, als eine unwirksame und die ersten Wege beschwerende Substanz zu betrachten seyn, welche, zumal wenn sie oft gebrauchet wird, dem Körper mehr Nachtheil als Nutzen bringt, und oft zu Verstopfungen der Eingeweide Gelegenheit giebt, welches aber nicht zu befürchten, wenn sich Säure in den ersten Wegen befindet.

Die weiße Magnesie ist nicht mit derjenigen Substanz zu verwechseln,

wechseln, so lateinisch ebenfalls auch Magnesia, deutsch aber Braunstein genannt, und unter die armen Eisenerze gerechnet wird. S. Braunstein.

Magnet.

Magnetstein, Magnes, Minera ferri attractoria, ist ein armes Eisenerz oder eisenhaltiger Stein, welcher eine schwärzliche, graue, braune oder blaulichte Farbe hat, und eigentlich nicht auf Eisen genutzet werden kann, weil er ein sprödes und schlechtes Eisen giebt, so sich überdieß sehr schwer ausschmelzen läßt. Dieser Eisenstein hat eine ganz besondere Eigenschaft, daß er das Eisen an sich zieht und sich nach Norden kehret; eine andere Art, welche das Eisen von sich stößt, wird Bläser genannt.

Die Naturforscher haben sich bemühet die Kraft und Wirkung des Magneten und die Ursachen derselben zu entdecken: wir wollen aber, da in Erklärung der Ursachen noch manches unausgemacht und vieles nicht ohne Zweifel ist, nur dasjenige anmerken, was von den ungezweifelten Wirkungen desselben richtig beobachtet worden. Man bemerket folgende Wirkungen: 1) der Magnet zieht das Eisen an sich, und die Kraft desselben ist so stark, daß manche etliche hundertmal so viel Gewichte, als sie selbst schwer sind, halten. Diese Kraft äußert sich oft in einem beträchtlichen Umfange, so daß manche auf 50 Rheinländische Schuh umher wirken. Die Wirkung geht ungehindert durch Wasser und durch die dichtesten Körper, wie die Metalle sind, durch, wird aber durch die Salze gehindert. 2) Wird ein Magnet geglühet, so geht die Kraft fast ganz verlohren. 3) Hängt man einen Magneten an einem Faden frey auf, so wendet und dreht er sich, bis die eine Seite gegen Norden und die andere gegen Süden gekehret ist. Diese Seiten oder Puncte werden Pole genannt. 4) Die widrigen Pole ziehen einander an und die ähnlichen oder gleichnamichten stoßen einander von sich. 5) Der Magnet theilet dem Eisen, wenn es mit selbigem gestrichen wird, seine Kraft mit, so daß es hernach selbst wie ein Magnet wirket.

Auf diese Weise ist die Magnetnadel entstanden, welche aus Stahl bereitet und mit dem Magneten etlichemal bestrichen wird, dergestalt, daß man den einen Pol eines armirten Magneten auf die Mitte derselben setzet und langsam bis an die Spitze fortführet. Soll die andere Hälfte auch magnetisch werden, so muß man den andern Pol gleichfalls auf die Mitte setzen und gegen das Ende zuführen. Beydemal aber muß man sich hüten, daß man den Magneten

ten nicht wieder zurück, sondern durch einen krummen Umweg wieder auf die Mitte der Nadel führet, weil sonst die entstandne Kraft wieder aufhöret. Die gestrichene Magnetnadel, welche in der Mitte ein messingenes kegelförmiges Hütchen hat, wird auf eine metalne Spitze gesetzet, und gleich anfangs so eingerichtet, daß sie horizontal steht, und beweglich ist, und sich in einem Kreise herumwenden kann. Die Magnetnadeln sind von großem Nutzen, und werden vorzüglich in dem See- und Bergcompaß gebrauchet, wo sie den Seefahrern zu einem Wegweiser, und den Bergleuten bey Schurfen und Aufsuchen der metallischen Erzgänge, und zur Entdeckung, wo eigentlich ihr Streichen zugeht, dienen.

Außer diesem Nutzen, der in der That sehr groß ist, hat sich auch ganz neuerlich, nachdem der P. Hell K. K. Astronom zu Wien durch eine glückliche Nachahmung die künstlichen Magneten verfertiget, welches seit der Erfindung des Hrn. Savary bloß ein Geheimniß der Engländer geblieben, ein geschickter Arzt zu Wien, D. Mesner bemühet, die künstlichen Magneten zur Cur verschiedener Krankheiten zu gebrauchen. Es glaubet derselbe, daß die Wirkung dieser Magneten darinne bestehe, daß sie eine Harmonie der Nerven und gleichförmige Bewegung ihres Flüßigen herstelle; daher also der Gebrauch derselben im gesunden Zustande ohne alle Empfindung, bey Krankheiten hingegen aufs empfindlichste sich äußere. Es ist aber dieser Gebrauch zur Zeit noch nicht bestätiget, indem andere, gleichfalls geschickte Aerzte aus Erfahrung behaupten wollen, daß die Magneten ohne Wirkung befunden worden.

Magnetische Kraft.

Es ist bereits von einigen Kräften geredet worden, wodurch in der Natur so mancherley Erscheinungen hervorgebracht werden: wohin wir die Elektricität, das Licht u. s. w. rechnen. Hier wollen wir dasjenige auf eine faßliche Weise darlegen, was man eigentlich von der seltenen Kraft zu wissen verlanget, die man dem Magnete zuschreibt, davon der vorhergehende Artikel handelt. Die magnetische Kraft, vis magnetica, heißt vorzüglich die Kraft sich eine Richtung nach den Polen zu geben. Diese Kraft ist dem Magneten sowohl, als dem Eisen eigen; und wahrscheinlich kömt auch daher die Freundschaft zwischen beyden: daß sie sich nämlich in den freundschaftlichen Theilen einander anziehen, und in den widrigen einander abstoßen. Man könnte diese Kraft billig dem Eisen allein zuschreiben, weil der Magnet seine Kraft bloß in sofern erhält, in

wiefern er ein Eisenstein ist. Wenn man einen, vornehmlich etwas langen Magnet, zwischen den Polarflächen in zwey Theile zerschneidet, so ziehen sich die durchschnittenen Flächen, an dem Orte, wo sie zusammengesessen, wiederum solchergestalt an, wie sie vor dem Zerschneiden vereint gewesen sind. Hieraus ist klar, daß unter den zerschnittenen Theilen der Südpol des andern Stücks Nordpol anziehe, und daß daher die ungleichnamigen Pole freundschaftlich, die gleichnamigen hergegen feindlich sind. Es sind also die sich einander anziehenden Flächen des Magnets eben diejenigen, die an ihren Geburtsorten in ihrer natürlichen Lage in der Erde vereint gewesen; oder doch wenigstens eine solche Richtung in ihrer Lage, wie dergleichen sich einander anziehende Flächen, gehabt haben. Dieweil also diese magnetische Kraft bloß den Eisentheilchen, so gar den allerkleinsten anhängig ist: so schließt man billig, daß selbige die angezeigte Kraft lediglich durch ihre Lage und stäte Richtung nach den Polgegenden überkommen haben. Die Polarrichtung müssen die Eisentheile im Magnete selbst haben, und nach derselben gleichmäßig darinnen vertheilet seyn. Je vollständiger diese ihre gleichförmige Richtung und Vertheilung, ingleichen je größer ihre Anzahl im Magnete ist, eine desto stärkere Kraft hat derselbe. Findet es sich nun, daß diese Eisentheile an einigen Stellen des Magnetsteines häufiger beysammen sind, und allda die Polarrichtung angenommen haben; so sind diese Stellen des Steines vor andern stärker, theils in Anziehung des Eisens, theils in Annehmung der gedachten Richtung: und es hat ein solcher Magnetstein mehr als zween Pole. Es ist daher ein solcher Stein gemischet und hat an einigen Stellen viel, an andern weniger magnetische Kraft. Schneidet man die starken magnetischen Stücken aus dem Steine heraus, und giebt ihnen die gehörige Form, so erhält man sehr edle und vielvermögende Magnete, die im Verhältnisse ihrer Masse und Schwere weit mehr thun, als der ganze Stein, daraus sie geschnitten sind. Was vom Magnetsteine gesaget ist, gilt auch vom bloßen Eisen. Dieses wird magnetisch, wenn es lange Jahre eine solche unverrückte Lage gehabt hat, nach welcher der eine untere Theil desselben stäts auf die Erdfläche, oder nach derselben, der andere obere nach aufwärts gerichtet gewesen ist. So sind die alten Kreuze auf den Thürmen, eiserne Bänder und Anker in alten Mauern, in dem vom Aequator etwas entfernten Gegenden, magnetisch geworden; die beyden Seiten nach den Polen zu sind wahre Pole derselben gewesen.

sen, und sie haben das Eisen, auch andere Magnete, unter den gehörigen Bedingungen, angezogen und abgestoßen. Eben dasselbe ist mit eisernen Stangen und Werkzeugen geschehen, die in den Küchen und Schmieden lange aufrecht am Feuer gestanden haben. Und man erhält ein gleiches, aber bald und geschwinde, wenn man eiserne Stäbe in verticale Richtung bringt, und etliche starke Schläge mit dem Hammer darauf thut, u. s. w. Dieses und mehrere ähnliche Erscheinungen sind der Grund, woraus man die Entstehungsart des Magneten abnehmen kann. Wenn die Eisentheile mit den Steintheilen nach der Polarrichtung viele Jahre hindurch vermischet, innigst vereint und gleichsam in eine Masse zusammengewachsen sind, so ist dadurch der Magnet oder ein Eisenstein hervorgebracht worden, der die magnetische Kraft und alle ihr anhängige Eigenschaften an sich hat. Diese magnetische Kraft des Eisens oder des Magnetsteins dringt nun plötzlich durch alle Körper, von welcher Art, Beschaffenheit und Dichtigkeit, sie auch immer sind. Sie wirket ferner im leeren Raume eben so stark, als in freyer Luft; sie muß eine höchst feine Materie zum Grunde haben, deren Durchgang und Wirkung kein Körper in der Welt aufhalten kann. Was läßt sich daraus anders schließen, als daß sie, die magnetische Kraft, wie unterschiedliche andere, vom Aether herkomme, und demselben einig zuzuschreiben sey? Magnetische Kraft ist diesem zufolge eine bewegende Kraft des Aethers, die sich nur durch ihre Richtung und Wirkungsart, von andern bewegenden Kräften desselben unterscheidet. Denn in Ansehung der Richtung geht ihre ganze Bewegung, ihr sämmtliches Bestreben, nach den Polen zu, und dergleichen Bewegung äußert der Aether weder im Lichte, Wärme und Feuer, noch eigentlich in der Elektricität. In Ansehung der Wirkungsart, ist solche bloß aufs Eisen, es sey sichtlich oder versteckt, eingeschränkt. Der Magnetismus, so nennen die Neuern oft die sämmtlichen magnetischen Verrichtungen, ist dieserwegen eine Kraft des Aethers, dem Eisen eine Richtung und Bestreben gegen die Pole zu geben: oder kurz die Polarkraft des Aethers. Aber nun kömmt die Hauptfrage: wie kann dies der Aether beym Eisen, und warum bloß beym Eisen verrichten? Und was ist die Ursache dieser dem Eisen gegebenen Richtung? Es ist bekannt, daß sich um die Erde, wie um jeden Weltkörper, der Aether als eine flüßige, höchst feine, Materie befinde, und alle mögliche Theile der Partialkörper auf derselben einnehme. Diese ätherische Flüßigkeit

keit bekömmt um den Aequator, wegen der Umwälzung der Erde um die Achse, eine kreisförmige Bewegung oder einen Wirbel, in welchem die Theilchen sich vom Centro der Erde zu entfernen suchen: das ist, um den Aequator befindet sich ein stäter Schwungwirbel, oder ein mit centrifugalkraft der Theile begabter Wirbel des Aethers. Hierdurch wird die Centerstrebkraft des Aethers sehr vermindert; er selbst wird verdünnet, und zwar in der Maaße, je näher er der Erdfläche und deren Mittelpuncte ist. Um die Pole ist gar kein solcher Schwungkreis, sondern der Aether hat allda seine stärkste Kraft nach dem Erdmittelpuncte zu streben. Hierdurch wird das Gleichgewicht in der Druckkraft und Elasticität des Aethers, um die Erdpole und um den Aequator, unabläßig aufgehoben. Dieses aber alle Augenblicke wieder herzustellen, strebet der Polaräther unausgesetzt nach dem Aequator zu; und solchergestalt entsteht eine unaufhörliche Bewegung der feinen Aethermaterie von beyden Polen gegen den Aequator. Und weil sie nahe an der Erdfläche und in der Erde selbst unterm Aequator den wenigsten Widerstand antrifft: so scheint es, der Aether dringe beym Aequator in die Erde hinein, ströme in geringer Entfernung vom Mittelpuncte der Erde, ungefähr in der Richtung der Erdachse nach den Polen zurück, und von hier wieder, wie zuvor, nach dem Aequator hin. Diese stäte Kreisbewegung des Aethers in und um die Erde, von den Polen nach dem Aequator zu, nennt man den magnetischen Wirbel des Aethers um die Erde. Dieser eben ist es auch, welcher dem Eisen, durch dessen feinste Partikeln er durchströmt, die Richtung nach den Polen giebt. Aber warum nun bloß und vornehmlich dem Eisen? Man meynt nicht ohne Grund, weil die Bestandtheile des Eisens, ihrem innern Baue nach, solche Beschaffenheit und regelmäßige Lage haben, daß sie für den Durchgang der Aethermaterie, und für dessen Polarrichtung, am geschicktesten und ähnlichsten sind; vielleicht auch, weil im Eisen selbst und dessen kleinsten Partikeln die größte Menge Aethertheilchen vorhanden, mit ihm genauest vereiniget sind, ihm die große Härte, Elasticität, Festigkeit, Schwerflüßigkeit u. s. w. verleihen, auch in ihm die angenommene Polarrichtung und den magnetischen Wirbel so lange behalten, so lange er durch keine äußerliche Hinderungen geschwächet und aufgehoben wird. Diese wirbelförmige Bewegung der Aethermaterie um und in dem Eisen, und dem Magnete, giebt nun dem Eisenfeilstaube die nämliche wirbelförmige Richtung, wenn man

ihn an den Magnet bringt, oder ihn auf ein Papier streuet, welches man über den Magnet hält. Dadurch pfleget man die magnetischen Wirbel sichtlich vorzustellen, wovon Bazin und andere schöne Probversuche angestellet haben. Wenn ein Magnet, wie schon gesaget, mehr als zween Pole hat, und folglich an unterschiedlichen Stellen größere Stärke, als an andern beweist: so scheint es, als wenn die Lage der Eisentheile in solchen Magneten nicht parallele, sondern schief neben einander liegende, und hin und wieder zu den Seiten auslaufende Gänge machete, wodurch die subtile Materie des Aethers seitwärts ausströmen könne; daß sie also mehr Pole zu den Seiten darstellet, und nicht gerade hin, nach der ganzen Länge, des Magnets durchgeht. Die Magnetische Richtung wird gar oft feinen stählernen Nadeln, durch starkes Bestreichen mit dem Magnet, mitgetheilet; sie werden auf eine stählerne Spitze mittelst einer in ihrer Mitte angebrachten Kappe, oder eines Huthes, zu mehrerer Beweglichkeit, aufgehangen, und heißen in dieser Einrichtung Magnetnadeln, Compasse. Dadurch hat man herausgebracht, daß die Richtung des Magnets nicht gerade in die Fläche der Erdachse, oder in die gerade Linie von Mittag nach Mitternacht fällt; sondern davon mehr oder weniger, bald nach Morgen, bald nach Abend, abweicht. Den Winkel, um den die Magnetnadel von der Mittagslinie abgeht, nennt man die Abweichung der Magnetnadel, und bestimmet ihn nach Graden. Er nicht ist an allen Orten des Erdbodens einerley, vielmehr sehr verschieden, und verändert sich auch in langen Zeiten sehr merklich. Itzt ist die Abweichung des Magnets in Europa westlich, und bey uns etwa sechzehn Grade. In hundert Jahren hat man ihre Veränderung in der Abweichung von 12 bis 13 Graden gefunden. Sie geht, wenn sie auf eine gewisse Entfernung westlich gekommen, wieder zurück, geht über die Mittagslinie nach Osten, und kömmt an dieser Seite eben auf eine gewisse Weite, nach deren Erreichung sie aufs neue nach Westen zurückkehret. Die Quantität dieser Declination in den verschiedenen Erdgegenden ist sehr unterschiedlich, vom Halley auf eine eigene Charte gebracht, und neuerer Zeit durch die engländischen Seefahrer in unzählichen Versuchen auf den mancherley Weltmeeren bestimmet. Noch eine Veränderung hat man an der Magnetnadel bemerket. In den nördlichen Gegenden neiget sich ihr Norderende; in den südlichen das Süderende unter die Horizontalfläche, und dieses nennt man

die

die Neigung der Magnetnadel. Sie ist auf dem Erdboden ebenfalls sehr verschieden. Die Art künstliche Magnete zu verfertigen, ist in diesem Jahrhundert weit getrieben. Alles kömmt dabey aufs Reiben des Eisens auf einander, oder auf den Magnet, und auf starke Magnetstäbe an: eine Manier, die Canton, Klingenstierna, Nebel, Antheaume u. a. beschrieben, Canton, Knight und Zeiher, in der Praxi am weitesten getrieben haben. Letzterer hat einen natürlichen an sich schon guten, etwa acht oder zehen Pfund schweren, Magnet, durch die Stäbe so sehr verstärket, daß er über einen Centner tragen kann: und dieses in Europa wirklich rare Stück, ziert auf den churfürstlichen mathematischen Salon in Dresden abgelassen. Von der Fassung, und anderer Behandlung des Magnets zur Bequemlichkeit, will ich hier nichts gedenken. Eben so wenig von dem großen Nutzen, den die Magnetnadel dem ganzen gemeinen Leben und der Schiffarth leistet. Eben diese Schiffarth hat uns zu Kenntniß der magnetischen Kraft und Wirkung ungemein viel Gutes geleistet. Man hat nämlich gefunden: daß die Nadel unter dem Aequator und in der Nähe desselben ungemein schwankend und von unbeständiger Richtung ist; daß die Declination und Inclination derselben in den verschiedenen Weltgegenden, nach dem Verhältnisse der Annäherung und Entfernung zu und von den Polen, sehr verschieden ist, daß sich an derselben bey mancherley Begebenheiten in der Atmosphäre gar eigene und plötzliche Veränderungen ereignet haben u. s. w. Die magnetische Kraft wird in den Magneten, sowohl natürlichen als künstlichen, auf unterschiedliche Weise geschwächet, wenn gleich nicht ganz und gar aufgehoben: als durchs Feuer und durch Unreinigkeiten, besonders von fettigen Materien; durch eine der polarischen Richtung widrige Lage, Reibung, Stoßung und Biegung; durch Rost; durch Vermischung und Verbindung der feindlichen Pole mit einander; durch unterlassenen Gebrauch in der Anziehung oder im Tragen der Gewichte. Durch sehr viele Versuche ist auch nunmehr dasjenige bestätiget, was man anfänglich durch Schärfe der Vernunftschlüsse festsetzte: es sey nämlich unter den elektrischen und magnetischen Wirkungen eine gänzliche Aehnlichkeit und Analogie. Man könnte dieß schon einigermaßen als wahr annehmen, weñ man bedenket, daß beyde Kräfte von einerley gemeinschaftlichen Ursache herkoñen, nämlich von dem wechselsweisen Bestreben bis zum Mittelpuncte der Erde eines Theils dringenden und sich andern Theils

von

von demselben entfernenden ätherischen Wirbels, und von dem aufgehobenen Gleichgewichte desselben um und in dem Eisen. Aber viel deutlicher, viel sinnlicher hat man es in den beyderseitigen Wirkungen und Erscheinungen. Es giebt kein einziges magnetisches Phänomenon, mit dem nicht ein ähnliches elektrisches übereinstimmet, obgleich nicht umgekehrt. Beyderley Kräfte richten sich nach einerley Gesetzen und mit der positiven Elektricität trifft die magnetische Anziehung, mit der negativen die magnetische Zurückstoßung überein. Ueberhaupt kömmt die Uebereinstimmung von beyderseitigen Kräften und Wirkungen auf folgende sehr ausgemachte Wahrheiten an: beyde Kräfte wirken im leeren Raume und in der freyen Luft gleich; beyde kommen vom Aether her; beyde äußern sich im Anziehen und Zurückstoßen; beyde dringen schnell durch die feinsten Zwischenräume der Körper; beyde theilen sich andern, für sie schicklichen, Materien und Körpern mit; beyde setzen ätherische Wirbel zum Grunde, die auf die Wirkungen einen Einfluß haben; beyde werden durch Ableiter fortgepflanzet; beyde leiden ähnliche Verstärkungen und Schwächungen; beyde wirken plötzlich und augenblicklich; beyde lassen sich ganz ähnlichermaßen ausmessen; beyde haben solchen Einfluß selbst auf einander, daß eine durch die andere hervorzubringen, oder auch aufzuheben ist, z. E. daß eine Nadel durch die Elektricität magnetisch zu machen, und gegentheils auch ihre magnetische Kraft zu zerstören ist. Diese und andere wichtige Uebereinstimmungen hat Herr Etatsrath Aepinus zu Petersburg in einer eigenen vortrefflichen Schrift: Tentamen theoriae electricitatis et magnetismi, mit der möglichsten mathematischen Schärfe untersuchet und die Aehnlichkeit beyder Kräfte, nebst ihrer Abstammung von einerley Ursache, ganz deutlich ins Licht gestellet. Es wäre zu wünschen, daß aus dem Buche für diejenigen Leser, welche der höhern Rechnungen nicht genug kundig sind, ein physischer Auszug gemachet würde, welcher bloß die Resultate und Beweise für die Sache enthielte. Inzwischen wenn gleich diese Aehnlichkeit noch so groß ist, wird man doch gewahr, daß unter beyden Wirkungen und Erscheinungen immer noch ein Unterschied, nebst einiger Unähnlichkeit bleibt; weil doch dasjenige, was diese materielle Kraft in beyden Erscheinungen, in der Elektricität und dem Magnetismus, hervorbringt, nicht gänzlich einerley seyn kann. So hängt die magnetische Kraft bloß dem Eisen, die elektrische allen Körpern an; Jene hat bloß die polarische Richtung

tung, diese wirket nach allen und jeden Richtungen. Jene bringt weder Licht noch Wärme, noch Erschütterungen und Explosionen zuwege, dergleichen diese thut: und was dergleichen Abweichungen von einander mehr sind. Endlich so hat man auch aus den Kräften der magnetischen Anziehung unter gewissen Entfernungen, bereits darauf gedacht, eine Magnometrie fest zu stellen, wie man solche bey der Elektricität, durch die bekannten Elektricitätsmesser, angebracht hat.

Magnolienbaum.

S. Bieberbaum und Tulpenbaum.

Magsaamen.

S. Mohn.

Magsaamen, gehörnter.

S. Hornmohn.

Magvey.

Magvey oder Mail. Ein Baum in Neuspanien; und weil man davon zur Nothdurft mit Wasser, Wein, Oel, Essig, Honig, Nadeln u. dergl. versehen werden kann, halten die Einwohner des Landes gar viel darauf, und pflanzen gemeiniglich dergleichen neben ihre Wohnungen. Er hat breite, einer Ellen lange, dicke Blätter, mit hohlen Reifen, die inwendig aus einem zäserichten Wesen bestehen, an dem Ende aber mit scharfen Stacheln spitzig zugehen. Diese Stacheln dienen zu Näh- und Stecknadeln. Das Regenwasser, so in den Krüßen stehen bleibt, ist gut, die Würmer im Leibe zu vertreiben, faule Schäden zu heilen, und Flecken aus den Kleidern zu bringen. Aus den Zasern werden allerley Fäden gesponnen, die zu Garn und Stricken verarbeitet werden. Wenn man einen Stachel abreiset, folget ihm aus dem Blatte ein zähes Haar nach, welches an der Spitze fest sitzet, daß man alsbald damit nähen kann. Den Stamm schneidet man auf, wenn er noch jung ist, und läßt eine Höhle im Baume, woraus der Saft wie Wasser tröpfelt, welcher frisch und süße schmecket. Wenn man es siedet, wird ein Saft daraus, welcher dem Weine gleich seyn soll. Wenn es aber hingesetzet wird, giebt es einen guten Essig. Bey dem Feuer gesotten und geläutert, giebt es einen Syrup oder Honig. Das Holz ist gut Feuer zu behalten, indem es nur wie Zunder glimmet. Ob dieser Baum unter einem andern Namen bekannt, und genauer beschrieben sey, können wir nicht bestimmen.

Mahaleb.

S. Kirschbaum.

Mahernia.

Dieses, neuerlich vom Herrn v. Linne

Linné bestimmte Geschlecht, ist mit der Hermannie nahe verwandt, und fast nur in Ansehung des Ortes, welchen die Honigbehältnisse einnehmen, davon unterschieden. Die Blume besteht aus dem glockenförmigen, fünffach eingekerbten Kelche, fünf herzförmigen Blumenblättern, fünf ebenfalls herzförmigen, um den Fruchtkenn gestellten Honigbehältnissen, auf welchen die fünf Staubfäden ruhen, und einem fünfeckichten Fruchtkeime mit fünf Griffeln und einfachen Staubwegen. Das fünffächerichte Saamenbehältniß öffnet sich mit fünf Klappen, und enthält viele nierenförmige Saamen. Herr von Linné erwähnet zwo Arten:

1) Die sternblätterichte, Mahernia verticillata; und

2) die gefiederte, Mahernia pinnata. Die letzte hatte ehedem unter den Arten der Hermannie ihren Sitz.

Beyde werden selten oder gar nicht in hiesigen Gärten vorkommen, daher wir auch keine Beschreibung beyfügen.

Mahlbaum.

S. Grenzbaum.

Mahlermuschel.

Diejenigen Muscheln, welche mit Farben angefüllet, überall verkaufet werden, sind einander größtentheils ähnlich, und nur der Größe oder Farbe nach unterschieden, und machen daher eine eigene Art der Klaffmuscheln aus, welche Herr von Linné Mya pictorum genennet; und man kann füglicher den Namen Mahlermuschel auch im Deutschen annehmen, als solche mit andern die braune Flußmuschel, die dunkel- oder hellgrüne Flußmuschel heißen. In den Flüssen und süßen Wassern findet man dergleichen überall, an Größe, Dicke und Farbe unterschieden. Die größte ist von einem Zoll Länge und einem halben Zoll Breite bis vier Zoll Länge und drittehalb Zoll Breite. Die von mittlerer Größe haben die dicksten Schalen; die ganz großen hingegen sind sehr dünnschälicht. Die äußere Haut ist grünlicht, braun, auch schwarz und rauh. Alle sind inwendig mehr oder weniger mit einem Perlenmutterglanze überzogen, der oft ins Blaue, Rothe oder Grüne spielet. Durchgehends findet man die Schalen am Schloße abgeschabt, oder verwittert und durchfressen, indem das Thier mit seinem Hause in dem Sande liegend sich oft drehet und wendet, wodurch das Schloß nach und nach verwittert und abgenutzet wird, auch, wenn es in den nassen Sand hineinkriechet, mehrentheils mit dem Schlosse zu Tage stecken bleibt, da denn durch die Sonnenwärme die äußerliche

Haut aufspringet. Die beständigen Kennziechen dieser Art sind; daß an der länglichten Schale der vornehmste Zahn des Schlosses gekerbet und der Seitenzahn in die Länge gedehnet, die andere Schale aber mit einem zweyfachen Zähnchen versehen ist. Es schicken sich diese Muschelschalen besonders deswegen zu Aufbehaltung der Farben, weil sie nichts salziges in sich enthalten, wodurch die Farben gar leicht verderben. Man findet in diesen Muscheln zuweilen grießartige Perlen.

Mahlgold.

S. Gold und Muschelgold.

Mahlsilber.

S. Silber.

Mahn. S. Mohn.

Mahogonybaum.

Weil dieser ein eigenes, obgleich mit dem Cedrobaume nahverwandtes, Geschlecht ausmachet, hat selbiges Hr. Jacquin und mit diesem Herr von Linné dem großen Arzte, Baron von Swieten zum Andenken, Swietenia genannt. Es wächst solcher in dem mittägigen Amerika, sonderlich in den Bahamischen Inseln, auf den Felsen. Herr Catesby meldet, wie die in die Ritze der Felsen gefallene Saamen, und die daraus erwachsenen Wurzeln sich dergestalt ausbreiten, dicke und stark werden, daß dadurch die Felsen zerspalten, und solche immer neuen Raum erhalten, tiefer einzudringen. So wenig Nahrung aber diese Bäume auf den Felsen finden, wachsen sie doch in wenig Jahren zu einer ansehnlichen Größe, und erhalten gemeiniglich vier Fuß Stärke im Durchmesser. Die Blätter sind gefiedert, und die Blättchen paarweise, und, nach dem Herrn von Linné, das letzte größer und einzeln gestellet, welches jedoch weder Catesby noch Jacquin angemerket. Die Blumen stehen in dem Winkel der Blätter büschelweise. Sie bestehen aus einem kleinen, abfallenden, in fünf stumpfe Einschnitte getheilten Kelche; fünf ausgebreiteten, eyförmigen, vertieften, weißen Blumenblättern; einem walzenförmigen, zehnfach eingekerbten Honigbehältnisse; zehen kurzen, unter den Zäckchen des Honigbehältnisses ansitzenden Staubfäden und einem Griffel mit platten Staubwege. Die große, eyförmige, holzichte, fünffächerichte Frucht theilet sich von unten auf in fünf Klappen, und die länglichten, platten, schichtweise über einander gelegten, geflügelten Saamen ruhen auf dem großen fünfeckichten Saamenhalter. Dieser Baum liefert das beliebte rothe Holz, welches an Schönheit dem rothen Cedernholze nichts nachgiebt,

giebt, und, weil es den unangenehmen Geruch nicht zeiget, demselben noch vorzuziehen ist. Das beste soll aus der Insel Jamaika kommen; welches man aus Havana erhält, ist schlechter, bläßer und von geringer Dauer. Wegen der schönen Farbe, und weil es sich gut und fein glätten läßt, wird solches zu allerhand Hausgeräthe häufig verarbeitet, insonderheit lieben dergleichen Hausrath die Engländer. Es wird auch eben so vortheilhaft zum Schiffbau angewendet, als das beste Eichen- oder wie anderes Holz, indem es dauerhaft ist, einen Kanonenschuß aushält, wenigstens eine Kugel, ohne Splitter zu machen, darinnen stecken bleibt. Dieses Holz nennen einige Mohogny-holz, und dasjenige, so aus dem Bahamischen kommt, wird auch zuweilen Madeira- oder Madriraholz genannt. Das falsche Mahogonyholz liefert die Carolinische Traubenkirsche, welches aber jenen gar nicht gleichkömmt. In England haben die aus Saamen erzogenen Bäumchen bey aller Sorgfalt und Wartung schlechten Wachsthum gezeiget, und es scheint, als ob solche nicht in der Erde, sondern nur zwischen Felsen ihren Sitz haben möchten.

Maickenshering.

Man hat sonderlich drey Hauptgattungen von Heringen, als 1) den Maickenshering, der am ersten gefangen wird, und das zarteste und fetteste Fleisch hat, ohne Kütte oder Eingeweide, (nondum ouis aut lacte repletus). Hiervon werden zuweilen die ersten Tonnen zu 50. bis 60. Thl. ja An. 1678. ward eine halbe Tonne für 36. Thl. verkaufet, und hat man doch 48. Thl. daraus gelößet. 2) den vollen Hering, so um Bartholomäi gefangen wird, und den Bauch voll Roggen oder Milch hat. 3) den Brandthering, der dem vollen gleich, außer, daß er später ankömmt und fest gepacket ist, daß er nicht umgepacket, sondern nur mit neuem Pöckel versehen werden darf. Der Hohlhering, so lang, schmal und mager ist, und unter den ächten Heringen gefangen wird, wird für einen untüchtigen Fisch gehalten, und gar nicht begehret. s. Happel. Relation. Curios. P. II. p. 60. und Marpergers Kaufmannsmagazin, p. 597.

Maimon.

Unter diesem Namen beschreibt der Graf von Büffon den kurzgeschwänzten Affen mit dem Schweinschwanze, der auf der Insel Sumatra gefunden, und im Linnäischen System Nemestrina genannt wird, wie bereits im ersten Bande dieses Werks unter dem Artikel Bavian S. 633. gemel-

det worden ist. Hingegen der Ritter von Linné giebt den Namen Maimon einem langgeschwänzten Affen, den man auf der Insel Ceylon antrifft. Er hat einen kurzen weißen Bart, gestreifte blaue Wangen, eine violetfärbige kahle Nase mit einer rothen Spitze und eine hervortretende Hundeschnauze. Die Haare auf der Stirn, welche in die Höhe stehen, haben eine graue, die Haare auf dem Rücken aber eine braungraue Farbe, und sind vorne sehr lang. Die Haut ist bläulicht.

Maimonet.

Ist der im vorigen Artikel angeführte, und unter dem Artikel Bavian beschriebene Affe mit dem Schweinschwanze.

Majoran.

Meyeran, Maseran, Maiorana Tourn. Der Kelch besteht aus zwey rundlichten Blättchen, davon das obere etwas kleiner, und gleichsam mit dem Blumenblatte verwachsen ist, da hingegen das untere und größere nur an diesem anlieget. Das trichterförmige Blumenblatt theilet sich in zwo Lippen; die obere ist kürzer und eingekerbet, die untere in drey gleiche Einschnitte getheilet. Von den vier Staubfäden sind zween kurz, und zween etwas länger, und um den einfachen Griffel stehen vier nackende Saamen. Die Blüthen stellen kurze, dichte, viereckichte Köpfchen vor. Herr von Linné vereiniget dieses Geschlechte, wie auch den Cretischen Diptam, mit der Dosten, und setzet das allgemeine Kennzeichen in der viereckichten Blüthähre, und denen, zwischen den Blumen befindlichen, Deckblättern. Durch den zweyblätterichten Kelch aber unterscheidet sich der Majoran nicht allein von diesen beyden, sondern auch von allen andern Geschlechtern, welche, nach dem Herrn von Linné, zweymächtige, oder mit zween langen und zween kurzen Staubfäden begabet sind, und welche von andern Lippenblumen genennet werden; daher haben auch Ludwig und Haller den Majoran als ein eigenes und besonderes Geschlechte beybehalten. Ob alle diejenigen Arten, welche die Schriftsteller mit dem Namen Maiorana angeführet, die bemerkte Beschaffenheit des Kelches zeigen, oder vielmehr mit der Dosten darinnen übereinkommen möchten, können wir nicht bestimmen; daher wir auch nur die eine Art anführen, und solche

den jährigen Majoran nennen wollen. Amaracus, Maiorana vulgaris, Origanum Maiorana Linn. Das eigentliche Vaterland ist unbekannt. Die jährige Wurzel besteht aus vielen, dicken Zäserchen, welche sich in viele kleinere

liere verbreiten. Der aufgerichtete, von einem halben bis ganzen Fuß hohe, viereckichte Stängel ist mit einem dünnen wollichten Wesen überzogen, und in viele Zweige abgetheilet. Die eyförmigen, stumpfen, völlig ganzen, weichen und wollichten Blätter stehen einander gegenüber, und sitzen fast platt auf. Aus dem Winkel dieser kommen entweder andere kleinere, welche ein Röschen vorstellen, oder auch blühende Zweige; doch sitzen die Blüthen meistentheils auf den Spitzen der Zweige. Jedes Blüthköpfchen besteht aus vier Reihen schuppenweise gestellten Deckblättern, zwischen welchen die kleinen weißlichten Blüthen stehen. Nach der verschiedenen Pflanzung erscheinet die Blüthe im Sommer früher und später, doch niemals zeitig genug, um reifen Saamen zu erzeugen, dergleichen man aus wärmern Gegenden erhalten muß. In den Gärten unterhält man auch eine andere Sorte, welche viel höhere und holzichte Stängel hat, in allen Theilen mit mehrerer, dichter und weißer Wolle bedecket ist, mehr rundlichte Blätter trägt, und viele Jahre über ausdauret, wenn man solche in Töpfen, und in leichter guter Erde unterhält und den Winter über in ein gemeines Glashaus setzet. Die Vermehrung davon geschieht leichtlich durch Zweige. Ob dieser daurende Majoran nur für eine Abänderung des gemeinen zu halten, scheint noch ungewiß zu seyn. Die Abbildung, welche Rivin unter dem Namen Maiorana folio rotundo gegeben, kömmt mit unsern Stöcken genau überein, wie auch die Abbildung des Morisons, unter dem Namen Maiorana rotundifolia scutellata exotica; da hingegen dieser Name bey dem Tournefort das Origanum Aegyptiacum Linn. bedeuten soll. Daß aber die Aegyptische Pflanze nicht die unsrige seyn könne, erhellet aus den angeführten Kennzeichen, indem die wollichten Blätter fleischicht, und die Blumenähren nackend seyn sollen. Die Blätter sind bey dem daurenden Majorane zwar dicke, aber gar nicht fleischicht, und die Blüthähren sind nicht kahl, sondern haben ebenfalls ihre Deckblätter.

Der jährige Majoran besitzet viele ölichte, gewürzhafte, und wirksame Bestandtheile, und ist nicht nur in der Küche, sondern auch in der Arzneykunst gebräuchlich. Man vermischet solchen vorzüglich mit solchen Speisen, welche Blähungen machen, oder auch um den Geschmack dadurch zu erhöhen und zu verbessern. Bey der Bereitung der Würste wird der gemeine Mann nicht leicht den Majoran vergessen, daher solcher auch den Namen

Wurstkraut erhalten. In der Arzneykunst gebrauchet man solchen als ein stärkendes und auflösendes Mittel, vorzüglich aber bey den Krankheiten, welche in dem Kopfe ihren Sitz haben, als der Lähmung, dem Schwindel, Schnupfen und verletzten Geruche. Es ist solcher ein gutes Nießmittel. Man gebrauchet die getrockneten Blätter, und bereitet daraus ein Pulver; dieses ist der beste Schnupftaback, wo dergleichen nöthig scheint. Man bereitet auch das abgezogene Wasser und wesentliche Oel. Beydes sind Haupt- und Nervenstärkende Mittel, und werden sowohl innerlich als äußerlich gebrauchet. Der innerliche Gebrauch schicket sich aber nur für schleimichte Körper, oder sogenannte kalte Naturen. Die Meyeranbutter oder Balsam ist auch bey uns im Gebrauch, und diese, wie auch das abgezogene Wasser, pfleget man den kleinen Kindern unter die Nase zu streichen, wenn sie wegen Verstopfung der Nase an dem Saugen verhindert werden.

Wer den jährigen Majoran erziehen will, soll den Saamen aus Frankreich oder Italien zu erhalten suchen. Die einländischen Saamenhändler verkaufen öfters alten und verlegenen, oder vermischen dergleichen mit den guten. Das Land hierzu muß wohl gebünget und durchgraben, nachher eingetreten, mit der Harke überzogen, der Saame oben auf gesäet, und ganz flach untergehar-ket werden. Die Zurichtung des Landes kann im Herbste, auch im Frühjahre, die Aussaat aber zu Ende des Aprils oder Anfangs May geschehen. Herr Reichart giebt den Rath, das besäete Land über und über mit kleinen verfaulten Pferdemiste ganz flach zu bestreuen, wodurch die Erde feuchte erhalten, und der keimende Saame für Regen und andere Würmer gesichert wird. Die aufgekeimten Pflänzchen müssen öfters mit der Gießkanne übersprenget werden, damit sie und das Erdreich immerfort feuchte bleiben. Wenn solche ohngefähr drey Zoll gewachsen und zu dicke stehen, kann man die überflüßigen ausziehen, so daß zwischen den stehenbleibenden vier bis fünf Zoll Raum bleibt. Die ausgerauften verpflanzet man in gleicher Weite, kann aber füglich zwo bis drey Pflänzchen in ein Loch stecken. Gegen Michael werden die Pflanzen abgeschnitten und getrocknet zum Gebrauch aufbehalten; bey dem Trocknen soll man wohl Acht haben, daß solche nicht anlaufen, schwarz oder schimmlicht werden.

Majoran, wilder, S. Dosten.

Maipuri.

Ein vierfüßiges Thier in Amerika. S. Anta.

Makak.

Aigula Linn. Ein langgeschwänzter Affe, der in Congo gefunden, und von Herr Müllern Eulaffe genannt wird. Nach der Beschreibung des Grafen von Büffon, ist er unter allen langgeschwänzten Affen derjenige, welcher den Babianen am meisten gleichkömmt. Er hat, wie diese, einen kurzen untersetzten Leib, einen dicken Kopf, eine breite Schnauze, eine platte Nase, runzlichte Backen, welche inwendig mit Beuteln versehen sind, und Schwielen am Hintern. Seine Länge beträgt ohngefähr zween Fuß. Der Schwanz ist so lang als der ganze Körper nebst dem Kopfe. Der Kopf ist mit einem kleinen Kamme von grünlichten Haaren besetzet. Das Haar am Unterleibe ist gelblichtgrau, am Oberleibe aber aschgrau, doch so, daß es ins grünlichte spielet.

Mit diesem Affen hat derjenige eine große Aehnlichkeit, welchen der Graf von Büffon Aigrette nennet, und mit Recht für eine bloße Verschiedenheit des Makak hält. Die Aigrette ist ohngefähr um ein Drittel kleiner, als der Makak, und hat, statt des kleinen Kammes von Haaren, einen Büschel borstenartiger Haare, welche gerade in die Höhe stehen, und zu der angeführten Benennung Anlaß gegeben haben. Die Aigrette hat auch auf der Stirne kein grünlichtes, sondern schwarzes Haar, und nach Verhältniß des Körpers, einen längern Schwanz, als der Makak.

Maki.

Unter diesem Namen begreift der Graf von Büffon dreyerley vierfüßige Thiere, nämlich den Mokok, den Mongus und den Vari, welche insgesammt eine länglichte Schnauze, wie die Buchmarder, und einen langen Schwanz, auch solche Füße, wie die Affen, aber nicht, wie diese, vier, sondern sechs Schneidezähne im Unterkiefer haben. Man findet alle drey Arten auf Madagascar und den herumliegenden Gegenden.

Der Mokok oder Mokoko, welcher auch unter dem Namen des Maki mit dem beringten Schwanze bekannt ist und von dem Ritter von Linné, der ihn Carta nennt, unter die Gespensthiere gesetzet wird, ist ein artiges, reinliches Thier, ohngefähr von der Größe einer Katze, und fast wie ein Eichhörnchen gestaltet, auch in vielen Stücken einem Affen ähnlich; daher ihn Hr. Müller im Deutschen den Namen Eichhornaffe gegeben hat. An der Schnauze, zur Seite des Kopfes

und über den Augenliedern stehen lange, borstenartige Haare, wie bey den Katzen. Die Hinterfüße sind länger, als die Vörderfüße. Das Haar dieses Thiers ist überaus weich, am Unterleibe weißlich, auf dem Oberleibe aber aschgrau und bräunlich. Der Schwanz ist noch einmal so lang, als der Körper, und hat schwarze und weiße Ringe.

Der Mongus oder Mongoz, welcher im Linnäischen System ebenfalls unter den Gespenstthieren steht, ist gemeiniglich etwas kleiner, als der Mokok, und hat oberwärts eine bräunliche, oder graue, unterwärts aber eine weißliche Farbe. Der Schwanz ist einfärbig.

Der Vari oder Varikoffi ist größer und wilder, als der Mokok; er hat auch längere Haare, die größtentheils weiß sind. Bloß die Stirne, ein Theil des Unterleibes und der Schwanz sind schwarz. Die Haare, welche am Halse sitzen, sind viel länger, als die übrigen. Dieses Thier hält sich in den Wäldern auf, und erreget ein fürchterliches Gebrülle, das einige Aehnlichkeit mit der Stimme des Löwen hat und von dem besondern Baue der Luftröhre herrührt, deren beyde Aeste eine geraume Höhlung machen, ehe sie an die Lungenröhren stoßen.

Makre

Makrele.

Der deutsche Name dieses wohlbekannten Seefisches wird auf verschiedene Art, Macrele, Macrene, Makreele, ꝛc. geschrieben, auch Thunfisch genannt; lat. Pelamys, Scomber, Thynnus, engl. Mackarel, franz. Maquereau, Schwed. und Dän. Makrill, Makreel, wie diese Synonyma Artedi, syn. p. 48. u. f. nebst andern meistens aus dem Rondelet und Gesner ausgezeichnet hat. Bey dem letzten gehöret er zur achten Ordnung, Lacertus, Macrellfischen, der ihn von seiner Magerkeit, macritudine, da er auf der hohen See gemeiniglich hart und trocken gefunden werde, benannt zu seyn vermuthet. Nach des Pontoppidans Norw. Naturhist. II. 255. ist seine Geschichte kürzlich folgende. Der Makreel ist ein wohlbekannter, ungefähr eine halbe Elle langer, mit blauen und grünen Streifen an seiner glatten Haut zierlich gezeichneter, Seefisch. Sein Fleisch ist, wie bey den Heringen, weich, und denen angenehm, die dessen Fettigkeit, (in den mittelländischen, norwegischen und schwerinischen Seen ist er gemeiniglich sehr fett und wohlschmeckend) vertragen können, von den Aerzten aber wird es nicht für das gesündeste gehalten, weil es schwer zu verdauen seyn soll. Wenn er im Frühjahre erst ankömmt, ist er

am magerſten; aber des Sommers wird er immer fetter. Er iſt überdem ein unbeſtändiger und flüchtiger Fiſch, der in großen Schaaren, (wie bey dem Anderſon in ſeiner Isländ. Hiſt. S. 197. umſtändlich beſchrieben) aus einer Bucht in die andere zieht, und den Hering verjaget, daher er den Fiſchern gar nicht willkommen. Denn ob er ſchon von ihnen ebenfalls mit der Angel und mit dem Netze in ganzen Böten voll gefangen wird, man ihn auch, zum Theil eingeſalzen, aus dem Lande führet: ſo iſt dieſes doch mit dem Heringe nicht zu vergleichen. Er iſt ſo gierig und gefräßig, wie der Hayfiſch, mit welchem er auch darinn übereinkömmt, daß er gern Menſchenfleiſch frißt, und denen, die nackend ſchwimmen, nachſtellet, die er dann geſchwind verzehret, wenn ſie auf eine Schaar von Makreelen, die man hier Stum nennt, fallen. Es trug ſich nämlich erſt vor einiger Zeit zu, daß ein Matroſe, der mit ſeinem Schiffe in dem Hafen Larkulen lag, heruntergeſtiegen war, um ſich zu baden und ein wenig zu ſchwimmen, unvermuthet weg kam. Darüber verwunderten ſich ſeine Kameraden, bis ſie nach ein paar Minuten ſeinen blutigen und zerbiſſenen Körper wieder heraufkommen ſahen. Er war mit Makreelen in Menge beſetzet, die ſich auch kaum von ihm wegjagen ließen. Allein es war zu ſpät, und ſein Tod war ohne Zweifel ſehr ſchmerzhaft geweſen. Willughbey bemerket, lib. 4. p. 101. daß dieſer Fiſch keine Veſicam Natatoriam, oder Luftblaſe unter dem Rücken habe; welches um ſo viel wunderbarer iſt, indem er ſehr hurtig und plötzlich zu ſchwimmen geſchickt iſt. (Artedi und Gouan haben zwar dieſer Schwimmblaſe nicht erwähnet, doch ſoll, nach dem Willughbey ſelbſt, und Müllern, bey einer Gattung derſelben, Scomber Amia, die Schwimmblaſe faſt die ganze Länge unter dem Rücken einnehmen. Er ſaget auch: Ex ſcombris olim *Garum* conficiebatur laudatiſſimum. Plin. XXXI. 8. Garum ex Scombris et Coliis apud Byzantinos fieri ſolere, nunc dierum intelligo, referente Bellonio. Da dieſes Garum, (eine Salze oder Sulze, Garum de ſuccis piſcis Iberi, d. i. des Makrels, HORAT. *Serm.* II. 8.) das koſtbare Caviar iſt, das ſonſt vom Roggen des Stöhrs gemachet wird, der in dem Gewäſſer bey Aſoff häufig fällt, und mit großen Unkoſten jährlich aus Rußland nach Italien geführt wird: ſo fragt ſichs, ob der Roggen des Makreels, der, nach vorbemeldetem Zeugniſſe, in dem Mittelmeere ſich zum Caviar ſchicket, allhier zu eben dieſer Sache könne gebrauchet werden? ſtatt, daß man

ihn wegwirft, wie solches öfters geschieht, wenn der Makrel im Ueberflusse gefangen, eingesalzen, und wie Hering gespeiset wird. Die Art und Weise, den Caviar zu bereiten, ist kürzlich diese: Erst spület man den Roggen mit Essig und Wein wohl aus und reiniget ihn vom Blute, von Sehnen und vom Schleime; hiernächst wird er aus einander gebreitet, damit er ein wenig trocken werde; hernach salzet man ihn, hängt ihn in einem Sacke, der offen gewebet ist, auf, damit die Feuchtigkeit hindurch tröpfeln kann, und zuletzt wird er in ein Gefäß geleget, welches unten auch eine Oeffnung hat. Die Italiäner bezahlen ihn theuer. S. unsern Artikel, Caviar, Th. II. S. 79. Nach Richtern ist der Makrelenfang Anno 1751. in England so häufig gewesen, daß man in Dorsetshire hundert Stück für funfzehn Pfennige verkaufet.

Wiewohl die Makrele, aber nur im Vergleich mit den gar großen, ein kleiner Seefisch genannt wird, so finden sich doch auch solche Arten unter denselben, welche zu zwo bis drey Ellen lang erwachsen; und werden selbige am meisten in der Nordsee, in und nach dem Monathe May, im Sande, und zwischen den Steinen auf dem Strande gefangen. Gemeiniglich ist er eines Schuhes lang, und so dick, als ein Arm, vielmals aber weit größer. Der Rücken ist mit einer schönen blauen, und der Bauch mit einer silberweißen, Haut überzogen. Sein Kopf ist plattrund; der Rachen ziemlich groß; die Zähne klein; der untere Kinnbacken ist in dem obern eingelenket, und schließt sich wie eine Büchse; bey offenem Maule scheint der untere etwas länger; er hat große gelbe Augen, die, nach dem Richter, im Winter mit einer schwarzen Haut überzogen würden, die aber im Anfange des Sommers wieder abnähme. Die Kiemenhaut ist siebenstrahlicht und die Oeffnungen weit; die Zunge glatt und spitzig, unten frey. Die gekrümmte Seitenlinie dem Rücken näher als dem Bauche. Er soll zwar, nach vielen Schriftstellern, keine Schuppen haben, doch sollen selbige, nach andern klein seyn, platt aufliegen, und beym Kochen sich leicht ablösen. Die an den Seiten liegenden Brustflossen sind schwärzlich, die sich nahe liegenden Bauchflossen weiß. Die erste größere Rückenflosse hat hinter sich eine Furche und gleichsam eine Scheide, sich darein niederzulassen; die zwote Rückenflosse vereiniget ihre Gräten mit einer dicken Haut; und zwischen derselben und dem Anfange des Schwanzes, wie auch zwischen demselben und der weißlichen Afterflosse, befinden sich fünf und

mehrere

mehrere bürstenartige Püschelchen. Der After öffnet sich näher am Schwanze, als am Kopfe; der Schwanz ist wie ein gehörnter Mond oder gabelförmig. Sein Fleisch ist dichte und wenig schleimicht, hat einen guten lieblichen Geschmack, und giebt auch gute Nahrung.

Gesner führet unter seinen Makrelenfischen, Lacertis, neun Arten, nebst Zeichnungen auf; Klein, Miss. V. Fascic. VIII. eilf; und Linné in seinem 170. Geschlechte, zehen Gattungen; die wir nun eigentlicher zu beschreiben haben.

Bey dem Klein (s. unsern Artikel, Fisch, Th. III. S. 65.) machen die Makrelen oder Thunfische, Pelamydes, unter den mit offenen Ohren athmenden Fischen, deswegen besonders ein eigenes Geschlecht, weil sie mit drey scheinbaren Rückenflossen begabet sind. Pseudotripterus, wird von ihm §. VI. ein Fisch genennet, der nach der zwoten Rückenflosse gegen den Schwanz zu, desgleichen gegenüber nach der Afterflosse, oder vielmehr nach dem Aftér, gegen den Schwanz zu, mit seinen faserichten Bürstchen, oder seinen niedrigen dreyeckichten Hautfortsätzen und Flossfederchen, einen dreyflossichten Rücken, als ein Vielflosser, quasi πολύπτερος, darstellet; wiewohl Artedi, Ichth. P. II. §. 33. nicht überall darinnen mit ihm einstimmig sey, wie am Ende zu gedenken seyn wird.

Klein nennet also sein Geschlecht Pelamys. Gaza übersetzet Πηλαμύδα Limariam auch Lutosam; Plinius, H. N. IX. 15. Limosam, παρὰ τὸ ἐν τῷ χηλῷ (Πηλῷ) μύειν, weil er sich im Leime und Schlamme verberge. Plutarchus benennet ihn von den Heerden, a grege, weil sie schaarenweise beysammen schwämmen; und wirklich versammeln sie sich auch, wie Heringe und andere Fische, zu gewissen Zeiten in große Heerden. Auch bey diesem Geschlechte findet sich eine große Vermengung der ihm beygelegten zahlreichen Namen. Sie werden, Pelamydes, Thunni, Cordylae, Orcyni, Pompyli, Melandriae, und Scombri, genennet, weil Cordyla oder Cordylus eine Brut der Thunnorum, der Pelamys kleiner als der Thunnus, der Orcynus der größeste, u. s. f. seyn sollen. Einige haben den Pelamys zum Geschlechtsnamen erwählet, andere den Thunnus, unter dem sie den Triton, Synodon, Sarda, Pompylus, Melandria, Scombrus, versammeln. Artedi nennet das Geschlecht Scomber, wir, oder Klein vielmehr, Pelamys, als welches dem Natursystem gemäßer scheint, da uns das Vorgeben, als ob die

Pela-

Pelamydes aus kleinen Thunnis herstammeten, mit dem Bellonius sehr abgeschmackt vorkommt; der dieses, aus Vergleichung der benannten Fische, unter einander, sehr gründlich erweiset. So sagen auch einige, daß die Pelamydes oder Scombri glatt und nacket wären, und keine Schuppen hätten; aber sie irren sich. Diese Fische haben allerdings, und manche ziemlich große Schuppen; die aber sogleich und eben verbunden, und gleichsam angeleimet sind, daß man sie schwerlich unterscheiden kann; durchs Kochen aber lösen sie sich auf, und zeigen, daß sie durch ein dünnes Häutchen bedecket gewesen. Freylich hat Aristoteles diese Fische unter die glatten, laeues, gezählet.

Klein theilet seine Pelamydes gleichsam in zwey Untergeschlechter. Pelamys, der wegen fünf, acht und zehen, bürsten- oder pinselartigen Nebenflößchen, ein Bastardreyflößer, Pseudotripterus genennet zu werden verdienet. Diese Büschen allerseits sind in ihrem Anfange gar dünne und spitzig, breiten sich weiter und weiter aus, und neigen sich mit ihren Finnchen nach dem Schwanze zu. Diese Fische sind fleischicht, und haben bald einen dickern, bald dünnern, Bauch. Der Rücken erscheint im Wasser gemeiniglich von schwefelgelber Farbe; außer dem Wasser aber, oder auch, wenn sie abgestanden sind, haben sie eine bleyblaulichte Farbe mit schwarzen Flecken. Außer den drey Rückenflossen haben sie zwo Seiten-, zwo Brust- und eine Afterflosse; auf welche so viel Bastartflößchen, als gegenüber auf dem Rücken, folgen. Sein Maul ist ziemlich weit gespalten. Hierzu gehören folgende sieben Gattungen:

1ste Makrele, Pelamys, mit acht bis neun schwarzen Linien, so von der Mitten des Rückens nach dem dicken Bauche schief ablaufen, und sich gegen den Kopf neigen; mit falben, bleichgelblichen Seiten und gabelförmigen Schwanze. Die wahre Pelamys oder Thynnus des Aristoteles und Rondelets; Pelamys des Bellons; Amia des Rondelets, (p. 180.) p. m. 238. und des Willughbey, der aber doch die Amiam für den Thynnus hält, obgleich Rondelet den Unterschied gewiesen. Pelamys, Thynnus, Limosa des Salvians. Thynnus alius des Bellons, S. 109. Ist er wohl der Welsch des Peucers? der den Pelamydem nicht wohl verstanden. Sicherer aber ist er nach dem Klein des Artedi syn. p. 48. sp. 2. Scomber, pinnulis octo vel nouem, in extremo dorso ex] sulco ad pinnas ventrales; doch machet er hierbey die Anmerkung, daß vielleicht, statt pinnulis zu lesen seyn möchte; lineis

octo

octo vel nouem; da nämlich des Bellons Pelamys nur fünf Afterflößchen oder Bürstchen auf dem Rücken und nach dem After habe, und nicht abzusehen, was er mit den Bürstchen aus dem gefurchten Rücken bey den Bauchflößen, pinnulis ex sulcato dorso ad pinnas ventrales, eigentlich haben wolle; wie er denn auch die Amia des Rondelets zugleich für eben desselben Glaucus, (syn. p. 51. sp. 4.) ausgäbe. Da sich weder Linné noch Müller hierüber herausgelassen, so müssen wir es bey der Anzeige bewenden lassen, fügen aber doch hinzu, daß Artedi dieser Art gleichsam drey Unterarten oder Varietäten gäbe, die andere zu verschiedenen Arten machen; α) Orcynus, ein Wallthun des Gesners, Orcynus, S. 59 a. β) Pelamys, Thunnfisch, Pelamys vera, seu Thunnus, Aristot. und des Gesners S. 58. a. und γ) Κόρδυλος, seu Cordyla, ein spanisch Mackrell. Bey dem Ritter ist dieser Fisch Scomber Thynnus, gen. 170, sp. 3. auf beyden Seiten mit acht Afterflößchen, den Osbeck it. 69. Scomber albicans, s. Albecor, nenne; den Lösling, epist. neun Flößchen, die erste Rückenfloße gefalten, breitlich zugespitzte Zähne, und einen spitzigen Oberkiefer gäbe; Gronov, Zooph. 305. neun Flößchen, einen doppelt gefloßten Rücken und einen gedoppelten Stachel am After zutheile; Willughbey, Pisc. t. m. 5. f. 1. für die Coretta alba Pisonis halte; und Brown, bloß Thynnus, auf dem Rücken mit neun, am After mit acht Afterflößchen nenne. Er soll zwischen den Wendezirkeln im großen Weltmeere, besonders in der spanischen See, wohnen. Müller nennt ihn den Thaunfisch, nach der griechischen Benennung, Θύννος, welche auch die Franzosen Thon, die Italiäner Tonno, die Engländer Tunny, die Holländer Thonyn, die Deutschen Thaun und Klein Thun, beybehalten, der ihn auch Makrele nennt. Denn so heißt er auch mit Recht spanische Makrele, weil er an den Küsten von Spanien häufig gefangen wird. Man habe auch sonst die Pelamys gemeiniglich für die jungen Thaunfische gehalten; und würden auch zu dieser Art, nämlich nach dem Artedi, verschiedene gerechnet, die mit derselben in genauer Verwandschaft stünden. Außer den obgedachten Kennzeichen stünden die Augen nahe an der Schnauze, bey dem Anfange der Mundspalte; die Kiefer liefen spitzig zu, der untere etwas länger, als der obere, beyde mit scharfen Zähnchen bewaffnet; die Kiemendeckel wären glatt, rund und glänzend; der Körper lang, rund und an den Seiten gedrückt; der Rücken he-

be sich nicht hoch und sey fast nicht kielförmig; der Bauch hienge gleichfalls nicht merklich herunter, und der Schwanz sey gabelförmig. Die Zählung der Finnen fällt nach vier Exemplaren ziemlich verschieden aus: in der ersten Rückenfloße werden vierzehn, auch sechs, in der zwoten zwölf bis vierzehn, in der Brustfloße zwey und zwanzig bis vier und dreyßig, in der Bauchfloße sechs, in der Afterfloße eilf bis sechzehn, und in einer nur beobachteten Schwanzfloße dreyßig Finnen gezählet. Folgender Zusatz des Müllers ist allerdings merkwürdig: es habe seine Richtigkeit, daß dieser Fisch beträchtlich groß werde; denn es gar nichts seltenes, daß man über hundert Pfund schwere fange, und sieben- bis zehnschuhige in der Länge wären gar gewöhnlich. Sie schwimmen schaarenweise zu etlichen hunderten und tausenden, machten in ihrem Zuge ein länglicht Viereck, schwimmen gliederweise, wie wenn ein Regiment Soldaten mit der ganzen Fronte vorrückt. Nachdem die eingemachten Sardellen aufgekommen, sind sie, nebst ihrem ehedem so kostbaren Garum oder Sulze, bey uns nicht mehr in so großer Achtung, als vielleicht noch zu Constantinopel.

2te Makrele, Pelamys, mit breiten Querflecken, mit scharfen Schuppen unter den Kiemenflößen, sechs bis sieben Afterflößchen, und dickem Bauche; die Sarda des Plinius und Athenäus, Pelamys s. Sarda des Rondelets, Gesners, Willughb. pag. 179. Tab. m. 1. f. 2. und mit mondförmig gehörntem Schwanze. Nach dem Artedi ist sie mit der vorigen einer Art. Nach dem Gesner, Pelamys Sarda, s. Sarda simpliciter, ein Sandthun; ist ganz ähnlich dem Thunfische, hat eine glatte Haut ohne Schuppen, ausgenommen an dem Theile, so bey den Ohren oder den vordern Finnen liegt, denn daselbst hat er allein Schuppen, hat stärkere, größere Zähne, denn die Thunen, und stehen selbige gegen den Rachen gekrümmet.

3te Makrele, Pelamys, mit der zwoten rothen und gelben Rückenfloße, acht bis neun Afterflößchen, schlankem Schwanze, und dessen, dem zunehmenden Monde ähnlichen, Floße, neben oder über dem Schwanze aber ist die Haut gleichsam in ein Viereck verdünnet oder verbreitet. Thynnus seu Thunnus, des Bellons, Gesners, Aldrovands; Orcynus des Rondelets; Orcynus, ein Wallthun des Gesners, S. 59 a. The Thunnyfish, or Spanish Makrel, Willughb. pag. 176. Tab. m. 1. fig. 3. und wird er zuweilen auf sieben Fuß lang. Von den Afterflößchen behauptet nur

nur genannter Schriftsteller, daß deren neun, zuweilen auch zehen, wären, und daß dieselben in gleichen Entfernungen dem Schwanze sich näherten. Im ersten Anfange wären sie klein, nach und nach würden sie breiter, und hätten lange, nach dem Schwanze zu sich neigende Finnen; da doch in der Figur, Tab. m. 1. f. 3. nicht Pinselchen oder Bürstchen, sondern vielmehr Flößchen von umgekehrter Gestalt oder Hautfortsätze erschienen, die beym Ursprunge breit, niedrig und obenher spitzig, fast dreyeckicht und unter einander verbunden wären. Noch merket Gesner im Nomencl. p. 111. an, daß dieser Fisch in Frankreich Ton, in Guienne, bey den Santonen, Athon, und der in Scheiben geschnittene, eingelegte, Tonnine, bey den Italiänern Tarantella, genannt werde. Er gehöret zu den Unterarten des Artedi, sub α).

4te Makrele, Pelamys, mit schiefen Linien und kleinen schwarzen Dippelchen, mit einem so durchsichtigen, fast glasartigen Hirnschädel, daß auch die Sehenerven dadurch zu unterscheiden; mit getheiltem Schwanze und mit in die Augen fallenden Schuppen, die oben, nach dem Willughbey, klein und dünne seyn sollen. Der Colias des Athenäus, Rondelets, Gesners und Willughbey p. 182. Tab. m. 1. f. 1. Monedula Gazae. Gesner will im Nomencl. S. 107. des Bellons; Coliam den kleinen Makrel, und des Rondelets Coliam den großen Makrel, genañt wissen; und nach dem Rondelet habe Gaza, statt κολιὰς, κολοιὸς, gelesen, und daher der Makrele den Namen eines Vogels, Monedula, beygeleget.

5te Makrele, Pelamys, mit geschlankem Leibe, silberfarbigen Kopfe und Seiten, blaugrünlichem Rücken, mit schwärzlichen, geraden, krummen und schlänglichtgebogenen Strichen, fünf Afterflößchen und gabelförmigem Schwanze; nach der schönen Zeichnung Tab. IV. fig. I. Scomber des Rondelets, Gesners, Bellons, a Makrel or Makarel, Willughb. p. 181. tab. m. 4. Cauallo, Scombrus, Macarello, Salvians, Makrele des Kleins; zuweilen kommt er zu uns in die Ostsee, und grüßet schaarenweise unsere Ufer, und ist gemeiniglich einen Fuß lang. Er ist des Artedi, syn. p. 48. sp. 1. Scomber, pinnulis quinque, in extremo dorso polypterygio, aculeo breui ad anum; und des Linné Scomber radiis pectoralium viginti, dorsalium duodecim, Suecis Makril. nach dessen Fauna Suecica, p. 339. Wie sich Colias und Scombrus unterscheiden, zeiget Salvian, fol. 241. u. f. der es aber doch darinne versehen, daß er den Scomber allerdings ohne Schuppen zu seyn be-

behauptet; diese Makrele soll frisch, gesotten und gebraten, denen, die fette Fische lieben, sehr gut, sonst etwas ecklicht seyn, nach dem Anderson, p. 94. Anjetzo gehöret er unter die Scombros des Linné mit einzeln stehenden Afterflößchen, als die erste Gattung des 170 Geschlechts, Scomber, pinnulis V. Gronov Muſ. I. n. 81. nennet ihn ebenfalls so. Er ist ein Einwohner des atlantischen Meeres, lebet von Medusen, wie andere Geschlechtsverwandte, und leuchtet bey der Finsterniß. Müller nennet ihn die gemeine Makrele, die, nach dem Artedi, Scomber Auctorum, beym Gesner S. 57. a. Scomber, s. Scombrus, Macrel, zu Rom Macarello, zu Venedig Scombro, zu Neapolis Lacerto, zu Marsilien Auriol, und in Spanien Carallo nach dem Salvian, oder auch Cauallo, nach dem Rondelet, genennet wird. Er wird zu einer Elle lang, hat, der Gestalt nach, viel Aehnlichkeit mit den Heringen, da der Körper rund, dick und fett ist, vorne und hinten spitzig zuläuft, die Schuppen klein sind, das Maul mit kleinen, aber scharfen und spitzigen Raubzähnen bewaffnet, und die Haut etliche bläulichte und grünlichte Striemen hat. Die erste und zwote Rückenfloße hat eilf bis zwölf; die Brustfloßen achtzehen bis zwanzig, die Bauchfloßen sechs, und die Afterfloßen zwölf bis dreyzehen Finnen. Den Winter aber stecken diese Fische, nach dem Anderson, in den nordischen Gewässern, kommen im Frühjahre in starker Menge herunter, und zertheilen sich in Columnen, davon eine in die Ostsee, eine andere durch den Canal in die spanische See, und so weiter nach dem mittelländischen Meere, zieht, eine aber sich an den Holl., Engl., Norweg. auch Jüttischen Stranden aufhält, und allenthalben gefangen und gegessen wird.

6te Makrele, Pelamys, mit acht Bastartflößchen an beyden Seiten des Schwanzes, mit einem, vor allen andern sehr geschlanken, Leibe, mit einer bey der zwoten Rückenfloße sehr gebogenen Seitenlinie, nebst der längsten Schnauze unter allen, und einem mondförmigen Schwanze. Guarapucu Cavala, Konigsvis, Coninghvisch des Pisonis, H. N. p. 59. Marcgrav, p. 179. (s. diesen unsern Artikel, Th. II. S. 206.) Beyde bemerken, daß er, in Vergleichung mit den Europäischen Arten, weniger mit der Gestalt und Natur des Scombri, als des Pelamydis und Thunni des Aristoteles übereinkomme; ob er gleich in Ansehung seiner Länge, seiner schönen Gestalt und der Würde seines Fleisches beyde übertreffe; Willughb. App. p. 16. Tab. m. 5. Wenn man desselben

ben Figur mit der Pisonischen und Marcgravischen vergleicht, wird man finden, daß selbige allzu frey gezeichnet sey.

7te Makrele, Pelamys, so aus weiß und braun bunt schattiret ist, deren erste Rückenflosse am Nacken kurz, die andere, über dem After, und die nach dem After, einen Fuß lang ist; die Kiemenflossen aber kurz, das Maul gezähnelt, und, statt der Seitenlinie, ein erhabenes hornichtes Wesen oder Substanz durch die ganze Fischlänge, nebst dem mit kleinen Schuppen bedeckten Körper, zu befinden. Albacore s. Thynnus des Sloane, It. Iam. p. 1. Tab. 1. f. 1. s. unsern Artikel, Albacora, Th. I. S. 176. Er scheint aber, sowohl von dieser Gattung, als dem Albecor, oder Scomber albicans des Osbeck, beym Linné, Scomber Thynnus, verschieden zu seyn; s. auch unsere erste Makrele.

8te Makrele, Pelamys, des Gesners, S. 962. im Nomencl. p. 109. und des deutschen Gesners, S. 58. b. Thynnus s. Thunnus, ein Meerthunnen, dessen Zeichnung derselbe von Venedig erhalten. Bonito der Portugiesen. Ich halte ihn, saget Klein, für die angeführte dritte Gattung des Pelamys, die Spanische Makrel; und machet hierbey folgende Anmerkung: niemand wird ja wohl die, von beyden Seiten des Schwanzes stehende Afterfinnchen, Pinselchen, oder Bürstchen, sondern vielmehr, da sie am Grunde zusammenhängen, häutige oder fettige dreyeckichte Fortsätze, Pyramidchen, nennen. Belobter Gesner hat zwar viel Belesenheit, in Ansehung der Benennungen, ihres Aufenthalts, Verbergung, Schlafs, Gesichte, Geburt, Alter, Lebensart, Speise und deren Zuträglichkeit, ihrer Einsalzung, (des daraus zubereiteten Garum) bildlichen Bedeutungen, Opfer und Sprichwörter gezeiget und viel zusammengeschrieben: man wird aber doch eine, auch nur unvollständige, Beschreibung des Fisches, dessen Zeichnung er doch gegeben, darinnen nicht finden, und also nach Durchlesung ganzer zwölf Blätter, Zeit und Müh: verlohren haben. s. unsern Artikel Bonito, Th. I. S. 907. Bey dem Ritter Linné scheint er Scomber Pelamys, gen. 170. sp. 2. wenigstens ein naher Anverwandter desselben, zu seyn, wenn man die Kleinischen Gattungen, no. 3. und 11. dazu nimmt. Osbeck nennt ihn daher, It. 67. Scomber pulcher, oder Bonet, und Müller behält auch diese Benennung im deutschen, Bonetfisch. Französisch heißt er auch, wie bey dem Bomare, Bonite; daß er aber an der französischen Küste auch Germon heiße, hat letzterer nicht angemerket.

merket. Der Linnäische Beyname, Pelamys, wird von den Alten und unserm Klein, den Thunnfischen überhaupt, auch insonderheit dem eigentlichen Thynnus, beygeleget: weil die gegenwärtige Gattung für junge Thunnfische gehalten. Es hat dieser Fisch, nach Müllern, und nach unserer obigen Kleinischen Beschreibung, oben auf dem Rücken, nahe am Schwanze sechs, untenher aber, (nach dem After) sieben kleine, viereckichte, (auch dreyeckichte) Bastartflößchen; seine Farbe auf dem Rücken ist schieferblau, und zieht sich hin und wieder etwas ins grünliche; der Bauch ist perlgrau; die Seiten haben vier gelbe Linien, welche gleichweitig vom Kopfe anfangen und sich am Schwanze vereinigen. Die Augen sind groß, und stehen in einem silberfärbigen Ringe, die Anzahl der Finnen ist, nach zweyen Exemplarien des Löflings und Osbecks, in der ersten Rückenfloße funfzehn, in der zwoten zehn bis eilf; dann folgen die kleinen Bastartflößchen; in der Brustfloße sieben bis acht und zwanzig; in der Bauchfloße sechs bis sieben, in der Afterfloße vierzehn, und in des einen Schwanzfloße sechs und zwanzig Finnen. Es hält sich dieser Fisch zwischen den Wendezirkeln, und wohl bey hundert Meilen weit, um Madera und den Canarischen Inseln, desgleichen bey dem grünen Vorgebirge in der größten Menge auf, so daß es davon wimmelt. Er wird gemeiniglich drey bis vier Schuh lang, ist dick und fleischicht und mit überaus kleinen und feinen Schuppen dicht besetzet. Die Seefahrer sehen sie oft nicht allein im Wasser, sondern auch über demselben, denn sie springen wohl zehn bis zwölf Schuh hoch aus dem Wasser heraus und schnappen nach den fliegenden Fischen, die ihren Nachstellungen durch den Flug entgehen wollen. Ihr Fleisch ist vortrefflich, trocken, nahrhaft, fest und schmackhaft.

gte Makrele, Pelamys; Corretta alba, Pisonis, Marcgravii et Willughbeii, app. p. 16. tab. m. 6. f. 1. et in App. tab. 9. 1. von welcher zu bemerken, daß sie die Größe eines Stockfisches, Aselli, habe, von gutem Geschmacke sey, und auch zur Nahrung wohl diene; auf dem Rücken hat sie blaue, und auf dem Bauche silberne Schuppen, daher sie auch den Namen albi Coretti erhalten. Jeder dieser Autoren hat den Fisch verschieden gezeichnet, und keiner eine umständliche Beschreibung von ihm ertheilet; doch kommen sie, so viel aus ihren Abbildungen zu erkennen, darinn überein, daß der Schwanz desselben mit acht oder wenigern dreyeckichten und spitzigen Afterflößchen, oder Pyramidchen, gleichsam säge-

sägeförmig besetzet sey. In den bereits ans Licht gestellten Schriften der beyden ersten Schriftsteller befinden sich diese Beschreibungen und Zeichnungen nicht; doch hält Linné diesen Fisch, nach dem Willughbey, für seinen Scomber Thynnus, gen. 170. sp. 3.

9te Makrele, Pelamys; Coorza Pisonis, et Willughb. app. p. 16. tab. m. 6. Er soll, der vorstehenden Art, der Gestalt und Natur nach, sehr ähnlich, der Größe nach aber verschieden seyn, und also zu der Familie der Pelamydum und Amiarum gehören; so daß, was etwa von der Gleichheit in Ansehung des einen Theils abgeht, ihm in Ansehung eines andern Theils gleichsam ersetzet, und ein beständiges Spiel der Natur zwischen der alten und neuen Welt, unterhalten werde. Denn, nach der Gestalt des Kopfes, Leibes und Schwanzes ist er zu den kleinen Thynnis, nach den schwarzen Strichen und andern äußerlichen Theilen aber zu den Amiis und Pelamydibus, zu bringen. Er hat eine spitzige Schnauze, dicken Bauch, dünnen, in der Gestalt des gehörnten Monden ausgebogenen, Schwanz, einen blauglänzenden Rücken und silberglänzenden Bauch. Hieraus ist zu ersehen, daß beyde Fische zu den Pelamydibus zu rechnen, ob man gleich der Coorza und Coretta zwo Kiemenflossen und NB. zwo Rückenflossen, auch NB. eine gegen den Afrer, geben will, davon doch die Zeichnungen das Gegentheil anzeigen.

11te Makrele, Pelamys; dessen erste lange, und zwote sehr kurze, Rückenflosse einander dergestalt berühren, daß beyde nur eine, in etwas abgesetzte, Flosse vorstellen. Er hat eine kegelförmige Leibesgestalt und wird zu drittehalb Fuß lang. Scombrus maior torolus des Sloane, It. Iam. p. 28. tab. 10. fig. 3. der gemeiniglich Bonito, Bonero, genannt wird, und mit dem Delphin (oder Dorado, s. unsern Artikel, Th. II. S. 363.) auf die fliegenden Fische beständig Jagd machen soll. So viel Schriftsteller, so viel verschiedene Abbildungen der Fische, die Boniti genannt werden. Die, in einer §. IX. angehängten langen, aber gelehrten und lesenswürdigen, Anmerkung hier angebrachte, allerdings gegründete Klage unsers so eifrigen als genauen Naturforschers, müssen wir wohl überschlagen, doch auch hinzusetzen: Crede mihi: vero est nostra querela minor.

Mit diesem Kleinischen Geschlechte der Makrelen, Pelamydum, verbinden wir nun noch das 170. Linnäische Geschlecht, mit zehn Gattungen, nach Müllern gleiches Namens, Scomber, Mackrele, deren Schwanz zur Seiten viel- nicht keilförmig, ist,

und die mit verschiedenen Bastartflossen ausstaffiret sind. s. unsern Artikel, Fisch, Th. III. S. 72. Dem Ritter hat der gleichalte Name, Scomber besser, als Pelamys, gefallen; und weil seine erste Art, die gemeine Makrele, annoch zu Venedig Scombro genannt wird, so hat unser Müller Anlaß genommen, auch dem ganzen Geschlechte den deutschen Namen Mackrele beyzulegen. Es werden aber von diesem Seefische folgende Merkmale und Geschlechtskennzeichen angegeben: ein gedrückter glatter Kopf; eine siebenstrahlichte Kiemenhaut; ein gleichfalls glatter Körper; eine nach dem Schwanze zu in eine kielförmige Erhöhung ausgehende, Seitenlinie, und eine oft unächte oder Bastartflosse in der Gegend des Schwanzes; deren er zwo Abtheilungen machet, nämlich A. vier Arten mit deutlichen und einzeln stehenden, und B. sechs Arten mit an einander verwachsenen, Bastartflossen. Unter den mit einzeln stehenden Bastartflossen ausgezierten Mackrellen, befinden sich nun folgende:

A. 1ste gemeine Mackrele, Scomber Scomber; des Kleins fünfte Makrele, Pelamys, 5. s. diesen Artikel.

A. 2te Mackrele, der Bonerfisch, Scomber Pelamys; des Kleins achte Makrele, Pelamys, 8. mit Vergleichung desselben dritten und eilften Gattung, welche nachzusehen.

A. 3te Mackrelle, der Thaunfisch, Scomber Thynnus; des Kleins erste Makrele, Pelamys, 1.

A. 4te Mackrele, der Breitfisch, Scomber Cordyla; ein Brasilianer, Guara Tereba, des Marcgravs, S. 172. sie he daher unsern Artikel, Th. III. S. 556. dem wir noch folgendes beyfügen: Cordyla sind sonst nur die jungen Thunfische genannt worden; (Κορδύλη, Κόρδυλος, alii legunt Σκόρδυλες, foetus Thynni, ARIST. H. An. VI. 17. Breitfisch aber hat ihn Müller von seinem sehr breiten, an den Seiten plattgedrückten, und dünnen Körper benennt. Gronov bringt zu dieser Art den Salkotoc, den grünen Königsfisch und den Dondiotfisch des Valentyns, wie auch den Saurus des Browns. Dieser Fisch soll zehn Bastartflossen haben, die aber aus der Müllerischen Zeichnung, Tab. VII. fig. 3. so wenig, als aus der Marcgravischen, zu erkennen, da die zwote Rückenflosse und die Afterflosse bis an den Schwanz fortlaufen. Gronov hat in seinem Exemplare die Finnen folgendermaßen gezählet: In der ersten Rückenflosse sieben, in der zwoten neun, in der Brustflosse funfzehn, in der Bauchflosse sechs, in der Afterflosse zwo und vierzehn, und in der Schwanzflosse

zwanzig

zwanzig Finnen, der zehn Bastartflossen aber hat er nicht mit erwähnet; doch der Marcgrav auch nicht. Auch bey dem Seba, Tab. XXVII. no. 3. wird der Scomber, linea laterali aculeata, pinna ani officulor. viginti, des Marcgravs Guara Tereba, ohne Bastartflößchen beschrieben, dagegen auch die Anzahl der Finnen, in der zwoten Rückenflosse auf zwey und zwanzig, in der Brustflosse auf ein und zwanzig und in der Afterflosse auf neunzehn, bis zwanzig, angegeben, welches also einen sehr großen Unterschied ausmachet, so, daß man, wie Müller erinnert, auf die Zahl der Finnen allein nicht bauen könne, wenn nicht andere Merkmale noch dazu kämen, die mehr entschieden, dergleichen an diesem Fische die gepanzerte und mit Häckchen besetzte Seitenlinie wäre. Seine Länge beträgt sieben bis acht Zoll, und von Geburt ist er ein Amerikaner.

B. 5te oder die blaue Mackrele, nach Müllern, Scomber Glaucus; die erste der mit verwachsenen Bastartflossen begabten Makrelen: des Artedi, syn. p. 51. sp. 5. Scomber, dorso dipterygio, officulo secundo pinnae dorsalis secundae altissimo; des Kleins zweyter stachlichter Blauling, Glaucus Aculeatus, Miss. V. Fascic. X. s. unsern Artikel Blauling, Th. I. S. 830. dem wir allhier etwas beyzufügen nicht nöthig finden.

B. 6te oder die Bastartmackrele, nach Müllern, Scomber Trachurus; des Artedi, syn. p. 50. sp. 3. Scomber, linea laterali aculeata, pinna ani officulor. triginta; des Gesners, S. 56. b. Bastart- oder raucher Macrell, Trachurus, s. Lacertus priuatim; Scombro similis, nach dem Artedi, zu Rom Sauro; in England the Horsemackrel; in Cornwallis a Scad; in Deutschland Müsken; zu Eckrenfoehrde in Schleswig Stökker; nach dem Pontoppidan. Scomber Trachurus beym Hasselquist, Itin. 363. Nach Müllern wird er in Frankreich Maquereau batard, auch Galscanel; s. Bomare; in Holland Marsbanker, genannt; vielleicht ist er auch der Italiäner Fructura, der Engländer Ansjovismutter und der Pür der Norweger. (Pontoppidan bezeuget dieses in seiner Norw. Naturhist. Th. II. 264. Diesen Namen führen kleine Makrelen; ob sie aber ihre Bruth, oder aus einer andern Linie dieser Art sind, kann ich nicht gewiß sagen; sie sind sowohl kleiner, als magerer. Ohne Zweifel ist er der Fisch, den Willughb. S. 290. nach dem Belonius und Aldrovand, Trachurus, ingleichen Lacertus, nennt, mit dem Zusatze: Scombros colore, figura, et sapore, refert, vt

recte Bellonius; vnde et Maquereau bastard, i. e. Scombrus spurius, *Gallis* dicitur. Verum minor est, quam Scomber, corpore minus spisso rotundoque, et paululum compresso. Daß aber die griechische Benennung, Trachurus, einen rauhen und stachlichten Schwanz, wodurch auf das knorplichte rauhe Bein bey demselben gezielet werde, bedeute, hat freylich, nach dem Ursprunge des Worts, seine gute Richtigkeit. Der Fisch selbst ist nicht so dick und rund, wie die Makrele, und hat auch kein so spitziges Maul; der Rücken ist himmelblau, der Bauch silberfärbig, mit etwas violet melirt, die Kiemen schwarz, die Augen groß, die Kiefer rauh, die Zunge scharf, der Schwanz gabelförmig, und das Fleisch hart und trocken. Er hat auch sehr kleine, fest anliegende, Schüppchen, wiewohl ihm solche vor Alters abgesprochen worden. Der vom Hasselquist zu Smyrna beobachtete Fisch war am Kopfe schwärzlich, auf dem Rücken bis zur Seitenlinie blau, unterhalb dieser Linie silberfärbig; alle Floßen weiß, nur die vörderstен Finnen der zwoten Rückenfloße von obenher von schwarzer Farbe; und die Länge war eines Fußes, größer als sonst gewöhnlich. Nach vier Exemplarien sind in der ersten Rückenfloße allezeit acht, in der zwoten ein- bis vier und dreyßig, in der Brustfloße achtzehn bis zwanzig, in der Bauchfloße allezeit sechs, in der Afterfloße sieben und zwanzig bis dreyßig, worunter bey einigen zwo Stachelfinnen, und in der Schwanzfloße siebenzehn bis zwanzig Finnen gezählet worden. Aber Bastartfloßen sind nicht vorhanden.

B. 7te Mackrele, der Müllerische Pferdebrachsem, Scomber Hippos. Vielleicht ist es dieser, nach Müllern, und nicht der vorige, den die Engländer the Horse-makrell nennen. Er hat mit einander verwachsene Bastartfloßen; Kiemenbeckel mit einem schwarzen Flecken nach hinten zu; im Maule eine einfache Reihe von Zähnen, davon zween nach vorne zu größer als die übrigen; die Seitenlinie in der Mitten nach unten zu gebogen, hinten etwas stachlicht und kielförmig erhöhet; die hintere Rückenfloße roth; die Bauch- und Afterfloße gelb; vor der Afterfloße abgesonderte Stacheln und die Kiemenhaut siebenstrahlicht. In der ersten Rückenfloße sind sieben, in der Bauchfloße sechs, in der zwoten Rückenfloße, in der Brust- und Afterfloße zwey und zwanzig, von den in letzterer zehn stachlichte, und in der Schwanzfloße dreyßig Finnen zu zählen gewesen. Nach dem D. Gard ist Carolina sein Vaterland.

B. 8te

B. 8te Mackrele, der Müllerische Goldschwanz, Scomber Chrysurus; die goldgelbe Farbe des Schwanzes hat zu obigen Benennungen Anlaß gegeben, daher ihn die Engländer Yellow tail nennen, auch sind die vereinigten Bastartflossen gelb; er hat keine Zähne im Maule und die Stacheln vor der Afterflosse stehen etwas entfernet. In der ersten Rückenflosse zählet man, nach zwey Exemplarien, acht bis neun, in der andern sechs- bis neun und zwanzig, in der Brustflosse sechzehn bis neunzehn, in der Bauchflosse fünf bis sechs, in der Afterflosse dreyßig, die zwo Stachelfinnen mit eingeschlossen, und in der Schwanzflosse zwey und zwanzig, Finnen. Das Vaterland ist auch Carolina nach dem D. Gard.

B. 9te Mackrele, der Müllerische Streitthunfisch, Scomber Amia; des Artedi syn. p. 51. sp. 4. Scomber dorso dipterygio, ossiculo vltimo pinnae dorsalis secundae praelongo; des Gesners, S. 62. a. großer Meerstichling, Glaucus maior, s. prima species, und des Kleins Glaucus aculeatus, 1. Miss. V. Fasc. X. der stachlichte Blauling; s. diesen unsern Artikel, Th. I. S. 829. dem wir nur dieses einzige beyfügen, daß Müller von dieser Gattung behaupte, daß deren Schwimmblase fast die ganze Länge unter dem Rücken einnehme, da doch verschiedene den Makrelen überhaupt die Schwimmblase abläugnen wollen, wiewohl mit gar geringer Wahrscheinlichkeit, indem sie sehr schnell schwimmen können, und sich nicht auf den Grund halten müssen.

B. 10te Mackrele, die Seemackrele des Müllers; Scomber Pelagius, dessen Bastartflossen mit der Rückenflosse in eine verwachsen sind; es werden daher auch in der Rückenflosse vierzig; ferner in der Brustflosse neunzehn, in der Bauchflosse fünf, in der Afterflosse zwey und zwanzig, und in der Schwanzflosse zwanzig, Finnen gezählet. Sein Körper ist groß und platt; die Seitenlinie gerade und wegen der Vereinigung aller Rückenflossen fängt sie sich vom Kopfe an, und endiget sich dicht am Schwanze. Sein Aufenthalt ist zur Zeit nicht zu bestimmen gewesen.

Makrel-Stöhre.

Makreel-Stöhre wird in Norwegen eine Art der Stöhre genannt, die sich von Makreelen nähren sollen; s. unsern Artikel Lachs-Stöhre, Th. V. S. 5. und Stöhr.

Makuts.

Makuts wird in Japan der Harder der Holländer genannt; s. S. A. Reisen, B. XI. S. 697.

Malachra.

Dieses Geschlecht aus der Familie der Malven nennt Hr. Planer Büschel; ein unschicklicher Geschlechtsname. Der gemeinschaftliche große Kelch besteht aus drey oder fünf Blättern, und umgiebt fünf, auch mehrere Blumen. Zwischen den Blumen stehen einige Spelzen. Der besondere Kelch ist glockenförmig, fünffach eingeschnitten und umgiebt fünf Blumenblätter. Viele Staubfäden sind in einen walzenförmigen Körper verwachsen. Der Griffel ist in fünf Staubwege gespalten. Nach der Blüthe folgen fünf rundliche Saamen. Herr von Linné hat zwo Arten angemerket, welche in Amerika wachsen, in unsern Gärten aber zur Zeit noch unbekannt sind.

Malachit.

Malachites, ist ein grüner Stein, welcher sich schleifen läßt und eine Politur annimmt. Er ist nicht gar zu hart und brauset mit dem Scheidewasser. Nach einer starken Erhitzung soll er glühen, und bey noch stärkerm Feuer in Fluß kommen. Bisweilen ist er ganz grün und rein, bisweilen aber hat er auch in seiner Oberfläche schwarze, blaue und weiße Flecke und Ringel. Man findet ihn in Italien, Ungarn und Deutschland, gemeiniglich in Kupferbergwerken, und wird er von einigen als ein mit Gyps gemischter Kupferkalch und von andern als ein bloßes dichtes Kupfergrün gehalten. Am wahrscheinlichsten ist, was Lehmann, Mineral. S. 125. saget, daß er ein mit aufgelößtem Kupfer tingirter Kalchspat sey. Den Malachit kann man auch unter die Kupfererze rechnen. S. Kupfer.

Malachram.

S. Bdellienharz.

Malaguetta.

S. Cardamomen.

Malbruck.

Faunus Linn. Ein langgeschwänzter Affe aus Bengalen, welcher eine breite und erhabene Schnauze, ein aschgraues Gesicht, fleischfarbige Augenwimmern, einen Streif von grauen Haaren um den Hals, übrigens einen bräunlichtgelben Oberleib und einen gelblichtgrauen Unterleib hat. Die Backen sind mit Beuteln versehen und der After hat Schwielen. Die ganze Länge, von der Spitze der Schnauze bis an den Anfang des Schwanzes gerechnet, beträgt ohngefähr anderthalb Fuß. Der Schwanz ist so lang als der ganze Körper nebst dem Kopfe. Die Nahrung dieser Affen besteht in allerhand Früchten und Gewächsen; vorzüglich lieben sie die Zuckerrohrstängel und die Coccosnüsse. Wenn es ihnen an Früchten und andern saftig-

saftigen Gewächsen fehlet, so gehen sie an die Ufer des Meeres und der Flüsse, um Fische und Krebse zu fangen, wobey sie sich ihres langen Schwanzes zu bedienen pflegen. Nämlich sie hängen denselben ins Wasser und warten, bis ihn ein Krebs mit seinen Scheeren anpacket; alsdann ziehen sie den Schwanz und damit zugleich den Krebs schnell an das Ufer.

Malherbe.

Malherbe, ist ein Kraut von einem starken Geruche, das in Languedoc und der Provence häufig wächst; es dienet zum Färben, indem es eine Farbe giebt, die zwischen gelb und braun ist. Es ist aber in Frankreich den Schön- und Schlechtfärbern verbothen, warum, ist uns unbekannt. Diese Nachricht giebt Ludovici; eine vollständigere haben wir zwar gesuchet, aber nirgends finden können.

Mallemugge. S. Meve.

Malley.

Malley, sonst Wallroße, oder Wallr-Oß, Ros marus; s. unsern Artikel Flußpferd, Hippopotamus, Th. III. S. 164.

Malope.

Diesen Namen hat Herr von Linné statt Tourneforts Malacoides eingeführet. Die malpenartige Pflanze, welche dieses Geschlechte ausmachet, wächst um Florenz und in Mauritanien auf den Wiesen. Die Blätter sind eyförmig, eingekerbet, und oberwärts glatt. Die purpurblauen Blumen zeigen sich im Heumonate. Sie haben einen doppelten stehenbleibenden Kelch. Der äußerliche besteht aus drey herzförmigen, zugespitzten Blättchen, und der innerliche ist bis zur Hälfte fünffach gespalten. Die fünf herzförmigen Blumenblätter sind am Boden untereinander, und die Staubfäden in einen walzenförmigen Körper verwachsen. Dieser theilet sich oberwärts in kurze Fäden, welche nierenförmige Staubbeutel tragen. Der einfache Griffel endiget sich mit vielen zarten Staubwegen. Die Saamen sind unter sich in ein Köpfchen vereiniget. Man zieht die Pflanze auf dem Mistbeete aus den Saamen, unterhält solche im Scherbel, und setzet diese den Winter in ein gemäßigtes Glashaus.

Malpighia.

Der Päbstliche Leibarzt Marcellus Malpighius, und der Engländer Grew haben zu gleicher Zeit, und zwar zu Ende des vorigen Jahrhunderts, die innerliche Beschaffenheit der Pflanzen sorgfältig untersuchet, und dabey viele neue Entdeckungen gemachet.

Beyder Andenken hat man in dem Pflanzenreiche billig erhalten wollen. Das Geschlechte, welches Malpighs Namen führet, hat fünf kleine, stehenbleibende, und äußerlich mit zehen erhabenen Honigdrüsen besetzte Kelch-, und fünf große, nierenförmige, gefaltene, gefranzte, ausgebreitete, vertiefte, und mit langen schmalen Nägeln versehene Blumenblätter; zehen kurze, aber breite, aufgerichtete Staubfäden stellen gleichsam eine Walze vor, und tragen herzförmige Staubbeutel; der kleine Fruchtkeim trägt drey Griffel mit stumpfen Staubwegen. Die große kugelförmige Beere enthält drey eckichte Nüsse. Herr von Linné hat neun Arten angeführet, welche alle in Amerika wachsen, und unter die seltensten Pflanzen gehören, wir wollen daher nur einige anführen,

1) die glatte Malpighie mit doldenförmigen Blüthen, Malpighia glabra L. wächst in Jamaika, Brasilien und Surinam. Der staudige, aufrechtsstehende Stängel treibt dünne Aeste, welche mit eyförmig zugespitzten, völlig ganzen und glänzenden Blättern besetzet sind. Die gestielten, rosenrothen, glänzenden Blumen stellen Dolden vor. Die rothen gefurchten Früchte gleichen den Kirschen, und werden in ihrem Vaterlande gespeiset.

2) Die glatte Malpighie mit einzelnen Blumen, Kirschbaum aus Barbados, Malpighia punicifolia L. wächst im mittägigen Amerika. Ist ein hoher Strauch mit dünnen Aesten; die gepaarten Blätter sind eyförmig, völlig ganz und glatt; die Blumen stehen einzeln auf einfachen Stielen; die Frucht ist wie bey der vorigen Art.

3) Die glatte Malpighie mit Blumenähren, Malpighia nitida L. ist baumartig mit einem holzichten Stamme. Die Blätter sind lanzetförmig, völlig ganz und glatt. Die Blumenähren sitzen an den Blätterwinkeln.

4) Die borstige Malpighie mit einfachen Blumenstielen, Malpighia vrens L. Die Blätter sind breit, eyförmig, auf beyden Flächen, sonderlich der untern, mit vielen steifen, gleichsam niedergelegten, kaum sichtbaren Borsten besetzet. Daher, und weil diese Stacheln leicht abgehen, tief in die Haut eindringen, und nicht leicht wieder herauszubringen sind, man sich davor in Acht nehmen muß. Die Blumen stehen zwar am Blätterwinkel bey einander, jede aber ruhet auf ihrem eigenen Stiele. Die Frucht ist gefurchet und roth. Wollte man diese Pflanzen in hiesigen Gärten unterhalten, müßten sie beständig sehr warm, und auf dem

Loh-

Lohbeete gehalten, und sorgfältig gewartet werden.

Maltheserfisch.

Ein Fischname, den Richter anführet. Soll er etwan der Maltha seyn, Μάλθη des Oppianus, der nach dem Rondelet im Lateinischen keinen Namen hat, doch zu Rom Lamioia genennet wird? Gesner nennet ihn daher Maltha Lamiola, den kleinen Fraßhund, S. 79. b. und Bomare hält diesen Maltha, der Fr. Sorrat, für eine Gattung des Requin; und bey dem Klein ist er die dritte Gattung seiner Hundsköpfe, Cynocephalus; s. unsere Artikel, Fraßhund, T. III. S. 190. und Hundskopf, Th. IV. S. 164.

Maltheserschwamm.

S. Cynomorion.

Malvasirkraut.

S. Leberbalsam.

Malvaviscus.

Herr Dillen hat diesen neuen Geschlechtsnamen erfunden. Die Pflanze ist zwar mit den Ketmien nahverwandt und wird auch vom Herrn von Linné zu dem Hibisco gerechnet, und Hibiscus Malvaviscus genannt; da aber die Blume ein eigenes Ansehen hat, könnte man solche wohl füglich von dieser Gesellschaft absondern lassen, und als ein besonderes Geschlecht betrachten, wie auch Herr Ludwig gethan. Diese immergrünende Staude wächst in Mexico, und würde auch bey uns leicht zwanzig Fuß Höhe erreichen, wenn man den holzichten, gerade und schnell aufwachsenden Stamm nicht abstutzete. Wenn dieses geschieht, bleibt solcher niedriger, und treibt obenher viele biegsame Aeste. Die gestielten, wechselsweise gestellten Blätter sind haaricht, weich anzufühlen, herzförmig, spitzig, am Rande eingekerbet, auch zuweilen hinterwärts in Lappen eingeschnitten, welche aber viel kleiner, als der mittlere und Haupttheil erscheinen. Die gestielten Blumen stehen einzeln in dem Winkel der Blätter. Der äußerliche Kelch besteht aus vielen Blättchen, der innerliche aber aus einem, welches bis zur Hälfte in fünf Lappen zerschnitten ist. Die fünf scharlachrothen, nach Art der Malven mit einander vereinigten Blumenblätter gehen niemals von einander, und die Blume bleibt immerfort geschlossen, indem diese Blätter schneckenförmig untereinander vereiniget bleiben. Die Staubfädensäule mit den oberwärts abgetheilten Fäden, und daran hangenden Beuteln, ingleichen der fünfspaltige Griffel ragen über die Blume weit hervor. Die Frucht ist saftig, einer rundlichten rothen

Beere

Beere ähnlich, und enthält fünf Saamen. Die Stellung der Blumenblätter und die Frucht unterscheiden diese Art von allen Ketmien. Man unterhält solche in hiesigen Gärten, und vermehret sie aus den Zweigen. Sie verträgt zwar im Sommer die freye Luft, doch werden von den rauhen oder kühlen Winden die Blätter gemeiniglich angegriffen und ihre Farbe verändert. Man soll die Stöcke lieber auch im Sommer in dem Glashause halten, zugleich aber die frische Luft genießen lassen. Im Winter verlangen sie mäßige Wärme, damit sie nicht zu geile Triebe machen.

Malve.

Unter diesem, auch im Deutschen ganz gebräuchlichen, Namen versteht man zwar ein besonderes Pflanzengeschlecht, Malua; man begreifet aber auch darunter eine ganze Familie, oder natürliche Ordnung, und nennet alle dahin gehörige Malvenartige Pflanzen, Maluaueas. Wir wollen zuerst die allgemeine Beschaffenheit dieser Familie angeben, und hernach von dem Geschlechte, welches den Namen Malua insbesondere führet, handeln. Das Blumenblatt ist bey den malvenartigen tief und bis auf den Boden in fünf Einschnitte getheilet, und Hr. v. Linné nimmt daher fünf Blumenblätter an. Weil aber diese Blätter unterwärts in einem Cirkel mit einander zusammenhängen, oder vielmehr verwachsen sind, und daher auch nicht einzeln, sondern alle zugleich, und an dem durchstochenen Ringe vereiniget, abfallen, so kann man wohl füglich die Malven zu denjenigen Blumen rechnen, welche ein fünffach getheiltes Blumenblatt besitzen. Ferner sind bey diesen Blumen alle Staubfäden unterwärts mit einander in einen Körper verwachsen, und dieser stellet ein hohles Säulchen vor; daher nennet Herr von Haller diese Familie säulentragende Pflanzen, columniferae, und Herr von Linné einbrüderige, monadelphiae. Die Säule hängt mit dem cirkelförmigen Boden des Blumenblattes genau zusammen, und wenn man fünf besondere Blumenblätter zählen wollte, müßte man den durchstochenen Zirkel als den untersten Theil dieses Säulchens annehmen; weil aber das Blumenblatt mit dem Säulchen immerfort vereiniget bleibt, und beyde zugleich abfallen, wird immer zweifelhaft bleiben, ob der Cirkel zum Blumenblatte, oder zur Staubfädensäule gehöre. Die, in der Säule vereinigten Staubfäden theilen sich wieder von einander, oder von der Säule gehen viele kurze Fädchen aus, deren jedes einen Staubbeutel trägt. Durch die Röhre des Säulchen steigt der

Griffel

Griffel in die Höhe. Die Anzahl der Staubwege, der Kelch und die Frucht sind nach den Geschlechtern verschieden.

Das eigentliche Malvengeschlecht, Malua, hat Tournefort von den Blättern bestimmet, und diejenigen Arten, welche rundlichte und weniger eingeschnittene Blätter haben, Maluas, diejenigen aber, deren Blätter in tiefe Lappen abgetheilet sind, Alceas genennet. Nach der neuern Kräuterlehre aber kann man den Unterschied der Geschlechter nicht von den Blättern, sondern allein von der Blume und Frucht hernehmen. Daher Herr von Linné und die meisten neuern die beyden Tournefortischen Geschlechter, oder überhaupt diejenigen Arten unter dem Namen Malua vereiniget, welche einen gedoppelten Kelch, und zwar einen dreyblätterichten äußerlichen und einen einblätterichten, in fünf Einschnitte getheilten innerlichen besitzen, und deren tellerförmige Frucht aus vielen nierenförmigen, eingewickelten Saamen besteht. Die nächstverwandten, welche gleichfalls einen gedoppelten Kelch haben, unterscheidet Herr v. Linné vorzüglich durch den äußerlichen Kelch; indem der innerliche durchgehends einblätterich und fünffach getheilet ist. Der äußerliche besteht z. E. bey der Lauatera nicht aus drey abgesonderten Blättern, sondern nur aus einem, welches bis zur Hälfte in drey Lappen zerschnitten ist. Bey der Alcea ist der äußerliche in sechse, und bey der Althaea in neun Einschnitte getheilet. Malope, Gossypium, Hibiscus und Vrena, welche auch einen gedoppelten Kelch haben, werden vorzüglich durch die Frucht unterschieden, und bey den übrigen, welche nur einen Kelch besitzen, sind die Unterscheidungszeichen von verschiedenen Theilen hergenommen.

Unter dem Malvengeschlechte, welches man auch Pappel nennet, von dem Pappelbaume aber gänzlich unterschieden ist, auch wegen einiger Aehnlichkeit in der Frucht, den Namen Käsepappel erhalten, hat Herr von Linné zwey und zwanzig Arten angeführet, von welchen zwar nur zwoe bey uns wild wachsen, mehrere aber in den Gärten unterhalten werden. Wir bemerken demnach

1) die gemeine aufrechtstehende Malve mit fünf- und siebenlappichten Blättern, Hasenpappel, Roßpappel, Malua sylvestris L. wächst überall um die Städte und Dörfer an den Wänden, Zäunen und Landstraßen, und blühet im Junius und Julius am häufigsten. Die in Zweige vertheilte, fäserichte, jährige Wurzel treibt einen aufgerichteten, ohngefähr drey Fuß hohen, und in viele Zweige ausgebreiteten

breiteten Stängel. Die gestielten und wechselsweise gestellten Blätter sind in fünf auch sieben fast dreyeckichte, sägeartig ausgezahnte Lappen abgetheilet. An dem Winkel der Blätter sitzen einige Blumen bey einander, jede aber steht auf ihrem eigenen haarichten Stiele. Beyde Kelche sind haaricht, und von den drey eyförmigen Blättchen des äußerlichen sind zuweilen eines, auch zweye eingeschnitten. Die Einschnitte des purpurfärbigen und mit dunkeln Adern durchzogenen Blumenblattes sind am Rande oberwärts nicht sowohl herzförmig, als unordentlich abgefressen. Die Frucht besteht aus zehn bis funfzehn einsaamigen, nierenförmigen Bälgen. Herr von Linné unterscheidet hiervon die Malua hederaceo folio C. B. P. unter dem Namen Malua Mauritiana; welche nur in Italien, Portugall und Spanien wachsen, und von unserer darinnen verschieden seyn soll, daß die Blätter in fünf stumpfe Lappen getheilet, die Blätter- und Blüthstiele glatt, die drey äußerlichen Kelchblättchen lanzetförmig und die Blumenblätter mehr roth gefärbet sind; da hingegen bey unserer Art sieben spitzige Lappen, an den Blättern, haarichte Blatt- und Blüthstiele, stumpfe Kelchblättchen und mehr bläulichte Blumen sich zeigen sollen. Ob dieses beständig sich also verhalte, müssen wir andern zu entscheiden überlassen.

2) Gemeine gestreckte Malve mit rundlichten eingekerbten Blättern, kleine rundblätterichte Pappel, Gänsepappel, Malua rotundifolia L. wächst und blühet mit der vorigen an gebauten und ungebauten Oertern zugleich; die Wurzel ist auch jährig, geht aber sehr tief in die Erde. Stängel und Zweige sind auf der Erde hingestrecket, und einen bis zween Fuß lang. Die Blätter sind fast rundlicht, oder nierenförmig, sägeartig ausgezahnet, und in fünf Lappen, aber nicht tief abgetheilet. Die gestielten Blumen stehen im Winkel der Blätter einzeln, auch zwo und drey auf einem Stiele. Die äußerlichen Kelchblättchen sind schmal, die Einschnitte des innern Kelches eingekerbet, und die Blumenblätter klein, am obern Rande weniger gespalten und abgefressen, weiß und mit röthlichten Adern durchzogen.

Von diesen beyden Arten gebrauchet man in den Apothecken die Wurzel, Blätter, Blumen und Saamen. Alles besitzet einerley Kräfte, doch ist die Wurzel am schwächsten; man wählet gemeiniglich die Blätter und Blumen. Ihre vorzügliche Eigenschaft ist die erweichende Kraft; daher man die malvenartigen

Pflan-

Pflanzen überhaupt erweichende, emollientes, zu nennen pfleget. In ältern Zeiten wurden die Malven gekochet und roh als Salat gespeiset; und ob es gleich nicht ausgemachet, welche Art man zur Speise angewendet, so ist doch so viel gewiß, daß man sich der Malven besonders deswegen bedienet, um die Oeffnung des Leibes zu befördern, die trocknen Gedärme anzufeuchten, schlüpfrich zu machen und zu erweichen. Wir beziehen uns in Ansehung dieser und anderer damit verbundenen Tugenden auf die nahverwandte Pflanze, den Eibisch, welchen wir aber höher als alle Malven schätzen. Hier erwähnen wir nur, wie der abgekochte Trank von Malvenblättern den brennenden und scharfen Urin kräftig lindere, und den schmerzhaften Abgang erleichtere. Die frischen Blätter der Malven frißt das Vieh gerne, und die Blumen geben den Bienen viel Stoff zum Wachs und Honig.

3) Gestreckte Malve mit tief zerschnittenen Blättern, Carolinische Malve, Abutilon repens flore heluolo H. Elth. Malua Caroliniana L. Die Wurzel ist fäsericht und jährig. Die ganze Pflanze ist mit Haaren besetzet. Die Stängel treiben viele Zweige, welche alle auf der Erde hinkriechen, aus den Knoten oder Gelenken neue Wurzelfasern treiben, und einen großen breiten Raum einnehmen. Die gestielten, wechselsweise gestellten Blätter, sonderlich die untern sind rundlicht, die obern mehr länglicht, spitzig, und in viele ungleiche, verschiedentlich eingekerbte Lappen tief zerschnitten. Die Blumen stehen im Blätterwinkel auf einzelnen langen Stielen. Der äußerliche Kelch besteht aus drey schmalen Blättchen. Das Blumenblatt ist klein, und dunkelroth. Die Frucht ist von andern Malven einigermaaßen verschieden, und kommt mehr mit der Sammetpappel überein. Sie besteht zwar aus vielen tellerförmig gestellten, schwarzen, rauchen Bälgen, deren jedes aber am äußerlichen Rande mit zwey kleinen Hörnerchen besetzet ist, sich mit zwo Klappen öffnet, und zween nierenförmige Saamen enthält. Ob man gleich die Zweige, wegen der daran ausgetriebenen Wurzelfasern, theilen könnte, werden solche doch den Winter über nicht aushalten, daher man die Vermehrung durch den Saamen allein unternehmen soll. Man säet diesen nicht gerne auf das Mistbeet, indem die weit auslaufenden Zweige andere Pflanzen leicht verdrängen. Da auch von den ausgefallenen Saamen im freyen Lande öfters Pflanzen aufwachsen, kann man solchen auf eine Rabatte und am füglichsten

an dem Rande derselben aussäen, damit die Pflanze sich ungehindert ausbreiten, und andere nicht ersticken könne.

4) Wohlriechende Malve mit vielfach zerschnittenen Stängelblättern, Bisampappelrose, Malua moschata L. wächst in Italien und Frankreich. Der aufgerichtete Stängel erreichet gegen zween Fuß Höhe, und treibt viele Zweige, welche mit einzeln, aus einem erhabenen Puncte ausgehenden Haaren besetzet sind. Die untern Blätter sind rundlicht oder nierenförmig, ganz, und nur sägeartig ausgezahnet, doch zuweilen einige darunter in fünf Lappen, aber gar nicht tief, abgetheilet; die obern bestehen aus drey oder fünf tief zerschnittenen Lappen, und diese sind wieder federartig in kleinere abgetheilet. Die äußerlichen Kelchblättchen sind lanzetförmig und öfters zählet man derselben viere. Das Blumenblatt ist groß, weiß oder hellroth. Die Saamenbälge sind schwarz und etwas haaricht. Jedes enthält zween Saamen, und trägt zwo Grannen. Es hat diese Art viele Aehnlichkeit mit dem Siegmarschkraute, welches zwar auch zu dem Malvengeschlechte gehöret, von uns aber unter jenem Namen beschrieben werden soll. Weil außer dieser, keine andere Malven wohlriechende Blumen tragen, verdienet sie einen Platz in unsern Gärten. Die Wurzel hält zwar im freyen, in einem warmen trocknen Boden, etliche Jahre aus; doch soll man aus Vorsicht einen Stock im Scherbel halten, und diesen im Winter in ein gemeines Glashaus setzen. Die Vermehrung geschieht am besten aus Saamen.

5) Wirtelblümichte Malve mit platten Blättern, Malua verticillata L. soll aus China abstammen. Die Wurzel ist jährig. Der Stängel erreichet mit seinen Zweigen vier bis fünf Fuß Höhe. Die langgestielten Blätter sind breit, rundlicht, in fünf auch mehrere kurze, eingekerbte Lappen getheilet. Die Blumen sitzen in großer Anzahl dichte in dem Blätterwinkel, und bedecken fast den Zweig cirkelförmig, nach Art eines Wirtels. Beyde Kelche sind rauch anzufühlen. Das Blumenblatt ist sehr klein und weißlicht. Man erzieht diese Art jährlich aus dem Saamen im freyen Lande, ohne Wartung. Diese soll von den Chinesern häufig gespeiset werden.

6) Wirtelblümichte Malve mit krausen Blättern, Malua crispa L. wächst in Syrien und ist der vorherstehenden in allen ähnlich, nur der Rand der Blätter zart und dichte gekrauset. Man erzieht solche, wie die vorige.

7) Baumartige Malve mit herzförmigen, zerschnittenen

Blät-

Blättern, Malua groſſulariae fol. H. Elth. Malua capenſis Linn. Dieſes immergrünende, mit vielen Zweigen beſetzte, und in hieſigen Gärten ſechs bis acht Fuß hohe Bäumchen ſtammt aus Aethiopien her, und iſt in allen Theilen mit langen, weißlichen Haaren beſetzet und daher rauch anzufühlen. Zwiſchen den Haaren haben wir jederzeit ein zartes, kurzes, wollichtes Weſen, ſelten aber die Haare geſpalten oder in kleinere abgetheilet, wie Hr. von Linné angiebt, wahrgenommen. Bey dem langen Blattſtiele ſtehen zween Blattanſätze, und die Blätter ſelbſt ſind einigermaßen herzförmig und in drey oder fünf eingekerbte Lappen abgetheilt. Wen man derſelben fünfe findet, ſtehen die beyden äußerlichen weniger, als die übrigen von einander entfernet. Aus dem Blätterwinkel entſtehen gemeiniglich zween, unterwärts vereinigte, lange Blüthſtiele, deren jeder eine, faſt wagerecht geſtellte, oder etwas weniges unterwärts gerichtete Blume trägt. Das Blumenblatt iſt eher klein als groß zu nennen, ſchön purpurfärbig, unten an den Einſchnitten mehr weißlicht und mit einem dunkelrothen Flecke bezeichnet. Sie blühet den ganzen Sommer und giebt auch reifen Saamen. Aus dieſem allein haben wir auf dem Miſtbeete die Vermehrung erhalten. Die Stöcke blühen gemeiniglich ſchon im erſten Jahre, ſind ziemlich dauerhaft, müſſen aber im Scherbel unterhalten, öfters verſetzet, im Sommer fleißig begoſſen, und den Winter über in einem mäßig warmen Glashauſe unterhalten werden. Die Höhe des Stammes und die Größe der Blätter ſcheinen veränderlich zu ſeyn. Wir haben die große und kleinblätterichte Art viele Jahre unterhalten, und den Unterſchied unverändert, auch die großblätterichte raucher als die breitblätterichte, dieſe aber doch niemals glatt wahrgenommen, auch beyde aus verſchiedenen Saamen erzogen, und noch glauben wir, daß beyde nur eine Art ausmachen.

8) Aehrenblümige Malve mit lappichten, gefaltenen Blätten, Malua peruuiana Linn. Dieſe, in unſern Gärten faſt einheimiſch gewordene, jährige Art ſtammet aus Peru her. Der aufgerichtete und mit vielen Zweigen beſetzte Stängel wird drey bis vier Fuß hoch und iſt rauch. Die langen Blattſtiele umgeben zween lanzetförmige Anſätze. Das Blatt ſelbſt iſt in ſieben eingekerbte, gefaltene Lappen tief zerſchnitten und gleichfalls, doch mit weichern Haaren beſetzet. Aus dem Blätterwinkel entſtehen einzelne, nackende, lange Blüthſtiele, welche ſich mit einer einſeitigen, anfangs rückwärts gebogenen, hernach aufgerichteten

richteten Blumenähre endigen. Das Blumenblatt ist sehr klein, purpurfärbig. Es folgen zehn Saamenbälge, welche oberwärts mit wechselsweise gestellten Zähnchen besetzet sind. Die Pflanze hat wenig Schönheit, erfordert aber auch keine Wartung, und liefert reichlich im freyen Lande reife Saamen.

9) Gelbe ährenblümige Malve, Malua americana L. Amerika ist ihr Vaterland; die Wurzel ist jährig, die ganze Pflanze haaricht, und der Stängel mit seinen Zweigen ohngefähr zween Fuß hoch. Die schmalen Blattansätze fallen zeitig ab. Die gestielten Blätter sind eyförmig, bisweilen mehr rundlich, stumpf und sägeförmig ausgezahnet. Nach Breynens Abbildung sind solche schmäler und spitziger, und nach Herrn von Linné herzförmig und nicht wollicht oder rauch. Beydes haben wir bey unserer Pflanze nicht bemerken können. Aus dem Blätterwinkel trieb gemeiniglich ein Zweig, zuweilen ein Zweig und eine Blume zugleich, zuweilen auch nur eine Blume allein; viele Blumen aber standen am Ende der Zweige ährenweise bey einander. Diese saßen platt auf und jede umgab ein Deckblatt. Beyde Kelche sind haaricht, der äußerliche ist länger, als der innerliche und das Blumenblatt klein, dunkelgelb. Wir haben diese Art aus dem Saamen auf dem Mistbeete erzogen, aber keinen reifen wieder erlangt.

Einige Arten, welche man gemeiniglich Malven nennt, sind unter Lauatera angeführet, und das Siegmarskraut wird unter diesem Namen vorkommen. Dieses wurde ehedem Alcea genannt; weil aber selbiges mit dem Malvengeschlechte vereiniget werden muß, und dadurch der Name Alcea ganz wegfiel, haben Hr. v. Linné und andere neuere die so genannte Malua rosea wegen des, am äußerlichen Kelche befindlichen Unterschieds, von den Malven abgesondert, daraus ein eigenes Geschlecht gemachet, und solches Alcea genannt. Wir vereinigen dieses, wegen des fast allgemein gebräuchlichen Namens, mit dem vorigen Geschlechte und nennen solches zum Unterschiede

Rosenmalve. Dietrich wählet Pappel und Planer Pompelblume. Andere gebräuchliche Namen sind Gartenpappel, Rosenpappel, Herbstrose, Glockrose, Stockrose, Mundrose, Halsrose, Ernrose, Malua rosea. Alcea Linn. Der ganze Unterschied zwischen diesem und dem eigentlichen Malvengeschlechte besteht in dem äußerlichen Kelche, welcher in sechs Einschnitte getheilet ist. Hr. von Linné unterscheidet zwar zwo Arten, ist aber selbst zweifelhaft, ob nicht vielmehr beyde nur eine ausmachen dürften. Sie stammen

aus

aus dem Oriente her. Die ausdauernde Wurzel ist weiß und in viele Zweige verbreitet. Der starke, aber leicht zerbrechliche, haarichte und rauh anzufühlende Stängel erreichet sieben bis acht Fuß Höhe und treibt viele aufwärts steigende, ähnliche Zweige. Die wechselsweise gestellten, haarichten Blätter ruhen auf starken, wollichten und mit zween gespaltenen Blattansätzen umgebenen Stielen, und die untersten sind groß, fast rundlich und sägartig ausgezahnt; die obern aber mehr eckicht, in fünf oder sieben ausgezahnte Lappen abgetheilet. Nach dem Linnäischen Unterschiede hat die Alcea rosea nur ausgeschweifte, eckichte, die Alcea ficifolia aber handförmig abgetheilte Blätter. Am Blätterwinkel kommen, der Länge nach am Stängel und Zweigen kurze, gestielte, große und ansehnliche Blumen hervor, welche theils einzeln, theils zwo und drey bey einander stehen. Die Blume, sonderlich das Blumenblatt, spielet mannichfaltig. Denn obgleich diejenigen Blumen, in welchen die Staubfäden verwachsen sind, wie bey den schmetterlingsförmigen und malvenartigen, gar selten gefüllt erscheinen, so geschieht doch dieses bey der Rosenmalve sehr öfters, indem die abgehenden Spitzen von der Staubfädensäule sich in Blätter verbreiten, und viele dergleichen die Säule ganz bedecken. Es bleiben solche aber, in Ansehung des natürlichen Blumenblattes und dessen Einschnitten, kurz und schmal, mithin bestehen diese gefüllten Blumen gleichsam aus zweyerley Blättern. Einfache und gefüllte nehmen verschiedene Farben an, als weiße, fleischfärbige, purpurfärbige, dunkel- und schwarzrothe, schwefelgelbe. Alle diese Sorten erzieht man aus Saamen, welchen man selbst erbauen und von den Sorten besonders einsammlen soll, indem aus selbigen gemeiniglich die vorigen Sorten, wenigstens größtentheils, wieder fallen. Weil aber Stöcke von verschiedenen Farben nahe bey einander stehen, und der Blüthstaub von einem auf den andern geführet werden kann, wird man sich so sicher auf den Saamen nicht verlassen können. Auch die gefüllten geben Saamen und dieser viele, meistentheils gefüllte Stöcke, wenn solche allein stehen. Man kann zwar auch die Wurzeln theilen, sie verfaulen aber leicht nachher. Man darf den Saamen im Frühjahre nur auf gemeines Gartenland säen, und wenn die Pflanzen vier oder fünf Blätter getrieben, im Sommer oder gegen den Herbst an solche Oerter versetzen, wo sie hernach stehen bleiben können. Das öftere Verpflanzen wollen sie nicht füglich vertragen. Sie fangen im zweyten Jahre erst an zu blü-

hen und dauern hernach in der Wurzel viele Jahre, zumal wenn man gegen den Herbst die Stängel abschneidet und die Wurzel sich gehörig von neuen bestocken läßt. Es sind diese Rosenmalven eine wahre Zierde in den Gärten, zumal wenn man sie mitten auf die Rabatten pflanzet, bey Zeiten mit einem Pfahle versieht und gehörig anbindet. Von dieser Pflanze sind allein die Blumen in der Arzneykunst gebräuchlich, obgleich die Wurzel eben so dienlich, als von der Malve seyn dürfte. Man erwählet aber nur die dunkelrothen Blumen, indem man diesen eine zusammenziehende und heilende Eigenschaft zueignet, und, sonderlich bey Entzündung, Geschwüren und andern Krankheiten des Mundes und Halses zum Gurgelwasser zu gebrauchen pfleget. Weil die Stöcke den ganzen Sommer über blühen, und die Bienen den Blumenstaub davon aufsuchen, verdienen sie auch um deswegen alle Achtung.

Mamberziege.

Capra Mambrica Linn. Eine syrische Ziege, welche aber auch in Egypten und in Ostindien gefunden wird. Sie hat den Namen Mamberziege oder Mambrine von derjenigen Gegend in Syrien, wo man sie am häufigsten antrifft, nämlich von dem Gebirge Mamber erhalten. Sie unterscheidet sich von den gemeinen Ziegen vorzüglich durch die langen, herunterhängenden Ohren und durch ihre ansehnliche Größe. Das Maul ist breit und die Oberlippe kürzer, als die untere. Sie giebt überaus viel und eine sehr wohlschmeckende Milch. Einige versichern auch, daß man sich derselben, wegen ihrer Größe und Stärke, zum Reiten bedienen könne. Der Graf von Büffon hält sie für einen Abfall von der angorischen Ziege.

Mammeybaum.

Dieses Geschlecht wird auch sonst Mamei, Mamay, von Herr Planern Duttenbaum, und vom Hrn. von Linné Mammea genannt. Die Blume besteht aus zwey eyförmigen, vertieften, gefärbten und abfallenden Kelch- und vier viel größern, ausgebreiteten, rundlichen und ausgehöhlten Blumenblättern, vielen Staubfäden und einem Griffel mit einem köpfichten Staubwege. Die saftige, fleischichte, große, kugelförmige, mit dem Griffel besetzte Frucht enthält vier rauhe Saamen. Herr Jacquin hat auch männliche Blumen, und diese entweder allein, oder auch mit den Zwitterblumen auf einem Baume wahrgenommen. Es sind zwo Arten bekannt.

1) Der amerikanische Mammeybaum mit kurzen Staubfäden

den, Mammea americana Linn. Dieser Baum wächst in Jamaika, erreichet bis sechzig Schuh Höhe, treibt viele Aeste, trägt immergrünende, einander gegen über gestellte, große, glänzende, länglichte, stumpfe Blätter; weiße, wohlriechende Blumen, und gelblicht grüne, wohl einer Faust große, höckerichte Früchte. Die Staubfäden sind kürzer als die Blumenblätter, deren Zahl zuweilen auf fünf bis sechse steigt.

2) Der asiatische Mammeybaum mit langen Staubfäden, Mammea asiatica Linn. Dieser wächst in Java, wird sehr hoch und groß, trägt verkehrt eyförmige, wohl einen Schuh lange, glatte Blätter, einzelne Blumen und eckichte Früchte. Die Staubfäden sind viel länger als die Blumenblätter.

Die Früchte von beyden Arten haben einen angenehmen, den Pfirschen ähnlichen, Geschmack und werden von den Einwohnern häufig gegessen. Bey der ersten Art aber ist die Schale und der Saame heftig bitter. Man kann über den Gebrauch den Jacquin nachlesen. Würde man dergleichen in hiesigen Gärten unterhalten wollen, so müßte man sie, sonderlich die erste Art, wie den arabischen Coffee warten, und auf dem warmen Lohbeete genugsame Wärme genießen lassen.

Mammonthier.

In dem Kaiserlichen Naturalienkabinette zu St. Petersburg findet man verschiedene ungeheuere Knochen und Zähne unter dem Namen Mammontsknochen, die man in Sibirien aus der Erde gegraben hat. Sonst war man der Meynung, daß es ehemals ein vierfüßiges Thier, das von dem Elephanten verschieden und noch größer, als der Elephant gewesen sey, gegeben habe. Dieses eingebildete Thier nannte man Mammonthier, und daher die Knochen desselben Mammontsknochen. Nachdem man aber dieselben mit den Elephantenknochen genauer verglichen hat; so ist man völlig von der Unrichtigkeit dieser Meynung überzeuget worden. Die so genannten Mammontsknochen sind nichts anders, als Knochen von sehr großen Elephanten. Man muß also das Mammonthier, wofern man nicht etwa durch diesen Namen die großen Elephanten verstehen will, in die Classe der fabelhaften Geschöpfe setzen.

Manatus.

Manatus, auch Matrußa, desgleichen Meer-Seekuh. Richt. s. unsern Artikel, Lamentin, Th. V. S. 17.

Manchetten.

S. Delphinschnecke.

Manchinelenbaum.

Mancinella Plum. Hippomane Linn. und deswegen von Hr. Dycken Pferdegiftbaum genannt. Männliche und weibliche Blumen wachsen auf einem Baume. Die männlichen stellen ein Kätzchen vor, und zu jeder Blume gehören ein kleines gespaltenes Kelchblättchen und zween Staubbeutel, welche beyde auf einem gemeinschaftlichen Faden sitzen. Die weibliche Blume besteht aus einem kleinen, dreyspaltigen, abfallenden Kelche, und einem großen, eyförmigen Fruchtkeime, dessen Griffel sich in drey spitzige, rückwärtsgebogene Staubwege endiget. Die große, kugelförmige, mit den Griffeln besetzte Frucht, ist entweder ein Apfel mit einer Nuß, oder ein trockenes Behältniß, in welchem drey Saamen liegen. Hr. Brown und Jacquin haben die Geschlechtskennzeichen in verschiedenen Umständen anders angegeben. Die Linnäischen gründen sich auf die Beobachtung eines Loeflings. Herr von Linne' führet drey Arten an. Die bekannteste und merkwürdigste ist:

der Apfeltragende Manchinelenbaum, Manchiacel, Manchanel, Hippomane Mancinella Linn. wächst auf den Caribäischen Inseln, erreichet daselbst eine ansehnliche Höhe, ist mit einer glatten Rinde bedecket, mit glatten, eyförmigen, zugespitzten, eingekerbten, am breiten Ende mit einer oder zwo Drüsen gezierten und gestielten Blättern besetzet, und treibt an dem äußersten Ende der Aeste die gelblichten Blumenähren. Die gelblichte Frucht hat die Gestalt einer Birne oder Feige und einen angenehmen Geruch.

Die Frucht wird für ungesund gehalten; doch wissen die Indianer solche zuzurichten, daß sie ohne Schaden kann gegessen werden. Nicht allein aber die Frucht, sondern der Baum überhaupt ist giftig, und vornehmlich besitzt der weiße milchichte Saft, welcher unter der Rinde sich aufhält, diese schädliche Eigenschaft. Die Wilden bedienen sich dieses Saftes zur Vergiftung ihrer Pfeile, und die dadurch gemachten Wunden sind tödtlich. Die Amerikaner geben vor, daß sogar die Tropfen vom Regen oder Thau, welche auf den Blättern dieses Baumes haften, ein solches brennendes Wesen annehmen, daß davon, wenn sie auf die bloße Haut eines Menschen fallen, Blasen und Blattern auffahren. Diejenigen, so eine Zeitlang unter dem Schatten dieses Baumes sich aufhalten, sollen aufschwellen, oder auch an ihren Sinnen schaden leiden. Das trockene Holz, welches schöne und feste ist, auch daher von Tischlern und Drechslern verarbeitet wird, soll auch diese schädliche

liche Eigenschaft besitzen, und ein Drechsler in London soll durch die zarten Späne oder Pulver, welche beym Drechseln abgehen, ein heftiges Augenweh empfunden und in wenig Tagen darauf das Gesichte verlohren haben, auch endlich an wunderbaren Zufällen gestorben seyn. Daß der milchichte Saft im frischen Zustande ein heftiges Gift sey, haben viele glaubwürdige Reisende bezeuget. Hrn. Catesby schien es anfangs zweifelhaft, daß bey dem Fällen dieses Baumes so viele Vorsicht nöthig sey, damit durch den ausspritzenden Saft die Arbeiter nicht beschädiget würden, die eigene Erfahrung aber hat denselben davon überzeuget. Denn da er zugegen war, als man auf der Insel Andros einen fällte, spritzte ihm etwas von dieser Milch in die Augen, wodurch er zween Tage über blind geworden; die Augen und das ganze Angesicht schwollen auf und er empfand die ersten vier und zwanzig Stunden einen brennenden Schmerz. Lionel Wasser berichtet, wie ein Franzose von seiner Reisegesellschaft, als sich selbiger unter einen solchen Baum niedergeleget, durch die herabfallenden Regentropfen am ganzen Leibe beschädiget und mit großer Mühe gerettet worden. Die aufgefahrnen Blasen ließen Narben nach sich, wie bey den Pocken zu geschehen pfleget. Hr. Jacquin ist zwar von der giftigen Eigenschaft dieses Baumes überzeuget, hat aber selbst erfahren, wie die Regentropfen, so davon herunterfallen, von dem Gifte nicht angesteckt worden. Er hat sich drey Stunden lang unter diesen Bäumen aufgehalten, auch zu anderer Zeit ist der Regen auf dessen bloßen Körper heruntergetröpfelt, und in beyden Fällen hat er keine Ungelegenheit davon empfunden.

Von der giftigen Wirkung der Früchte ist Peyßonel ein Augenzeuge gewesen. Sein Aufseher, ein starker Mann, wurde durch die schön gefärbten und wohlriechenden Früchte, welche dem Apisapfel gleichen, gereizet, ein paar Dutzend davon zu speisen. Eine Stunde nachher fing der Leib an sehr aufzuschwellen, die Lippen waren wund gefressen, und der Mann fühlte ein verzehrendes Feuer in seinem Eingeweide, er konnte sich nicht aufrecht erhalten und bekam kalte Schweiße. Ein heftiges Brechmittel und hernach Reißschleim erretteten solchen vom Tode.

Weil das Holz, wegen seiner schönen Adern, Festigkeit und leichten Politur, hochgeachtet, und mit den daraus geschnittenen Brettern ein starker Handel, sonderlich nach England getrieben wird, sollen, wie Miller berichtet, die Indianer den Saft der Rinde zuvor ausbrennen, ehe sie den Baum fällen, um sich dadurch sowohl

selbst, als auch diejenigen, welche hernach mit dem Holze umgehen, vor allen Schaden sicher zu stellen.

Die Unterhaltung dieses Baumes würde in unsern Gärten mühsam seyn. Es verlanget solcher beständig viel Wärme und muß die meiste Zeit über auf dem Lohbeete unterhalten und mit dem Begießen wohl in Acht genommen werden, indem solcher leicht faulet.

Mandel, äthiopische.

S. Scepterbaum.

Mandelbaum.

Amygdalus Tourn. Auf dem einblätterichten, röhrenförmigen, in fünf tiefe Einschnitte getheilten Kelche sitzen fünf eyförmige, stumpfe, vertiefte Blumenblätter und viele kurze Staubfäden. Mitten steht der rauche Fruchtkeim, dessen Griffel einen köpfichten Staubweg trägt. Nach dieser Beschaffenheit der Blume kömmt der Mandel- und Pfirsichbaum mit einander völlig überein, und Hr. v. Linné hat auch unter dem Namen Amygdalus beyde in einem Geschlechte vereiniget. Die Frucht aber ist unterschieden. Hr. von Münchhausen schreibt zwar, die Mandel sey eigentlich als eine wilde Pfirsche anzusehen, deren Fleisch trocken, hart und lederartig ist; da aber solche immerfort so beschaffen und bey der Pfirsche ein saftiges, fleischichtes Wesen den Stein umgiebt, und die Pfirschen wegen ihres Fleisches, die Mandeln aber wegen des Kerns geachtet werden, kann man wohl beyde, als besondere Geschlechter beybehalten, oder wenigstens, wie Herr von Münchhausen und du Roi gethan, solches vereinigte Geschlecht in Mandeln und Pfirsichen abtheilen. Wenn man beyde Arten Bäume mit einander vergleicht, so wird man zwischen selbigen einen gar merklichen Unterschied bemerken. Bey den Mandelbäumen ist der Wuchs stärker und frischer; die Blätter sind glätter, dicker; die Drüsen an den untersten Einschnitten merklicher, und sowohl über als unter den Blumen, bey dem Pfirsichbaume aber nur allein über den Blumen. Die Blumen brechen früher hervor; gemeiniglich stehen solche nicht, wie bey den Pfirschen, einzeln, sondern paarweise bey einander. Das trockene äußerliche Wesen der Frucht färbt sich niemals; es berstet endlich auf und zeiget den Stein, welcher mit wenigern und mehr flachen Furchen versehen ist, oben glatt und spitzig zuläuft und einen größern, wohlschmeckenden Kern enthält. Die Frucht der Pfirsiche ist fleischicht, rundlich, auf der einen Seite mit einem Falze, und der runde, oben zugespitzte, harte

Stein

Stein mit tief ausgegrabenen Furchen versehen. Der Kern ist klein, und der Geschmack nicht sonderlich angenehm. Von den Mandeln hatte Herr von Linné ehedem nur zwo Arten angenommen, nachher aber auch die dritte hinzugesetzet. Nach Hr. Millern kann man fünf unterschiedene Arten annehmen. Als:

1) Gemeiner dickschalichter Mandelbaum, Amygdalus communis Linn. und Mill. Wächst in Mauritanien, auch in der Schweiz wild, und ist in seinem Geburtsorte ein niedriger, etwa zehn Fuß hoher Baum. Die Schüsse sind gerade, lang, und auf der, nach der Sonne gerichteten Seite röthlich. Die gestielten Blätter stehen wechselsweise, sind glatt, hellgrün, länglicht zugespitzet, sägeförmig ausgezacket, auf den hintersten Zäckchen mit kleinen Drüsen besetzet, dergleichen auch zwo oben auf dem Blattstiele sitzen, welcher mit zween schmalen Blattansätzen umgeben ist. Zwo kurz gestielte Blumen brechen aus einer Knospe hervor, und der blühende Zweig gleicht einer Aehre. Der untere glockenförmige Theil des Kelches ist glatt, der obere rauch. Die Blumenblätter sind lang, ausgeschweift und fleischfärbig. Man unterscheidet hiervon den Mandelbaum mit süßen und bittern Kernen, und hält beyde nur für Abarten, wobey jedoch folgender Unterschied anzumerken.

a) Der süße dickschalichte Mandelbaum, Amygdalus dulcis, oder satiua, trägt große, ganz weiße Blumen, der Stein zeiget keine Vertiefungen, und der Kern schmecket süße.

b) Der bittere dickschalichte Mandelbaum, Amygdalus amara, hat ebenfalls einen dickschalichten Stein, solcher aber ist mit vielen Vertiefungen versehen, und der bittere Kern vielen Thieren ein Gift.

c) Beyde Sorten findet man in den Gärten mit gefüllten Blumen.

2) Der dünnschalichte Mandelbaum, der Krach- oder Knackmandelbaum, Amygdalus dulcis Mill. Man hält auch diesen gemeiniglich für eine Abänderung der ersten Art; Miller aber versichert, daß er aus diesen Mandeln Bäume erzogen, welche beständig ähnliche Früchte getragen, daher er solchen auch als eine eigene und beständige Art angenommen. Die Blätter sind breiter und stehen näher bey einander als bey der erstern Art; die Blumen hingegen kleiner und kaum größer als der Kelch; sie haben inwendig eine weiße, äußerlich röthlichte Farbe, und öffnen sich später. Die Schale des süßen Kernes ist mit vielen Vertiefungen versehen, aber ganz dünne, daß

man solche leicht mit den Fingern zerdrücken kann. Die Ursache, warum diese Schale so zart bleibt, ist, nach Hrn. dû Hamel, darinnen zu suchen, weil die äußere Wand sich später, als die innere mehr glättere und feste bildet, so daß man sie im August kaum wahrnehmen kann.

3) Zwergmandelbaum mit einfachen Blumen, Amygdalus nana L. und Mill. Dieses ganz niedrige, in unsern Gärten kaum drey Fuß hohe Bäumchen soll aus den, nach Norden gelegenen, Gegenden von Asien abstammen; Herr dû Roi aber hat auch Früchte erhalten, die an der Wolga gesammlet worden. Die Wurzel läuft sehr aus, und treibt viele Schößlinge. Die Blätter kommen büschelweise aus den Knospen hervor, sie sind beynahe ungestielet, schmal, länglicht, an beyden Enden zugespitzet, sägförmig eingekerbet, glänzendgrün, und auf der untern Seite mit einem Gewebe feiner Adern gezieret. Aus den Blätterknospen treiben auch im Frühjahre, gemeiniglich im April, die Blumen einzeln hervor, welche einen purpurfärbigen Kelch und hellrothe Blumenblätter zeigen. Die Mandel soll einen halben Zoll Länge und Breite, und einen bittern Geschmack haben. Wir haben wohl einmal dergleichen reife erhalten, wissen aber nicht mehr, ob sie bitter geschmecket. Nur so viel erinnern wir uns, daß sie den gewöhnlichen Mandelkernen gar nicht gleich zu schätzen waren.

4) Zwergmandelbaum mit gefüllten Blumen, Amygdalus pumila L. Es ist dieses keine Spielart von dem vorherstehenden, wie man ehedem geglaubet. Herr von Linné hat zuerst den beständigen Unterschied angemerket; doch ist die Beschaffenheit der Frucht unbekannt, und daher ungewiß, ob diese Art zu den Mandeln oder Pfersichen, oder vielleicht gar zu den Pflaumen gerechnet werden müsse. Miller nennet solche Persica amygdalus. Ehe die Blätter aufbrechen, zeiget sie eine Aehnlichkeit mit den Pflaumen, indem sie in einander gerollet sind; der Länge nach gleichen sie den Pfirschenblättern. Afrika wird für dessen Vaterland ausgegeben. Der Stamm wird nicht über drey Fuß hoch. Die Blätter kommen theils einzeln, theils büschelweise aus den Knospen, sind rundlicht lang, am Rande feiner eingekerbet, mit dickern Adern versehen und runzlichter; neben diesen stehen kleine zarte Blattansätze. Die schönen, fleischfärbigen und gefüllten Blumen erscheinen zu Ende des Aprils oder Anfange des Mayes; wenn die Bäumchen nicht im Winter bedecket werden, gehen sie aus, treiben aber sonst viele Schößlinge.

5) Im-

5) Immergrünender orientalischer Mandelbaum, Amygdalus orientalis. Miller und du Hamel führen diese Art an, und unterscheiden solche durch die immergrünenden, lanzetförmigen, völlig ganzen, und silberfarbenen Blätter. Er soll um Aleppo wild wachsen.

Die erste Art mit ihren Abänderungen, wie auch die zwote, kann man leicht durch Steckung der frischen Mandeln erziehen. Da aber hierdurch die Abänderungen der ersten Art nicht allemal wiederkommen, auch die, aus Saamen erzeugten Stämme langsam blühen, oculiret man lieber die Sorten auf Mandel- und Pflaumen- oder Pfersichstämme, welche nach zwey Jahren dahin gesetzet werden, wo sie bleiben sollen. Sie erfodern einen lockern Boden. Auf Pflaumenbäume oculirte, gedeihen auch in einem feuchten Boden. Man kann solche zu hochstämmigen Bäumen aufwachsen lassen, auch gegen eine Sonnenseite am Spaliere ziehen, oder, wie in Frankreich geschieht, zu bedeckten Gängen gebrauchen. Sie halten die gewöhnlichen Winter ohne Schaden aus, und tragen reife Früchte. Nach Herr v. Münchhausens Erfahrungen schicket sich die dünnschälichte nicht zu hochstämmigen Bäumen, sie sind zu weichlich, und das junge Holz erfriert leicht. Nur die gefüllte Spielart muß man in Töpfen unterhalten, und im Winter in ein gemein Glashaus bringen. Die dritte und vierte Art vermehret man leichter durch Ableger und Schößlinge. Die dritte vermehret sich überflüßig selbst, und kann, wo sie einmal Platz genommen, nicht leicht ausgerottet werden. Die vierte soll man lieber in Töpfen halten, und den Winter über in ein gemein Glashaus setzen.

Alle Arten dienen, wegen der frühen Blüthe, zur Zierde in den Gärten. Die süßen Mandeln der ersten und zwoten Art aber haben noch andere und wichtige Nutzen. Man erhält solche sonderlich aus Italien, und nennet diese Florenzer- oder Ambrosinmandeln, auch aus Frankreich, sonderlich der Provence; aus Spanien kommen die sogenannten Valenzermandeln. Diejenigen, welche vor andern lang und dünne sind, werden Jordanmandeln genennet. Man soll diejenigen wählen, welche frisch, äußerlich gelblicht, glatt und nicht runzlicht, inwendig weiß, und vom Geschmacke süße und angenehm sind. Wenn sie alt werden, dünstet die wässerichte Feuchtigkeit aus, und die Oeltheilchen verbinden sich mehr mit einander, wodurch sie gelblicht, ölicht, scharf, ranzicht und mehr schädlich als nützlich werden. Die

von

von Würmern angefressenen taugen auch nichts; indem dadurch das Oel merklich verändert wird. Man soll auch vor dem Gebrauche das äußerliche gelblichte Häutchen absondern, indem an selbigen ein staubichtes harzichtes Pulver hängt, welches bey empfindlichen Personen leicht Husten erregen kann. Gesunde und Kranke bedienen sich derselben. In den Ländern, wo sie häufig wachsen, dienen sie zur Speise und Nahrung; bey uns aber gehören sie zu den Leckerbissen, und damit ihr Geschmack noch angenehmer werde, pfleget man solche mit Zucker, oder gestoßenem Zimmet zu überziehen, und roh zu essen, oder auch klein geschnitten, mit verschiedenen Speisen und Kuchenwerk zu vermischen, oder klar zu reiben und Mandelmuß davon zu verfertigen. Die ganzen Mandelkerne gehören unter die schwer zu verdauenden Sachen, und sollen selbige in dem Magen aufgelöset werden, muß man sie wohl zerkauen. Die Mandelmilch kann man zwar auch unter die Delicatessen rechnen; doch gehöret diese, wie auch das Mandelöl, mehr für die Kranken. Das in den Kernen enthaltene häufige Oel läßt sich leicht mit Wasser auflösen, und wenn man die abgeschälten zerstößt, und mit Wasser abreibet, erhält man eine Milch, welche süße, angenehm und nach Mandeln schmecket. Wenn solche einige Zeit gestanden, gerinnet sie, und wird säuerlich. Um dieses Verderben länger abzuwenden, kann man etwas feinen Zucker zusetzen, und den Geschmack nach Belieben zu verändern, abgezogenes, Zimmet- Rosen- oder Kirschwasser beymischen. Wenn man die abgeschälten und klein geschnittenen oder zerstoßenen Mandeln presset, erhält man vieles, dünnes, gleichsam wässerichtes, helles und süßes Oel, welches aber in kurzer Zeit verdirbt; daher man solches, sonderlich zum innerlichen Gebrauche, allemal frisch, auch ohne Hülfe des Feuers, folglich kalt auspressen soll. Das süße Mandelöl und die Mandelmilch haben einerley Tugenden, und können in einerley Fällen nützlich seyn. Die lindernde und schmerzstillende Kraft scheint die vornehmste zu seyn, wovon aber andere als die kühlende, urintreibende, u. s. f. abhangen. Man verordnet die Mandelmilch in hitzigen Fiebern, Entzündung der Nieren und Blase, brennenden Urin, Steinschmerzen, Colik, Durchfall, rothen Ruhr und andern Blutflüssen, beschwerlichen Husten, zu Linderung der Schmerzen, sonderlich der Nachwehen und andern Krämpfen, welche von trocknen und gespannten Fiebern entstehen. Die Mandelmilch ist den Schwindsüchtigen nützlich, und diese können

nen dergleichen, sonderlich wenn sie mit vielem Wasser verdünnet ist, besser als die gemeine Milch vertragen; es wird dadurch sowohl die brennende Hitze gelindert, als auch der Körper einigermaßen genähret werden. Das Oel kann man allein zu einem Löffel innerlich einnehmen, solches auch mit einem Brustsyrup, als Eibisch oder Frauenhaar, vermischen, und solches zu Linderung der Schärfe beym Husten gebrauchen, ingleichen dieses Oel zu den erweichenden Clystiren setzen; man kann es auch äußerlich einreiben, um die verhärteten Theile beweglich und die rauhe Haut glatt zu machen, auch bey innerlichen Entzündungen sonderlich der Brusthaut, wird es nützliche Wirkung leisten. Die Mandelkley, oder das, nach dem ausgepreßten Oele übriggebliebene, gebrauchen einige statt der Seife, die Haut zu reinigen, und solche erhält auch dadurch eine bessere Geschmeidigkeit und Glätte, als durch die Seife. Die Parfümeurs in Frankreich machen aus den süßen und bittern Mandeln, nebst wohlriechenden Oelen, verschiedene Arten Mandelseife, welche auch unter dem Namen Pates d' Amandes bekannt sind.

Da die bittern Mandeln von den süßen dem Geschmacke nach zwar sehr verschieden sind, werden sie daher nur für eine Abänderung der süßen gehalten, indessen kann man doch nicht angeben, ob ein unschicklicher Boden, worinnen die süßen Mandelbäume stehen, oder eine unrechte Wartung, oder was sonst für eine Ursache, an dieser Veränderung Schuld habe. In den Wüsteneyen des Königreichs Lar in Persien, und in den Wüsten Caramanien soll eine Gattung sehr bitterer Mandeln wachsen, und an einigen Orten Ostindiens statt der Münze gebrauchet werden. Ob und in wieferne diese mit den, bey uns gebräuchlichen, und die wir mehrentheils aus Apulien und Sicilien erhalten, übereinkommen, oder davon unterschieden sind, können wir nicht bestimmen. Von den gewöhnlichen bittern Mandeln kann man nach der Erfahrung behaupten, das selbige den Vögeln, Füchsen, Hunden und mancherley andern Thieren ein wahres Gift seyn, welches vorzüglich in die Nerven wirke, und dadurch heftige Zuckungen und andere Zufälle errege. Den Menschen hingegen sollen diese ganz unschädlich seyn, wie man denn auch öfters die bittern mit den süßen vermischet, und dadurch den Geschmack der letztern verbessert, ohne daß dadurch schlimme Folgen befürchtet werden dürften. Das ausgepressete Oel von den bittern ist auch süße, und nur die zurückbleibende Kleye schmecket

cket bitter. Ob aus den bittern Mandeln durch das Abziehen mit Wasser ein wesentliches Oel bereitet werden könne, haben Neumann und viele andere verneinet. Neuerlich aber ist dergleichen vom Herrn Daries verfertiget, und dabey beobachtet worden, wie dieses wesentliche Oel in dem Wasser zu Boden sinke. Die häutichte Schale enthält wahrscheinlich harzichte Theile, und von diesen nimmt auch das feine Oel seinen Ursprung. Das Ueberbleibsel nach dem abgezogenen Oele ist ganz unkräftig, und allen Thieren unschädlich; hingegen leistet dieses Oel die zuvor bemerkten heftigen Wirkungen. In Hamburg, in der Ohrtmannischen Apotheke, wird dieses Oel verfertiget und verkaufet. Man giebt auch vor, daß durch die bittern Mandeln, wenn solche vor der Mahlzeit gespeiset würden, die Trunkenheit abgewendet werde, und der häufige Genuß des Weines keinen Rausch bewirken könne; welches aber öfters Ausnahme leiden dürfte; wie denn Lorry das Gegentheil an sich selbst wahrgenommen, und von dem Genuß zwölf bitterer Mandeln gleichsam betrunken geworden. Unzer empfiehlt die bittern Mandeln den Magen zu stärken, und die Lust zum Essen zu erwecken, und Thebesius um die Wasserscheu abzuwenden. Das Holz der Mandelbäume ist hart, zuweilen schön gefärbet, und wird auf verschiedene Art verbrauchet. Abgezogene Mandeln mit Zucker abgerieben, und mit Wasser verdünnet, oder dicke Mandelmilch mit zerlassenem Zucker vermischet, und etwas Orangen- oder Rosenwasser beygesetzet, giebt die sogenannte Orgeade oder Syrup d'Orgeat. Wie man Mandeln einmachen oder überziehen könne, lehret der Hausvater 3. Th. 401. S.

Mandelblätter.

S. Kirschlorbeerbaum.

Mandel- oder Mangelholz.

S. Pfaffenhütchen.

Mandelkrähe.

Racker, blaue Racke, deutscher Papagoy, Goldkrähe, Birkheher; alles dieses sind Namen, welche man einer Art Aelster, oder Heher, beyleget, die sich wegen der bunten, und schön gemalten Federn, unter den europäischen Vögeln am besten auszeichnet. Der Vogel ist bald so groß, als der ordentliche Waldheher, nur kürzer an Füßen, etwas kürzern Schwanz, längere und schmäler zugespitzte Flügel. Dieserhalb fliegt er mehr wie die Tauben und Dohlen, nicht aber wie die Aelstern. Kopf, Hals, Brust und Bauch sind beym

Männ-

Männchen grünblau, Rücken und ein Theil der Flügel hellbraun: Schwingfedern kornblau, auf die Hälfte von der Spitze herein, nach der Spuhle zu, und am Rücken der Fahne aber weiß, grün und grünblau. Auf dem Bürzel erscheint das höchste blau, und die Deckfedern über dem Schwanze haben unterm blauen etwas grünes beygemischet. Das blaue, und blaugrüne findet sich gleichfalls an den kleinen Flügelfedern. Auch die Schwanzfedern sind so, mit etwas weißgrünem an den Spitzen. Füße gelblicht, Schnabel, Augen und Klauen tiefschwarz. Man sieht den Vogel im Frühling, wenn das Laub ausgeschlagen, hin und wieder paarweise, wo er alsdenn in den Löchern der hohlen Eichen nistet, drey und vier Jungen ausbringt. Sind diese flügge, so werden sie von den Alten auf die Felder, wo es Büsche und Bäume giebt, auch wohl auf die Berge geführet, halten sich daselbst mit Ab- und Zufliegen gemeiniglich so lange auf, bis der Abzug zu Ende Augusts, oder Septembers angefangen, vor sich geht. Zur Erndtezeit besuchet der Vogel fleißig die Kornfelder, setzet sich auf die Mandeln und Schecke des Getraides, daher er auch den Namen Mandelkrähe erhalten hat; klaubet die Körner aus den Aehren, und füttert damit die Jungen, wenn sie noch geätzet werden müssen. Außerdem frißt er Waldbeeren und Würmer. Von seinem unreinen Neste, hat er auch den deutschen Namen, Racker, blauer Racker, bekommen; wiewohl es scheint, daß Racker aus dem alten deutschen Namen der Heher, von Gracus, herkomme; daher auch wohl Krähe abstammen dürfte. Die Alten sind sehr vorsichtige Vögel und schwer zu schießen; ihr Geschrey ist fast wie der Laubfrösche ihres. Man pfleget ihnen aufzupassen, wenn sie den Jungen in den Nestern das Futter bringen, und solchergestalt öfters hin und her fliegen. Ich weis nicht, ob Linn. Coruus glandarius In. Suec. 74. unsere Mandelkrähe sey? denn es giebt Arten unter den Aelstern, die dem Vogel sehr nahe beykommen. Man sehe auch die Artikel Birkheher, Heher, Holzheher.

Mandeln.

Tonsillae s. Amygdalae. Dieses sind zwo röthlichte Drüsen, welche von ihrer länglichtrunden Gestalt, und ihrer daher rührenden Aehnlichkeit mit dergleichen Kernen diesen Namen erhalten haben. Sie liegen hinter und unter dem Gaumensegel und dem Fundament der Zunge, fast in der Mitte des Schlundkopfes, und zwar auf jeder Seite eine, haben eine unebene Oberfläche, und sind überall

überall dergestalt mit kleinen Löchern und Mündungen durchbohret, daß sie fast die Gestalt eines Siebes an sich haben. Diese Löcherchen selbst sind die Oeffnungen kleiner Canäle, welche aus dem Wesen der Drüse entspringen, eine mehr oder weniger klebrichte Feuchtigkeit absondern, und damit die Schlundkopfshöhle befeuchten. Man findet eine dergleichen, den menschlichen ziemlich ähnliche, Mandeldrüse ebenfalls in den vierfüßigen Thieren.

Mandelstein.

Amygdaloides, nennet Cronstedt Mineral. S. 242. eine gewisse Jaspisart, welche eisenhaltig ist, und Drüsen von Kalchspat und Serpentin hat. Er gedenket besonders einer rothen Art mit weißen Kalch und grünen Speckstheinsdrüsen, welche nach dem Rösten von Magneten angezogen werden, in der Luft verwittern, mit dem Trapp, wie auch zum Theil mit dem Porphyr verwandt seyn soll. Auch sollen bisweilen in dem Mandelsteine Drüsen von gediegenen Kupfer gefunden werden.

Mandrill.

Ein kurzgeschwänzter Affe, welcher in Afrika gefunden wird und schon im ersten Bande unter dem Artikel Bavian S. 633. beschrieben worden ist.

Mandubi. S. Erdnuß.

Manettia.

Xaverius Manetti hat durch das Verzeichniß von den, um Florenz wachsenden, und daselbst gebauten Pflanzen, auch durch andere Schriften um die Kräuterwissenschaft sich verdient gemachet. Er war auch der Vorsteher von der botanischen Florentinischen Gesellschaft, und doch mußte derselbe auf die gewöhnliche Belohnung der Beförderer von dieser Wissenschaft lange warten. Herr Böhmer wollte denselben zwar früher in den Genuß dieser Ehrenstelle setzen, und nennte daher das Geschlecht Selago Linn. Manettiam, indem dieser Name zuerst von Dillen zur Bestimmung eines Moosgeschlechtes gebraucht, nachher aber vom Linné der Wickelblume beygeleget worden; und daher, wenn man, wie nicht unrecht seyn dürfte, die Selago Dill. beybehielte, die Wickelblume ohne Name seyn, wenigstens allemal ungewiß seyn würde, welche Selago man verstehen müsse. Es ist auch Herr Cranz hierinnen Böhmern gefolget. Adanson hat eine Ficoidenart mit diesem Namen beleget. Endlich hat auch Herr von Linné ein anderes und neues Geschlechte Manettiam genennet. In der Murrayischen Ausgabe finden wir zwar diesen Namen nicht, hingegen zwey Geschlechter mit dem

dem Namen Willichia. In den Göttingischen gel. Zeit. vom Jahr 1774. S. 675. wird dieser Fehler angemerket, und zugleich erinnert, wie die letztere unter den viermännerigen S. 138. genannte Willichia die, von Herr von Linné in der zwoten Mantiss. beschriebene Manettia reclinata seyn solle. Der Kelch besteht aus acht schmalen Blättchen; des Blumenblattes Röhre ist länger als der Kelch, und der Rand ist in vier innerlich haarichte Lappen getheilet. Um den Fruchtkeim steht ein vorragender vertiefter Rand, welcher ein Honigbehältniß vorstellen soll, und überdieß zählet man vier kurze Staubfäden und einen niedergebogenen Griffel mit doppelten Staubwege Das einfächerichte Saamenbehältniß öffnet sich mit zwo Klappen, und enthält viele tellerförmige, übereinander liegende Saamen.

Manga.

Manga wird in Bengalen und an der Mündung des Ganges der Paradießfisch, eine Art der Linnäischen Fingerfische, Polynemus Paradiseus, gen. 186. sp. 3. genennet; s. unsern Artikel, Fünffingerfisch, Th. III. S. 227.

Manga oder Mango, auch Mangbasbaum. Dieser Ostindische Baum wird auch von einigen Ambo und vom Herrn von Linné Mangifera genannt, und ist mit einem andern, welcher auch den Namen Mangbasbaum führet, und unter Ahovai beschrieben worden, nicht zu verwechseln. Es ist ein großer, hoher, ästichter Baum, welcher gestielte, lange, breite, zugespitzte Blätter, ohne bestimmte Ordnung, trägt. Wenn diese hervorbrechen, scheinen sie schwärzlich und zu der Zeit der ganze Baum schwarz umhüllet zu seyn. Die Blumen stellen einen zweigichten, langen, pyramidenförmigen Strauß vor. Der Kelch ist fünffach eingekerbet. Die fünf längern, lanzetförmigen, weißlichten Blumenblätter sind mit einigen gelben Fleckchen bezeichnet. Fünf Staubfäden umgeben den Fruchtkeim, dessen Griffel sich mit einem gelben Staubwege endiget. Die meisten Blumen fallen gänzlich ab, und nur wenige geben eine Frucht. Diese ist ohngefähr von der Größe eines Gänseeyes, plattgedrücket und krumm gebogen; daher solche auch nierenförmig genennet wird. Nach Rumphs Beschreibung ist dieselbe beym Stiele am stärksten, und zeiget auf der einen Seite eine mehrere Vorragung, darüber wird sie dünner, und krümmet sich nach der Seite, an welcher die Erhebung befindlich ist. Anfangs ist sie grün, hernach roth oder gelblicht. Unter der zarten dünnen Schale liegt vieles und

sehr saftiges Fleisch, welches einen säuerlichen, bey der völligen Reife aber süßlich sauern, angenehmen Geschmack und lieblichen Geruch hat. Dieses umgiebt genau eine Nuß, worinnen ein weißlichter, bitter und unangenehm schmeckender Kern liegt. Herr von Linne' giebt an, daß die Nuß haaricht sey. Rumph erwähnet diesen Umstand nicht. Da aber das fleischichte Wesen fäserícht ist, und die Fasern fester an der Nuß ansitzen, kann vielleicht davon etwas rauches übrigbleiben. Wenn man die Blätter reibet, oder in die Rinde des Baumes schneidet, verspühret man den nämlichen angenehmen Geruch, welchen die Früchte von sich geben. Die unreifen Früchte pflegen die Einwohner mit Salzwasser einzulegen, die reifen aber roh zu essen, und Rumph versichert, wie der Geschmack davon alle andere Früchte übertreffe, nur die einzige Mongostansfrucht ausgenommen. Die Größe der Frucht ist sehr verschieden, und Rumph beschreibt fünf Abänderungen des zahmen Mangabaumes, auch außer diesem den Wilden, von welchen allen, wie auch von den Tugenden dieser Früchte, wir weiter nichts anführen wollen, da man in Europa, und am wenigsten bey uns dergleichen zu sehen bekommen wird. Daß dieser Baum in Italien wachse, wie im Forstmagazin 12 Band, 137 S. gemeldet wird, ist wohl ein Irrthum, wie dergleichen falsche Nachrichten mehr in diesem Werke vorkommen.

Mangabey.

Unter diesem Namen beschreibt der Graf von Büffon einen langgeschwänzten Affen aus Madagascar, welcher, wegen seines schwarzen Gesichts, in dem Linnäischen System Sabaea und von Herr Müllern der Mohr genannt wird. Er hat eine dicke, breite und längliche Schnauze, eine hervorstehende Wulst um die Augen, und kahle, ganz weiße Augenwimmern. Die Backen sind inwendig mit Beuteln versehen, und am Hintersten befinden sich Schwielen. Die Haare auf den obern Theilen des Körpers sind braun, an den untern aber grau. Einige Affen dieser Art haben auch einen Streif von weißen Haaren um den Hals und um die Backen. Der Schwanz ist so lang, als der ganze Körper, dessen Länge ohngefähr anderthalb Fuß beträgt.

Manghasbaum.

S. Ahovaibaum.

Mangle.

S. Wurzelbaum.

Manglebaum.

Unter diesem Namen beschreibt Sloane

Sloane denjenigen Baum, welchen Herr Browne als ein eigenes Geschlecht angeführet und Buceras genennet. Wir könnten daher solchen, wie auch in der Onomat. botan. 2 Band geschehen, Kühhorn nennen; zumal Herr von Linné die Brownische Benennung gleichfalls nur in etwas verändert beybehalten, und Bucida daraus gemachet. Da aber dergleichen von Thieren hergenommene Namen nicht füglich weiter einzuführen, auch die Ursache dieser Aehnlichkeit gar nicht in der Blume und Frucht, und vielleicht nur unzulänglich in den Stacheln zu suchen, haben wir lieber mit Herr Planern den ersten Namen beybehalten wollen. Es ist dieser Baum mit dem wahren Mangle- oder Wurzelbaum nahe verwandt. Es wächst selbiger Baum in Jamaika an den Ufern der Flüsse. Die Blätter stehen nur an den Enden der Zweige dicht bey einander, und sind gestielet, eyförmig, völlig ganz und glatt. Die Blumen stehen ährenweise. Die Blumendecke ist nur einfach, und man hält solche für den Kelch; mithin fehlet das Blumenblatt. Es steht solcher auf dem Fruchtkeim, und ist glockenförmig, fünffach eingekerbet; die zehn Staubfäden und der einzelne Griffel ragen über solchen hervor. Die Frucht ist eine trockne, eyförmige, mit dem Kelche gekrönte Beere, welche einen Saamen enthält. Die Rinde wird von den Einwohnern zum Ledergerben gebrauchet.

Mangold.

S. Grindwurzel, Melte und Wintergrün.

Mangolt.

Beta Tourn. und Linn. Der Kelch besteht aus fünf länglichten, stumpfen, vertieften Blättchen; fünf wechselsweise gestellten Staubfäden, und zween Griffeln mit spitzigen Staubwegen. Das Blumenblatt mangelt. In dem Saamenbehältnisse liegt ein nierenförmiger Saame, und wird von dem Kelche umgeben. Nach verschiedenen Schriftstellern, unter andern auch in der deutschen Ausgabe des Geoffroi und in den Fränkischen Sammlungen 2 Band, 418 S. liegen etliche Saamen bey einander in einem Behältnisse eingeschlossen; dieser Irrthum aber ist vielleicht daher entstanden, weil mehrere Blumen, und bey einer Sorte allemal drey, dichte neben einander stehen, und nur eine auszumachen scheinen. In den ältern Schriften, auch den Gartenbüchern findet man verschiedene Arten aufgezeichnet, welche Herr von Linné alle ehedem für Spielarten gehalten, und nur eine Art Mangolt angenommen, neuerlich aber, wegen eini-

ger bemerkten besondern Verschiedenheiten drey Arten angegeben; als:

1) den zweyblümichten Meermangolt, Beta maritima, welcher in England und Holland an dem Seestrande wild wächst, und sich von den beyden übrigen dadurch unterscheidet, daß er schon im ersten Jahre blühet, schief gestellte Blätter zeiget, zwey neben einander stehende Blumen trägt, und die Kelchblättchen nicht eingekerbet sind. Die niederliegenden Stängel macheten ehedem auch ein Unterscheidungszeichen aus, und Herr Miller hat solches beybehalten, und damit gestielte dreyeckichte Blätter vereiniget.

2) Der gemeine dreyblümichte Mangolt, Beta cicla Linn. soll ursprünglich am Tagusflusse wachsen und nach Herr v. Linné Wahrnehmung drey bey einander gestellte Blümchen, und völlig ganze Kelchblättchen zeigen. Herr Miller giebt dieser Art gestielte Wurzel- und platt ansitzende Stängelblätter, und lange, seitwärts gestellte Blumenähren.

3) Der gemeine vielblümichte Mangolt, Beta vulgaris, trägt gedränget bey einander stehende Blumen, und Kelchblättchen, welche hinterwärts eingekerbet sind. Durch den aufgerichteten Stängel hatte Herr von Linné ehedem, und jetzo noch Hr. Miller diese Art von der ersten unterschieden. Ist der, in den Kelchblättchen bemerkte, Unterschied gewiß zugegen, so kann man wenigstens zwo Arten annehmen, indem nicht leicht zu geschehen pfleget, daß dergleichen in der Blume spielen, wenn auch durch Wartung und andere Umstände die übrigen Theile sich verändern. Das letztere äußert sich sowohl in der Wurzel, als den Blättern bey den zwo letztern Arten.

Die zwote, welche auch weißer Mangolt, römischer Kohl, Beißkohl, und ehedem in den Apotheken Cicla genennet worden, hat eine dünne Wurzel; der Stängel ist bald mehr grünlicht, bald mehr weißlicht gefärbet; die Blätter sitzen am Stängel platt auf, sind länglicht und lanzetförmig, die Wurzelblätter aber dicke, saftig, schmale auch breite, mit breiten Stielen versehen. Die Beta maior fol. latissimis C. B. P. ist auch unter dem französischen Namen Bettecarde bekannt, welcher soviel heißt als Picardische Beta, weil in der Picardie die beste wachsen soll. Der unterste Theil der Ribbe ist zuweilen drey Zoll breit und ganz weiß. Man findet auch von diesem weißen eine rothe Abänderung, welche eine weiße Wurzel, aber mehr oder weniger roth, auch schwarzroth gefärbte Blätter trägt.

Die

Die dritte zeiget an der Größe und Gestalt der Wurzel, auch an der Farbe mancherley Unterschied, und hat auch daher verschiedene Namen erhalten; als: der rothe Mangolt mit der Rübenwurzel, Beta rubra radice rapae C. B. P. rothe Rüben, rother oder schwarzer Mangolt, Beißrüben, Rohnen, Runkel.

Die große Mangoltrübe, Beta sylvestris radice crassa, heißt auch Dickwurzel, Dickrübe, Runkelrübe, Burgunderrübe, Raunschen, Rangers; der letzte Name soll daher abstammen, weil man die Pflanzen rangen- oder reihenweise zu pflanzen, oder auf den Rangen, und nach unserer Mundart auf den Rainen zwischen den Furchen zu setzen pfleget. Man findet auch gelben Mangolt. Ehedem wurde der weiße in der Arzneykunst gebrauchet, jetzo bedienet man sich dieser, wie der übrigen Sorten zur Nahrung, sowohl für Menschen als Vieh. Getrocknete Blätter vom Mangolt auf glühende Kohlen geworfen, entzünden sich und blitzen wie Salpeter. Die Nahrung von den Blättern ist sehr schwach, und bey denjenigen, welche schwache Verdauungswerkzeuge haben, werden davon leicht Blähungen erzeuget. Um die trocknen Gedärme zu erweichen, und dadurch die Oeffnung des Leibes zu befördern, könnte der Gebrauch für nützlich zu achten seyn, daher man auch die Brühe davon als ein laxirendes Mittel empfohlen. Der Saft von den rothen Rüben in die Nase gezogen, erreget Niesen und zieht viel Feuchtigkeit ab; Baglivi hat dadurch einen hartnäckigen Kopfschmerz vertrieben, und Herr Vogel dieses Mittel bey der Taubheit gebrauchet. Die breiten und weißen Stiele werden von einigen besonders geachtet, und auf mancherley Art zugerichtet, wovon man Reicharts Land- und Gartenschatzes 3 Th. 129 S. nachlesen kann. Die rothe Wurzel, oder Rübe, nähret so wenig als die Blätter; man speiset sie warm oder kalt, sonderlich leget man solche in Scheibchen geschnitten mit Essig ein, und bedienet sich selbiger als eines Salats. Zu Auszierung der Schüsseln schicket sich solche vorzüglich. Man konnte auch daraus eine Art Zucker bereiten, nur erfordert solcher viel Zeit und Mühe.

Die große Mangoltrübe ist in neuern Zeiten als ein sehr nutzbares Futterkraut angepriesen worden. Man gebrauchet aber nicht die Wurzel, sondern nutzet die Pflanze durch das Abblatten; wenn solche nur sechs Blätter getrieben, kann man die beyden untersten wegnehmen, und dieses alle vierzehn Tage wiederholen, wenn man nur die drey oder vier

mittelsten stehen läßt. Man säet den Saamen im Frühjahre in eine fette, doch lockere Erde wie den Kohlsaamen aus. Die zum Versetzen tüchtigen Pflanzen soll man nicht aufziehen, oder ausreissen, sondern die Erde zuvor mit einer dreyzackichten Mistgabel aufheben, und die Pflanzen lösen, damit man solche, ohne die zarten Wurzeln zu beschädigen, herausnehmen könne. Die Wurzeln sollen nicht außer der Erde lange liegen bleiben, auch nicht von der Sonne beschienen, und nicht bey heißem Sonnenscheine gepflanzet werden. Wenn das Verpflanzen geschehen soll, wird der Erdboden kurz zuvor zurechte gemachet, und frisch umgearbeitet, die Pflanzen werden reihenweise funfzehn bis achtzehn Zoll aus einander gesteckt, bey einfallender Dürre begossen, und nachher mit Erde angehäufet. Man soll hierzu einen Ort erwählen, welcher der Sonne ausgesetzet ist. Wer solche gerne recht roth haben will, muß sie im schwarzen Erdreiche unterhalten. In allen andern Erdarten wird die Farbe blässer ausfallen. In den berlinischen Beyträgen 2 Band 651 S. wird angerathen, zwischen die rothen Rüben von dem Englischen Turnipssaamen zu stecken, indem die Natur der rothen Rüben erfodert, daß die Erde bey dem Behacken angezogen werde, die Turnips aber als ein mehr über die Erde gehendes Knollengewächse verlanget davon befreyet zu seyn, mithin kann man mit einer Arbeit beyde zugleich beschicken. Die Stöcke blühen nicht im ersten Jahre, daher man einige den Winter über entweder in der Erde stehen läßt, oder die im Herbst ausgehobenen im Keller verwahret und im folgenden Frühjahre wieder einsetzet. Der Stängel erreichet öfters Mannshöhe, und muß daher mit einem Pfählchen befestiget werden. Die den Winter hindurch erhaltenen Stöcke geben frühzeitig, und wenn andere grüne Kräuter noch fehlen, eine Art Kohl von ziemlichen guten Geschmack. Die Rübe von dieser Sorte ist zwar etwas scharf, kann aber doch, gleich den rothen Rüben, mit Essig eingeleget, und gegessen werden. Die abgeblatteten Blätter sind nicht allein, wenn sie dem Vieh frisch vorgeleget werden, ein gutes Futter, sondern auch die zerhackte und zerstoßene Wurzel frißt alles Vieh gerne. Das melke Vieh giebt davon viel Milch, die Butter aber erhält dadurch einen besondern Geschmack. In den Fränkischen Samml. 2 Band, 420 S. werden diese Wurzeln sonderlich zur Mästung der Schweine empfohlen, auch angegeben, wie die frischen Blätter, weil sich solche nicht lange halten, klein zu hacken, in große Fässer zu legen, einzu-

einzudrücken, etwas einzusalzen, und den Winter über zum Unterfüttern zu gebrauchen. In Pohlen wird das Kraut von den rothen Rüben, wie das gewöhnliche Sauerkraut, zugerichtet, und nachdem es mit etwas Mehl vermischet worden, verspeiset, oder auch mit Fleisch gekochet. Die Pohlen nennen dieses Zugemüße Borsch.

Mangostanbaum.

Mangostanbaum ist der in Java gebräuchliche Name, und weil Herr Lorenz Garcin diesen und einige andere Pflanzen bey seiner Reise durch Ostindien sorgfältig untersuchet, und genaue Beschreibungen davon der Englischen Gesellschaft mitgetheilet hat, wurde dieses Geschlechte desselben Andenken gewidmet und Garcinia genennet. Die Blume besteht aus vier rundlichten, vertieften, ausgebreiteten Kelch-, und vier ähnlichen, aber etwas größern Blumenblättern, ohngefähr sechzehn Staubfäden und dem Fruchtkeime, auf welchem, ohne Griffel, ein breiter, schildförmiger, sechs bis acht strahlichter Staubweg liegt. Die große, kugelförmige, saftige Frucht wird von dem Kelche umgeben, mit dem Staubwege bedecket, und enthält sechs bis acht eckichte, rauche Saamen. Herr von Linné hat drey Arten von diesem Geschlechte bestimmet.

1) Einblümichter Mangostanbaum mit eßbaren Früchten, Garcinia mangostana L. wächst in Java und in den Moluckischen Inseln. Der Baum erreichet ohngefähr zwanzig Schuh Höhe. Die Blätter sind eine Hand lang und vier Finger breit, eyförmig, völlig ganz, kurz gestielet, und einander gegenüber gestellet. Auf den Spitzen der Aeste steht eine einzelne dunkelrothe Blume. Die Frucht erhält die Größe einer Pomeranze, ist bey der völligen Reife dunkelbraun, und scheint von weiten ganz schwarz zu seyn. Rumph beschreibt nur fünf bis sechs Strahlen des Staubweges, und eben soviel Fächer in der Frucht. Die Frucht hat einen lieblichen Geruch und angenehmen süßen Geschmack, und soll darinnen fast alle andere übertreffen. Gesunde und Kranke genießen solche gerne und häufig. Die äußere Schale aber hat einen bittern Geschmack, und wird sorgfältig von dem fleischichten Wesen abgesondert. Es wird solche getrocknet von den Einwohnern wider die rothe Ruhr gebrauchet, und von den Chinesischen Färbern zum Grunde der schwarzen Farbe, wodurch diese eine große Festigkeit erhält. Aus den verletzten Aesten quillet ein wäßerichter, gelblichter Saft, welcher sich in ein helles weißes Gummi verwandelt.

Rumph hat schon wahrgenommen, wie die Saamen in der Erde leicht faulen, und die Aussaat davon mehrentheils vergebens sey; daher müßten die von abgefallenen Früchten selbst erwachsenen Bäumchen in den Wäldern ausgehoben und versetzet werden. Aber diese sollen schwer fortzupflanzen seyn, und in Amboina alle wieder ausgehen, so dahin gebracht werden. Wollte man in Europa dergleichen unterhalten, müßte man junge Stämmchen aus dem Vaterlande zu erhalten suchen, und diese auf dem Lohbeete und sonst, wie die zartesten Gewächse der wärmern Gegenden, pflegen.

2) Einblümichter Mangostanbaum mit geflügelten Aesten, Lignum corneum Rumph. Garcinia cornea L. Dieser Baum gehöret unter die seltensten, und wächst nach Rumphs Berichte allein auf den hohen Bergen um Dammara. Der Stamm wird hoch, aber nicht allzudicke, und ist mit einer schwärzlichten Rinde bedecket. Die Aeste sind geflügelt und viereckicht. Die kurz gestielten Blätter stehen einander gegenüber, sind lang, breit, nach Rumphs Abbildung an beyden Enden stumpf, nach Herr v. Linné Angeben aber lanzetförmig, feste, glänzend; die jungen Blätter glänzen dergestalt, als ob sie mit Firniß überzogen wären. Zwischen den obern Blättern treiben die kurzen Blumenstiele einzeln hervor; die gelben Blumen hangen unterwärts. Die braune Frucht hat die Größe einer Pflaume, und tauget nicht zum Essen. Das Holz ist feste, schwer zu hauen, und deswegen hornartig zu nennen.

3) Dreyblümichter Mangostanbaum, Garcinia celibica L. Dieser schöne Baum wächst vornehmlich in Celibi. Die Blätter sind schmäler und spitziger; die Blumen schmutzig weiß, und allemal sitzen drey auf einem gemeinschaftlichen Stiele. Die Frucht ist zuweilen noch größer, als bey der ersten Art, röthlichtgelb, oder safranfärbig, statt des Schildes mit dem kronenförmigen vertieften Staubwege besetzet, und erhält eben den angenehmen Geschmack wie die erste Art, doch muß selbige älter werden, ehe das säuerliche Wesen sich verändert. Der geritzte Baum läßt einen milchichten Saft fließen. In Macassara zieht man junge Bäume aus Zweigen, welche zeitig blühen. Das Holz wird in der Erde in kurzer Zeit zu Stein. Dergleichen Holz nennen die Einwohner Kiras. Es erhält aber diesen Namen auch die zwote Art.

Manguste.

S. Pharaoratze.

Manioc.

S. Brechnuß.

Manna.

Hierunter verstehen wir nicht die Manna, womit die Israeliten gespeiset worden, und worüber die Ausleger der heiligen Schrift verschiedene Meynungen hegen. Es wird dieses wohl unter den Geheimnissen immerfort seinen Platz behaupten. Auch verstehen wir hier nicht diejenigen Saamen, welche zuweilen diesen Namen führen, und von welchen unter Fenchgras und Schwingel gehandelt worden. Unsere Manna ist ein süßer und honigartiger, verdickter und eingetrockneter Saft, oder ein schleimichtes, gummöses und harzichtes Wesen von ganz besonderer Art, indem es sich sowohl im Wasser, als Weingeiste völlig auflöset. Man hat es ehedem für einen Thau gehalten; es ist aber längst bewiesen, daß solches nicht auf die Bäume falle, sondern von diesen ausschwitze, und also der eigene Saft derselben sey. Man kennt auch verschiedene Bäume, welche dergleichen entweder vor sich selbst, oder alsdenn geben, wenn sie gleichsam dazu gezwungen werden. Von der vollblüthigen Esche, Fraxinus Ornus, erhält man die meiste Manna. Der Lerchenbaum, die Ceder, Eiche, Fichte, Linde, eine Art Schildkraut, so Alhagi genannt wird, und vielleicht andere mehr liefern auch zuweilen und in den wärmern Gegenden einen ähnlichen Saft. Nicht alle diese Bäume aber geben einerley Manna, und man unterscheidet sowohl nach den Bäumen, als auch wegen des Landes, ingleichen nach der Gestalt und dem äußerlichen Ansehen verschiedene Sorten, davon wir die gewöhnlichsten auch hier anmerken wollen. Die flüßige Manna, liquida, welche die Schriftsteller des sechzehnten Jahrhunderts anführen, und aus Arabien und Syrien kommen soll, ist heut zu Tage ganz unbekannt. Die Persische Manna liefert das Schildkraut, Alhagi; diese ist unrein, und, nach Tourneforts Zeugniß, viel schlechter, als diejenige, welche man von der Esche erhält. Dergleichen Manna soll hart und dem Coriandersaamen an Größe gleich seyn. Die französische, oder Manna von Briançon hat ihren Ursprung vom Lerchenbaume oder von andern Nadelhölzern. Die amerikanische Manna wird in Mexiko und andern Inseln von gewissen Eichen gesammelt, und Labat will dergleichen Manna gesehen haben, welche des Morgens, ehe die Sonne aufgieng, als ein weißer, flüßiger Honig erschienen; so bald die Sonne aber darauf geschienen, hart, weiß und durchsichtig geworden. Niebuhr, welcher mit

Forskohl und andern, auf des Königs von Dänemark Kosten, die Reise nach Arabien unternommen, und davon eine Beschreibung herausgegeben, berichtet, wie zu Merdin die Manna als ein Mehl auf den Blättern gewisser Eichen, welche Ballot oder Afs heißen, gesammelt werde. Die Einsammlung geschieht im August oder Julius; nach einem starken Nebel ist die Erndte reicher, als bey heiterer Luft. Einige gehen vor Sonnenaufgang in den Wald und schütteln die Manna auf ein Tuch. Diese ist ganz weiß und die schönste. Ueberschlägt man einen Morgen, so wird sie um so viel dicker auf den Bäumen. Man nimmt alsdenn die Blätter mit nach Hause, weichet solche in Wasser, und sammelt die Manna, die wie Oel sich auf der Oberfläche des Wassers setzet. Die schlechteste Sorte ist die, da Blätter und Manna durch einander gestoßen werden. Die Sorte, so man Tarandsjubin nennt, wird in Menge in der Gegend von Ispaha gesammelt; diese bestand aus lauter kleinen, runden, gelblichten Körnern. In Mosul und andern Städten brauchet man die Manna statt des Zuckers bey den Speisen. Diese Eichenmanna ist von der Eschenmanna ganz unterschieden, da sich solche nicht im Wasser auflöset, sondern wie ein Oel darauf schwimmt. Ob diese Eichenmanna diejenige sey, von welcher die ältern Schriftsteller geschrieben, ist nicht zu bestimmen. Derjenige Unterschied, welchen man in Ansehung der Einsammlung und des äußerlichen Ansehens zu machen pfleget, kann zwar bey jeder Art statt finden, vorzüglich aber bemerket man dergleichen an derjenigen, so von der Esche abstammet. Die Esche schwitzet dergleichen Saft entweder von selbst aus, oder sie wird dazu gereizet. Die erstere nannte man ehedem Manna di spondana, die letztere Forzata, oder Forzatella. Diejenige, so von den Blättern gesammelt wird, nannte man di Frondi, und die vom Stamme oder Aesten, di Carpo. Aus den Blättern dringt dieser Saft in den heißesten Sommertagen als kleine Tropfen, welche von der Sonnenwärme getrocknet, und in kleine, weiße Körner verwandelt werden. Diese ist sehr selten. Aus dem Stamme und den Aesten rinnet dergleichen Saft von selbst, welcher von der Hitze in Klumpen zusammenbäckt, und diese werden in irdene, nicht glasurte Töpfe, und hernach auf weiß Papier geleget, und so lange an der Sonne getrocknet, bis sie nicht mehr an den Händen ankleben. Wenn die Rinde, um Manna zu erhalten, aufgeritzet wird, pfleget man Stroh, Holzsplitte, oder kleine Aeste in die Oeffnung zu stecken,

cken, damit der Saft an diesen Körpern herunter laufe, und unter währendem Verdicken größere Tropfen abbilde, die wie Eißzapfen herunterhängen. Wenn sie groß genung sind, werden sie abgenommen, das Stroh und die Aestchen herausgezogen und an der Sonne getrocknet. Auf solche Weise entstehen die langen und hohlen Stücke, so unter dem Namen Canelmanna, Manna di cannoli, bekannt sind. Der Neapolitanische Lehrer Cirillo will nicht zugeben, daß man von den Blättern Manna sammeln könne, sondern behauptet, daß man allemal die Rinde aufritzen müsse. S. Philos. Transact. Vol. LX. Von der äußerlichen Gestalt pfleget man die Manna grumosa, bombycina und granulata, zu unterscheiden. Alle diese Namen kommen jetzo selten mehr vor; hingegen unterscheidet man vier Sorten, als

1) Die canellata, oder lange Manna, welche aus ganz reinen Stücken besteht, so ohngefähr der Breite und Länge nach einem Finger gleicht, auf der äußerlichen Seite erhaben, inwärts vertieft, mithin gleichsam wie eine Rinne gestaltet sind. 2) Die gemeine oder kernichte Manna, granulosa oder mastichina, besteht aus Stückchen von verschiedener Größe und Gestalt, welche auch öfters mit andern beygemischten Sachen, als Rinden, Blättern und dergleichen verunreinigt sind. Je trockener diese, je weißer, und je mehr solche aus walzenförmigen Körperchen oder Körnern besteht, je besser ist selbige, und diese pfleget man wieder in Ansehung des Vaterlandes zu unterscheiden. Die beste soll aus Giracien, einer Stadt in Calabrien, kommen, nach dieser folget die aus Capachi; einer Sicilianischen Stadt, und mit dieser vergleicht man die so genannte Calabrinische, calabrina, und auch diejenige, so in der Neapolitanischen Provinz Puglia, und in dem Florentiner Gebiethe um Maremna gesammelt wird. 3) Auserlesene Manna, electa, nennt man die weißen, reinen und größern Stückchen, welche von der kernichten ausgelesen werden. 4) Die dicke und schlechte Manna, crassa, spissa und sordida, ist weniger weiß, mehr unrein, wird leicht naß und schmierig, und ist einem dicken Muße ähnlich. Es ist solche vielleicht wegen Alters, oder andern Ursachen verdorben, oder mit Zucker und Honig vermischet, oder auf andere Art durch die Kunst bereitet. Sowohl die Canelmanna, als die kernichte wird in hiesigen Apotheken aufbehalten, und von der letztern pfleget man die Italienische und Calabrische zu gebrauchen. Es sieht diese anfangs weiß aus, wird aber durch die Länge der Zeit röthlich,

lich, und wenn man solche vor der Feuchtigkeit der Luft nicht wohl verwähret, zerschmelzet sie leichtlich; ihr Geschmack ist angenehm süße, mit einer Schärfe vermischet, der Geruch aber kaum merklich. In den Apotheken verfertiget man aus Manna und Zucker Täfelchen, wie Morsellen, und nennt dieses Manna tabulata, welche aber schlechter ist, als die natürliche Manna.

Die Manna gehöret unter die ältesten Arzneymittel und hat ihr Ansehen bis auf den heutigen Tag behalten. Ob Dioscorides solches gekannt, und ob dessen Honigöl oder Elaeomeli, welches in Syrien, bey Balmyra aus einem Baume gefloßen, mit unserer Manna zu vergleichen, oder ob vielmehr die Arabischen Aerzte, wie viele andere, also auch dieses Mittel zuerst eingeführet, läßt sich nicht füglich bestimmen. So viel aber ist gewiß, daß bey den Arabern die erste Nachricht von der gelinde abführenden Kraft der Manna vorkömmt; daher man selbige wohl für die Erfinder dieses schätzbaren Mittels verehren könne. Es haben auch diese schon gelehret, wie die Manna bey Brustkrankheiten nützlich seyn könne. Es wirket die Manna ohne allen Reiz, und wird billig für das gelindeste Laxirmittel gehalten, welches alte und junge, die neugebohrnen Kinder, die Schwangern, und überhaupt alle Menschen gebrauchen können. Bey hitzigen Fiebern wird dadurch der Leib am besten offen erhalten, und in der rothen Ruhr die scharfen Unreinigkeiten am sichersten ausgeführet. Um die Wirkung zu erhalten, giebt man ein bis zwey, Erwachsenen vier bis sechs Loth, in Thee oder Coffee aufgelöset, oder auch, um den Geschmack, welcher wegen der Menge eckelhaft werden könnte, zu verbessern, mit Citronsaft vermischet. Weil auch die viele Süßigkeit leicht Blähungen erregen dürfte, kann man Pomeranzenwasser, oder ein anderes Blähungsmittel damit versetzen. Nimmt man von der Manna wenig, und hält auf diese Weise einige Tage an, wird solche ins Blut übergehen und als ein seifenartiges Mittel die zähen Säfte auflösen, die scharfen Theilchen einwickeln, und auf solche Weise beym Husten und andern Brustkrankheiten nützlich seyn. Man soll die Manna nicht kochen, und wenn man diese, wie öfters und mit guten Nutzen geschieht, mit andern Laxirmitteln, als der Rhabarber und den Sennesblättern vermischet, soll man diese allein kochen und zuletzt die Manna zusetzen. Und aus dieser Ursache können wir auch den Mannasyrup nicht loben, da solcher mit den Sennesblättern durch das Kochen bereitet wird. Obgleich aber die

Manna billig unter die gelinden und guten Laxirmittel zu rechnen, so können wir doch denjenigen nicht beypflichten, welche dieses Mittel, wie auch jetzo von einigen sächsischen Aerzten geschieht, über alle andere erheben, und solches ganz allein in Gebrauch ziehen wollen. Die schwache Wirkung, die beschwerliche Menge, der eckelhafte, süße Geschmack, die gährende Eigenschaft und daher abstammende Erzeugung der Blähungen werden den Arzt gar oft nöthigen, andere, stärkere, und wenn es ja schwache seyn müßten, lieber Tamarinden dafür zu wählen.

Manna oder Mannagras, S. Zenchgras und Schwingel.

Mannsblut.

S. Johanniskraut.

Mannshand.

Ein Seegewächse, welches länglicht, runzlich, lederartig, aschgrau und gleichsam mit stumpfen Fingern versehen ist, hat obigen Namen erhalten. Die Engländer heißen solches die rodte Mannshand oder Mannszähen, und Hr. Baster den alten Mannsdaumen. Es ist eine Art Seekork, und Alcyonium digitatum Linn. oder lobatum Pallas; und nach der letzten Benennung heißt solches Hr. Houttuin Lappenalcyonium. Man findet dergleichen im europäischen und besonders nordischen Meere, in Gestalt platter Körper, ohne Stiel, welche im frischen Zustande öfters über dreyßig Pfund wiegen, nach dem Austrocknen aber sehr leichte sind. Die Oberfläche ist mit warzichten, sternförmigen Mündungen besetzet, aus welchen Polypen zum Vorscheine kommen, deren Arme haaricht oder faserich sind. Hr. Jussieu hat an diesem Seegewächse zuerst die inwohnenden Polypen entdecket, und Herr Ellis daselbst noch weiter bestätiget. Als dieser selbiges durchschnitten, sahe er lauter Köcher, welche wieder andere abgaben, als Nebenzweige, und alle bis in die gesternte, achtstrahlige Oeffnungen giengen. In jeder dieser Oeffnung fand er einen polypenartigen Körper mit acht Armen, die an der innern Seite eines jeden Köchers mit acht zarten Fasern befestiget waren, vermittelst welcher sie sich hervorstoßen und zurück ziehen konten. Alle Köcher waren durch ein faserichtes netzartiges Gewebe mit einander verbunden, und in diesem Gewebe lag ein gallertartiges Wesen, welches Herr Ellis für das Thier selbst hielt.

Dieser Seekork zeigt zuweilen in der Gestalt und dem Gewebe einige Verschiedenheiten, und Hr. Müller

Müller führet vier Unterarten an, als:

a) den Korkschwamm, Alcyonium spongiosum. Dieser kömmt zwar mit der beschriebenen Hauptart ziemlich überein, ist aber gleichsam zwischen den Seekorken und Meerschwämmen eine Mittelgattung. Der Stiel mangelt, und das Gewächse ist handbreit hoch und noch einmal so breit und zeiget verschiedene ästichte Lappen, die von außen mit einer staubichten Wolle beleget sind, welche gleichsam geblümt scheint. Die Farbe ist gelblicht grau. Man erhält dergleichen aus Indien und ist Herrn Pallas Spongia floribunda.

b) Die Korkwarze, Alcyonium mammillatum. Herr Rumph erwähnet gewisser fleischichter, warzenartiger Auswüchse, welche sich in verschiedner Gestalt zeigen, und ein zähes, sennenartiges Bestandwesen haben, davon einige wie ein gerunzeltes Stück Fleisch, andere fingerförmig aussehen. Sie sitzen in Indien auf den Klippen unter dem Wasser feste. Inwendig zeigen sie aberichte, mit Wasser angefüllte Röhren. Wenn man sie angreift, sind sie schleimicht, bewegen sich etwas und verursachen ein Jucken auf der Haut. In der Sonne schrumpfen sie zusammen und werden so hart wie Leder.

c) Der Asbestkork, Alcyonium Asbestinum. Dieser fingerförmige Seekörper zeiget große, lange, runde Poros, und besteht aus strahlichten Fasern, welche den Asbestfasern gleichen, an deren Spitzen oder Pfeilchen, welche Herr Houttuin salpeterartig zu seyn schätzt, Boccone ehedem durchsichtige Kügelchen gesehen. Die Farbe ist auswendig röthlich weiß, auch inwendig rosenroth. Amerika ist das Vaterland.

d) Der Seesplint, Alcyonium Alburnum. Die weiße, milchichte Farbe hat zu dieser Benennung Anlaß gegeben. Es stellet dieses Gewächse gleichsam ein ganz Gebüsche von fingersdicken, ästigen Stämmen vor, die einen halben Schuh hoch werden, und theils gerade stehen, theils gebogen sind. Jeder läuft in eine Röhre aus. Das Bestandwesen ist mürber als Kork, inwendig der Länge nach mit Höhlungen und einem walzenförmigen Canale in der Mitte versehen, der sich durch jeden Stamm bis an die Spitze ausbreitet. Das Indianische Meer ist das Vaterland.

Mannsharnisch.

Mannsharnisch oder Mannsschild pfleget man Androsace Linn. zu nennen. Viele Blumenstiele kommen aus dem Ende des Stängels und sind mit vielen kleinen Blättchen, als einer gemein-

schaft-

schaftlichen Hülle umgeben. Der einblätterichte, fünfeckichte und stehenbleibende Kelch ist fünffach eingeschnitten. Die Röhre des Blumenblattes ist oberwärts etwas zusammengezogen und der Rand in fünf länglichte stumpfe Lappen getheilet. In der Blumenröhre sitzen fünf kurze Staubfäden. Der Fruchtkeim trägt einen kurzen Griffel mit kugelförmigen Staubwege. Das kugelförmige, einfächerichte Saamenbehältniß öffnet sich an der Spitze, und die vielen, kleinen rundlichen Saamen sitzen auf einem besondern Saamenhalter. Herr von Linné führet sechs Arten an, davon Hr. von Haller einige zu der Aretia gerechnet, indem die Gränzen zwischen diesen beyden Geschlechtern nicht genugsam bestimmet sind. Herr von Haller unterscheidet die Aretie nicht allein durch die walzenförmige Röhre des Blumenblattes, sondern vorzüglich durch die, bey den Lappen desselben befindlichen Drüsen, dergleichen in dem Mannsharnische nicht zugegen sind. Herr von Linné hat vielleicht deswegen in den neuern Schriften auch bey diesem Geschlechte einen drüsichten Rand des Blumenblattes angenommen, dergleichen man aber nicht bey allen Arten finden wird. Scopoli vereiniget beyde Geschlechter. Wir erwähnen von den Linnäischen Arten die bekanntesten.

1) Der großkelchichte Mannsharnisch mit kurzen Stielen, Androsace maxima Linn. wächst in der Schweiz, auch Oesterreich unter dem Korne. Die jährige, zarte Wurzel treibt viele kleine, kurzgestielte, eyförmige, eingekerbte, auf der Erde ausgebreitete Blätter, und einen nackenden, einen Finger oder auch halben Fuß hohen Stängel, welcher sich am Ende in verschiedene, fünf bis acht, Blumenstiele theilt. Um diese herum stehen fünf große, eyförmige, eingekerbte Deckblätter, welche die allgemeine Hülle ausmachen. Das weiße Blumenblatt zeiget nichts drüsichtes. Der Kelch ist allemal größer als dieses und verlängert sich noch mehr, wenn dieses abgefallen und die Frucht zunimmt. Dieses Sommergewächse erzieht man auf dem Mistbeete aus dem Saamen, welcher auch bey uns reif wird. Die ausgefallenen Saamen geben zwar auch öfters neue Pflanzen, doch kann man sich darauf nicht verlassen.

2) Der großkelchichte Mannsharnisch mit langen Stielen, Androsace elongata L. wächst in Oesterreich und Sibirien, und ist der vorigen Art ganz ähnlich; der Kelch aber behält seine Größe, welche er bey der Blüthe hatte, welche allemal größer, als das Blumenblatt ist, und wird, wenn die Frucht wächst, nicht größer, hin-

hingegen verlängern sich die Stiele nach dem Verblühen, und wenn die Frucht zunimmt, werden sie fast so lang, als der Stängel selbst.

3) Der kleinkelchichte Mannsharnisch mit glatten Blättern, Androsace septentrionalis L. wächst auf den Alpen von Lapland und Rußland. Die fäserichte, zarte Wurzel treibt viele, dicht über einander gelegte, und auf der Erde aufliegende, kleine, lanzenförmige, eingekerbte, glatte Blätter und einen niedrigen Stängel, welcher sich in viele Blumenstiele endiget. Der Kelch ist eckicht und kürzer als das kleine weiße Blumenblatt, wird auch nicht größer, wenn die Frucht wächst. Es ist diese Art in hiesigen Gärten zweyjährig; weil aber die Wurzelblätter ganz nahe auf der Erde und dicht über einander liegen, verfaulen solche öfters mit der Wurzel zugleich, daher das Auswintern einige Aufsicht verlangt; man muß die Pflänzchen in lockere Erde setzen, sparsam begießen, und den Winter über in ein gemeines Glashaus stellen. Die durchgewinterten Stöckchen blühen zeitig im Frühjahre und geben vielen reifen Saamen, welcher sich auch selbst aussäet.

4) Der rauche Mannsharnisch, Androsace villosa Linn. wächst in der Schweiz und in Cärnthen. Die zarte Wurzel geht tief in die Erde und dauert einige Jahre. Die Wurzelblätter sind länglicht, stumpf oder spitzig und mit einem weißen wollichten Wesen besetzet. Der Stängel ist ohngefähr einen Finger hoch, und etwas weniges wollicht; die allgemeine Hülle besteht aus länglicht zugespitzten haarichten Blättchen. Ohngefähr sieben, auch wohl nur drey Blumenstiele sitzen auf dem Stängel, und sind kaum länger als die Blätter der Hülle. Das Blumenblatt ist weiß, und in der Mitte gelb oder röthlicht; die Lappen sind eingekerbet, und zwischen selbigen sitzen fünf Falten und fünf Drüsen, mithin ist unsere Art nach Hrn. von Haller eine Aretia. Das Saamenbehältniß ist der Länge nach mit fünf Striefen bezeichnet. Die Wartung wird mit der vorigen übereinkommen.

Die beyden andern Arten übergehen wir, bemerken aber noch, wie Herr Schreber eine besondere Art unter dem Namen wohlriechender Mannsharnisch, Androsace odoratissima, beschrieben, welche in Cappadocien wächst und durch die dreyeckichten, gefranzten Blätter und rauchen Blumenkelche, nebst deren starkem Geruche sich von allen unterscheidet.

Mannsschild.

S. Mannsharnisch.

Mannstreu.

Obgleich dieser Name abergläubisch klingt, wollen wir solchen doch lieber behalten, als mit Herr Planern Ellend dafür erwählen. Die gemeine Art des Geschlechtes Eryngium führet zwar beyde Namen; der erste aber ist, wenigstens bey uns, gewöhnlicher, als der letzte. Viele Blumen stehen dichte bey einander und stellen ein Köpfchen vor; sie sitzen, nach Art der zusammengesetzten, auf einem gemeinschaftlichen, und mit Spelzen versehenen Blumenbette platt auf, und sind von einer gemeinschaftlichen vielblätterichten Hülle umgeben. Die Blume und Frucht kömmt mit den doldenförmigen überein. Fünf Kelchblättchen sitzen auf dem Fruchtkeime und sind länger als die fünf Blumenblätter, welche mit dem spitzigen Ende sich rückwärts biegen. Die fünf Staubfäden und zween Griffel ragen über die Blumenblätter hervor. Die Frucht besteht aus zween länglichtrunden, mit einander vereinigten Saamen. Herr v. Linné führet neun Arten an. Die bekanntesten sind:

1) Apotheker Mannstreu mit vielfach abgetheilten Wurzelblättern; Radendistel, Lauchdistel, Laufdistel, Brackendistel, Brachdistel, Ellendwurzel, Stechwurzel, Eryngium officin. Eryngium campestre Linn. wächst häufig an ungebauten Oertern, und blühet im Brachmonathe. Die dauernde, dicke, lange, schwärzlichte und oberwärts mit Borsten besetzte Wurzel treibt viele, harte, gleichsam trockne, gestielte Blätter, welche nach Art der gefiederten in Lappen, diese wieder in kleinere abgetheilet, und die letztern Einschnitte spitzig und stachlicht sind. Der Stängel wird selten einen Fuß hoch; die Zweige stehen ausgebreitet, und sind mit wenigen plattaufsitzenden Blättern umgeben, und diese in kleinere Lappen abgetheilet. Die Blätter der allgemeinen Hülle sind länglicht, oder pfriemenartig, und ragen über den Blumenkopf hervor. Die, zwischen den Blumen befindlichen, Spelzen sind hart, eyförmig zugespitzet und stachlicht, und die Blumen weißlicht. Die frische Wurzel schmecket zwar süßlicht, doch kann man beym Kauen etwas von einer Schärfe bemerken. Ehedem wurde selbige mehr, als jetzo geachtet. Die Ursache aber liegt wohl darinnen, daß man alte und mehr holzichte Wurzeln einsammelt, und diese noch von den Würmern durchfressen läßt; von dergleichen ist nichts zu hoffen. Die jungen, saftigen Wurzeln frisch, oder auch gehörig getrocknet, und in Tränken verbrauchet, werden sich gewiß kräftig bezeigen. Die

jungen Sprossen können im Frühjahre zum Salat dienen.

Es ist solche von Alters her zu den fünf kleinen eröffnenden Wurzeln gerechnet worden, und sie kann auch die dicken zähen Säfte auflösen, und die Verstopfung der Eingeweide verbessern. Sonderlich hat man solche als ein urintreibendes Mittel, auch wider den Stein, ingleichen zur Beförderung der monathlichen Reinigung empfohlen. Den Trieb zum Beyschlafe zu erwecken, und solchen mit Nachdruck zu unternehmen, wird man von dieser Wurzel so wenig, als von andern, aus gleicher Absicht gerühmten Mitteln, jemals erhalten können. Die frisch mit Zucker überzogene Wurzel wird auf die Zunge allein wirken, auch wohl schwerlich bey dem Saamenflusse nützlich seyn.

2) Blaue Mannstreu mit dreylappichten Blättern, Eryngium amethystinum L. wächst in Steyermark. Die ganze Pflanze ist gleichsam bläulicht gefärbet. Die Wurzel dauert viele Jahre. Die Wurzelblätter sind in drey Lappen, und am hintern Theile, federartig abgetheilet. Die Blättchen, welche die allgemeine Hülle ausmachen, sind länger als der Blumenkopf, lanzetförmig, und mit pfriemenförmigen Borsten vermischet. Scopoli hält diese und die vorherstehende nicht für wirklich unterschiedene Arten, indem nur die Blätter mehr oder weniger zerschnitten sind, auch die erste, wenn die Stöcke sich dem Untergange nähern, bläulicht angelaufen scheinen.

3) Meermannstreu mit rundlichten gefaltenen Blättern, Eryngium maritimum Linn. wächst in dem sandigen Meerstrande in verschiedenen Ländern Europens. Die Wurzel ist ausdauernd. Die ganze Pflanze ist gleichsam gepudert. Der Stängel bleibt niedrig und treibt wenig Zweige. Die Blätter sind rundlicht, am Rande gefalten und stachlicht; die Blumenköpfe gestielet; die Blättchen der allgemeinen Hülle eyförmig, und nicht merklich länger als der Blumenkopf, und die Borsten zwischen den Blumen mit drey langen Spitzen versehen. Die Wurzel besitzt die Kräfte der ersten Art, wird in Seeland von den Armen gespeiset, und Herr von Linné in der Gotländischen Reise S. 166. berichtet, wie die Schößlinge, wenn sie noch unter dem Sande stecken, so dicke wie Spargelkeime gewesen, und sowohl roh, als gekochet, gut geschmecket, auch die Absonderung des Urins merklich vermehret haben. Wir unterhalten diese Pflanze ohne besondere Wartung im Scherbel, und setzen sie den Winter über in ein gemein Glashaus, erhalten aber selten Blumen.

4) Plat-

4) Platte Mannstreu mit eyförmigen Blättern, Eryngium planum, wächst in Rußland, Pohlen, Oesterreich. Der steife, gestreifte Stängel treibt viele bläulichtglänzende Zweige. Die Wurzelblätter sind breit, platt, ungleich eingekerbet; die Blättchen der Zweige gefiedert und mit steifen weißen Zähnen besetzet. Auch die zwischen den Blumen befindlichen Borsten sind gefiedert, die Blättchen der Hülle aber lanzettförmig, stachlicht, die Blumenköpfe langgestielet, und die Blumen selbst blau oder weiß.

5) Schmalblätterichte Wassermannstreu, Eryngium aquaticum L. wächst in Virginien. Die Wurzel ist ausdauernd. Die Blätter sind schmal, lang, degenförmig, am Rande sägeartig ausgezahnet, und die Zähne mit einem schwachen und zarten Stachel geendiget. Der Stängel erreichet ohngefähr zween Fuß Höhe, und theilet sich oben in einige Stiele, worauf die Blumenköpfe sitzen. Die Blättchen der allgemeinen Hülle, wie auch die Schuppen zwischen den Blumen sind völlig ganz. Die Blumen fallen aus dem weißen ins blaue. Die Unterhaltung kann wie mit der dritten Art angestellet werden. Doch sind diese Stöcke zärter, besonders wenn sie noch jung sind, und verlangen alsdenn auch mehr Wärme.

6) Stinkende Mannstreu, Eryngium foetidum L. wächst in Virginien, Jamaika und Surinam, und ist nur jährig. Die Wurzelblätter sind lanzenförmig, eingekerbet, und mehr weich als stachlicht anzufühlen; der Stängel ist einen Fuß hoch, und vertheilet sich in Zweige; die Blätter an den Zweigen stehen einander gegenüber, sitzen platt auf, oder umgeben die Zweige fast gänzlich, sind in drey Lappen zerschnitten, und mit einem purpurfärbigen Stachel geendiget; der Blumenstiel treibt aus dem Winkel der Zweige; die Hülle besteht aus sechs lanzetförmigen, stachlichten Blättchen, welche länger als der Blumenkopf sind. Das Blumenbette ist walzenförmig; die Spelzen sind schmal, spitzig, und halten mit den Blumen einerley Länge. Die Blumenblätter sind weißlicht, und die Saamen mit kleinen Kügelchen besetzet. Die ganze Pflanze hat einen heftig stinkenden Geruch, und wird sogar von den Schlangen verabscheuet. Diese muß man jährlich aus den Saamen auf dem Mistbeete erziehen, und einige Pflanzen im Scherbel unterhalten, damit man solche gegen den Herbst in das Glashaus hinter die Fenster setzen könne, um desto sicherer reifen Saamen zu erhalten.

Manometer.

Ein Werkzeug, dessen man sich bedienet, um die Veränderungen zu bemerken, welche die Luft in Ansehung ihrer Dichtigkeit leidet. Ein solches Werkzeug, welches einige Schriftsteller im Deutschen auch Luftmesser nennen, ist zuerst von dem berühmten Otto von Guericke, welcher die Luftpumpe erfunden hat, ohngefähr gegen das Jahr 1661 angegeben worden. Es besteht in einer metallenen oder gläsernen Kugel, deren Diameter nicht viel weniger, als einen Schuh betragen darf, weil sonst das Instrument nicht empfindlich genug ist. Diese Kugel wird von Luft leer gemachet, alsdenn fest verkittet, damit keine Luft von außen hineindringen kann, und an einem Wagebalken aufgehangen. Auf die andere Seite des Wagebalken hängt man ein eben so schweres Gegengewicht, das aber so klein als möglich seyn muß, und daher gemeiniglich von Gold oder Bley gemachet wird. Wird nun die Luft dicker, so sinkt das Gegengewicht, wird sie aber dünner, so sinkt die Kugel, weil sie in einer dickern Luft mehr, als in einer dünnern, von ihrer Schwere verliert. Damit sich auch das Steigen und Sinken der Kugel desto genauer bemerken läßt, wird gemeiniglich in der Mitten des Wagenbalkens ein Züngelchen und oben ein Quadrant befestiget, auf welchem das Züngelchen den Grad des Steigens und Sinkens der Kugel anzeiget.

Ein anderes Manometer, welches aber noch unvollkommener, als das Guerickſche ist, wird von Varignon in den Schriften der Pariser Akademie der Wissenschaften vom J. 1705. beschrieben. Man nimmt hierzu eine gläserne Röhre, welche in der Mitten umgekrümmet, an beyden Enden aber offen, und auf der einen Seite, die man wie ein Zickzack zu biegen pfleget, mit einem Bauche versehen ist. Diese Röhre füllet man zum Theil mit einer flüßigen, gefärbten Materie, schmelzt hierauf das bauchichte Ende zu, und dehnet das andere Ende, welches man offen läßt, in eine dünne Spitze aus, damit die Ausdünstung der flüßigen Materie verhindert wird. Das Steigen und Fallen der flüßigen Materie, welches aber auch vom Drucke der Luft herrührt, zeiget einigermaßen die Veränderung in der Dichtigkeit der Atmosphäre an.

Manta.

Mantelfisch; ein Fisch in Südamerika, von großer Stärke, den Perlenfischern höchst gefährlich, daher das Gespenst genannt. Richter. Man findet davon in den S. A. Reis. B. IX. S. 99. und

und 137. folgende Nachrichten:

Die Taburonen oder Hayen, und die Tintoreren, oder Dintenfische, welche von ungeheurer Größe sind, pflegen sich ordentlich mit den Leibern der Perlenfischer zu nähren. Die Mantes oder Plattfische, wickeln sie in ihren Körper ein, und erdrücken sie, oder pressen sie mit ihrem schweren Körper an den Grund. Es scheint, daß dieser Fisch mit gutem Grunde, nämlich wegen seiner Gestalt und Eigenschaft, den Namen Manta, oder Mantelfisch, erhalten habe. Denn er sieht nicht nur, in seiner ganzen Ausdehnung und Größe, einem Mantel einigermaaßen gleich; sondern er thut auch dasjenige, was man sonst mit einem Mantel zu thun pfleget, oder thun könnte. Er wickelt sich nämlich um den Menschen, oder ein anderes Thier, welches er ergreift, und drücket es dergestalt zusammen, daß es bey dieser gewaltigen Pressung ersticken und umkommen muß. In der Gestalt gleichet dieser Fisch einem Rochen, außer daß er ungleich größer ist. ꝛc. An der Küste, und in dem, zur Stadthalterschaft Guayaquil gehörigen Meerbusen, wurden vor Alters Perlen gefischet; dieses hat aber seit vielen Jahren völlig aufgehöret, weil die Mantelfische, eine Art von Plattfischen, und die Hayen oder Tintoreren, wovon schon gedacht worden, daselbst so häufig gefunden werden. — Von der Menge dieser Fische, die an dieser Küste gefangen werden, hat vielleicht der Meerbusen selbst seinen Namen erhalten.

Mantel.

Bey den Conchylien kömmt dieser Name öfters vor. Besonders werden diejenigen Kammmuscheln, welche ungleiche Ohren haben, Mäntel genennet; indem solche wie ein ausgebreiteter Mantel aussehen, und die Ohren den Kragen, die Strahlen aber die Falten vorstellen sollen. Diese machen die zwote Ordnung dieses Geschlechtes aus, welche außer dem Königsmantel, Corallendoublet, Katzenfuß und Sonnenzeiger nachfolgende Arten enthält:

1) der Sommermantel, Ostrea pellucens L. Beyde Schalen sind einander gleich, dünne, durchsichtig, ihre Fläche mit löffelartigen Schuppen und neun glatten Strahlen besetzet. Die Farbe ist hoch- und braunroth, auch pomeranzenfärbicht, oder bunt. Man erhält dergleichen aus dem südlichen Meere. Weil dieser Mantel dünne ist, hat Herr Müller obigen Namen erwählet.

2) Blutmantel, Ostrea sanguinea L. Die zwo gleichen,

aber nur halbgeöhrten, etwas rauhen Schalen sind mit zwey und zwanzig rauhen Strahlen bezeichnet, und schön blutroth, jedoch zuweilen auch etwas blässer, oder violet und gelb. Das südliche Meer ist der Aufenthalt.

3) Der bunte Mantel, Ostrea varia L. Die zwo gleichen Schalen zeigen nur ein Ohr, und sind mit zwanzig bis dreyßig, manchmal rauhen, öfters auch ganz glatten Strahlen zart und fein geribbet. Die Farbe ist sehr verschieden. Meistentheils erhält man dergleichen aus Amerika, auch aus dem südlichen Meere.

4) Das Mäntelchen, Ostrea pusio L. An Verschiedenheit der Farben und Anzahl der Ohren gleichet diese Art der vorherstehenden; ist aber viel kleiner, glatt, und mit vier und zwanzig drathförmigen Strahlen bezeichnet. Kömmt aus dem südlichen Meere.

5) Der glatte Mantel, Ostrea glabra L. Die Schalen und Ohren sind einander gleich, mit zehn flachen, glatten Strahlen besetzet und die innern mit doppelten Strichen erhaben. Es giebt im mittelländischen Meere rothe, auch auf andere Art gefärbte.

6) Der Reisemantel, Ostrea opercularis L. Die beyden Schalen sind dicke, jede zeiget zwanzig Strahlen, welche durch Kreuzstriche rauh gemachet werden. Beyde Schalen sind bäuchicht, aber einander nicht gleich. Gemeiniglich sind sie pomeranzenfärbicht, und daher heißet auch diese Art Orangemantel; man findet aber auch in den mittägigen Gegenden des Weltmeeres citrongelbe und rosenrothe.

7) Adamadoublet, Ostrea gibba L. Eine sehr bäuchichte Mantelmuschel, mit zwo gleichen, mehrentheils rothen Schalen, zwanzig glatten Ribben, und zwey kleinen, aber fast gleich großen Ohren; Westindien ist das Vaterland. Die Benennung deutet auf den ehemaligen Besitzer dieser Muschel.

Die Jägertasche und der Jägermantel werden zwar auch von einigen zu den Mantelmuscheln gerechnet, beyde aber gehören wegen der beyden gleichen Ohren zu den Dosen.

Mantel wird auch ein besonderer Theil der schalichten Erd- und Wasserschnecken genennet; bey einigen Schriftstellern heißt solcher die Haube oder der Kranz; doch bedeutet die letzte Benennung gemeiniglich nur den äußersten Rand des Mantels, so mittelst der vielfach zusammengerunzelten und äußern Haut einer Wulst gleichet. Es ist dieses ein merkwürdiger Theil dieser Thiere und besteht aus einer musculösen, aber gemeiniglich sehr dünen Haut,

die bey den Schnecken aus einem Stücke besteht, bey den Muscheln aber sich in zwey Blätter theilet. Bey einigen bedecket sie die innern Wände der Schale, und geht nur als eine, in die Länge durchschnittene Röhre heraus, welche sich auf die linke Seite zurückleget. Bey andern ist sie größer und umgiebt zugleich die äußern Schalen so genau, daß man sie dem Ansehen nach für Schalthiere halten sollte. Ueberhaupt ist die Gestalt dieses Mantels sehr verschieden, und zugleich nach den Bewegungen des Thieres sehr veränderlich. Bey einigen ist solcher mit kleinen fleischichten Fäden besetzet, die beweglich sind und sich erheben, wenn das Thier unter dem Wasser ist, außer dem Wasser aber sich zusammenziehen, und alsdenn wie kleine Warzen aussehen. Es scheint der Mantel das Eindringen des Wassers zu verhindern, oder auch das eingedrungene Wasser zurückzuhalten, und überhaupt das Schwimmen zu befördern. Auf dem Mantel bemerket man auch die Luftröhren. Die Schnecken haben nur eine, deren Oeffnung an der Seite des Mantels gefunden wird, die Muscheln hingegen haben auf ihrem Mantel sehr oft zwo solche Luftröhren, von welchen wir bey der allgemeinen Beschreibung der Muscheln und Schnecken weiter handeln werden.

Marcasit.

Marcasita, Drusa pyritacea. Unter diesem Namen, der so vielerley Bedeutungen hat, ist eigentlich jetzo nichts anders, als diejenige Kiesart zu verstehen, welche in eckichter und crystallinischer Gestalt zum Vorschein kömmt, und eben das ist, was einige unter dem Namen Kiescrystalle anzeigen. Die Figur desselben ist sehr verschieden; er wird vier, sechs, acht, zehen, zwölf, vierzehneckicht und auch ungleichseitig gefunden. Der Marcasit kann zwar unter die Eisenkiese gesetzet werden, ist aber kein reiner Eisenkies, sondern enthält allezeit außer Eisen und Schwefel zugleich auch Kupfer. S. Kies. Was die andern Bedeutungen betrifft, so wird von einigen darunter auch der Wißmuth verstanden, und alsdenn Marcasita argentea lunaris, iouialis und plumbea genennet, so wie bey einigen der Zink Marcasita aurea heißt. Paracelsus benennet alles Erz, was die Bergleute Kies heißen, Marcasit, und bey einigen wird dem Spiesglaskönig der Name Marcasita alba beygeleget. Jetzt versteht man darunter nur den crystallförmigen Schwefelkies, wie bereits angemerket worden, und man thut wohl, daß man diesen Namen keiner andern metallischen Substanz giebt.

Marcgravia.

Einem Deutschen, George Marcgrave von Liebstad, welcher im vorigen Jahrhunderte einen grossen Theil von Amerika durchreiset, und die Naturgeschichte Brasiliens hinterlassen, hat Plumier dieses Andenken gestiftet, und eine gar besonders gestaltete amerikanische Pflanze mit dessen Namen beleget. Es ist eine kriechende Schmarotzerpflanze, welche durch Hülfe anderer Pflanzen in die Höhe steiget. Die gestielten, wechselsweise gestellten Blätter sind eyförmig zugespitzet und völlig ganz. Die Blumen stellen eine Dolde vor, indem auf der Spitze der Zweige viele gleichlange, in einen Kreyß gestellte Stiele stehen, deren jeder eine Blume trägt. In der Mitte dieser Stiele stehen besondere Honigbehältnisse, welche die Gestalt einer Kappe haben, und dem obern Blumenblatte des Eisenhüttlein ähnlich sind. Der Kelch besteht aus sechs rundlichten, vertieften Blättchen, welche über einander liegen, und davon die beyden äußerlichen größer als die übrigen sind. Das Blumenblatt ist eyförmig, völlig ganz, oder vielmehr verschlossen, und fällt nebst den Kelchblättchen zeitig ab. Viele kurze Staubfäden umgeben den Fruchtkeim, auf welchem, ohne Griffel, der köpfichte, stehenbleibende Staubweg sitzet. Die Frucht ist eine kugelförmige, lederartige Beere, welche sich in viele Klappen öffnet, und viele, mit kleinen Saamen und einem fleischichten Wesen erfüllte, Fächer zeiget. Außer ihrem Vaterlande wird diese Pflanze wohl schwerlich anzutreffen seyn.

Marder.

Mustela martes Linn. Dieses vierfüßige Thier aus dem Wieselgeschlechte hat einen kleinen, dreyeckichten Kopf, eine spitzige, mit einem Schnurbarte versehene Schnauze, kurze und runde Ohren, eine lange, glatte Zunge, welche mit spitzigen, aber weichen und rückwärts gekehrten Warzen besetzet ist, einen länglichen Körper, sehr niedrige Füße, welche mit fünf, halb verwachsenen Zehen versehen sind, und einen langen, haarichten Schwanz. Die Länge des Körpers beträgt beynahe anderthalb Schuh, und die Länge des Schwanzes ohngefähr eilf Zoll.

Man findet von diesen Thieren zweyerley Gattungen, wovon sich die eine in alten Häusern oder zwischen den Steinritzen, die andere aber auf den Feldern und in den Wäldern aufhält; daher man jene Haus- oder Steinmarder, diese aber Feld- oder Waldmarder zu nennen pfleget. Doch wird der Hausmarder auch von einigen Schriftstellern unter dem Namen Buchmarder angeführet, weil man

man ihn bisweilen in den Buchwäldern antrifft. Der Hausmarder ist gemeiniglich etwas kleiner und hat eine weiße Kehle, da hingegen die Kehle des Feldmarders gelb ist. Der Hausmarder hat zweyerley Haar. Das eine ist überaus weich, fast wie Pflaumfedern, und von sehr blasser aschgrauer Farbe; das andere ist länger, auch dicker und bis auf die halbe Länge, von der Wurzel an gerechnet, ebenfalls aschgrau, oberwärts aber dunkelbraun. Das Haar auf der Brust und auf dem Unterleibe ist nicht so braun, aber aschgrauer, als auf dem Rücken. Die Füße und der Schwanz sind schwärzlich. Diese Thiere haben ein eßbares Fleisch, welches aber, so wie ihre Excremente, ein wenig nach Biesam riecht; denn am After befinden sich Bläschen, wie bey den Zibetkatzen, worinnen eine flüßige Materie abgesondert wird, welche diesen Geruch verursachet. Ihre Nahrung besteht in Tauben, Hühnern, auch andern Vögeln und ihren Eyern. Wenn es ihnen an dergleichen Speise fehlet, so pflegen sie Mäuse, Ratten, Maulwürfe und dergleichen Thiere aufzusuchen. Sie fressen auch verschiedene andere Sachen; vorzüglich lieben sie den Honig und den Hanfsaamen. Sie schlafen gemeiniglich den Tag über und gehen nur des Nachts auf Raub aus. Sie klettern an den Mauern, welche nicht gut beworfen sind, sehr leicht hinauf und sind deswegen gefährliche Feinde für die Taubenschläge und Hühnerställe. Zu ihrem Lager pflegen sie sich gemeiniglich einen Heuboden, oder ein Loch in einer alten Mauer, auch Felsenritze oder hohle Bäume auszusuchen und darein Stroh, Moos oder Kräuter zu tragen. Sie bringen drey bis vier, bisweilen auch sechs und sieben Jungen auf einmal zur Welt, welche fast in einem Jahre ihre völlige Größe erlangen. Ihr Fell wird zu Pelzwerk gebrauchet.

Der Feldmarder, welcher in den nördlichen Ländern am häufigsten, in sehr warmen Gegenden aber gar nicht gefunden wird, heißt auch sonst Tannenmarder, weil er sich am liebsten auf den Tannen aufhält. Er ist ein wenig größer als der Hausmarder, hat auch etwas längere Füße und viel feinere Haare, welche gemeiniglich blaßbraun und gelb sind. Es giebt auch, sonderlich in Amerika, Feldmarder, die einen rothgelben Pelz haben und deswegen Goldmarder genannt werden. Man schätzet ein solches Fell fast eben so hoch, als ein Zobelfell, wie man denn überhaupt die Felle von den Waldmardern drey- bis viermal theurer bezahlet, als Felle von Hausmardern. Die Feldmarder kommen niemals in die Häuser, sondern bleiben beständig

in den Wäldern oder auf dem freyen Felde. Sie machen sich gemeiniglich für ihre Jungen kein Lager, sondern bemächtigen sich der Nester, welche die Eichhörnchen oder die Nachteulen auf den Bäumen anlegen. Sie nähren sich übrigens, wie die Hausmarder, von allerhand Vögeln und ihren Eyern, auch von andern kleinen Thieren.

Marentocken.
S. Mistel.

Margarethenblümlein.
S. Gänseſtöckchen.

Margay.
S. Tiegerkatze.

Margendreher.
S. Vogelneſt.

Margenröslein.
S. Lychnis.

Margoſſy.

Unter dieſem Namen führet Barchnitz in ſeiner oſtindianiſchen Reiſebeſchreibung, ein Kraut an, welches bitter ſchmeckt und ſtatt des Hopfens gebrauchet wird. Es ſoll auf dem Acker, wie bey uns die Gurken, wachſen und eine Frucht tragen, welche den Jüdenkirſchen ähnlich. Das Kraut allein wird zum Bierbrauen gebrauchet; kömmt die Frucht dazu, ſo erhält das Bier eine ſtarke berauſchende Kraft. Ob dieſe Pflanze unter einem andern Namen bekannt ſey, iſt uns unwiſſend. Wir haben nur den Namen anführen wollen, damit ſolcher nicht vergebens geſuchet werde; obgleich dergleichen unbeſtimmte Nachrichten niemanden nützlich ſeyn können.

Margrantenbaum.
S. Granatenbaum.

Margriſpel.
S. Tamarisken.

Marienblümlein.
S. Gänseſtöckchen.

Mariendiſtel.
S. Diſtel.

Marienflachs.
S. Federgras und Frauenflachs.

Marienglas.
S. Ruſſiſch Glas.

Marienglöcklein.
S. Glockenblume.

Marienkäfer.
S. Sonnenkäfer.

Marienkraut.
S. Fallkraut.

Marienmäntelchen.
S. Ohmkraut.

Marienmantel.

S. Löwenfuß.

Marienmünze.

S. Frauenmünze.

Mariennestel.

S. Katzenmünze.

Marienröslein.

S. Lychnis.

Marienschuh.

Marienschuh oder Marienschühlein, Frauenschühlein, andere erwählen dafür Venus- oder Pfaffenschühlein, Calceolus Tourn. und Hall. Cypripedium Linn. Die Schriftsteller erwähnen zwar verschiedene Arten, ob aber, und in wiefern selbige wirklich von einander unterschieden sind, scheint noch zweifelhaft zu seyn. Herr von Haller erwähnet nur eine, und Herr von Linné zwo Arten, nachdem dieser einige andere, ehedem unter diesem Geschlechte angeführte, Arten wieder davon getrennet und unter andere Geschlechter der Knabenkräuter eingeschaltet hat. Bey dem Knabenkraute ist bereits erinnert worden, wie die Schriftsteller, und sonderlich die Herren von Linné und von Haller, in Bestimmung dieser Geschlechter von einander abgehen; bey diesem ist das Linnäische Unterscheidungszeichen, welches auch zu dem ältern Namen Gelegenheit gegeben, leicht kenntlich, und hinreichend dieses Geschlecht von den übrigen zu unterscheiden. Das Honigbehältniß ist groß, aufgeblasen, und einem hölzernen Schuhe oder Pantoffel nicht unähnlich; daher auch Herr von Haller erinnert, wie dergleichen Schuhe sich für eine Göttinn nicht wohl schickten, und der Name Cypripedium nicht wohl ausgesonnen, und Calceolus vorzuziehen sey. Schühlein ohne Beywort kann man im Deutschen nicht füglich eine Pflanze nennen. Maria mag wohl keine kostbaren Schuhe getragen haben; daher dieser Name wohl ferner beyzubehalten. Wir wollen nur die, bey uns bekannte und einheimische Art beschreiben, indem die russische, oder sibirische, Cypripedium bulbosum L. in hiesigen Gärten nicht leicht vorkommen dürfte, wie denn auch überhaupt alle Knabenkräuter in fremden Boden und Gärten nicht wohl fortkommen.

Marienschuh mit blätterichtem Stängel, Cypripedium calceolus Linn. Die fleischichte, fäserichte, ausdauernde Wurzel treibt einen einfachen Stängel, welcher ohngefähr einen Fuß hoch, mit fünf bis sieben Blättern und einer oder zwo Blumen besetzet ist. Die Blätter stehen wechselsweise, sitzen platt auf, oder umgeben vielmehr den Stängel, sind lanzetförmig und der Länge nach gleich-

sam geribbt. Die prächtige und besonders gestaltete Blume steht auf der Spitze des Stängels. Auf dem langen, dreyeckichten und gekrümmten Fruchtkeime sitzen vier lange, schmale, kreuzweis ausgebreitete Blumenblätter, davon zwey mehr äußerlich und zwey mehr innerlich stehen. Zu den äußerlichen gehören das obere und untere; beyde sind lang, lanzetförmig, gemeiniglich am Rande wellenförmig zusammengerollt und schmutzig purpurfärbig. Die beyden innerlich und seitwärts gestellten sind auch lanzetförmig und zuweilen gewunden, jedoch viel schmäler, purpurfärbig und am hintern Theile rauch. Diese vier Blätter umgeben das mittlere, ausgehöhlte, weite, am Rande enger zusammengezogene, große, unterwärts hängende Honigbehältniß, welches gemeiniglich ganz gelb gefärbet oder auch roth gestreifet und inwärts mit haarichten Linien und Flecken besetzet ist. Ueber diesem steht noch ein anderer Körper, welcher sich gegen die Oeffnung des Honigbehältnisses neiget, und wenn die Blume noch verschlossen, gänzlich davon bedecket wird. Dieser besteht aus einem besondern gestielten, vertieften, weißen, purpurfärbigen, gestreiften Blättchen, zween Staubbeuteln und dem Staubwege. Die Frucht ist, wie bey andern Knabenkräutern, beschaffen. Die Farben der Blumen sind veränderlich; daher verschiedene Spielarten mit purpurfärbigen, gelben und bunten Blumen vorkommen. Diese Pflanze liebet einen starken, etwas leimichten Boden, in welchen die Wurzel sehr tief geht, und einen schattichten Stand. Will man solche versetzen, so muß dieses im Herbste geschehen und die Wurzel nicht entblößt werden, sondern der Erdklumpe daran bleiben. Ueberhaupt ist solche im Garten schwer zu unterhalten, und selten wird man davon Blumen sehen.

Ob der rauche Marienschuh, Cypripedium hirsutum, welchen Miller besonders anführet, und Moccasinblume genannt wird, beständig haarichte Blätter und röthlich braune Blumen trage, und für eine wahre Art anzunehmen sey, können wir nicht bestimmen.

Mark.

Medulla, nennt man bey den Pflanzen das zellichte Gewebe, welches in der Mitte des Stängels und der Aeste sich befindet, und von dem holzichten Wesen und der Rinde bedecket und eingeschlossen wird. Dieses aber machet nur einen Theil des Markes aus. Es verbreitet sich solches auch an andere Oerter, und man kann wohl sagen, das Mark sey in den Pflanzen überall zerstreuet und allenthalben gegenwärtig. Es hat solches

solches mit dem zellichten oder höhlichten Gewebe, welches man so deutlich in der Rinde wahrnehmen kann, die größte Aehnlichkeit, und beydes kann füglich für einerley angenommen, und nur dem Orte nach unterschieden werden. Wenn die zartesten Fäserchen der Gewächse in verschiedenen Richtungen und Lagen unter einander laufen, und unter sich vereinigen, entsteht daraus ein Gewebe von den feinsten an einander hängenden Bläschen oder Höhlen, welche in verschiedenen Pflanzen und den verschiedenen Theilen derselben in mancherley veränderter Gestalt erscheinen, und das so genannte schwammichte oder höhlichte Gewebe, contextus oder tela cellulosa, oder das Mark genannt wird. Die netzförmig unter einander verschlungenen Fasern sind in dem Marke feiner, als bey dem übrigen höhlichten Gewebe, und die Schläuche größer als bey diesem. Das Mark hängt mit dem höhlichten Gewebe der Rinde genau zusammen, und bey den Bäumen dringt das Mark durch das Holz in den Splint und machet einen Theil des netzförmigen Gewebes der Rinde selbst aus. In den Pflanzen, auch den jungen Bäumen und den Aesten nimmt das Mark den Mittelpunct ein; in alten Bäumen liegt solches zwischen den Holzzirkeln und erfüllet die Zwischenräume derselben. Es durchbohret selbiges das Holz, und verlängert sich sowohl in die Zweige, als die Blätter. Die Gefäße, worinne die Säfte beweget werden, sind nicht, wie bey den Thieren, hohl, sondern mit einem markichten Wesen angefüllet, durch dieses wird der Durchgang der Säfte befördert, und die Mischung derselben verändert. Das Mark verbreitet sich bis in die Blüthe, und endiget sich gleichsam in dem Saamen. Mit dem Saamen wirft die Pflanze ihre äußersten markichten Spitzen ab, die in dem befruchteten und vollkommenen Saamen der künftigen neuen Pflanze ihren Anfang, Leben und Wachsthum geben, indem das Mark sich in dem Herzkeime des Saamens befindet, und dieser beym Auskeimen des Saamens in die erste Wurzelfaser sich verlängert und von da wiederum durch das ganze übrige Gewächse ausbreitet. Es ist demnach überall in den Gewächsen und in den Theilen, welche noch wachsen und Nahrung haben müssen, das Mark gegenwärtig und der vornehmste und wesentlichste Theil der Gewächse, ohne welchen sie das Wachsthum weder anfangen, noch unterhalten und überhaupt ohne dessen Beyhülfe und Gegenwart nicht leben können. Wenn das Wachsthum aufhöret, vermindert sich das Mark, und wenn die Pflanze oder ein Theil derselben

abstirbt, vergeht solches gänzlich. Das eigentliche Mark hat nicht bey allen Pflanzen einerley Beschaffenheit. Bey einigen ist es dichte, bey andern locker. Bey vielen Sommergewächsen ist selbiges ganz weich und gleichsam einem Schaume ähnlich. In den jungen Pflanzen ist es meistentheils grün und saftig, wird aber nach und nach trockner und weiß; doch erhält solches auch zuweilen eine andere Farbe. In dem Nußbaume wird es braun, in andern erscheint es röthlich oder gelblicht. Einige Pflanzen haben viel, andere wenig Mark. Der Holunder- und Feigenbaum zeigen eine starke Markröhre, der Nußbaum und die Esche eine kleinere, und bey der Eiche und dem Apfelbaume ist solche am kleinsten. Bey einem jungen Triebe der Bäume ist die Rinde dünne und der künftige Holzzirkel kaum merklich; das markichte Wesen machet den größten Theil desselben aus. Zuerst ist das Mark weich, saftig und grün; wenn sich aber der Holzzirkel mehr und mehr verhärtet, wird das Mark trocken und verändert seine Farbe. In einem zweyjährigen Zweige ist das Mark gemeiniglich weiß und scheint vertrocknet zu seyn. Es vermindert sich aber immer mehr und mehr, die Markröhre wird enger, und bey mehrern Alter kann man auch an denjenigen, welche in der Jugend viel Mark hatten, kaum dergleichen wahrnehmen. Obgleich aber alsdenn kein Mark in der Mitte zu bemerken, so ist doch solches zwischen den Holzringen anzutreffen, und die Beschaffenheit dieser richtet sich allemal nach dem Marke, ob solches in der Jugend in mehrer oder weniger Menge zugegen gewesen. Bäume, welche anfangs viel Mark besessen, werden jederzeit weitere und gröbere Holzringe und zwischen diesen viel Mark zeigen, und immerfort weiches Holz geben; dahingegen diejenigen, welche in der Jugend eine schwache Markröhre haben, dichtes und festes Holz liefern. Das Mark ist ein wesentlicher Theil der Gewächse, und wenn man solches in seinem ganzen Umfange betrachtet, der vornehmste und erste, wodurch die andern gebildet und unterhalten werden. Das in der Mitte befindliche und von dem holzichten Wesen eingeschlossene muß zwar seine Feuchtigkeiten von der Rinde oder den Blättern entlehnen; aber weder Rinde noch Blätter würden dergleichen annehmen und weiter schicken können, wofern nicht die Gefäße mit einem markichten Wesen erfüllet, und dadurch zu Einsaugung und Bewegung der Feuchtigkeiten geschickt gemachet würden. Nur so lange können in den Gefäßen die Säfte beweget werden, so lange solche

mit

mit dem markichten Wesen erfüllet sind. Zieht sich dieses zusammen, leget es sich an die Seiten der Gefäße, oder verliert sich solches gänzlich, so wird das hohle Gefäße nur Luft, aber keine Feuchtigkeiten mehr enthalten; wie denn die meisten Luftgefäße ehedem Saftgefäße gewesen, und diese deswegen in jene verwandelt worden, weil die Veränderung mit dem Marke vorgegangen. Das höhlichte Gewebe in den Gefäßen wird auch vieles zur Veränderung und Zubereitung der Säfte beytragen. Denn da die Gefäße sich nicht, wie in dem thierischen Körper, bewegen, und in die Feuchtigkeiten wirken können, vielleicht auch allenthalben einerley Größe haben, und die Säfte nicht nach und nach in engere, wie bey den Thieren, getrieben und dadurch verändert werden, kann man das markichte Wesen für dasjenige Werkzeug annehmen, wodurch und worinne die Zubereitung und Mischung der Säfte geschieht und solche zu den verschiedenen Benutzungen geschickt gemachet werden. Man findet daher auch, daß bey vielen Rohr- und Wasserpflanzen die Stängel und Stiele aus lauter dergleichen mit einem bläsichten Wesen erfüllten Gefäßen bestehen, und da kein ander Mark oder ander Zubereitungswerkzeug bey diesen Pflanzen statt findet, muß man alles von den Gefäßen, oder vielmehr dem darinne befindlichen, gleichsam drüsenartigen Wesen herleiten. Diese Zubereitung wirket auch das ordentliche Mark, welches außer den Gefäßen sich befindet, und deswegen sich in alle Theile der Gewächse verbreitet, und alle neue Theile derselben fast unmittelbar aus dem Marke erzeuget werden. Bey vielen Pflanzen dauert das Wachsthum nur so lange, als das Mittelmark zugegen ist. Der Halm des Kornes wird inwendig hohl, wenn die Saamen zur Reife gelangen, und man findet alsdenn in der Höhle einen weißen glänzenden Ueberzug, welcher aus dem dichter gewordenen und an die Seiten gezogenen Marke entstanden. Eben so wird an der Petersilie und den meisten dolbentragenden Gewächsen der Stängel und die Zweige hohl, wenn die Blüthe sich zeiget, oder der Saame zu reifen beginnet. Bey den Bäumen findet das nämliche, nur auf eine andere Art, statt. Es verliert sich dasselbe nach und nach in den innern Holzringen, oder es wird trocken und unkräftig; die Fasern desselben vereinigen sich genauer mit einander, und die Holzringe werden dadurch fester, und enger an einander gebracht. Zwischen den äußern Holzringen, dem Baste und der Rinde bleibt das Mark, und in diesem geschieht die stärkste

Bewe-

Bewegung der Säfte, welche in dem innern schon schwächer geworden, und in dem innersten ganz aufgehöret hat. Wenn bey den Bäumen die Blätter oder Früchte abfallen, wird man die Ursache in dem Marke suchen müssen. Dieses wird trockner und zum fernern Durchgange der Säfte ungeschickt werden. Das Mark wendet alsdenn seine Kräfte zu Erzeugung neuer Theile an. Knospen, Augen und Keime werden durch das Mark erzeuget, und die hierinnen gleichsam entworfenen jungen Pflanzen oder Theile derselben werden durch Hülfe des Markes zunehmen und sich vergrößern. Alle künstliche Vermehrung der Gewächse hat in dem Marke ihren Grund. Wenn an dem Auge der kleine Markkörper mangelt, wird solches nicht anwachsen, und das Pfropfreiß nicht bekleiben, wenn kein Mark darinne ist. Der Zweig, welchen man in die Erde stecket, treibt aus dem Marke die ersten Wurzelfasern. Nach des Herrn von Linné Lehrgebäude, welches derselbe vom Wachsthume und Entwickelung der verschiedenen Pflanzentheile, in den Streitschriften, Prolepsis Plantarum, auszuführen gesuchet, ist das Mark dem rindigen Ueberzuge gleichsam unterthan, und von diesem hängen jenes Wirkungen ab. Der rindige Ueberzug suchet das Mark, so lange er kann, einzuschließen, und alsdenn soll das Mark nur Blätter und Aeste zum Vorschein bringen können; sobald aber die Rinde hierzu, wegen Mangel des Nahrungssaftes oder anderer Ursachen, unvermögend wird, sobald soll das Mark durchbrechen, und sich in Blumen und Früchte verwandeln. Wenn man auch diese Mitwirkung des rindigen Ueberzuges annehmen wollte, würde doch dadurch das Ansehen und die erzeugende Kraft des Markes auf keine Weise vermindert werden, vielmehr daraus zu schließen seyn, daß das Wachsthum der Pflanze nicht dem rindigen Ueberzuge, sondern einzig und allein der Ausdehnung des Markes zuzuschreiben sey. Bey den einjährigen Pflanzen zieht sich gleichsam alles Mark in die Blüthe und Frucht, bey den ausdauernden und Bäumen aber bleibt ein Theil zurück, wodurch entweder aus der Wurzel oder den Aesten neue Keime und Triebe erzeuget werden. Diese aber erscheinen niemals wieder an demjenigen Orte, wo ehedem die Blume gewesen, indem das Mark in dem Saamen sich endiget und gleichsam mit demselben abfällt; woraus Herr Hofrath Gleditsch die besondere Folgerung zieht, daß bey den Gewächsen nach der ersten Schöpfung, als bey welcher und durch welche die Geschlechter

und Arten ihre Bestimmung erhalten haben, eben deswegen keine neue entstehen oder erschaffen werden dürften, indem das Wachsthum jeder vorhergehenden Mutterpflanze, welche schon vor tausend Jahren gelebet hat, allemal durch einen gewissen Antheil ihres selbst eigenen Markes, welchen sie dem Saamen abgeben müssen, durch eben denselben in ihren nachfolgenden Kindern hat weiter fortgesetzet werden können, und wirklich fortgesetzt worden seyn müßte. Ferner ist auch hieraus derjenige Weg zu ersehen, durch welchen die Natur ihre sämmtlichen Geschlechtsarten unter den lebendigen Geschöpfen vermehren und beständig, ohne eine wirkliche Ausartung, bey allen möglichen Abänderungsfällen, zu erhalten gewohnt sey. Forstwissenschaft I. Theil 124 S.

Der merkwürdige Umstand, wie das Mark bis in den Saamen eindringe und daselbst aufhöre, ist vielleicht den Gärtnern längst bekannt gewesen, wenigstens gründet sich hierauf der vermeynte Kunstgriff, Früchte, sonderlich Pflaumen, Kirschen und dergleichen, ohne Nuß und Kern zu erziehen, indem sie vorgeben, wie man nur das Mark in den Bäumen zernichten dürfte, wenn man Früchte ohne Steine haben wollte. Es würde dieses auch gewiß geschehen, wofern nur der Baum, wenn das Mark ganz zerstöhret worden, Leben und Wachsthum behalten könnte. Da aber dieses nicht möglich und bey einer wenigen Zerstöhrung noch allemal Mark genug übrig bleibt, den Saamen zu bilden, wird man dergleichen Früchte ohne Steine niemals erlangen können. Auch Magnol behauptete, wie in dem Marke ein Saft bereitet würde, welcher vorzüglich zur Nahrung der Früchte nöthig sey. Der Beweis von dieser Meynung ist zwar nicht gültig, indem nicht allein, wie derselbe vorgiebt, diejenigen Pflanzen, welche viel Mark haben, als die Rosensträucher, der Holunder und dergleichen, sondern auch andere, bey welchen dieses in weniger Menge zugegen, häufige Blumen und Saamen tragen. Indessen kann man doch überhaupt annehmen, daß das Mark die Säfte zubereite, woraus alle Theile der Pflanzen ernähret, jedoch nach Beschaffenheit der Umstände, auch in die Nutzung der Blüthe und Frucht allein verwandelt werden könne. Ein kranker Baum, der wegen schlechter Beschaffenheit der Wurzel oder Rinde wenig oder gar keine Triebe zeiget, blühet am stärksten und verwendet allen Saft in die Blumen. Wenn man an den selten blühenden Pflanzen die Blumen erzwingen will, setzet man solche in enge Kübel, worinne sich die Wurzeln nicht hinläng-

lich ausbreiten können; in einem weiten Gefäße wird man statt der Blumen junge Zweige und Blätter erhalten.

Wir haben das Mark nicht allein mit dem höhlichten Gewebe verglichen, sondern auch beydes für einerley angenommen. Beydes hat viel Aehnlichkeit mit dem Meer- oder Waschschwamme, indem die vielen, wunderbar durch einander laufenden, Fäserchen unzählige Zwischenräume und Höhlchen zurück lassen. Die eigentliche Gestalt dieses fäserichten Gewebes, oder der Zwischenräume desselben läßt sich wohl nicht genauer angeben und bestimmen. Viele behaupten, daß alles aus Bläschen bestünde, und Hr. Miller, in der Abhandlung vom Holze, suchet diese Meynung außer allen Zweifel zu setzen, indem er vorgiebt, wie diejenigen, so sich das Mark als vielseitige, oder anders gestaltete Körper vorgestellet, bey ihren Untersuchungen deswegen hintergangen worden, weil sie Durchschnitte von gar zu großer Dicke betrachtet haben, da denn die vielen über einander liegenden Schichten dieser unförmlichen Bläschen als regelmäßige Zeichnungen erscheinen, dergleichen auch ohngefähr entstehen, wenn man durch vielfach über einander gelegten Flor sieht. Herr Hill empfiehlt zu diesen Untersuchungen vorzüglich den Wallnußbaum. Daß das Mark aus Bläslein bestehe, hat schon Malpigh angenommen, aber auch zugegeben, wie ihre Gestalt sehr veränderlich, bisweilen rund, bisweilen vier- auch mehreckicht, und auf andere Art gestaltet sey. Du Hamel hat ganz dünne Scheibchen von dem Marke aus der Linde untersuchet, und darinnen viele, ziemlich runde Löcher wahrgenommen, in dem Wesen aber, welches diese Löcherchen von einander absonderte, hat derselbe andere, halbdurchsichtige Puncte gesehen, welche eben dergleichen Löcher zu seyn schienen, die aber mit einem dünnen Häutlein bedecket waren. Doch will derselbe diese Beschaffenheit nicht für allgemein annehmen, vielmehr zugeben, wie das Mark in verschiedenen Bäumen und Pflanzen verschieden sey, wie denn auch das Mark, wenn es trocken geworden, verschiedene Gestalten annimmt, und sich auf verschiedene Weise bey verschiedenen Pflanzen darstellet. In dem Schwelgenbaume hat Hr. Grützmacher das Mark nicht blasicht, sondern als ein geflochtenes Werk, wie die Korbmacher zu flechten pflegen, beobachtet, und bey seiner Streitschrift de Medulla Ossium, recht schön abgebildet. Wir können von dieser Abbildung einen Augenzeugen abgeben.

Mark, S. auch Knochen.

Markbaum.

S. Grenzbaum.

Markholz.

S. Schwelgenbaum.

Markscheiden.

Markscheidekunst, Geometria subterranea, ist eine Kunst, welche lehret, wie die Stellen und Grubengebäude mit ihren Winkeln über der Erde abzustecken, wie viel höher oder tiefer ein Gang über den andern streicht, und wie die Gebäude mit ihren Stollen, Schächten, Strecken, Klüften und Gängen auf einen Abriß zu bringen.

Markweide.

S. Geißklee.

Marmelbrasen.

Marmelbrasen, auch Mormelbraßem, mormyrus, s. Meerbraßem des Kleins, Synagris 16. und unsern Artikel, Brasem, Th. I. S. 936.

Marmor.

Marmor, ist ein Kalchstein von einem dichten und festen Gewebe, so eine schöne Politur und Glanz annimmt. In den chymischen Versuchen verhält sich der Marmor, wie der Kalchstein. Es giebt ganz weißen und bunten Marmor; welche letztere Art sehr mannigfaltig ist. S. Kalchstein.

Marmorvolute.

S. Tute.

Marmose.

Didelphis murina Linn. Ein kleines vierfüßiges Thier aus dem Geschlechte der Philander, welches den Namen Marmose in seinem Vaterlande, nämlich in Brasilien führet, im Deutschen aber von einigen Schriftstellern auch Buschratze, oder die wilde Ratze genannt wird, weil es sowohl in Ansehung der Gestalt, als auch in Ansehung der Größe den Ratten ziemlich gleich kömmt. Es hat eine spitzige, mit langen Borsten besetzte Schnauze, große schwarze Augen, breite, herunterhängende und mit dünnen Haaren bedeckte Ohren, fünf Zehen an jedem Fuße und einen überaus langen, kahlen Schwanz, der mit kleinen Schuppen besetzet ist, und sich an der Spitze einwärts krümmet. Die Haare auf dem Oberleibe sind größtentheils aschgrau und haben bräunliche oder falbe Spitzen; der Unterleib und die Füße sind weißlich.

Diese Thiere haben die Gewohnheit, sich mit ihrem langen Schwanze an die Baumäste zu hängen, um die vorbeyfliegenden Vögel fangen zu können. Sie sind auch sehr begierig nach Fischen und Krebsen, welche sie mit ihrem Schwanze fangen sollen.

Wenn es ihnen an Vögeln und Fischen fehlet, so suchen sie ihren Hunger durch Baumfrüchte, Beeren oder Wurzeln zu stillen. Zu ihrem Lager graben sie sich Löcher in die Erde.

Marobel.

S. Andorn, weißer.

Maronen.

S. Castanien.

Marrajo.

Marraio, fr. ein Meerfisch, mit einem so weiten Rachen, daß er einen Menschen ganz verschlingen kann. Vielleicht ist es eben derselbe, welchen die Franzosen Requiem, die Holländer Haay, und die Amerikaner Tuburon nennen. Chomel.

Mars.

Diesen Namen geben die Sternkundigen demjenigen Planeten, welcher sich durch sein röthliches Licht von den übrigen Planeten unterscheidet. Er wird durch das Zeichen ♂ angezeiget und ist ohngefähr fünfmal kleiner, als die Erde; denn sein Durchmesser beträgt nur $\frac{3}{5}$ von dem Durchmesser der Erde. Seine Bahn, welche zwischen der Bahn des Jupiters und der Erde liegt, machet mit der Ecliptik einen Winkel von 1 Gr. 51 Minuten. Er durchläuft dieselbe in einem Jahre, 321 Tagen, 23 Stunden und 30 Minuten. Auf seiner Oberfläche bemerket man durch gute Ferngläser verschiedene veränderliche Flecken, welche von Morgen gegen Abend fortrücken und nach 24 Stunden und 40 Minuten wieder an den vorigen Ort kommen; woraus man ersehen kann, daß er sich binnen dieser Zeit einmal um seine Axe dreht. Seine kleinste Entfernung von der Sonne enthält, nach den Rechnungen der neuern Astronomen, 30426 und seine größte 36630 halbe Erddiameter, den Erddiameter zu 860 geograph. Meilen gerechnet. Wenn er der Sonne gerade gegen über oder nahe bey ihr steht, so erscheint er in vollem Lichte; weñ er aber 90 bis 120 Gr. von der Sonne entfernet ist, so sieht er nicht völlig rund, sondern bäuchicht aus und zwar so, daß der helle Theil der Sonne zugekehret ist. Hieraus läßt sich schließen, daß der Mars, so wie die übrigen Planeten, unter die dunkeln Körper gehöret und kein ander Licht hat, als dasjenige, was er von der Sonne empfängt.

Marsilea.

Der Italienische Graf, Aloys. Ferd. Marsigli, hat durch seine Schriften von der Naturhistorie des Meeres und des Donaustrohmes, von Erzeugung der Schwämme und andere, auch als Stifter

der Bononischen Gesellschaft, unter den größten Naturkündigern einen Platz verdienet, und es war billig, dessen Andenken auch in dem Pflanzenreiche zu verewigen. Unbillig aber möchte es scheinen, daß man hierzu ein kleines unansehnliches Pflänzchen gewählet, und auch bey Verwechselung desselben wieder ein dergleichen unvollkommenes mit dessen Namen beleget. Michelli hatte zuerst einige Mooßarten unter dem Namen Marsilea in einem Geschlechte vereiniget, welche aber nach genauer Untersuchung mit der Jungermannie gleichförmig befunden, und vom Herrn von Linné, auch andern neuern Schriftstellern, damit vereiniget worden. Damit aber des gelehrten Grafens Name sogleich wieder angebracht werden möchte, hat Herr von Linné ein anderes, von Michelli gleichfalls bestimmtes und von demselben Saluinea genanntes Geschlecht damit beleget und das Andenken des Lehrers der griechischen Sprache zu Florenz, Ant. Maria Salvinius, vertilget. Und von diesem sollten wir hier handeln; da aber die drey Arten, welche Herr von Linné anführet, klein, und nur in Sümpfen, vielleicht auch gar nicht in hiesigen Gegenden anzutreffen sind, bemerken wir nur, wie die Oberfläche, nach Art der Farnkräuter, mit Warzen, und jede Warze mit vier schneckenförmig gewundenen Fäden besetzt sey. Diese hält Herr von Linné für Staubbeutel, und nennt dieses männliche Blumen. Nahe an der Wurzel sitzen ein, auch zwey oder drey rundliche Behältnisse, welche mit vielen Saamen erfüllet sind. Herr Necker will bey diesem Geschlechte, wie überhaupt bey den Mooßen, keine Werkzeuge der Befruchtung gelten lassen. Nach seiner Meynung sind nirgend Staubbeutel, nirgend eigentliche Saamen anzutreffen. Die vierblätterichte Marsilea des Herrn von Linné hat derselbe von diesem Geschlechte entfernet, ein eigenes daraus gemachet, solches Zaluzianskia genannt, und dadurch dem wenig bekannten öffentlichen Lehrer auf der Prager Universität, Adam Zaluziansky a Zaluzian, ein Denkmal aufgerichtet. S. der Churpfälzischen Gesellschaft Schriften. Herr von Necker stellet diesen Schriftsteller unter die ersten, welche das verschiedene Geschlecht der Blumen erkannt haben, und er ist auch wirklich dafür anzunehmen, obgleich einige neuere demselben diese Ehre streitig machen wollen. Man lese nur das Cap 24. Libr. I. in dessen seltenen Buche, Methodus herbaria, genau, welches zu Prag 1592. gedrucket worden, und beurtheile alles nach den damaligen finstern Zeiten dieser Wissenschaft. Auch Herr von Haller

trennet diese vierblätterichte Art von den übrigen, betrachtet solche als ein eigenes Geschlecht und nennt dieses Lemna, indem derselbe den Entengrieß, oder Lemna Linn. mit dem Namen Hydrophace beleget.

Martellenbaum.

S. Myrtenbaum.

Martynia.

Johann Martin, der Kräuterkunde Lehrer zu Cambridge, hat in den Jahren 1727 bis 29 ein Verzeichniß von den um Cambridge wachsenden, auch gemalte Abbildungen von raren Pflanzen und andere Schriften herausgegeben, sonderlich die schöne mit vielen Anmerkungen bereicherte Ausgabe des Virgils besorget; deswegen Herr Houston demselben dieses Andenken gestiftet, welches auch die neuern Schriftsteller durchgehends beybehalten. Auch der Sohn, Thomas Martyn, kann hierbey erwähnet werden, indem derselbe das Verzeichniß der um Cambridge wachsenden Pflanzen vermehret und den dasigen botanischen Garten beschrieben hat. Blume und Frucht sind von ganz besonderer Beschaffenheit. Der Kelch ist fünffach eingeschnitten. Das glockenförmige Blumenblatt zeiget eine weite, bäuchichte, unterwärts gekrümmte Röhre und einen Rand mit fünf ungleichen Einschnitten, welche bey den Arten verschiedentlich beschaffen sind. Vier krumme Staubfäden tragen vier bey einander gestellte Staubbeutel, und zwischen den beyden obern steht der fünfte Staubfaden, welcher viel kürzer und ohne Staubbeutel ist. Der kurze Griffel endiget sich mit einem lappichten Staubwege. Die holzichte, lange, gekrümmte, am Ende mit einem spitzigen, gebogenen Fortsatze und der Länge nach mit vier gefurchten Ecken versehene Frucht zeiget drey Fächer, öffnet sich mit Klappen und enthält viele Saamen. Es sind hiervon drey Arten bekannt.

1) Die jährige Martynia mit getheilten Stängel, Martynia annua Linn. wächst in Amerika, sonderlich in Veracrux. Die ganze Pflanze ist klebricht anzufühlen und mit langen Haaren besetzet. Die jährige, einen Finger dicke und zäserichte Wurzel treibt einen blaßgrünen, hohlen, fingersdicken Stängel, welcher sich in zween einander gegen über gestellte Zweige theilet, deren jeder abermal sich in zween andere verbreitet, und alsdenn gemeiniglich das Wachsthum aufhöret. Die Höhe der ganzen Pflanze beträgt ohngefähr zween Fuß. Die Blätter sitzen an dem Stängel und den Zweigen paarweise einander gegen über, zuweilen auch mehr einzeln,

zeln, sie sind gestielt, rundlich, gegen den Stiel mit vorragenden Lappen versehen, und daher herzförmig, völlig ganz, blaßgrün, runzlich, klebricht und rauch. Aus dem Zwiesel der Zweige wächst ein langer, oberwärts etwas gebogener Blumenstiel in die Höhe, welcher oberwärts kleine Stielchen austreibt, auf welchen die Blumen einzeln, zusammen aber ährenweise stehen. Diese Theile sind blaß mit etwas violet gefärbet, und die Haare mit einem kleinen Köpfchen oder klebrichten Tropfen an der Spitze versehen. Bey jedem Blumenstiele steht ein kleines, gebogenes, violetnes, haarichtes Deckblättchen und nahe an dem Kelche zwey andere kleinere, welche mit dem Kelche zugleich abfallen. Der Kelch ist ziemlich weit, glockenförmig, violetfärbig, haaricht, abericht, in fünf rundliche Einschnitte getheilet, wovon der oberste der längste ist, die andern stufenweise abnehmen, und die beyden untersten die kürzesten aber breiter als die übrigen sind. Das Blumenblatt ist ansehnlich groß, unterwärts gerichtet und den lippenförmigen ziemlich ähnlich; dessen Röhre über einen Zoll lang, von dem untern und engern Theile nach dem obern und viel weitern gebogen, grünlichgelb, mit kleinen violfärbigen Dippelchen besprenget und überall mit zarten Haaren besetzet. Der Rand des Blumenblattes ist anderthalb bis zween Zoll breit, hellviolet gefärbet und in fünf ungleiche Lappen getheilt. Alle sind rundlich, die obern dunkler violet und inwendig mit saffranfärbigen, und hinter diesen mit weißen glänzenden Pünctchen besprengt; der untere Lappe ist der größte, am Rande wellenförmig, und mit violetfärbigen Adern durchzogen; die beyden mittelsten sind die kleinsten und nach der Röhre zu gleichfalls mit vielen violetnen Pünctchen versehen, dergleichen auch auf der ganzen innern Oberfläche der Röhre zu sehen. Aus dem untern Theile der Röhre ziehen sich fünf oder mehrere schwefelgelbe Linien bis an den untern Lappen, welche am Ende gleichsam mit kleinen unebenen runden Kölbchen versehen sind, und gleichsam gemalte Staubfäden mit ihren Staubbeuteln zwischen den Griffeln abbilden. Die vier wahren Staubfäden sind ganz unten mit der Röhre des Blumenblattes verwachsen, oberwärts gebogen, zween kürzere äußerlich, und zween etwas längere innerlich gestellet; die innern schlingen sich um die äußern herum, alle sind glatt, weiß, mit schönen violetfärbigen Dippelchen besprengt; die Staubbeutel dunkelroth und der Blumenstaub ist blaßgelb. Der Griffel endiget sich in zween weiße, lappichte Staubwege, beyde

sind in der Mitte etwas eingekerbet, etwas breiter als lang, oben mit erhabenen zarten Pünctchen und mit einem feinen rosenfärbigen Rande umgeben. Die Frucht gleicht einem Gemsenhorn, hängt niederwärts, ist durchaus mit Haaren besetzet, einer Hand lang, rundlich, oben und unten der Länge nach mit einer Linie durchzogen, gegen die Mitte viel dicker als an den Enden und die Spitze auswärts gebogen. Sie öffnet sich an der Spitze in zwo hornförmige Klappen, die sich in die Höhe drehen, bis sie sich völlig von einander gegeben, da denn die vier Saamenfächer zum Vorschein kommen. Die Saamen sind schwarz, gleichsam mit Chagrin überzogen, auf beyden Seiten zusammengedrückt und herzförmig. Die geöffneten Blumen geben, sonderlich gegen Abend, einen angenehmen Geruch von sich. Hr. Kretschmar hat diese Pflanze, wegen der hornförmigen Frucht, Ceratocarpus genannt, daher auch der deutsche Name Rüsselpflanze abstammet. Die Lappen des Staubweges sollen eine merkliche Reizbarkeit besitzen, und sich gegen einander bewegen, wenn sie gereizet werden, welches wir zur Zeit nicht wahrgenommen. Wir haben diese seit einigen Jahren als eine wahre Zierde in den Gärten erzogen und dabey angemerket, wie der Saame lange Zeit in der Erde liege, ehe er keimet. Manchmal ist solches erst das andere Jahr geschehen, daher man die Saamen lieber zeitig in Töpfe legen, und diese nachher auf ein Mist- oder Lohbeet eingraben, und wenn die Pflanzen den Stängel zu treiben anfangen, auf das Mistbeet in die Erde, oder auf eine sonnenreiche und mit guter Erde erfüllte Rabatte setzen, anfangs mit Glocken bedecken und fleißig begießen soll; auf solche Weise haben wir große Stöcke und viele Blumen, auch zuweilen reifen Saamen erhalten. Hält man die Pflanzen immerfort in Töpfen, so bleiben solche klein und geben wenig Blumen und auf den reifen Saamen kann man eben so wenig sichere Rechnung machen; denn das Saamenkorn, so ein Jahr über in der Mistbeeterde gelegen und von ohngefähr hervorgekeimet, hat die größten Stöcke gegeben, welche auch zeitig im Sommer und bis in den Herbst geblühet; die meisten Blüthen fallen ohne Frucht ab. Man soll die ersten nicht abpflücken, diese geben gemeiniglich Früchte.

2) Die jährige Martynie mit ungetheilten Stängel, Martynia longiflora Linn. wächst auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung. Der Stängel bleibt einfach, ist ohngefähr zween Fuß hoch und etwas rauh anzufühlen. Die gestielten, einander gegen

über

über gestellten Blätter sind rundlich, ausgeschweift und mit drey Nerven durchzogen. Aus dem Blätterwinkel treiben kurzgestielte einzelne Blumen. Bey dem Blumenstiele steht statt des Deckblattes eine eichelartige Drüse, welche, nach Herrn von Linné Beschreibung, gleichsam mit einem Griffel, und dieser mit einem Staubwege besetzet ist. Der Kelch ist sehr klein, die Blumenröhre lang, in der Mitte etwas enger zusammengezogen und hinterwärts auf der Rückseite gekrümmet. Die Frucht ist nicht merklich gehörnt, sondern hinterwärts auf beyden Seiten mit einer starken Vorragung versehen. Die Saamen sind klein. Man wird diese Art wie die vorige warten müssen; da aber die Saamen kleiner sind, wird man solche füglich auf das Mistbeet ausstreuen können.

3) Die daurende Martynie mit ungetheilten Stängel, Martynia perennis L. Diese wächst in Neuspanien um Carthagena. Die Wurzel ist dicke, fleischicht, und theilet sich in schuppichte Knöpfe, aus welchen verschiedene, einzelne, saftige, ohngefähr einen Fuß hohe, purpurfärbige Stängel treiben. Diese vergehen nach der Blüthe, die Wurzel aber dauret fort. Die Blätter sind dicke, länglicht, sägeförmig eingekerbet, oberwärts rauch, dunkelgrün, unterwärts purpurfärbig. Der Stängel endiget sich mit einer blauen Blumenähre. Man muß diese Art durch die Wurzel vermehren, welche aber leicht den Winter über faulet. Daher man selbige in lockerer sandiger Erde halten, und den Winter über fast gar nicht begießen; im Frühjahre aber die Töpfe in ein warmes Mist- oder Lohbeet eingraben, und das ganze Jahr über auf dergleichen, oder doch in dem Glashause unterhalten soll.

Es haben diese Pflanzen, sonderlich die zwote Art, viel ähnliches mit der Schedelnuß, und man kann die Arten von beyden Geschlechtern leicht verwechseln.

Marumkraut.

Katzenkraut, auch Amberkraut genannt, Marum verum, wird billig mit dem Geschlechte Gamander vereiniget, und ist Teucrium marum L. Dieses immergrünende, niedrige Sträuchlein stammet aus dem Königreiche Valenzien ab, und ist jetzo in den Gärten häufig anzutreffen. Es blühet bey uns im Juli. Der Stängel und die ältern Aeste sind holzicht, die jüngern aber wollicht; die gestielten, einander gegen über gestellten Blätter eyförmig, an beyden Enden spitzig, völlig ganz, am Rande rückwärts gebogen, und auf der untern Fläche wollicht. An den blühenden Zweigen stehen die Blätter mehr aufgerichtet,

gerichtet, und aus eines jeden Winkel treibt ein einzelner, mit einer Blume besetzter Stiel. Alle Blumen sind auf eine Seite gerichtet, und stellen unter sich gleichsam eine einseitige Aehre vor. Der Kelch ist röthlicht, mit weißlichten Haaren besetzet, und bey der Einfügung des Stieles höckericht; die fünf Einschnitte sind einander fast ähnlich. Des purpurfärbigen Blumenblattes beyde obern Einschnitte umgeben nicht die Staubfäden und sind etwas unterwärts gebogen; der mittelste und größte Einschnitt ist ausgehöhlet, gleichsam eingekerbet und hinterwärts haaricht. Der Griffel steiget aufwärts und die Staubfäden neigen sich unterwärts. Daß man diese Pflanze ohne viele Kunst erhalten, und aus den Zweigen vermehren, auch den Stöcken allerley Gestalt durch das Beschneiden geben, und den Sommer über in der freyen Luft erhalten könne, solche aber an einen erhabenen Ort setzen, und vor den Katzen in Sicherheit bringen müsse, und wie diese Thiere durch den besondern scharfen und starken Geruch angelocket werden, und aus Liebe, oder Haß, sich auf den Stöcken herumwälzen und solche zernichten, dieses alles ist bekannt. Ob es gegründet sey, daß die Katzen nur die einzeln stehenden Stöcke verfolgen, hingegen solche, wenn sie unter andern Scherbeln und verschiedenen Pflanzen gestellet werden, unberühret stehen lassen, muß durch Erfahrungen ferner bestätiget werden. Wahrscheinlicher ist es, daß das Kraut für Marder, Iltiße und Wieseln eine Witterung abgebe, und man diese Raubthiere locken und fangen könne, wenn man ein Sträuchlein davon in die Falle leget. Die ganze Pflanze, sonderlich die Blätter haben einen scharfen bittern Geschmack, und starken, gewürzhaften, angenehmen Geruch, welcher Niesen erreget, zumal wenn man die Blätter zerreibet. Die getrockneten Blätter behalten die nämlichen Eigenschaften. Man kann daraus ein wesentliches, sehr flüchtiges Oel ziehen, und solches bey Lähmungen und andern Nervenkrankheiten gebrauchen, auch alle andere Wirkungen davon erwarten, welche Majoran, Thymian und dergleichen auszurichten vermögend sind. Man findet aber diese Pflanze selten in den Apotheken.

Marunken.

S. Pflaumen.

Marzapanfisch.

Nach dem Gesnero in Nomencl. p. 16. ist zwar sonst der Lepras Bellonii, sein eigener rother Krammetfisch, und unser vierzehntes Droßelmaul, Th. II. S. 417. zu Venedig Marzapanus, Martius

Martius Panis, wegen seines so angenehmen Geschmacks, genennet worden; wie solches Jonston, p. 44. wiederholet; doch führet derselbe sofort einen andern

Marzapanus, Marzapanisfisch an, der Rosa genennet werde, weil er über und über, besonders auf dem Rücken, roth sey, nicht aber eben so rosenroth am Bauche; er zeichnet ihn auch, Tab. XIV. fig. I. dergestalt ab, daß er sich von dem Lepras Atragenus, und Scarus Varius des Rondelet, in Ansehung des tiefgetheilten gabelförmigen Schwanzes, gänzlich unterscheidet.

Mascovad. S. Zucker.

Maseran. S. Majoran.

Maseren. S. Ahorn und Platanus.

Masern, weiße. S. Porzellane.

Maslac. S. Bangue.

Masliebe.

Herr Planer wählet Massüssel, andere Kugelblume zum Geschlechtsnamen. Globularia Tourn. und Linn. Man kann die Blume als eine zusammengesetzte betrachten, nur sind die Staubbeutel nicht, wie bey diesen gewöhnlich, in einen walzenförmigen Körper verwachsen. Ein gemeinschaftlicher, schuppichter Kelch umgiebt viele, dichte bey einander stehende, gleichförmige Blümchen, welche alle auf einem länglichten und mit Spelzen besetzten Blumenbette stehen. Jede hat ihren eigenen, röhrenförmigen, fünffach eingekerbten Kelch, und ein Blumenblatt, welches in fünf Einschnitte getheilet ist, wovon zween schmälere und kürzere die Oberlippe, und drey größere, einander ähnliche, die untere vorstellen; ferner vier Staubfäden mit so viel einzeln Staubbeuteln, und einen einfachen Griffel mit stumpfen Staubwege. Nach jeder Blume folget ein eyförmiger Saame, welcher von dem eigenen Kelche eingeschlossen ist. Herr v. Haller merket an, wie die Blätter aller, wenigstens ihm bekannten Arten, bey dem Trocknen schwarz würden. Herr von Linné führet sieben Arten an. Wir bemerken davon:

1) die strauchartige Masliebe mit dreyzackichten Stängelblättern, Frutex terribilis, Globularia Alypum L. wächst in Italien, auch um Montpellier, an Felsen und Klippen. Ist ein Strauch etwan einer Ellen hoch; die zarten zerbrechlichen Zweige sind mit einem braunrothen Häutlein bedecket; die Blätter stehen ohne Ordnung; einige sind den Myrtenblättern gleich, und völlig ganz

ganz, andere werden oben breit, und endigen sich mit drey Spitzen, wie ein Dreyzack; und diese Beschaffenheit der Blätter findet bey den meisten Arten statt, deswegen es schwer fällt, nach diesen die Unterscheidungszeichen der Arten zu bestimmen. Die größten Blätter sind bey dieser Art ohngefähr einen Zoll lang, und drey oder vier Linien breit, hellgrün und dicke. Jeder Zweig trägt eine, selten zwo violetfärbige Blumen. Nach Clusius Berichte, gebrauchen die Markschreyer in Andalusien den abgekochten Trank von diesem Strauche in der Liebesseuche, und in Frankreich statt der Senesblätter zum purgiren. Es soll aber dieser heftig wirken, und leicht gefährliche Folgen nach sich ziehen; weßwegen auch die Pflanze, der fürchterliche Strauch genennet worden. Die Vermehrung kann durch Zweige geschehen. Die Stöcke hält man im Scherbel und setzet solche den Winter über in ein gemeines Glashaus.

2) Krautartige Masliebe mit dreyzäckichten Wurzelblättern, Globularia vulgaris L. wächst in dem mittägigen Europa. Viele kleine, feste, kurzgestielte, eyförmige, am Rande völlig ganze, an der Spitze in drey kleine Zäckchen abgetheilte Blätter liegen auf der Erde, und stellen dichte, immergrünende Röschen vor. An vielen sind die Zäckchen kaum merklich, und das Blatt endiget sich nur mit einer zarten grannenartigen Spitze. Der einfache Stängel wird ohngefähr einen halben Fuß hoch, ist der Länge nach mit vielen plattansitzenden, wechselsweise gestellten, länglicht lanzetförmigen, völlig ganzen Blättern, und am Ende mit einem kleinen Blumenknopfe besetzet. Der eigentliche Kelch ist haaricht, und daher erscheint das ganze Blumenköpfchen rauch. Das Blumenblatt ist bläulicht, und die untere dreyspaltige Lippe sehr klein und schmal. Die Vermehrung muß durch die Wurzel geschehen. Die Stöckchen unterhält man, wie bey der vorigen Art gemeldet worden.

3) Krautartige nackende Masliebe mit eingekerbten Blättern, Globularia cordifolia L. wächst in Ungarn, Oesterreich und der Schweiz. Die starke, holzichte Wurzel treibt viele Blätterrosen. Diese Blätter sind fast keilförmig, am Ende eingekerbet, und zwischen den beyden Zäckchen mit einer zarten Granne besetzet; mithin könnte man solche auch dreyzäckicht nennen. Der Stängel ist nur einige Zoll hoch, und nackend, oder nur mit einer einzigen kleinen Schuppe besetzet, und einem blauen kleinen Blumenknöpfchen geendiget. Die beyden obern Einschnitte des Blumen-

menblattes sind lang, aber sehr schmal. Vermehrung und Wartung kommen mit der vorherstehenden überein.

4) Krautartige nackende Masliebe mit völlig ganzen Blättern, Globularia nudicaulis L. hat mit der vorherstehenden gleiche Geburtsörter und ist in Ansehung der Blätter und Blumen etwas größer. Die Wurzelblätter sind feste, vollkommen ganz, eyförmig, und nach Herr von Hallers Zeugniß niemals lanzetförmig, wie Herr von Linné angegeben. Der Stängel ist ohngefähr sechs Zoll hoch, nackend, oder nur mit einigen ganz kleinen Schuppen, und einem blauen Blumenknöpfchen besetzet. Die beyden obern Einschnitte des röhrenförmigen Blumenblattes sind weißlicht, die drey untern bläulicht. Von den Staubfäden sind zween lang, und zween kurz, und der Staubweg ist gespalten. Scopoli hat bey dieser Art nur drey-, selten vierspaltige Blümchen wahrgenommen. Sollte derselbe wohl die beyden weißen Einschnitte übersehen haben?

Massei.

Massei oder Aycora. Unter diesem Namen findet man eine Rinde angeführet, welche von einem unbekannten Baum in Neu-Guinea gesammlet, und durch ganz Ostindien verführet wird, indem die Indianer solche sowohl unter ihre wohlriechende Sachen rechnen, als auch bey Nervenkrankheiten, Schlagflüssen, Bauchschmerzen u. s. f. stark gebrauchen. Ihr Geruch soll angenehm seyn, und dem Geruche der Cubeben einigermaßen beykommen, und scharf schmecken. Warum die Ostindische Compagnie diese Rinde nicht bekannter gemachet, ist die Ursache wohl nicht schwer auszufinden; vielleicht wäre dadurch der Vertrieb von andern Gewürzen geschwächet worden.

Massüssel.

S. Gänseſtöckchen und Masliebchen.

Maßbeere.

S. Ebereſchenbaum.

Maßlerer. S. Ahorn.

Maßholder.

S. Ahornbaum und Platanus.

Maßiat.

S. Bleygelb.

Maßlieben.

S. Gänseſtöckchen.

Mast.

Die Buche und Eiche sind zwar vorzüglich diejenigen Bäume, deren Früchte zur Mastung des Viehes, sonderlich der Schweine, in den Wäldern genutzet werden, wie bey Beschreibung dieser Bäume bereits

bereits angemerket worden. Man kann aber alle Früchte und Saamen, welche in den Wäldern erzeuget werden, die Mast nennen, weil sich davon allerhand Arten von wilden Thieren ernähren und mästen. Man muß auch hierzu noch einige Sorten von Wurzeln und Schwämmen, ingleichen verschiedene große und kleine Gewürme setzen, welches alles zusammengenommen man bey dem Forstwesen die Mast zu nennen pfleget. Man unterscheidet daher die Ober- und Untermast. Die erste begreift bey uns vornehmlich die Eich-, Buch- und Haselmast unter sich, in andern Gegenden auch die süßen Castanien, Wallnüsse, nebst dem wilden Obst; welches alles dem Schwarz- und Rothwildpret zum Unterhalt dienet; die sogenannte Vogelmast besteht in allerhand Beeren, Früchten und Saamen von Bäumen und Sträuchern, für das Federwildpret und kleinere Thiere. Die Untermast besteht aus den nahrhaften Wurzeln, Trüffeln, Erdschwämmen, großen Käferwürmern u. dergl. wovon die letztern öfters gleich in oder unter der Dammerde in Klumpen beysammen gefunden werden, ehe sie aus einander kriechen, um sich in Käfer u. dergl. zu verwandeln. Die Untermast erstrecket sich auch auf einige mehlichte, schleimichte und fleischichte Wurzeln, welche unter dem Wasser im Schlamme, oder in den tiefsten Bruchwiesen, auch in den Gräben wachsen. Man nennet diese Bruchmast. Das Schwarzwildpret suchet solche begierig auf. Dahin gehöret besonders das Pfeilkraut, die großen Weiherbinsen und Lieschkolben. Je mehr Verschiedenheit in der Mast ist, desto besser wird das wilde und auch zahme Vieh, sonderlich die eingestallten Schweine, dabey gedeyhen, zumal wenn in der Nähe sich Wasser findet. Ober- und Untermast sind nicht alle Jahre in gleicher Menge zugegen. Die Obermast mißräth öfters; späte kalte Nachtfröste im Frühjahre, kalte anhaltende Regen zur Blüthzeit, Ungeziefer, Mehlthau, und andere Ursachen verderben sonderlich die Eichen und Buchen, und diese tragen selten die Menge von Früchten, welche man nach natürlichen Umständen erwarten könnte. Und nach Verschiedenheit der Menge, sonderlich der Eicheln, pfleget man in den Forsten folgende Abtheilungen zu machen. a) Wenn auf den Revieren davon ein Ueberfluß gefunden wird, und die Eicheln recht reif und voll sind, heißt es die volle Mast. b) Wenn die Buchmast allein gerathen, welche wegen ihres fetten ölichter Wesens eine etwas schlechtere Nahrung giebt, oder wenn zwar die mehresten Eichen

chen Mast haben, aber nicht recht voll sitzen, wird es die halbe Mast genennet. c) Wenn die Eichen nur an etlichen Orten in den Revieren voll sitzen, heißt es die Drittel-, und d) wenn nur die Wipfel mit Früchten besetzet sind, die Viertelmast. e) Spreng- und Vaselmast ist, wenn man in ganzen Forsten nur einzelne wenige Bäume mit wenig Eckern antrifft. Die letzten Arten überläßt man dem Wildprete zur Nahrung. Bey der vollen und halben Mast nimmt man Schweine in den Wald, und läßt diese einige Zeit, zehen bis zwölf Wochen darinnen, damit sie durch diese Nahrung fett und zum Schlachten tüchtig werden. Um die Anzahl der einzunehmenden Schweine zu bestimmen, wird zuvor eine Besichtigung des Waldes und der Bäume angestellet, damit die Mast nicht übertrieben werde. Was ferner hierbey in Ansehung des Mastrechtes, des Mast- oder Fehmgeldes u. dergl. Nebenumständen vorkömmt und zu beobachten ist, übergehen wir, da solches alles sich auf Rechte und Gewohnheiten gründet.

Mastbuche. S. Buche.

Mastixbaum.

Lentiscus Tourn. Herr von Linne' und die meisten neuern Schriftsteller vereinigen selbigen mit dem Terpentinbaume, und ist daher Pistatia Lentiscus L. Ein kleiner Unterschied in den Blättern und der Blüthe könnte vielleicht hinreichend seyn, beyde Geschlechter fernerhin, wie auch Ludwig und Manetti gethan, besonders beyzubehalten, wie aus der Beschreibung des Mastixbaumes und dessen Vergleichung mit den Terpentinarten erhellen kann. Es wächst dieser immergrünende Baum oder Strauch in den warmen Morgenländern, Persien, Syrien, Egypten, Griechenland, auch in Italien und Spanien zu einer ansehnlichen Höhe, in hiesigen Gärten wird man dergleichen nicht leicht über acht Fuß hoch antreffen. Die gefiederten Blätter stehen wechselsweise, und bestehen aus drey, vier und mehrern Paaren steifer, fester, dunkelgrüner, länglichter, völlig ganzer Blättchen, welche unter sich der Länge nach durch eine häutichte Vorragung, oder die geflügelte Ribbe zusammenhängen. Das ganze Blatt endiget sich nicht, wie bey den meisten Arten Terpentinbäume, mit einem einzeln oder ungepaarten, sondern allemal mit gepaarten Blättchen. Männliche und weibliche Blumen stehen auf besondern Bäumen. An dem einen kommen aus dem Blätterwinkel kurze Stiele mit männlichen, ährenweise gestellten, grünlichtgelben, kleinen männlichen Blumen,

Blumen, welche aus dem fünffach getheilten Kelche und fünf Staubfäden bestehen. An einem andern Baume treiben auf gleiche Weise die weiblichen Blumen hervor, welche aus dem kleinen dreyspaltigen Kelche und drey Griffeln mit gekrümmten Staubwegen bestehen. Die Frucht ist eine fleischichte Beere, und enthält einen, auch zween Saamen. Die Terpentinarten zeigen in der weiblichen Blume nur zween Griffel, und die Beere enthält eine zweyfächerichte Nuß. Dieser Baum erfodert in hiesigen Gärten keine mühsame Wartung. Er ist ziemlich hart und dauert lange, wenn man solchen nur nicht ganz vernachläßiget. Man hält solchen in Töpfen, und unterhält diese den Sommer über in freyer Luft, den Winter über in einem gemeinen Glashause. Es verlanget solcher auch im Winter einige Luft, damit sich nicht Schimmel ansetze. Die Versetzung soll alle zwey oder drey Jahre geschehen. Mit der Vermehrung hält es schwer. Den Saamen muß man aus fremden Ländern erhalten, und selbiger liegt wohl zwey Jahre, ehe er aufkeimet. Mit den Ablegern geht es auch sehr langsam, sie liegen gemeiniglich zwey Jahre, ehe Wurzeln ausbrechen, und bey vielen geschieht es gar nicht. Daß man den Mastixbaum nach und nach an die kalte Luft gewöhnen, und solchen auch im Winter im Garten unterhalten könne, wie in der Onomat. bot. VII. Band angegeben wird, ist ganz falsch. Miller, aus dessen Wörterbuche diese, wie fast alle übrige, Anweisung von der Wartung und Unterhaltung der Pflanzen ausgeschrieben, wohnet in England, und was von diesem Lande gielt, ist bey uns nicht nachzuahmen. In den warmen Gegenden schwitzet aus dem Stamme und den großen Aesten, theils von sich selbst, theils aber und häufiger aus den, in die Rinde gemachten Einschnitten das bekannte harzichte Gummi, welches aus kleinen, trocknen Körnern besteht, und man daher auch Mastixkörner, Grana oder Gummi Mastichis nennet. Es sind solche blaßgelb, durchsichtig, zerbrechlich, werden in der Wärme, oder durch das Kauen im Munde weich wie Wachs, entzünden sich auf glühenden Kohlen, und geben einen angenehmen Geruch von sich, und haben einen gewürzhaften, harzichten, etwas zusammenziehenden, nicht unangenehmen Geschmack. In hiesigen Gärten haben wir niemals dergleichen Körner an dem Baume wahrgenommen; doch versichert Herr Gleditsch, daß solches zuweilen geschehen. Man erhält den meisten und besten Mastix aus China, einer Insel des Archipelagus, und

und aus dieser Insel soll der türkische Kayser jährlich 300 Küsten oder 84375 Pfund Mastix erhalten. Es ist solcher der gewöhnliche Tribut für den Großsultan. Die Schriftsteller unterscheiden verschiedene Sorten von Mastixbäumen, und man bemerket auch davon unter den Mastixkörnern einigen Unterschied. Die Griechen unterscheiden den breitblätterichten Mastixbaum, und nennen solchen Schinos; denjenigen, welcher weiße Körner liefert, nennen sie Schinos aspros, den wilden mit rothen Zweigen Vatomos, und einen andern mit spitzigen Blättern Piscani. Die beyden ersten geben den schönsten, durchsichtigsten und trockensten Mastix, und dergleichen Waare wird von den Kaufleuten männlicher Mastix genannt. Vielleicht tragen auch diese Bäume keine Früchte, aber destomehr und besseres Gummi, und sind von der männlichen Art. Der Mastix von dem Piscari ist von mittelmäßiger Güte, undurchsichtig, klebricht, und wird von den Kaufleuten der weibliche genannt. Die schwarzen, grünen, bläulichten und unreinen Körner sondert man von den mehr weißen oder blaßgelben und durchsichtigen ab, und bedienet sich der erstern zum Räuchern, der andern aber zu andern Gebrauche. Es besitzt derselbe eine stärkende, zertheilende und reinigende Kraft, wird jedoch selten innerlich, öfterer aber äußerlich gebrauchet. Die Einwohner der Insel Chio haben fast beständig Mastix im Munde, theils um das Zahnfleisch und die Zähne selbst zu befestigen, theils den Athem zu verbessern. Sie pflegen solchen sogar unter das Brodt zu backen, um diesem einen angenehmen Geschmack zu geben. Wenn man ihn lange Zeit in dem Munde hält, oder kauet, wird dadurch der Speichelfluß erreget, und dadurch zuweilen Zahnschmerzen, die Taubheit und andere Zufälle geheilet. Durch das Kauen weichgemachten Mastix in die hohlen und zuvor gereinigten Zähne gestecket, und diese damit angefüllet, ist ein gutes Verwahrungsmittel für die Zahnschmerzen. Mastix mit Weingeist aufgelöset, und Leder damit angefeuchtet, hat Herr Cartheuser bey dem Hüftwehe kräftig befunden. Als Räucherwerk kann es zur Stärkung der Gelenke und Zertheilung der Flüsse dienen. Man hat in den Apotheken auch ein Mastixpflaster und Mastixöl, sonderlich aber ist das Mastixwasser, Aqua Mastichina, bekannt, welches innerlich als ein magenstärkendes und blähungtreibendes Mittel nützlich gebrauchet wird. Die Mastixkörner lassen sich im Weingeist, auch im Terpentinöle ganz und gar auflösen, und dadurch

ein guter Firniß verfertigen. Den mit Terpentinöl gemachten haben wir zum Ueberzuge der anatomischen Präparate vorzüglich gut befunden. Es erhält sich selbiger trocken, und hält die Würmer ab. Es wird auch der Mastix von den Goldschmieden und Jubelierern gebrauchet, mit Terpentin und Helfenbeinschwarz vermischet, und mit diesem Gemenge die Diamante auf der untern Seite bestrichen, um diesen einen desto bessern Glanz zu geben. Alle Theile dieses Baumes besitzen eine zusammenziehende Kraft. Man gebrauchet aber bey uns außer dem Gummi nur das Holz, und man rühmet den daraus bereiteten Trank, unter dem Titel des vegetabilischen trinkbaren Goldes, als eine Panace in der Gicht, wider allerley Flüsse, den Magen zu stärken, den Stein auszuführen, und vielen andern Fällen; jetzo aber ist dergleichen nicht mehr mode. Die aus dem Mastixholze verfertigten Zahnstocher sind in Spanien und Frankreich gebräuchlich. Daß dadurch die Zähne besser, als durch anderes Holz erhalten werden möchten, besteht wohl in der Einbildung. Das Holz ist sehr dauerhaft, und wird daher von einigen ewiges Holz genannt; es läßt sich schön glätten, und wird zu ausgelegter Arbeit verbrauchet. Mit den Blättern des Mastixbaumes wird an einigen Orten das Saffianleder zugerichtet, und statt des Sumachs gebrauchet. Man pfleget solche, oder die daraus gemachte Lauge, Rastenere zu nennen. Nach Tourneforts Berichte wird im Orient aus der Frucht ein Oel gepresset, welches die Türken zum Brennen und zur Arzeney dem Olivenöle vorziehen.

Mastixbaum, indianischer, S. Calaba.

Mastixbaum, peruvianischer, S. Molle.

Mastixkraut.

Mastix- oder Amberkraut, wird von Rivinus Marum, von Herr Boerhaaven Mastichina genennet, und von beyden als ein eigenes Geschlechte angenommen, vom Herrn Linné aber, und fast allen Neuern mit dem Thymian vereiniget, und ist daher Thymus mastichina. Letzterer hat zwar ehedem diese Pflanze mit der Saturey vereiniget, in der zwoten Ausgabe der Specier. Plant. aber angemerket, wie solche zwar mit beyden Geschlechtern viele Aehnlichkeit zeige, jedoch weil die Staubfäden in der Röhre des Blumenblattes verborgen liegen, und der Griffel länger als das Blumenblatt sey, eher mit dem Thymian als der Saturey vereiniget werden könne. Dieses immergrü-

mergrünende Sträuchlein erreichet die Höhe von einen bis zween Fuß. An dem Stängel und Aesten stehen einander gegenüber länglichte, gemeiniglich mit kleinen Zäckchen ausgekerbte, zuweilen auch völlig ganze Blätter. Aus dem Winkel der obern Blätter, welche den übrigen zwar ähnlich, aber am Rande mit Haaren besetzet sind, treibt ein kurzer Stiel, welcher viele Blumen trägt; diese machen unter sich Wirtel aus; weil aber solche dichte an einander stehen, scheinen sie mehr einer Aehre ähnlich zu seyn. Der Kelch, sowohl die Röhre, als Einschnitte desselben, sind haaricht; die drey obern Einschnitte stellen die obere, und die beyden untern und schmalen die untere Lippe vor. Das Blumenblättchen ist weiß, die Röhre und Einschnitte desselben sind kurz, und die Kelchspitzen ragen über diese hervor. Die Staubbeutel sind sehr klein, der Griffel aber ist viel länger als das Blumenblatt, und hanget unterwärts. Die ganze Pflanze hat einen scharfen, jedoch angenehmen, dem Mastix ähnlichen Geruch, und verdienete wohl unter den Arzeneymitteln einen Platz. Was von dem Marum, und andern dergleichen flüchtigen gewürzhaften Pflanzen zu erlangen, wird diese gewiß auch wirken können. Man unterhält solche zur Zierde in den Gärten. Die Blumenähren sehen, ihrer vielen federichten rauchen Kelche wegen, besonders aus. Sie stammet eigentlich aus Spanien her; doch ist sie nicht weichlich, kann im Winter in einem gemeinen Glashause, und im Sommer im freyen Garten unterhalten und aus Zweigen vermehret werden; der Saamen ist bey uns niemals zur Reife gelanget.

Matalistawurzel.

Schon Joh. Bauhin führet diese an, und doch ist solche nicht genugsam bekannt geworden, und in den neuesten Zeiten ganz in Vergessenheit gekommen. Die Indianer sollen selbige Matlaliztic nennen, und als ein Purgiermittel gebrauchen. Wedel vergleichet solche mit der Jalappe und Mechoacanne, und weil die erstere vorzüglich in Gebrauch gekommen, ist jene vielleicht niemals in einiges Ansehen, oder wie die Mechoacanne wieder außer der Mode gekommen.

Matl. S. Magvey.

Matronenblume.

S. Nachtviole.

Matrosenkappe.

S. Fischweiberhaube.

Matrosenmütze.

S. Dragonermütze.

Mattblume.

S. Dotterblume.

Matten.

S. Kümmel.

Mattensafran.

S. Nackende Jungfer.

Mattensteinbrech.

S. Haarstrang.

Matthiola.

Dem bekannten Arzte von Siena, berühmten Uebersetzer, auch Ausleger des Dioscoridis, und in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts allgemeinen Lehrer der Kräuterkunde, hat Plumier billig dieses verdiente Andenken gestiftet, und von dessen Namen ein Pflanzengeschlechte benennet; nur ist zu bedauern, daß die Pflanze unter die seltensten gehöret, nach Herr von Linné Zeugniß vielleicht ganz allein von Plumiern gesehen, und bis hieher noch nicht vollkommen beschrieben, mithin dadurch dessen Ruhm nicht allgemein bekannt gemachet worden. Man hätte allerdings bey dergleichen Benennungen und Aufrichtung dieser Ehrensäuken eine Auswahl treffen, und großen, wirklich, wenigstens nach den Zeitumständen, um die Kräuterwissenschaft verdienten Männern solche Pflanzen anweisen sollen, welche bekannter sind, oder öfters vorkommen, damit man immerfort Gelegenheit habe, dieser Männer Verdienste in Erinnerung zu bringen, und durch Beyspiele andere zur Nachahmung aufzumuntern. Die Matthiola ist ein amerikanischer Baum mit eyförmigen rauchen Blättern und gefiederten Deckblättern. Es soll der kleine walzenförmige Kelch, wie auch der Rand des langröhrichten Blumenblattes völlig ganz seyn, fünf kurze Staubfäden, den längern Griffel mit stumpfen Staubwege umgeben, und die kugelförmige, mit dem Kelche gekrönte Frucht, eine ähnliche Nuß enthalten.

Mattkern.

Matkuillis, ein paar Namen, die man einigen Arten von Strandläufern und Braachern, Glareolae, zu geben pfleget.

Mauchoren.

Mauchoren bey St. Vincent in Afrika Richt.; ist ohnfehlbar so viel, als Machoran; wenigstens führet ihn Bomare als eine Art derselben auf, die sich sehr häufig bey St. Vincent finde, und gleiche giftige Eigenschaften habe. s. unsern Artikel Baardmannetjes, Th. I. S. 466. Da er, wenn er gefangen ist, seufzen und winseln soll, so ist er vielleicht der von Richtern angeführte Grunzer bey St. Vincent; siehe auch diesen unsern Artikel, Th. III. S. 539.

Mauerewig.
S. Epheu.

Mauerkrätze.
S. Flechte.

Mauerkraut.
S. Glaskraut.

Mauerpfau. S. Epheu.

Mauerpfeffer.
S. Hauswurzel.

Mauerraute.

Steinraute, Frauenhaar, Ruta muraria, ist von den meisten neuern Schriftstellern mit dem Milzkraute, Asplenium, von Herr Gleditsch aber, wie auch ehedem von Herr Scopoli mit dem vollblühenden Farn, Acrostichum vereiniget worden. Wenn wir Herrn von Linné, und mit diesem auch Herrn v. Hallern, Ludwigen und Scopoli in der neuen Ausgabe Florae Carniolicae folgen wollen, könnte man solche Rautenmilzkraut nennen, und weil zwo Arten desselben vorkommen, solche nach der Größe unterscheiden.

1) Das kleine Rautenmilzkraut, Asplenium, Ruta muraria Linn. Paronychia offic. oder Adianthum album offic. Es wächst selbiges niemals aus der Erde, sondern beständig an und zwischen alten Mauern, und besteht aus der fäserichten dichten Wurzel, und kleinen gestielten Blättern, welche bisweilen einzeln, mehrentheils aber büschelweise beysammen stehen und bis auf die mittelste Ribbe in verschiedene Zweige, und diese wiederum gemeiniglich in drey kleine, keilförmige, eingekerbte Lappen getheilet sind. Die Blätter sind blaßgrün, die Stiele ausgefurchet, grün, und unterwärts braun. Auf der hintern oder untern Fläche der Blätter erscheinen die Befruchtungswerkzeuge in braunen staubichten Linien, welche sich nach und nach ausbreiten, und die ganze Fläche bedecken. Unter dem Vergrößerungsglase stellet dieses Pulver lauter kugelförmige, mit einem Ringe versehene Körper vor, welche anfangs gelblicht sind, hernach aber braun werden, und viele kleine schwärzlichte Saamen enthalten. Durch die Richtung der staubichten Linien unterscheidet man Polypodium und Blechnum von dem Asplenio; bey diesen sind solche schief gegeneinander an die mittelste Ribbe des Blättchens gerichtet. Und weil bey der Mauerraute die Linien öfters nicht von einander abgesondert, sondern dichte an einander gestellet sind, mithin die ganze Fläche damit bedecket scheint, könnte selbige auch unter das Acrostichum gebracht werden, indem solches

durch die, ganz mit den staubichten Befruchtungstheilen bedeckten Blätter von andern Farnkräutern unterschieden wird. In den Apotheken pfleget man diese Mauerraute unter die fünf herbas capillares zu rechnen, und derselben eben die Tugenden zuzueignen, welche dem Frauenhaar und andern Arten des Milzkrautes beygeleget werden. Die eröffnende, und reinigende Wirkung scheint überhaupt bey den Farnkräutern ungewiß zu seyn, und wenn man ja einige zu dergleichen Gebrauch empfehlen wollte, möchte das schwarzgestielte Frauenhaar den andern vorzuziehen seyn. Jedoch hat Herr Scopoli einmal die Verhärtung der Leber dadurch überwunden, daß der Kranke Brühen, worinnen die Mauerraute abgekochet worden, lange Zeit getrunken. Die zerstoßenen Blätter auf den Magen geleget, sollen den Magenschmerz stillen, wie Plumier aus einer alten Handschrift anführet.

2) Großes Rautenmilzkraut, Ruta muraria procerior germanica Tourn. welches Herr v. Linné nicht anführet, Herr von Haller hingegen als eine besondere Art bestimmet hat, ist der vorigen Art zwar ähnlich, die Blattstiele aber sind länger, unten ganz schwarz, und einige Zoll hoch nackend, hernach theilen sie sich in zween oder drey Zweige, und die Blättchen von diesen sind in zween oder drey länglichte, ungleiche, niemals keilförmige, unordentlich eingekerbte, und viele längere Lappen abgetheilet. Die Staublinien sind auch länger.

Mauersalat.

S. Hasenlattich.

Mauersalz.

S. Kalchsalz.

Mauersand.

Grus, Grussand, Sabulum, ist eine der gröbsten Arten Sand, so aus größern und gröbern und ungleichen Steintheilen besteht. Wallerius Mineral. S. 47. machet einen Unterschied zwischen groben, Mittel- und Spathgrus; von dem erstern saget er, daß er aus Feldspat, Quarz und Schimmerstaub oder kleinen Steinsplittern bestehe, und mit dem Regenwasser nicht fortfließe; der Mittelgrus hingegen, welcher gleiche Bestandtheile habe, ganz klein sey, und mit dem rinnenden Regenwasser fortgespület werde, und der Spatgrus allein aus großen und ungleichen Spatkörnern bestehe. Der eigentliche Mauersand, welchen man zur Bereitung des Mörtels nimmt, muß aus der Erde gegraben werden, und wird daher auch Grubensand genennet, um ihn von dem Flußsand, der aus den Flüssen gehoben wird,

zu

zu unterscheiden. Der Grubensand ist, weil er rauh ist, zu Mauerwerken besser als der Flußsand, als welcher durch das Fortwälzen in Flüssen seine rauhe Beschaffenheit verliert, und nicht so gut bindet, hingegen aber zum Tünchen gebrauchet werden kann. Den Grubensand wirft man, ehe er mit Kalch vermischet wird, durch ein dräternes Sieb, so man den Sandwurf nennet, um ihn von den größern Steinen und andern Nebendingen zu reinigen.

Mauerschwalbe.

Eine der bey uns bekannten Arten von Schwalben, hirundo muraria, saxatilis, spelunearis, ist ganz schwarz, nur an der Kehle weiß; sie ist die größte Gattung von Schwalben, brütet im Gemäuer der Thürme und anderer Gebäude. Schwanz gespalten, doch ohne lange Gabeln daran. Füße fleischicht, kurz mit schwärzlichten Federchen bis auf die Zähen bewachsen. Sie kann diese zum Gehen nicht gebrauchen, daher sie mit Willen niemals auf die Erde kömmt, weil sie sich mit den langen Flügeln nicht bequem wieder in die Luft schwingen kann. Wegen dieser Füße wird sie von den Alten apus genannt, Vogel ohne Fuß. Sie hat aber an den Füßen starke Sehnen und Klauen, um sich fest am Gemäuer und Gebäuden anzuhalten. Sie kömmt am spätesten zu uns, und geht am ersten wieder weg. Denn sie nähret sich meist blos von Insecten in der Luft, die gleich zu Herbstsanfange sich aus derselben verlieren und näher zur Erde kommen. Im Englischen heißt diese Schwalbe Black Marlin, die schwarze Schwalbe.

Maul.

Mund, Os. Hierunter wird nicht nur diejenige äußerliche, vordere, unterste und letzte Oeffnung am Vordertheile des Kopfes oder dem Gesichte begriffen, welche zwischen der obern und untern Lippe befindlich, durch beyde gleichsam hindurchgeht, und von ihnen verschlossen werden kann, sobald beyde genau auf einander passen, und aneinander anliegen, sondern man versteht auch hierunter überhaupt, zugleich mit jener, die inwendige weitere Höhle, welche sich von den Bogen beyder Kinnladen an, und also hinter den Lippen bis zu dem herabhangenden Gaumenflore, oder dem Schlundkopfe und Luftröhrenkopfe erstrecket, auch darum besonders, und im engsten Verstande, die innere Mundhöhle genannt wird, so, daß man ihn also füglich in den äußerlichen und innerlichen Mund eintheilen könnte. Der äußerliche Mund leidet bey den übrigen Thieren allerhand Abwechselungen und

Verschiedenheiten der Gestalt, worauf man einigermaßen in der natürlichen Geschichte sein besonderes Augenmerk richtet, um die Geschlechtsordnungen gewisser Thiere genauer darnach zu bestimmen, und welche Verschiedenheiten der Gestalt deswegen auch öfters mit andern Namen beleget werden. Die vierfüßigen Thiere unterscheiden sich von den Menschen durch ein weniger proportionirliches, mehr dickes, fleischichtes, oft aufgestölptes, auch bisweilen ziemlich weit hervorragendes, und ziemlich lang vorwärts gestrecktes Maul, welches z. E. bey den Hunden, und einigen andern mit ihnen hierinnen übereinkommenden Thieren die Schnauze, Os, Rostrum, bey den Schweinen und dem Elephanten der Rüssel, Proboscis, genannt wird, welcher Theil ihnen denn, außer seiner allgemeinen Bestimmung, auch oftmals noch zu einer vertheidigenden Wehre dienen muß. Das Maul der Vögel ist ein aus dem Kopfe hervorragender Schnabel, Rostrum, welcher, wie es sich zutrifft, je nachdem derselbe bald rund, bald schmal, bald platt, bald gerade, unterwärts oder oberwärts gebogen, kegelförmig, pfriemenförmig, eckicht, walzenförmig, oder messerförmig, hackenförmig oder gewölbet, auch spitzig oder stumpf ist, die verschiedenen Vögelarten genauer bestimmet, zumal, da sich auch aus dieser vielfältigen Gestalt des Schnabels oftmals die eigentliche Bestimmung, besondere Lebensart und Einrichtung dieser Thiere beurtheilen läßt. Dieses Hornmaul umgiebt meistentheils eine Haut, oder die sogenannte Halfter, Capistrum, von welcher zween nackete Fortsätze bis zu den Augen gehen, die man die Zügel, Lora, zu nennen pfleget. Die Vögel bedienen sich also dessen zu unterschiedenen Verrichtungen, nämlich das Futter aufzunehmen und einzutragen, Kernsteine aufzubeißen, Löcher in die Bäume zu hauen, die Rinde von allerley Körpern abzuschälen, sich damit zu vertheidigen, oder andere damit anzugreifen, sich damit zu liebkosen, oder zu schnäbeln, Nester zu bauen, und verschiedentlich zu befestigen, auch wohl diese Wohnungen wieder abzubrechen, ihre Jungen zu füttern, sich zu putzen, und die Federn in Ordnung zu bringen, u. d. Bey den Amphibien besteht das Maul bisweilen aus einem fast hornartigen Schnabel, woran die Lippen gänzlich fehlen, oder es ist dasselbe entweder mehr breit, oder rund, oder auch länglicht. Bey den Fischen ist das äußerliche Maul mehrentheils mit beweglichen Lippen versehen, und steht bald an der Spitze des Kopfes, bald über, bald unter denselben,

ben, machet auch wohl bey einigen gar einen Rüssel. Die Mundöffnung selbst ist nicht immer einerley, sondern hat entweder eine länglichte Richtung, wenn sie nämlich von oben nach unten zu geht, oder läuft in die Quere und ist horizontal, oder auch bey einigen schief und gleichsam herumgedrehet, so, daß sich die Lippen nach beyden Seiten hin bewegen. Die Gränzen der innern Mundhöhle bestimmen seitwärts die Kiefern-deckel, hinterwärts die Magenschlundöffnung, auch ober- und unterwärts der Gaumen, und fassen die Zähne, die Zunge, und die Gaumenknöchelchen in sich. Das Maul steht bey den mehresten Insecten am Kopfe, bey einigen auf der Brust, und bey andern mangelt es wohl ganz und gar, wenn auch schon diese Thierchen völlig ausgewachsen sind. Es besteht dasselbe entweder bey einigen aus wirklichen Kinnladen, welche sich aber seitwärts bewegen, oder bey andern aus einem Rüssel, welcher bald stumpf, bald spitzig ist, öfters aus mehrern Stücken besteht, und gerade ausgestrecket oder umgebogen, oder mit Gelenken versehen, oder spiralförmig aufgewunden ist. Neben dem Maule stehen gemeiniglich die sogenannten Freßspitzen, tentacula, antennulae, zwar in unbestimmter und verschiedener Anzahl, jedoch meistentheils viere, auch übrigens von sehr mannichfaltiger Bildung und Richtung. Sie erleichtern den Insecten das Fressen, und geben vielleicht auch außerdem besondere Werkzeuge eines Sinnes ab. Unter den Würmern besteht das Maul der Schnecken aus zwo Kinnladen, einige aber haben vielmehr einen Rüssel. An den Muscheln oder Schalthieren ist dasselbe ziemlich groß und besteht nur aus vier Lippen ohne Kinnladen und Zähne. Es leistet also, überhaupt zu reden, der Mund an einem jeden thierischen Körper verschiedenen Nutzen, indem durch und in denselben, nicht nur die Speisen und alle Nahrung zuerst eingebracht wird, ehe sie zu dem Magenschlunde und dem Magen selbst gelangen können, sondern indem auch allerhand zum Kopfe gehörige Theile, und zur Nahrung und Verdauung ganz unentbehrliche Stücke, als z. E. die Kinnlade sammt den Zähnen, die Zunge, die Speicheldrüsen, der Gaumen u. s. w. der innern Mundhöhle gleichsam zur heiligen Verwahrung von der bildenden Natur anvertrauet worden sind, und indem endlich durch die äußere Mundöffnung, theils die Luft bey dem Ein- und Ausathmen, theils der Schall bey der Rede, der verschiedenen Stimme der Thiere, auch des Gesangs und Klangs der Vögel und anderer Thiere hindurch und herausgehen muß.

Maulbeerbaum.

Morus. Männliche und weibliche Blumen stehen gemeiniglich auf einem, selten auf zween verschiedenen Bäumen. Die männlichen stellen ein kurzes Kätzchen vor und jede besteht aus vier eyförmigen, vertieften Kelchblättchen und vier längern Staubfäden. Von den weiblichen stehen auch einige dichte bey einander, und zu jeder gehören vier rundliche Kelchblättchen, ein herzförmiger Fruchtkeim und zween lange gekrümmte Griffel mit einfachen Staubwegen. Die Kelchblättchen, davon die beyden äußerlichen, einander gegen über gestellten, auf den innerlichen aufliegen, werden größer, saftiger, und stellen eine Beere vor, worinnen ein eyförmiger, zugespitzter Saame liegt, und da viele dergleichen dicht an einander stehen, machen sie eine zusammengesetzte Beere aus. Die Blätter stehen wechselsweise. Hr. von Linné hat sieben Arten bestimmt.

1) Der schwarze Maulbeerbaum mit herzförmigen rauhen Blättern, Morus nigra Linn. soll ursprünglich aus Persien abstammen, wächst aber jetzo häufig an den Seeküsten von Italien. Der Stamm erreichet eine ziemliche Höhe, und muß eine gewisse Stärke und eine gute Anzahl Jahre erreichet haben, ehe er Früchte trägt. Er ist auch sehr weichlich, bey starkem Froste leidet er leicht Schaden, deswegen pfleget man solche gerne zwischen Gebäude zu setzen, wo er vor den starken Winden Schutz hat und doch die Sonnenstrahlen genießen kann. Die Rinde ist braun, das Holz gelblich und ziemlich feste. Blätter und Blumenknospen sind vor dem Aufbrechen braunroth. Die Blätter treiben spät, und später als bey einem andern Baume aus, sie stehen auf dicken Stielen, sind herzförmig, am Rande ausgezackt, öfters in fünf Lappen abgetheilet, unterwärts mit weißlichen starken Adern durchzogen, oberwärts dunkelgrün, und zeigen im Anfühlen etwas hartes und rauhes. Bey dieser Art stehen gemeiniglich die verschiedenen Blüthen auf besondern Stämmen. Der Kelch ist grün, die Fäden sind weiß, die Staubbeutel gelblich und die Griffel weißlich. Die Frucht wird im September reif. Sie sitzt auf einem ganz kurzen Stiele, ist anfangs hellgrün, nachher hellroth und zuletzt schwarzroth, enthält einen rothen, färbenden Saft und hat einen angenehmen, säuerlich süßen Geschmack; nur Schade, daß sie in wenig Tagen faulet, wenn sie völlig reif geworden, und doch ist sie nicht eher zu genießen. Um aber längern Gebrauch davon zu machen, kann man den Saft mit Zucker einkochen und dergleichen Syrup ist für Kranke ein erquicken-

quickendes Mittel. Das in den Apotheken befindliche Diamorum wird aus Maulbeersaft und Honig gemachet und dieses allein oder mit Wasser aufgelöset, lindert den Durst, die Schärfe des Halses und der Brust. Es wird auch der Saft mit rothen Weinen vermischet, um selbigen eine schöne dunkle Farbe und angenehmen Geschmack zu verschaffen.

2) Weißer Maulbeerbaum mit herzförmigen glatten Blättern, Morus alba Linn. Dieser ist zuerst aus China nach Griechenland, und von da nach Italien, endlich auch nach Deutschland und andere nordwärts gelegene Länder gebracht und gleichsam einheimisch gemachet worden. In wärmern Gegenden erhält der Baum auf dreyßig Fuß Höhe, bey uns ist selbige nach dem Boden und der Wartung sehr verschieden. Die Rinde ist aschgrau und das Holz weißgelblicht, von mittlerer Härte. Die Blätter sind länglicht, herzförmig, zugespitzet, mit kleinen Einschnitten versehen, hellgrün und auf beyden Seiten glatt und glänzend. Die Frucht ist weiß, wässericht, oder ohne besondern Geschmack und untauglich zum Essen; doch sollen, nach du Hamels Erfahrung, die Vögel selbigen nachgehen und davon fett und wohlschmeckend werden. Der Saame ist schwärzlich und glänzend.

Die verschiedenen Namen, womit die Gärtner zuweilen den weißen Maulbeerbaum belegen, und dadurch sonderlich einige Abänderungen und kleine Spielarten zu unterscheiden pflegen, könnten wir zwar füglich übergehen, zumal dergleichen Verschiedenheiten nur lediglich von der Erziehung, von der Himmelsgegend und andern dergleichen zufälligen Ursachen herrühren; indessen wollen wir doch einige, sonderlich diejenigen kürzlich anführen, welche der Aufseher der königlichen Baumschulen zu Moulins in Bourbon, Hr. Buchotz, mitgetheilet, und dieser in dem zweyten Theile seiner Briefe S. 316. angeführet hat. Es unterscheidet derselbe zwölf Abarten, wir wiederholen davon: 1) den Maulbeerbaum mit Bastardblättern. Dieser wächst schnell und giebt viel Blätter, welche dicht bey einander stehen, acht bis neun Zoll breit und neun bis zehn Zoll lang und in vier Lappen getheilet sind. 2) Die große Blanquette, wächst stark und trägt runde, ein wenig länger als breite, grünlichtgelbe, zarte und weiche Blätter. 3) Die kleine Blanquette, giebt viel Früchte, die Blätter sind der vorigen gleich, nur nicht so groß; sie werden zur Fütterung der Seidenwürmer vorzüglich gerühmet, doch werden sie zeitig fleckicht, und müssen früh verfüttert werden. 4) Die starke

Pecou-

Pecourouge. Die Blätter sind von mittlerer Größe, hellgrün, ein wenig gelblicht; der Baum ist stark belaubet; ein Mensch soll davon in einer Stunde funfzig Pfund Blätter einsammeln können. Die Seide wird davon sehr fein. Das Ende der Aeste soll ein wenig roth seyn, und daher hat diese Abart ihren Namen erhalten. 5) Die kleine Pecourouge, ist der vorigen gleich, die Blätter sind etwas kleiner, und die Spitze der Aeste ist nicht so roth. Diese Sorte ist gut, wächst aber langsam. 6) Der schwarze Maulbeerbaum. Die Blätter sind ziemlich groß und ein wenig dunkelgrün, die Früchte schwärzlich; doch ist dieses nicht die gewöhnliche schwarze Art, welche die französischen Gärtner den Frauenmaulbeerbaum, Murier du Dame, nennen. 7) Das Rosenblatt oder Italienische Blatt. Das Laub ist von mittlerer Größe und wenn es etwas alt wird, wird es roth und läßt sich nicht gut sammeln. Die Frucht ist weiß und grau geflecket. Der Baum wächst langsam und wird nicht groß. 8) Das Spanische oder Römische Blatt. Das Laub ist ziemlich groß, dicke und häufig. Der Baum wächst langsam; die Seide davon wird ziemlich grob. 9) Der Colomban, giebt viel Laub und dieses ist ein sehr gutes Futter. Die beste Gattung ist 10) der Bouquetin. Die Blätter sind sehr schön und mehrentheils stehen solche an dem Ende der Zweige. Der Baum wächst geschwinde und treibt lange Zweige. Diese Sorte wird für sehr gut zum Pfropfen gehalten. Man muß sie aber auch auf eine andere Sorte pfropfen, indem sie außerdem die allerschlechteste seyn würde. Eine andere und bessere Eintheilung scheint diejenige zu seyn, wenn man zwo Hauptsorten, als wilde und gepfropfte annimmt, und jede wieder in vier Untergattungen absondert. Unter den wilden unterscheidet man a) das Rosenlaub, welches rund und den Rosenblättern ähnlich, aber größer, und die Frucht davon klein, weiß, und unschmackhaft ist. b) Das vergoldete Laub, welches sehr glänzend und länglicht, die Frucht klein und purpurfärbig ist. c) Die Bastardköniginn. Die Blätter sind zweymal so groß, wie die Rosenblätter, im Umfange gezacket und spitzig; die Frucht ist schwarz und klein. d) Das Weiblein, welches mit Dornen versehen, Frucht und Blätter zugleich treiben, und dem Klee ähnlich seyn soll. Diese Sorte ist, sonderlich wegen des letzten Umstandes sehr undeutlich bestimmt. Bey den gepfropften unterscheidet man a) die Königinn, welche ein viel größeres Laub, als die andern, und eine aschfarbige Frucht trägt.

trägt. b) Die große Königinn, welche ein dunkelgrünes Laub und dunkelschwarze Frucht hat. c) Das Spanische Blatt, soll eigentlich aus Spanien abstammen, große Blätter und schwarze länglichte Früchte tragen. d) Das Flockblatt, Feuilles des flocs. Das Blatt hat eine grüne Schattirung, wie das Spanische Blatt, ist aber ein wenig länger. Der Baum trägt zwar häufiger Frucht, welche aber nicht reif wird.

In Ansehung der Erziehung und Wartung kommen diese weiße und die erste oder schwarze Art überein. Der beste Weg dergleichen Bäume, zumal in Menge, zu erhalten, ist die Aussaat. Man soll zuvor die Saamen durch die Wasserprobe untersuchen, indem meistentheils schlechte und gute Saamen unter einander gemischet sind, und auf solche Art die schweren, guten und im Wasser untersinkenden von den leichten und schlechten absondern. Man hat eben nicht nöthig, den Saamen aus Italien kommen zu lassen, unsere Bäume tragen auch reifen. Um solchen aber zu reinigen, leget man die Beeren in eine Schüssel, zerreibt solche mit den Händen, gießt reines Wasser darüber und dieses wieder ab, und wiederholet dieses so oft, bis das Wasser klar und helle bleibt, da man denn endlich den Saamen auf dem Boden der Schüssel antreffen wird. Man muß solchen hernach an einem luftigen, doch schattichten Orte ausbreiten und öfters umwenden, bis er völlig trocken geworden. Es erhält sich solcher zwey Jahr über gut. Die Aussaat geschieht am füglichsten im Frühjahre. Einige rathen die Saamen zuvor vier und zwanzig Stunden im Wasser einzuweichen, andere fürchten, der nasse Saame möchte verfaulen, und vermischen den trockenen mit Sand, wenn die Saat geschehen soll. Es wird solcher in gute lockere Erde reihenweise oder in flache Furchen ausgestreuet und mit weniger Erde bedecket. Im Journal Oeconomique, Juin 1754. wird eine andere, und wie man behauptet, leichtere Art, dergleichen Saamen auszustreuen, angegeben. Man lasse reife Maulbeeren im Wasser weichen, solche mit den Händen zerdrücken und unter der Zeit, wenn die Beeren weichen, Heu dergestalt spinnen, daß Seile von mittlerer Stärke daraus werden, und wenn die Beeren zu einem Brey gedrücket, überziehe man die Heustricke damit, lege solche in Furchen in die Erde und bedecke selbige etwa zween Zoll mit Erde. Die Saamen sollen in kurzer Zeit keimen, wenn sie nur nicht faulen. Die jungen Pflanzen, welche die Franzosen Pourrette nennen, müssen vom Unkraute rein gehalten und nach drey

oder vier Jahren in die Baumschule gesetzet und daraus wieder ohngefähr im sechsten Jahre an die für sie bestimmte Stellen gebracht werden. Die jungen Bäumchen sind bey starker Kälte empfindlich, und es werden wohl zuweilen große Stämme davon angegriffen und leiden an den Aesten Schaden. Man soll daher die Beete zur Aussaat und die Baumschulen an solchen Oertern anlegen, welche gegen die kalten Winde gesichert sind. Du Hamel und viele andere sind über die Anzucht und Verpflanzung dieser weißen Art ungemein weitläuftig. Es sind aber entweder allgemeine Regeln, welche sie vortragen, oder unnütze Kleinigkeiten, worauf wirklich nichts ankömmt. Die vor einigen Jahren vom Herrn Bürgemeister D. Bauern in Wittenberg angelegten, und die seit mehr als dreyßig Jahren vor den Thoren bey Leipzig unterhaltenen Plantagen zeigen gewiß das beste Wachsthum ohne viel Mühe und Kosten. Die andern gewöhnlichen Arten der Vermehrung finden hier auch statt. Man kann die Ausläufer abnehmen und Ableger davon machen. Junge, gesunde, abgeschnittene, in kleine Furchen sechs Zoll weit von einander gesteckte Zweige schlagen auch Wurzeln. Auch das Pfropfen kann auf die gewöhnliche Art geschehen. Diese Arten der Vermehrung aber sind theils mißlich, theils mühsam, und nur in dem Falle ist das Pfropfen anzurathen, wenn man bey den schwarzen gute Früchte und bey den weißen große Blätter zu erhalten wünschet. Einige rathen zwar Maulbeerbäume auf Castanien, Rüstern, Linden und andere Sorten von Bäumen zu pfropfen, insonderheit sollen die auf einen Feigenbaum gesetzte frühere und größere Früchte bringen; Hr. v. Münchhausen aber befürchtet billig, daß dergleichen Versuche vergebens seyn werden. Bey der schwarzen Art könnte das Pfropfen auch deswegen nützlich seyn, da aus dem Saamen viel männliche Bäumchen erwachsen, durch das Pfropfen aber kann man lauter weibliche ziehen. Jedoch kommen in der Dauer die gepfropften den wilden Stämmen nicht gleich. Auch soll die Seide von den weißen gepfropften schlechter ausfallen und die Würmer leicht davon krank werden, welches auch vom Herrn Dubet und Rigaud de l'Isle in ihren Anweisungen von Erziehung der Seidenwürmer behauptet worden; da hingegen ein anderer französischer Schriftsteller, Thome, angerathen, die wilden ganz auszurotten und die gepfropften allein zu unterhalten. Gegen diesen hat Dubet vorzüglich geschrieben, und behauptet, wie alle gepfropften nichts taug-

ten, außer das Rosenblatt, dessen Blätter man den Würmern vor der letzten Verwandlung reichen könne. Dû Roi meldet zwar, wie die schwarze Art das Beschneiden nicht füglich vertrage, und Herr von Münchhausen wie die am Spalier gezogenen nur wenige Früchte gäben, wir haben aber dergleichen pyramidenförmig gezogene gesehen, welche reichlich Früchte trugen. Die weiße Art läßt sich gut in Hecken ziehen, auch in Kugeln und in andere Gestalt mit der Scheere schneiden. Zum Abblatten schicken sich die Hecken am besten. Wie man aus einer einzigen Wurzel des weißen Maulbeerbaumes einige tausend junge Bäume erhalten könne, ist uns ein Geheimniß. S. Onomat. Botan. 6 Band 242 S.

Von den weißen Maulbeerbäumen kann man mancherley Nutzen ziehen. Herr Bomare rühmet die Rinde als ein wurmtreibendes Mittel. Man kann solche den Kindern zu dreyßig Gran geben, oder ein Quentchen davon mit Wasser abkochen lassen. Aus der innern Rinde, wenn sie zuvor in Wasser geweichet worden, können, nach dû Hamels Vorschlage, Stricke verfertiget, selbige auch, nach Herrn Schäfers Versuchen, bey Verfertigung des Papieres genutzet werden. Dû Roi erinnert klüglich, daß dergleichen Anwendung niemals im großen statt finde und dergleichen Versuche zwar die Neubegierde reizen, aber keinen Nutzen leisten könnten. Und in ähnlicher Absicht muß man auch diejenige Nutzung betrachten, da man aus den zarten grünen Reisern und der Rinde des weißen Maulbeerbaumes zarten Flachs, oder wohl gar eine Art Seide verfertigen will. Das Holz soll im Wasser lange dauern. In Frankreich wird daraus allerhand Tischer- und Drechslerarbeit verfertiget; doch wird man selten starke Stämme finden, welche noch einen gesunden Kern haben. Die Blätter des weißen Maulbeerbaumes hat Roulin als ein untrügliches Mittel gegen alle Verstopfung und Verhaltung des Urins empfohlen, es mag solche aus der Schärfe desselben, oder vom Steine, Grieße, oder andern Ursachen herrühren. Man soll die Blätter nur als einen Thee gebrauchen; vorzüglich soll dieser Trank nützlich seyn, wenn sich Zeichen einer Entzündung in der Blase, oder den damit verbundenen Theilen äußere. Außerdem ist diese Art denjenigen nützlich, welche Seidenwürmer erziehen und dadurch Seide gewinnen wollen. Die Güte der Seide richtet sich, so zu reden, nach der guten Beschaffenheit des Futters. Von Bäumen, welche im schlechten Boden erzogen worden, gewinnt man gute, hingegen schlechtere Seide, wenn

wenn diese im fetten Boden stehen, daher hat man die Anzucht dieser Bäume sonderlich in solchen Gegenden empfohlen, welche sich zum Ackerbaue nicht schicken und mehr aus Sand, als fruchtbarer Erde bestehen. Und es ist nicht zu läugnen, daß sie in dergleichen wachsen; wir fragen aber, wie das Wachsthum daselbst beschaffen? Warlich elend und jämmerlich. Man wird einen niedrigen kröpplichten Stamm, wenig verputzte Aeste und kleine schlechte Blätter daselbst antreffen, und welche Menge von diesen dürfte erforderlich seyn, um eine geringe Anzahl Seidenwürmer damit auszufüttern. Allzu guter und fetter Boden schickt sich auch nicht für selbige; sie werden daselbst mit Moos und Baumflechten überzogen werden. Fruchtbares, mit Sand vermischtes und warmes Erdreich wird das beste Gedeihen geben. Eine andere Ursache, warum diese Bäume im Wachsthume zurück bleiben, ist die Einsammlung der Blätter. Schwache und junge Stämme brauchen die Blätter zu ihrem Wachsthume, und diese müssen schwach und schlecht bleiben oder auch gar verderben, wenn sie immerfort der Blätter beraubet werden. Man sollte demnach der jüngern schonen und nur von den ältern die Blätter abnehmen; doch läßt sich dieses nicht allemal nach Gefallen einrichten, und ehe die Würmer vor Hunger sterben, müssen auch die kleinsten Stämmchen herhalten.

3) Der rothe Virginische Maulbeerbaum mit herzförmigen, unterwärts haarichten Blättern, Morus rubra Linn. Dieser soll in Virginien eine ziemliche Höhe erreichen. Hr. du Roi meldet, wie Stämme von zehn Jahren acht Fuß hoch und unten zween Zoll im Durchschnitte dicke gewesen. Die Rinde ist aschgrau; die Blätter sind gestielet, hellgrün, herzförmig, zugespitzt, am Rande scharf eingekerbet und mehrentheils ganz, zuweilen auch, wie die beyden vorigen Arten, in Lappen abgetheilet und unterwärts mit einem wollichten Wesen bedecket. Dieses ist bey den jungen Blättern leicht merklich, wenn sie aber größer und älter werden, findet man auf dem aderichten Gewebe nur einzelne Haare, wodurch sich das Blatt weich anfühlen läßt. Nach dem Vten Theile des Hausvaters sollen die Blätter paarweise einander gegen über stehen; Herr du Roi hingegen versichert, daß solche die allgemeine Ordnung dieses Geschlechts beybehalten und wechselsweise gestellt sind. Die Blüthkätzchen sind walzenförmig und auf zween Zoll lang. Männliche und weibliche stehen auf verschiedenen Bäumen. Die Frucht ist hellroth und der Geschmack soll etwas säuerlicher, als

bey

bey der ersten Art seyn. Die Vermehrung kann auf alle Art geschehen. Wer aber pfropfen will, muß die nämliche Art dazu erwählen, indem Miller versichert, daß weder die schwarze, noch weiße Art diesen rothen annehme. Es leidet dieser Baum den Winter über im Freyen keinen Schaden; und da solcher härter als der weiße ist, würde dessen Anbau vorzüglich zu empfehlen seyn, wofern die Seidenwürmer nicht nur die Blätter fressen, sondern auch feine Seide daraus erzeugen sollten, welches untersucht zu werden verdienet.

4) Der Papiermaulbeerbaum mit herz- und handförmigen Blättern, Kaadsi der Japaneser, Canschy, Morus papyrifera L. S. Kaempf. Amoen. 471 S. oder dessen Historie von Japan, Taf. 40. Dieser wächst in Japan, China, auch, nach Millers Nachricht, in Südcarolina. Die Aeste zeigen einen schnellen Trieb, ihre Rinde ist aschfarbig weiß, und das Holz gelbweißlich. Die Blätter halten niemals einerley Gestalt. Nach Kämpfers Abbildung und Herrn von Linné Beschreibung sind sie handförmig abgetheilet. Dieses aber soll, nach Millers und du Roi Erfahrung, nur bey jungen Bäumen statt haben, hingegen an ältern Stämmen bald herzförmig, wie bey dem schwarzen Maulbeerbaume, bald eyförmig, bald auf einer Seite ganz, auf der andern mit etlichen ungleichen Einschnitten versehen seyn. Herr du Roi will auf zwölferley Gestalten beobachtet haben. Der Rand der Blätter ist allemal sägförmig ausgezacket, die Oberfläche schwarzgrün und scharf, die untere wollicht. Die Blattstiele und jungen Zweige sind mit zarten weißen Haaren besetzt. Vermuthlich sind die verschiedenen Blüthkätzchen auf besondern Bäumen anzutreffen. In den Harbkeschen Pflanzungen befinden sich nur männliche Bäume. Die Kätzchen erscheinen im Julius aus dem Winkel der Blätterstiele. Nach dem Kämpfer werden in Japan die Früchte im Junius und Julius reif, sind ohngefähr so groß, als eine dicke Erbse, und mit vielen purpurfärbigen Haaren umgeben. Sie sollen einen angenehmen Saft enthalten. Der Saame ist purpurfärbig braun. In Japan bauet man diesen Baum auf Hügeln und Bergen, und vermehret solchen durch Zweige oder Schößlinge, welche aus der ausgebreiteten Wurzel aufschießen; abgelegte Zweige hingegen treiben, wie Herr du Roi versichert, langsam Wurzel, und sind nach fünf Jahren kaum zum Abnehmen tüchtig gewesen. In England hält derselbe den Winter im Freyen aus; in den Harkbeschen Pflanzungen haben solche viel gelitten; bey dem schnellen

Triebe ist das Holz niemals völlig reif geworden und gemeiniglich abgestorben. Wollte man dergleichen im Freyen unterhalten, so müßten sie wohl bedecket werden. Von den Japanesern wird dieser Baum in großen Werthe gehalten, indem sie aus der Rinde verschiedene Arten Papier machen. Kämpfer beschreibt dieses Verfahren weitläuftig. Im Christmonathe, wenn die Blätter abgefallen sind, schneiden die Einwohner die jährigen Schößlinge, welche gemeiniglich drey Fuß lang sind, ab, binden sie in dichte Bündelchen, und kochen diese alsbald und so lange mit Asche im Wasser, bis die Rinde sich leicht abschälen läßt; die abgeschälte Rinde lassen sie hernach drey oder vier Stunden im Wasser weichen, und sondern hierauf die äußerliche schwärzliche Haut von der andern ab. Die innerliche Haut giebt das beste, die andere schwärzliches Papier. Diese Rinden kochen sie abermals in schwacher Lauge, bis sie auseinander gehen und aufgelößte Fäden geben, worauf diese im fließenden Wasser und in einem Siebe gewaschen und beständig umgerühret werden, bis sie die Beschaffenheit einer weichen Wolle und endlich gleichsam eines Teiges erhalten. Diesen zubereiteten Papierteig schlagen sie auf einem hölzernen glatten Tische mit Stöcken von harten Holze so lange, bis er dem erweichten Papiere gleicht. Hierauf versetzen sie solchen mit dem schleimichten Safte der Wurzel Oreni, welches eine Art Malven ist, und des Reißes, rühren alles in einer Butte oder Kessel wohl untereinander und ziehen [illegible] nach dem andern auf Faden von Binsen heraus. Das übrige Verfahren kömmt mit demjenigen überein, so bey unsern Papiermachern gebräuchlich ist. Die Kämpferische Nachricht ist in den neuen Physikalischen Belustigungen 1ster Band weitläuftig, ziemlich undeutlich und verwirrt wiederholet; auch in die Götting. Policeynachrichten vom J. 1757. und wieder in das Neue Hamb. Magaz. 104ten Stück die Uebersetzungen davon eingerücket worden.

5) Indianischer Maulbeerbaum mit eyförmigen, ungleich eingekerbten Blättern, Morus Indica Linn. Nach Rumphs Berichte wächst dieser in Java und Macassara, und ist von daher nach Amboina gebracht worden. Der Stamm ist dicke, aber nicht hoch, mit einer saftigen, braun und aschfarbigen Rinde bedecket. In der Wildniß ist solcher mehr ein Strauch als Baum, und die untersten Aeste müssen abgenommen werden, wenn man einen ordentlichen Stamm verlangt. Die gestielten Blätter sind fast herz- oder mehr eyförmig, spitzig, am Rande mit

mit größern und kleinern Zäckchen besetzet. Am Blätterwinkel sitzen die kurzgestielten Früchte, welche die Größe einer Haselnuß haben, anfangs weiß, hernach roth und zuletzt schwarz gefärbt sind und angenehm schmecken. Die Vermehrung geschieht durch Zweige, welche so gut und geschwinde, als unsere Satzweiden, Wurzeln schlagen. Die Chineser, welche in Amboina wohnen, behaupten, daß dieses die eigentliche Art sey, von welcher die Seidenwürmer ihre Nahrung suchten.

6) Der tartarische Maulbeerbaum mit eyförmigen, gleichförmig eingekerbten Blättern, Morus tatarica Linn. wächst in Azoff und ist dem vorherstehenden ähnlich; auch die Frucht ist schwarz und eßbar. Die Stiele aber, sowohl der Blätter als der Früchte, sind länger und die Zäckchen der Blätter einander mehr gleich und von einander abgesondert. Von diesem soll die kostbarste Seide verfertiget werden.

7) Stachlichter Maulbeerbaum, Färbermaulbeerbaum, Tataiiba Marggr. Morus tinctoria Linn. wächst in Jamaika und Brasilien. Der Stamm erreichet bis sechzig Fuß Höhe und enthält einen milchichten Saft. Die lichtbraune gefurchte Rinde umgiebt ein schwefel- oder citrongelbes festes Holz. Die länglicht spitzigen, glatten Blätter sind auf der einen Seite merklich verlängert, und am Winkel derselben sitzen einzelne Stacheln. Männliche und weibliche Blüthen stehen auf verschiedenen Stämmen. Die weiblichen sollen nur einen Griffel haben; die Früchte sind rund, grün, von der Größe einer Muscatennuß, und taugen nicht zum essen. Herr Miller machet aus diesem zwo Arten, und nennt die eine Morus tinctoria, die andere Morus Zantoxylum. Die erste trägt schief herzförmige, zugespitzte, rauche Blätter, die andere eyförmig länglichte, zugespitzte, schiefe Blätter und stachlichte Aeste. Beyde läßt Herr von Linné mit einander vereiniget, erinnert aber doch, wie die erste besser, als die letzte, zum Färben tauge. Sonderlich wird in England das Holz zum roth und gelb färben gebrauchet. Vielleicht ist dasjenige Holz, so unter dem Namen Fustickholz zu Instrumenten und eingelegter Arbeit gebrauchet wird, mit diesem einerley.

Es ist merkwürdig, daß die Maulbeerblätter von keinem Insecte, als dem Seidenwurme besuchet werden. Es sind solche das natürliche und eigentliche Futter dieser Würmer, und vielleicht besuchen diese nicht nur eine, sondern nach den verschiedenen Ländern alle Arten derselben. Die Chineser rühmen hierzu den Indianischen, und Herr Förster,

wie in der Murrayischen Ausgabe des Linnäischen Pflanzenreiches angemerket worden, den Tartarischen. Die Perser sollen sich des schwarzen bedienen. In Deutschland und den meisten Ländern, wo man wegen der Seidenwürmerzucht Maulbeerbäume erzieht, erwählet man hierzu den weißen. Und dieser ist auch dem schwarzen vorzuziehen, indem die Blätter zärter, weicher, und den Würmern angenehmer sind, solche auch funfzehn bis zwanzig Tage eher ausschlagen und der Baum überhaupt schneller wächst, und mit schlechtern Boden vorlieb nimmt. Die Erfahrung hat auch gelehret, daß die Würmer von dem weißen viel feinere und bessere Seide arbeiten, als von dem schwarzen. Ob man aber nicht beyde Arten Blätter unter einander oder abwechselnd füttern könne, oder bey einer Art verbleiben müsse, scheint noch zweifelhaft zu seyn. Einige behaupten, wenn die Würmer eine Zeitlang mit dem weißen gefüttert worden, dürfe man ihnen niemals Blätter vom schwarzen geben, indem sie davon stürben.

Der Name Maulbeer kömmt auch bey den Conchylien vor; sonderlich werden aus dem Geschlechte der Stachelschnecken verschiedene, welche ungeschwänzt und stachlicht sind, und von Herr Müllern Kahlschwänze genannt worden, damit beleget. Wir bemerken davon

1) die Maulbeere, welche auch die Holländer Moerbey, und Herr von Linné Murex ricinus nennen. Die Schale ist von der Größe einer Haselnuß, eyförmig, gelblichweiß, mit schwärzlichen Erhöhungen und spitzigen Dornen besetzet, an der länglichen und violetnen Mündung, wie auch an der Lippe gezähnelt. Das Vaterland ist Ostindien.

2) Die weiße Maulbeere, Murex neritoideus Linn. Die Schale hat das Ansehen einer Nerite, ist an der Spindel flach, an den Lippen eckicht und auf dem weißen oder röthlichen Grunde mit etlichen Reihen schwärzlicher Knötchen besetzet. Kömmt auch aus Ostindien.

3) Die gezackte Maulbeere, Murex hystrix Linn. ist, wie die erste Art, mit scharfen Dornen besetzet, die Mündung aber sehr weit und ohne Zähnchen. Westindien liefert dergleichen. Diese und die erste Art findet man beym Rumph unter dem Namen kleiner Gelbmund.

4) Die gelbe Maulbeere, wird auch Schildkrötenschwanz genannt, Murex Mancinella Linn. ist etwas größer, als die vorige, mehrentheils von der Größe einer Haselnuß, gelblicht, und mit stumpfen Knoten, welche gemeiniglich röthlich sind, besetzet.

Die

Die Mündung zeiget keine Zähnchen, die Spindel aber ist zuweilen in die Quere gestreifet. Man erhält solche aus Ostindien.

Mit diesen vereinigen wir noch die so genannte

Himbeere, Murex nodus L. welche der ersten Art ähnlich, auch an der Lippe gezähnelt ist; die Dornen aber sind kegelförmig, die rosenfärbige Mündung ist rund und die Spindel glatt. Man erhält aus Amerika gelbe und rothe.

Verschiedene dieser Maulbeerschnecken pfleget man auch Pimpelchen zu benennen. Die Benennung Pimpeltje stammt von Rumphen her und bezieht sich auf eine Aehnlichkeit einer gewissen Art kleiner Gläser, die überall mit Buckeln und Knoten besetzet sind. Es ist aber dieser Name nicht nur bey den Stachelschnecken gebräuchlich, sondern auch eine Walze, sonst der Morgenstern genannt, und vielleicht noch mehrere haben solchen erhalten. Da man jedoch gemeiniglich darunter Stachelschnecken versteht, hat Müller eine, welche mit den vorherbeschriebenen Maulbeerschnecken nahe verwandt ist, insbesondere das

kleine Pimpelchen genannt. Es ist selbige Murex hippocastanum Linn. sonst heißt sie auch die gezackte Muscatennuß, die Stachelnuß. Die Schale ist mit vier Reihen Dornen oder Zacken besetzet und entweder weiß oder braungelb. Vielleicht ist es nur eine Abänderung von der gezackten Maulbeere.

Maulbeere, große gezackte, S. Pimpelchen.

Maulbeere, indianische, S. Eckbeere.

Maulbeermelte.

Weil die Frucht wegen des beerenförmigen Kelches mit der Maulbeere ziemlich übereinkömmt und die Pflanze, ehe die Früchte reif sind, der Melte ähnlich sieht, hat Boerhaave und auch Hr. v. Haller dieses Geschlecht Chenopodiomorus genannt, deswegen wir auch diesen Namen im Deutschen erwählet; andere nennen solches Erdbeerspinat, Beermelde, und Herr Planer im Nomenclator, nach dem Hrn. von Linné, Maier, in den generibus aber Schminkbeere, Rupp Morocarpus, Heister Fragocarpos, und Herr von Linné Blitum. Die Blume besteht nur aus dem dreyfach getheilten Kelche, einem Staubfaden und zween Griffeln mit einfachen Staubwegen. Der Kelch färbet sich roth, wird größer, saftiger, und stellet eine Beere vor, in welcher ein kugelförmiger, schwarzer Saame enthalten ist. Herr von Linné hat zwo

Arten bestimmet, welche jährig, ohngefähr zween Fuß hoch, in Zweige abgetheilet, mit ausgezackten, gemeiniglich dreyeckichten Blättern, und an den Winkeln derselben mit dicht an einander gestellten rundlichen Blüthknöpfchen besetzet, aber in Ansehung der Größe der Blätter und Früchte unterschieden sind.

1) Die große Maulbeermelte, Blitum capitatum Linn. wächst in Portugall, Spanien, auch Tyrol. Die Blätter gleichen dem Spinate, oder sind in drey eingekerbte Lappen abgetheilet. Nach Herrn von Linné Bestimmung sollen die Blüth- oder Fruchtknöpfchen nur am Ende des Stängels und der Zweige ährenweise bey einander, ohne dazwischen gestellte Blätter, mithin nicht in dem Winkel derselben stehen, welches aber nicht, oder doch nur selten geschieht. Am Ende stehen einige Knöpfe fast nackend, aber weiter herunter sitzen solche auch dicht um den Blattstiel an, welches auch Scopoli bey den wildwachsenden Stöcken beobachtet, und sowohl an der Spitze als der Seite des Stängels Blüth- und Fruchtknöpfchen beschrieben. Diese sind schön roth, sehr saftig, von der Größe einer Kirsche, und fast noch einmal so groß, als bey der andern Art, welche wir daher

2) kleine Maulbeermelte nennen. Blitum virgatum Linn. Diese wächst in Italien, Languedoc und der Tartarey. Alle Blüth- und Fruchtknöpfchen sitzen am Stängel und den Zweigen der Länge nach in dem Blätterwinkel platt an und die Frucht ist weniger gefärbet, weniger saftig und die Knöpfchen werden nach oben zu immer kleiner, und sind, überhaupt betrachtet, kleiner, als bey der ersten Art.

Man kann die Früchte essen; solche aber haben keinen sonderlichen und nur wässerichten Geschmack. Auch die rothe Farbe, die man davon erhält, hat keine Dauer. Um desto gewisser reifen Saamen zu erhalten, kann man die Aussaat auf dem Mistbeete, sonst aber auch füglich auf einer sonnenreichen Rabatte unternehmen. Man wird auch Stöcke von ausgefallenen Saamen erhalten. Die erste Art pfleget sich, wegen der vielen und schweren Früchte gemeiniglich auf die Erde zu biegen, daher man solche anbinden muß. Das öftere Begießen gedeihet den Stöcken wohl, sonst aber verlangen sie keine Wartung.

Maulesel.

Mulus. Diese bekannten Thiere, welche man auch Zwitteresel und Maulthiere zu nennen pfleget, entstehen aus der Vermischung der Pferde und Esel. Es vermischet sich aber nicht nur der Hengst mit

mit der Eselinn, sondern auch der Esel mit der Stute. Diejenigen Mauleſel, welche von einem Esel mit einer Stute erzeuget werden, sind viel größer und stärker, als diejenigen, welche einen Hengst zum Vater und eine Eselinn zur Mutter haben. Die ersten können drey bis vier Centner, auch bisweilen noch mehr tragen, und werden daher den andern weit vorgezogen. Beyde Arten sind meistentheils unfruchtbar; doch giebt es verschiedene Beyspiele von Mauleselinnen, die trächtig geworden sind, vielleicht weil sie sich mit einem Hengste oder mit einem eigentlichen Esel vermischet haben. Was einige Schriftsteller behaupten, daß es in Syrien und Afrika Mauleſel gebe, die sich häufig fortpflanzen, ist noch nicht hinlänglich untersuchet worden.

Maul-Harderer.

Eine Harderart mit großen Lefzen, sonst auch ein Streym-Harderer, Mugil ſtriatus, Chelon Rondel. das vierte Geschlecht der Meeralets, Gesner in Nomencl. p. 71. s. unsern Artikel, Harder, B. III. S. 656.

Maulochse.

So nennen einige Schriftsteller diejenigen Bastartthiere, welche aus der Begattung eines Stieres mit einer Eselinn oder mit einer Stute entstehen sollen. Daß es aber dergleichen Thiere wirklich gebe, ist noch eine sehr zweifelhafte Sache, wie bereits im vierten Theile dieses Werks S. 316. unter dem Artikel Jumart erinnert worden ist.

Maulthier.

S. Mauleſel.

Maulwurf.

Talpa. Dieses kleine, sehr bekannte Thier, welches in dem Linnäischen System in der dritten Ordnung der vierfüßigen Thiere, nämlich unter den Raubthieren steht, hat einen länglichten, beynahe walzenförmigen Körper, eine spitzige Schnauze, eine lange, bewegliche Nase, oben sechs, unten aber acht Schneidezähne, überdieses einen großen und vier kleine Hundszähne. Die Augen sind überaus klein, ohngefähr wie Hirsenkörner, und unter den Haaren versteckt; daher diese Thiere sonst für blind gehalten wurden. Die Ohren haben keinen Rand und sind äußerlich durch nichts, als durch die Oeffnung des Gehörganges merklich. Die Füße sind sehr kurz, und von den Füßen der andern vierfüßigen Thiere sehr verschieden. Die Vorderfüße, welche seitwärts stehen, haben eine große Aehnlichkeit mit den Menschenhänden, und sind überaus geschickt zum Graben. In An-

Ansehung des Schwanzes und der Zehen findet man bey dem europäischen und asiatischen Maulwurfe einen großen Unterschied. Der europäische Maulwurf hat einen kurzen, mit Haaren besetzten Schwanz, und fünf Zehen an jedem Fuße, die mit scharfen Nägeln versehen sind; der asiatische Maulwurf hat keinen Schwanz, und sowohl an den Vörderfüßen, als auch an den Hinterfüßen nur drey Zehen. Herr Klein führet auch aus dem Seba einen amerikanischen Maulwurf an, dessen Vörderfüße nur dreyzehig, die Hinterfüße aber vierzehig seyn sollen; doch setzet er hinzu, daß sich vielleicht der Maler geirret habe. Der ganze Körper ist mit sehr kurzen und überaus weichen Haaren dicht besetzet; daher die Felle dieser Thiere, welche sich wie Sammt anfühlen, ein vortreffliches Pelzwerk abgeben. In Ansehung der Farbe aber findet man mancherley Verschiedenheiten. Diejenigen, welche man in Deutschland antrifft, sind gemeiniglich ganz schwarz. In Holland giebt es auch schwarz- und weißgefleckte, in Amerika röthlichte, und in Siberien noch anders gezeichnete Maulwürfe. Die letztern nämlich haben einen grünlichten Rüken mit einem goldgelben Glanze; bisweilen sind sie auch röthlicht gefleckt, oder mit andern Farben gezieret.

Die Nahrung der Maulwürfe, welche sich beständig unter der Erde auf halten, besteht in Wurzeln, Würmern und allerhand Insecten. Sie haben zwar ein schlechtes Gesicht, aber ein desto feiner Gefühl und einen sehr starken Geruch. In Ansehung der Zeugungskraft sind sie vor allen andern Thieren am vortheilhaftesten versorget; denn sie haben überaus große Hoden, eine lange Ruthe, und einen ansehnlichen Vorrath von Saamen. Einige Schriftsteller behaupten, daß sie den ganzen Winter, wie die Murmelthiere, mit Schlafen zubringen; welcher Meynung aber viele Erfahrungen zuwider sind.

Maulwurf, kömmt auch bey den spitzigen Porzellanschnecken vor; und die Benennung ist von der Gestalt des Körpers hergenommen. Es werden davon zwey- oder auch dreyerley Arten beschrieben. Als:

1) der gelbe Maulwurf, Cypraea talpa L. Die Schale ist nicht platt, sondern mehr rund, bräunlichtgelb, mit dunkelbraunen Banden, oder, wenn man die blassen Striche für die Bänder annimmt, ist der Grund dunkelbraun, und mit bräunlichtgelben Banden gezieret; untenher ist sie ganz braun, an der Mündung aber gelb. Man erhält dergleichen aus beyden Indien.

2) Der

2) Der graue Maulwurf, Cypraea zebra L. Auch die Holländer nennen diese Art graue Mol, Herr Müller aber erinnert, wie solche mehr ein blinder Argus genennet werden könnte, indem sie den bandirten Argussen, der Größe, Länge und ganzen Bauart nach ganz ähnlich sey, und nur oben keine Augen, jedoch unten einige dergleichen habe; wie denn auch die einfachen Argusse, wenn man ihnen den obern äugichten Rock abschleifet, in Ansehung der Farbe dieser Schnecke, welche auf einem gelblichtgrauen Grunde vier dunkle breite Querbänder zeiget, ähnlich wird. Man erhält dergleichen aus Ostindien, und den Antillen.

3) Der Fuchs, Cypraea carneola Linn. wird von den Holländern auch der roode Mol, oder von andern Fleischhorn genennet. Die Gestalt der Schale ist den beyden vorherstehenden gleich, aber fuchsfärbicht roth, und mit drey oder vier dunkelrothen Querbändern bezeichnet; die Mündung oft violet. Kommt auch aus Ostindien.

Maulwurf, See-, S. Schwammcoralle.

Maulwurfsgrylle.

Gryllo Talpa. So pfleget man die große Feldgrylle mit Maulwurfsfüßen zu nennen, die auch in der Lebensart eine Aehnlichkeit mit dem Maulwurfe hat, indem sie sich zu ihrer Wohnung Gänge unter der Erde ausgräbt. Sie wird auch sonst von einigen Schriftstellern der fliegende Maulwurf, und in vielen Gegenden Schrotwurm, Reutwurm, Gerstenwurm, Ackerwerbel und Erdkrebs genannt. Den letztern Namen hat sie deswegen erhalten, weil ihr Brustistück ziemlich mit dem Brustistücke eines Krebses übereinkömmt. Der Kopf ist nicht allzugroß, etwas länglich, und mit zwey langen, fadenförmigen Fühlhörnern versehen, welche die Maulwurfsgrylle im Graben an beyden Seiten zurücklegt. An dem Munde stehen vier Freßspitzen, wovon die untern beyden etwas kürzer sind, als das obere Paar. Die Augen sind klein und schwarz. Die Flügeldecken oder die obern Flügel sind sehr kurz und reichen nur bis an die Hälfte des Körpers; die untern Flügel hingegen, welche über dem Rücken meistentheils ganz dicht zusammengeleget liegen, sind viel länger, und fast noch einmal so breit, als lang. Die Maulwurfsgrylle pfleget sich derselben aber nicht leicht zum fliegen zu bedienen. Das Männchen machet mit den Oberflügeln fast eben den Laut, welchen man bey den kleinern Feldgryllen bemerket. Das Brustistück hat eine matte

bräunliche Farbe, die aber an den Seiten ins gelbrothe fällt. Der Hinterleib, welcher sich in zwo lange, bürstenartigen Spitzen endiget, und aus acht bis neun Absätzen besteht, ist unter den Flügeldecken ebenfalls braun, so wie auch an den Seiten, übrigens aber größtentheils graubraun. Die beyden Vorderfüße, welche diesem Insecte zum Ausgraben der Erde dienen, sind sehr breit, und mit harten scharfen Spitzen versehen. Die hintersten Füße übertreffen die übrigen an Länge, und dienen der Maulwurfsgrylle zum Springen; doch sind die Sprünge dieser Thiere wegen ihres schweren Körpers ziemlich geringe. Ihre Nahrung besteht vorzüglich in den zarten Wurzeln des Getraides und anderer Gewächse; daher sie viel Schaden auf den Feldern anrichten. Am leichtesten kann man sie vertilgen, wenn man diejenigen Gegenden, wo sie sich aufhalten und die man an den verdorrten Gewächsen erkennen kann, mit siedendem Wasser begießt. Die weiblichen Maulwurfsgryllen sind mit einem Legestachel versehen, und legen gemeiniglich im Junio oder Julio, binnen vier und zwanzig Stunden, zwey- bis dreyhundert Eyer auf einmal, die ohngefähr die Größe starker Hirsenkörner, und eine glänzende gelblichbraune Farbe haben. Aus diesen Eyern, wozu sich die Maulwurfsgryllen besondere Höhlen unter der Erde ausgraben, kommen ohngefähr nach einem Monate kleine Würmchen, welche fast wie die jungen schwarzen Ameisen gestaltet sind. Nachdem sie sich viermal gehäutet, und ohngefähr eine Länge von zween Zoll erreichet haben, so zeigen sich endlich die Flügel, welches gemeiniglich im April oder im May zu geschehen pfleget. Bald darauf suchen sie sich zu begatten, und ihr Geschlecht fortzupflanzen. Nach der Paarung dauert ihr Leben gemeiniglich nur noch wenige Wochen.

Maurahen.

S. Morchelschwamm.

Maus.

Mus. Die Thiere dieses Geschlechts haben vorn zween spitzige Schneidezähne, keine Hundszähne, und ganz kurze Backenzähne. Die Ohren sind rund, halbdurchsichtig und nackend. Der Schwanz ist ebenfalls größtentheils nackend und länger, als der Körper. Der Herr von Linné nimmt den Namen Maus aber, in einer viel weitläuftigern Bedeutung, und giebt von dem Mäusegeschlechte nur dies einzige Kennzeichen an, daß die untern Schneidezähne scharf und spitzig sind; daher rechnet er hierunter nicht nur diejenigen Thiere, die

im gemeinen Leben Mäuse und Ratten genannt werden, sondern auch das Meerschweinchen, den Aguti, den Paca, das Murmelthier, den Gerbuah und noch andere ausländische Thiere.

Die insbesondere sogenannte Maus, nämlich die Hausmaus, wird zwar gemeiniglich unter die fünfzehigen Thiere gerechnet; sie hat aber an den Vörderfüßen nur vier merkliche Zehen und keinen Nagel, statt des Daumens, wie die eigentlichen Ratten. Die Größe und Farbe ist bekannt. Es giebt aber außer den aschgrauen, auch ganz weiße und bisweilen noch anders gefärbte Mäuse. Die Nahrung dieser Thiere besteht fast in allen den Lebensmitteln, welche die Menschen für sich zubereiten; daher sie unbewohnte Gegenden meiden. Sie hecken zu jeder Jahreszeit, und bringen vier bis acht Junge auf einmal zur Welt. Die jungen Mäuse sind schon nach zwo Wochen so groß und stark, daß sie für ihre Nahrung selbst sorgen können. Wie groß die Fruchtbarkeit dieser Thiere sey, beweiset die vom Aristoteles angeführte Erfahrung. Er sperrete nämlich eine trächtige Maus ein, und fand nicht lange darauf hundert und zwanzig Mäuse in demjenigen Behältnisse, worein er die trächtige Maus gesetzet hatte.

Der Ritter von Linné gedenkt auch einer fliegenden Maus aus Virginien und Mexico, welche die Größe einer Ratte und einen langen, haarichten Schwanz hat. Die Gestalt kömmt übrigens mit der Gestalt der fliegenden Eichhörnchen überein; daher auch dieses Thier von vielen Schriftstellern, und, nach unserer Meynung, mit dem größten Rechte, unter die fliegenden Eichhörnchen gerechnet wird.

Von der norwegischen Maus, Leming genannt, ingleichen von der Feldmaus, Spitzmaus, Wassermaus, und von den übrigen Arten dieses Geschlechtes wird in besondern Artikeln gehandelt.

Maus, Mäuslein, S. Muskel.

Maus, S. auch Porzellanschnecke.

Mausbocksmaul.

Mausbocksmaulfisch, Caprisci, sind bey dem Klein, Miss. III. §. XV. et XVI. ein eigenes Geschlechte derjenigen Fische, die an den beflossten Seiten durch eine Oeffnung in die bedeckten Kiemen Athem holen, und die folglich die Kropffische, Crayraciones, unmittelbar zu Vorgängern, als die nächsten Geschlechtsverwandten haben; von denen sie sich vorzüglich durch ihren zusammengedrückten

drückten und breiten Leib unterscheiden. s. unsern Artikel, Fisch, Th. III. S. 61. 62. In der Geschichte werden sie Mäuse, Mures, gemeiniglich genennet; von welchen Aelianus, de Anim. IX. 41. schreibt: Obgleich die Seemäuse keinen großen Körper haben, so sind sie doch mit einer fast unüberwindlichen Stärke umgeben und bewaffnet, da sie sich bey ihrem Widerstande auf eine gedoppelte Rüstung verlassen können, nämlich auf ihre sehr harte fast unddurchringliche Haut, und auf die Stärke ihrer Zähne; so daß sie sich auch den stärksten Fischen, und den in ihrer Kunst erfahrnesten Fischern zur Wehre entgegenstellen; daher auch Oppianus Hal. I. 174. sie also besingt: Est quoque prae reliquis saeuum muris genus, audet Bella inferre viris gens tantula, tergore duro Fidens et densis armato dentibus ore; wovon Rondelet l. V. c. 26. nachzulesen. Sie haben auf beyden Seiten vier, durch einen mäßigen Riß geöffnete Kiemen; auf dem Rücken gemeiniglich drey, durch eine Haut verbundene Stacheln; und eine zwar nackete und ungeschuppte, doch so scharfe Haut, daß man auch Holz und Helfenbein damit glatt machen und poliren kann. Sie werden sonst auch Capri und Apri genennet. Wir behalten aber mit dem Artedi, in app. ad Synon. p. 114. den alten Geschlechtsnamen, Capriscus billig bey. Rondelet machet zwar einen Unterschied zwischen dem κάπρος und καπρίσκος; aber Aldrovand, von Fischen, lib. III. c. XII. p. 297. (lib. IV. c. VIII. p. 195.) behauptet, daß Καπρίσκος, Χοῖρος Strabonis und Μῦς des Oppianus und Aelianus, einerley Fische wären; da nämlich Oppian dem Capriscus sehr spitzige und starke Zähne zutheilet, Rondelet aber dergleichen dem Caper, Κάπρος abspricht; jedoch, nach dem Aldrovand, ohne einem tüchtigen Gewährsmann; da ihn vermuthlich sein Aper oder Κάπρος, lib. V. c. 27. der ungezähnelt scheint, auf diese Meynung gebracht, gleichwohl Oppian dem Muri eigentlich, nicht dem Capriſco, diese Zähne zuschreibt; die aber doch, nach dem Diphilus beym Athenäus; Capriscus vocatur etiam mus, cet. nicht unterschieden sind. Von diesen Fischen führet nun Klein zwölf Arten auf:

1stes Mausbocksmaul, Capriscus, mit drey starken, verbundenen, rückwärts gebogenen, und niederzudrückenden, Stacheln mitten auf dem Rücken; und mit dem vierten starken, umgebogenen, Stachel am Unterbauche. Er ist, nach dem Willughb. p. 152. tab. I. 19. Der Capriscus des Salvians, des Rondelets und anderer;

rer; (wie auch des Gesners, S. 30. b. ein Säwfisch, und des Artedi, syn. p. 114. welcher anmerket, daß Rondelet und Salvian diesen Fisch zuerst recht beschrieben. Zu Rom soll er nach dem Salvian Pesce Balestra heißen; (der sich aber von dem Hammerfisch, Squalus Zygaena, L. gen. 131. sp. 5. der in Italien mit eben dem Namen beleget wird, selbst unterscheidet.)

2tes Mausbocksmaul, Capriscus, mit einem Zangen- vielmehr dem gehörnten, mondähnlichen Schwanze, und mit gefleckten Floßen; in der Mitten des Bauches mit einer kleinen Floße, vor welcher aber ein anderthalb Zoll langer Stachel hervorraget. Nach dem Willughb. p. 154. tab. I. 22. ist er Guaperua, Peixe Porco, des Marcgrav, S. 163. (s. unsern Artikel, Guaperua, Th. III S. 551. bey welcher ausführlichen Beschreibung des Catesby Guaperua maxima caudata, p. et tab. 22. oder Turdus oculo radiato, die Meerdroßel mit dem strahlichten Auge, beschrieben zu befinden.) Bey dem Seba, III. Tab. XXIV. fig. 14. ist er, wie bey dem Artedi, syn. p. 82. sp. 1. Balistes, aculeis dorsii tribus, cauda bifurca. Zur Vergleichung kann auch Balistes Vetula, Linn. gen. 135. sp. 7. in unserm Artikel, Hornfische, Th. IV. S. 116. nachgesehen werden.

3tes Mausbocksmaul, Capriscus, der bis an den zangen- oder scheerenartigen Schwanz gestreifet, und mit menschenähnlichen Schneidezähnen gleicher Höhe versehen ist. Des Willughb. app. Tab. I. 24. Guaperua, V. des Artedi, syn. p. 82. sp. 4. Balistes lineis striatis cauda bifurca.

4tes Mausbocksmaul, Capriscus, dessen äußerste Schwanz- und Rückenfloßenfinnen, in sehr dünne und lange Fäden oder Borsten auslaufen; und bey dessen Kiefern zwey breitlichte, rothe Querbänder zu befinden: des Listers Guaperua IV. app. Willughb. Tab. I. 23. Guaperua maxima caudata. (s. unsern no. 2. angeführten Artikel, und den daselbst vom Catesby, p. et tab. 22. beschriebenen Guaperua, aus dem Willughby.)

5tes Mausbocksmaul, Capriscus, der über die Augen gehörnet; drey Zoll vom Schwanze mit fünf Stacheln verschiedener Farben, und bis an den Schwanz mit einer borstenartigen Rauhigkeit, versehen ist; Guaperua Histrix, VI. app. Willughb. Tab. I. 21. Artedi, syn. p. 82. sp. 5. Balistes, aculeis quinque in vtroque latere. Mit dem Balistes Hispidus, L. gen. 135. sp. 2. muß er doch

nahe

nahe verwandt seyn, da der Ritter denselben vor des Seba, III. Tab. 34. fig. 2. Balistes varius, dorso monocantho, rostro suillo, macula nigra in extrema cauda, erkläret; nach dem Seba aber dieses schöne Fischchen, zu dem Balistes des Artedi, oder zu den Capriscus des Kleins, zu gehören scheint; womit etwan unser Artikel, Hornfisch, no. 2. Th. IV. S. 114. zu ergänzen.

6tes Mausbocksmaul, Capriscus, mit kleinen Mäusezähnchen, zween Stacheln auf dem Nacken, daran der andere kleiner, und der dritte gegenüber an dem Bauche; mit in den Rücken- und Afterflossen am Schwanze, desgleichen in der Schwanzflosse selbst, kammartig hervorragenden, leicht zu unterscheidenden Finnen; von ziegelrother Farbe nach der beygefügten Tab. III. fig. 9. Er scheint dem Balistes Tomentosus, Linn. gen. 135. sp. 3. dem Müllerischen Zotenfische, ganz ähnlich. s. unsern Artikel, Hornfisch, no. 3. Th. IV. S. 114.

7tes a. Mausbocksmaul, Capriscus, die braunfärbichte, an den Augen, und von der Mitten des Körpers bis an die unterste Flosse nahe am Schwanze, mit breiten weißlichten Binden, buntgestreifte, Art; mit einem, mitten auf dem Rücken an einer Haut befestigten, rückwärtsgebogenen, starken Stachel, hinter welchen, nach der zwoten Rückenflosse zu, vier kurze spitzige Stachelchen, und am Bauche eine kleine Flosse mit spitzigen Gräten; nach der beygefügten schönen Zeichnung, Tab. III. fig. 10. aus welchen sich auch das zugespitzte gezähnelte Maul, die abgerundeten Kiemen- und Schwanzflossen, und die runden zwote Rücken- und Afterflossen, deutlich zu Tage legen.

7tes b. Mausbocksmaul, Capriscus, nach den Additionen p. 87. ad §. XVI. mit einem auf dem Rücken, den Seitenflossen gegenüber befindlichen, auf der einen Seite gezähnelten, Stachel; ein oder das gehörnte amboinische Fischlein des Ruysches, (des Vaters nämlich) in seinem Theatro Anim. Tom. I. Tab. VII. fig. I. lit. E. Die schmale Furche aber, in welche sich das Horn niederlegen kann, bezeichnet lit. F.

8tes Mausbocksmaul, Capriscus, mit einem dreyeckichten, groß- oder dickkehlichten, Kopfe, kleinem gebärteten Maule, einer kleinen rückwärts gebogenen, an der Spitze getheilten, Stachel auf dem Rücken, nahe über den so hoch stehenden Augen; mit kleinen, statt der zwoten Rücken- und Afterflossen, bis nahe an den Schwanz, kammartigen Börstchen, und mit einem gleichsam von oben herunter schief abgeschnittenen

nen Schwanze oder Schwanzflosse; nach Tab. III. fig. 11.

9tes Mausbocksmaul, Capriscus, die lange Art, mit zween Rückenstacheln, davon die erste sägenartig gezähnelt; Guaperua longa, II. mit einem fast viereckichten, sehr wenig gespaltenen, Schwanze, und etwas breitlichten Kopfwirbel. app. Willughb. Tab. I. 20. (des Artedi, syn. p. 82. sp. 2. Balistes, aculeis dorsi duobus, cauda quadrata; nach dem Lister bey dem Willughb. mit eben den nur angeführten Worten.)

10tes Mausbocksmaul, Capriscus, eine gleichfalls, und über drey viertel lange Art; mit viel längern Unter- als Oberkiefer und mit sechs Zähnen; mit einer bräunlichen, olivenfarbigen, und mit schwarzen Puncten, auch blauen Linien geschlängelten Haut am Unterleibe, (wie auch über dem ganzen Rücken) mit einer kammartigen Schwanzflosse; (besonders auch mit dergleichen Rücken- und Afterflossen) und mit einem langen, bis an die Rückenflosse niederzulegenden, Stachel oder Horne, davon er auch bey dem Catesby, II. p. et tab. 19. den Namen des Bahamischen Einhorns, Vnicornis, piscis Bahamensis, the Bahama Vnicornfish, erhalten. Balistes monoceros, Linn. gen. 135. sp. 1. s. unsern Artikel, Einhorn, Th. II. S. 522.

11tes Mausbocksmaul, Capriscus, mit dem rothen Regenbogen und mit geschlängelten blauen Linien strahlenden Auge, am übrigen Kopfe mit drey gebogenen blauen Bändern; auf dem Rücken mit drey durch ein Häutchen verbundenen Stacheln, und mit einer gleichmäßigen, gegen über an dem Bauche, vor der mit sieben Gräten unterstützten, kleinen Flosse; und mit den obern Rücken- und mondförmigen Schwanz- auf beyden Seiten in lange Borsten oder Hörner auslaufenden, Flossen, die allerseits von schöner kornblumblauer Farbe sind. Turdus oculo radiato; Guaperua maxima caudata; Willughb. Tab. I. 23. Catesby, II. p. et tab. 22. Er ist aber nicht der nämliche Fisch, Guaperua, V. sub num. 3. des Willughbey, sondern vielmehr von ihm, in Ansehung der Farbe, der Augen und der Stacheln unterschieden. Mit obiger no. 4. ist er desto näher verwandt, und etwa durch die zwey breitlichen rothen Bänder an den Kiefern, unterschieden. Balistes Vetula, Linn. gen. 135. sp. 7. s. unsere Artikel, no. 2. und die daselbst angeführten Artikel unsers Schauplatzes.

Mausebeißer.

Mausebeißer auch Dobeler, soll

soll an der Elbe der Häseling, eine Karpfenart, Cyprinus Dobula Linn. heißen. s. unsern Artikel, Karpfe, Th. IV. S. 406.

Mausfische.

Mures marini, worunter die Meerdohlen, Meerdroßeln und dergleichen gehören. Richt. Ein Sünfisch des Gesners seiner Brachsfische, Capriscus, und gehöret zu dem gleichen Geschlechte des Kleins Capriscus, s. den vorherstehenden Artikel, Mausbocksmaul.

Mautzenkraut.

S. Melte.

Max. S. Bohne.

Mayapfel.

S. Entenfuß.

Mayblümlein.

Springauf, Thallilie, Faucken. Den letzten hat Planer zum Geschlechtsnamen gewählet. Lilium conuallium Tourn. Liliago Vaill. Maianthemum Siegesb. Herr v. Linné hat dieses und die Weißwurzel, nebst dem Einblatt, vereiniget, und dieses vereinigte Geschlecht Conuallaria genennet. Herr von Haller aber, welcher die Mayblümlein und Weißwurzel verbunden, das Einblatt aber besonders beybehalten, hat Polygonatum zum Geschlechtsnamen gewählet. Bey allen ist die Frucht, ehe solche völlig zur Reife gelanget, mit kleinen Flecken bezeichnet; weil aber die Gestalt des Blumenblattes gar merklich verschieden ist, könnte man wohl füglich die drey Geschlechter beybehalten, und statt Lilium conuallium, Conuallaria gebrauchen, wie auch Herr Ludwig gethan. Auf diese Weise giebt es nur eine wahre Art der Mayblümlein, Conuallaria maialis Linn. aber einige Abänderungen. Die weit um sich kriechende, wirtelförmige, oder an den Knoten ringsherum mit Zäserchen besetzte, weiße Wurzel treibt einen nackenden, einfachen Stängel und zwey Blätter, welche durch eine gemeinschaftliche Scheide umgeben sind. Die Blätter verbreiten sich aus dem langen Stiele in einen breiten, länglichten, völlig ganzen, spitzigen Umfang, und der seitwärts anliegende Stängel ist ohngefähr einer Spannen hoch, eckicht, und trägt am obern Theile einige weißlichte, nach einer Seite gerichtete, unterwärts hangende, auf kurzen gebogenen Stielen ruhende, und seitwärts mit einem kleinen Deckblatte besetzte Blumen; diese haben keinen Kelch; das kugelförmige, weiße Blumenblatt ist in sechs kleine, auswärts gebogene Einschnitte getheilet, an diesen sitzen sechs dreyeckichte, kürzere Staubfäden mit pfeilförmigen

migen Staubbeuteln; der Griffel ist länger und der Staubweg dreyeckicht. Die kugelförmige, rothe Beere zeiget drey Fächer, und in jedem Fache liegt ein rundlicher Saame. Es wächst die Pflanze häufig in den Wäldern, blühet im May, und vermehret sich häufig durch die Wurzel. In den Gärten erhält und erzieht man einige Abänderungen. Als

1) mit breiten, weiß und grün gestreiften Blättern;

2) mit größern, weißen, aber im Boden röthlichten Blumen;

3) mit ganz rothen Blumen;

4) mit gefüllten, weißen, auch aus Rosenfarbe und weiß gemischten Blumen.

Diese alle haben ein schönes Ansehen; die beyden letzten aber werden vorzüglich geachtet, und auch von einigen Blumenliebhabern in Töpfen unterhalten. Alle sind dauerhaft, verlangen aber einen feuchten, schattichten, lockern Boden; worinnen die Wurzel ungemein wuchert, aber auch deswegen die Stöcke nicht häufig blühen. Alle drey Jahre soll man die Wurzeln zur Herbstzeit versetzen, sonst werden die Blumen weniger, auch kleiner erfolgen. Wenn man im Herbst einige Wurzeln in Töpfe setzet, diese den Winter in einer Kammer aufbehält, und im Februar in die warme Stube, hinter die Fenster, oder auch auf den laulichten Ofen setzet, wird man schon zu Anfange des Märzes Blumen haben.

Blumen und Beeren werden von den Aerzten gebrauchet. Die Blumen haben einen starken, aber lieblichen Geruch, und man kann davon ein Wasser und Geist abziehen, welche beyde als stärkende Mittel dienen, und den Nerven angenehm, daher auch bey Kopfschmerzen, Lähmungen, Schwindel und Ohnmachten dienlich sind. Biebergeil in Wein geweichet, und diesen über Mayblümchen abgezogen, und damit den Rückgrad gewaschen, soll nach S. Pauli Zeugniß bey Lähmungen vortrefflichen Nutzen schaffen. Essig, in welchem frische Blumen eingeweichet, wird von vielen geachtet, und giebt ein Mittel zum riechen, welches denen, so mit Mutterbeschwerungen geplaget sind, vorzüglich angenehm und in mancherley Krankheiten des Kopfes nützlich ist. Das Pulver von getrockneten Blumen ist ein guter und starker Schnupftaback; es erreget Niesen und führet viel Schleim ab. Die Beeren, wie auch die Blätter und Wurzel, sind heftig bitter. Die getrockneten Beeren verordnet man, zu einem halben Quentchen, wider die Wechselfieber, und zu einem ganzen Quentchen wider das böse Wesen. Herr Senkenberg in seiner Streitschrift von den Mayblümlein hat die letztere Tugend

vorzüglich angeprieſen. Die Blätter geben, wie Herr von Haller anführet, mit friſchem Kalche verſetzet, eine ſchöne und dauerhafte grüne Farbe. Das Pulver der Blumen kömmt zu verſchiedenen Arten Schnupftaback, und das abgezogene Waſſer, und der Geiſt faſt zu allen Wäſſern, ſo wider den Schlag und das böſe Weſen angerühmet werden, als Aqua hirundinum, Aqua Carbunculi.

Mayblumenbuſch.

Andere nennen dieſes Geſchlechte Felſenſtrauch, und einige Arten davon amerikaniſches Geißblatt; der Name amerikaniſcher Süßklee, unter welchem ſolches in Dycks Ueberſetzung vorkömmt, iſt ganz unſchicklich, indem keine einzige Art Kleeblätter trägt. Azalea Linn. Herr Tournefort hat einige Arten unter Chamaerhododendros angeführet, welche aber Herr v. Linné deswegen davon, oder dem Rhododendro abgeſondert, weil die Anzahl der Staubfäden unterſchieden iſt. Bey dem Rhododendro oder der Alproſe zählet man in jeder Blume zehen, bey der Azalea aber nur fünf Staubfäden. Bey dieſer iſt der kleine, gefärbte, ſtehenbleibende Kelch in fünf ſpitzige Einſchnitte, und das glocken- oder trichterförmige Blumenblatt in fünf, am Rande einwärts gebogene Lappen abgetheilet. Die fünf Staubfäden umgeben den Griffel mit ſtumpfen Staubwege. Das rundlichte Saamenbehältniß öffnet ſich mit fünf Klappen, und enthält in fünf Fächern viele rundlichte Saamen. Herr von Linné führet ſechs Arten an. Wir bemerken

1) den gelben pontiſchen Mayblumenbuſch, gelben Roſenlorbeer, Azalea pontica L. wächſt in Pontus und bey Trapezunt, und iſt der pontiſchen Alproſe faſt ähnlich. Dieſer Strauch treibt ſchwache, ſpröde Aeſte, welche nur an den Enden rauh, und mit dicht bey einander ſtehenden, lanzetförmigen, glänzenden, und am Rande haarichten Blättern beſetzet ſind. Die Blüthen ſtehen auch an den Enden der Zweige ſtraußförmig bey einander, ſie ruhen auf rauhen Stielen, und ſind mit kleinen weißlichten Deckblättern umgeben; die Blumen hangen unterwärts; das Blumenblatt iſt gelb. Die Blumen riechen angenehm, faſt wie Je länger je lieber, der Geruch aber erreget Kopfweh und Schwindel. Von dem Honig, ſo daraus geſammlet und für ſchädlich gehalten wird, kann man die pontiſche Alproſe nachleſen.

2) Der weiße klebrichte Mayblumenbuſch, Azalea viſcoſa L. Dieſer Strauch wächſt in Nord-

Nordamerika, und erreichet ohngefähr vier Fuß Höhe; die Blätter sitzen an der Spitze der Zweige in mehrerer Zahl bey einander, sind länglicht zugespitzet, am Rande rückwärts gebogen, ein wenig eingekerbet, glatt und hellgrün; die Blattstiele kurz, röthlicht und haaricht. Die Blumen erscheinen im Juli, und mehrere treiben nach und nach aus einer vielblätterichten, eyförmigen Knospe hervor; sie haben einen sehr angenehmen Geruch. Der Kelch ist grünweißlicht, das Blumenblatt weiß und trichterförmig, die fünf Einschnitte sind nach unten zu gebogen. Sowohl der Kelch als das Blumenblatt sind mit vielen, weißlichten Haaren, und diese an der Spitze mit röthlichten Drüsen besetzet, wodurch die Blume ganz klebricht wird. Herr von Linné hat bey dieser Art die Staubfäden nicht merklich länger, als das Blumenblatt bemerket, und daher die folgende andere virginische Art durch die viel längern Fäden unterschieden; Herr du Roi aber versichert, wie diese sowohl, als der Griffel, weit über die Blume hervorrageten. Nach Herr Millern verlanget der Strauch einen guten Boden, und schattichte Gegend, und kann durch Ableger und junge bewurzelte Brut vermehret werden. Im Winter dürfte solcher wohl Schutz und Obdach erfodern. Aus Saamen erwachsene Stöcke blühen spät.

3) Der nackendblühende Mayblumenbusch, Azalea nudiflora Linn. wächst auch in Virginien und andern Gegenden von Nordamerika, blühet aber, ehe die Blätter hervorbrechen. Die Blätter sind eyförmig; das röthlichte und röhrenförmige Blumenblatt ist ganz haaricht; die Staubfäden sind noch einmal so lang als das Blumenblatt. Dieser, bey uns etwan acht Fuß hohe Strauch hat ein schönes Ansehen, und erfodert mit der zwoten Art gleiche Wartung.

Mayen. S. Birke.

Mayenbusch.

S. Kirschbaum und zwar Traubenkirsche.

Mayenkraut.

S. Schöllkraut.

Mayer. S. Amaranth.

Mayerkraut.

S. Megerkraut.

Mayfisch.

Die zehen Meilen im Umfange haltende Falsobay am Vorgebirge der guten Hoffnung ist voll wohlschmeckender Fische. Der Verfasser, Kolbe, warf oft hier mit andern das Netz aus, und

hatte allezeit einen Wagen mit acht Ochsen vollkommen geladen. Er bekam einst auf einem Zuge zwölftausend große Mayenfische, mit einer Menge kleiner Fische, wie Heringe, viel Gold- und Silberfische, und andere Arten. S. A. Reis. B. V. S. 130.

Maykäfer.

Scarabaeus Melolontha L. Da sowohl die Gestalt, als auch die Größe dieser Insecten hinlänglich bekannt ist; so wollen wir nur hier dasjenige anmerken, was ihre Fortpflanzung, Verwandlung und vornehmsten Eigenschaften betrifft. Wenn das Weibchen durch die Paarung, welche ziemlich lange dauert, befruchtet worden ist, so bohret es ein Loch, ohngefähr eine Spanne tief, in die Erde, kriecht hinein, leget ihre Eyer nach einander hin, und kömmt alsdenn wieder heraus; worauf es noch einige Wochen lebet und sich von Baumblättern nähret. Diese Eyer sind hellgelb, ohngefähr so groß wie Hanfkörner, und ein wenig länglich rund. Die Würmer, welche nach einiger Zeit daraus hervorkommen, und in einigen Gegenden Engerlinge genannt werden, haben einen pomeranzenfärbigen Kopf, einen weißgelben Körper, welcher aus zwölf Absätzen besteht, und einen bläulichen After. Der Kopf ist ziemlich groß, und mit einer starken dunkelbraunen Gebißzange versehen, womit diese Würmer die Wurzeln der jungen Pflanzen und Kräuter abnagen. Hinter dem Zangengebiß sitzt an jeder Seite ein gelbbraunes, aus fünf Gelenken bestehendes Fühlhorn. Unter den drey ersten Absätzen des Körpers sind sechs Füße eingelenket, welche eine gelbröthlichte Farbe und vier bis fünf Gelenke haben. Die Länge der ausgewachsenen Engerlinge beträgt ohngefähr anderthalb Zoll. Sie brauchen meistentheils fünf Jahr bis zu ihrer Verwandlung; welche Zeit sie beständig unter der Erde zubringen. Nach ihrer Verwandlung kriechen sie aus der Erde hervor; welches gemeiniglich im May zu geschehen pfleget. Es giebt zwar von den eigentlichen Maykäfern nur eine einzige Art; wobey man aber eine Verschiedenheit bemerket, welche den Halsschild und die Schwanzspitze betrifft. Einige haben nämlich einen rothen Halsschild, und eine kleine, kurze Schwanzspitze; andere hingegen haben einen schwarzen Halsschild, auch bisweilen schwarze Füße und eine längere und stärkere Spitze. Da sich aber die rothschildigen und schwarzschildigen Maykäfer mit einander begatten, und sonst auch in den meisten Stücken mit einander übereinkommen, so kann

man

man sie nicht füglich als zwo verschiedene Arten betrachten. Die Männchen lassen sich von den Weibchen äußerlich sehr leicht an den Fühlhörnern unterscheiden. Die Männchen haben an den Fühlhörnern einen längern, aus sieben Blättern bestehenden, die Weibchen aber einen viel kürzern, sechsblätterichten Büschel.

Weil diese Insecten nicht viel Hitze vertragen können, so sitzen sie gemeiniglich den Tag über auf den Bäumen, von deren Blättern und Blüthen sie sich nähren, ganz unbeweglich, und fliegen nur des Abends herum. Daß die Bäume durch eine zu große Menge dieser Insecten viel Schaden leiden, ist hinlänglich bekannt. Doch kann man ihnen deswegen nicht allen Nutzen absprechen. Sie geben für viele Vögel, und vorzüglich für die welschen Hühner ein sehr gutes Futter ab. Eine chymische Untersuchung hat auch gezeiget, daß sie viel flüchtiges Salz enthalten, und daher als ein Arzeneymittel gebrauchet werden können. Im 6. Vol. der Actor. N. C. Obseru. 92. p. 325. wird behauptet, daß Maykäfer, im Honig ersäufet, alsdenn klein gestoßen, und sieben Tage nach einander dem Kranken mit dem Honige eingegeben, ein bewährtes Mittel wider den Biß der tollen Hunde sind. Sie sollen auch in der fallenden Sucht mit Nutzen gebrauchet worden seyn.

Mäys.

Türkischer Waitzen, Türkisches Korn, welsches Korn, Frumentum indicum, Mays, Zea L. Es ist von diesem Geschlechte nur eine Art bekannt, welche in Amerika fast überall und häufig gebauet wird. Ob aber solche ursprünglich daher abstamme, oder in dem Morgenlande eigentlich zu Hause sey, ist wohl nicht mehr zweifelhaft, indem vor Entdeckung der neuen Welt in den übrigen Welttheilen der Mays ganz unbekannt gewesen ist, obgleich nicht anzugeben, woher die Amerikaner solchen zuerst bekommen, indem selbiger nirgends wildwachsend angetroffen wird. Die jährige Wurzel ist zäsericht. Der Stängel wird zuweilen nur zween oder drey, zuweilen sechs bis acht Fuß Höhe zeigen, ist nach Verhältniß der Höhe mehr oder weniger dicke, wie auch die Länge der Blätter und die Menge und Größe der Saamen verschieden. Der starke, sich selbst aufrecht erhaltende Stängel enthält viel weißes, süßes und saftiges Mark, und ist nach Art der Gräser mit Knoten abgetheilet. Diese umgeben schilfartige Blätter, welche einen bis zween Schuh lang, und drey bis vier Zoll breit, völlig ganz, zuweilen wellenförmig

ausgebogen, scharf und größtentheils rückwärts gebogen sind. Der Stängel wird am obern Theile dünner, zeiget weiter keine Knoten oder Blätter, und endiget sich mit einem scheinbaren Fruchtbusche, welcher aus vielen, der Kornblüthe ähnlichen, aber längern und seitwärts ausgebreiteten Aehren besteht. Die daran befindlichen und locker an einander gestellten Blumen sind alle männliches Geschlechts. Der Kelch besteht aus zwey länglichten Bälglein, und umgiebt allemal zwo Blüthen, jede Blüthe zeiget zwo ähnliche Spelzen und drey dünne Fäden mit drey viereckichten und vierfächerichten Staubbeuteln. Herr v. Linné erwähnet noch zwey ganz kurze, plattgedrückte Honigbehältnisse. Am untern oder mittlern Theile des Stängels stehen seitwärts die fruchttragenden Aehren oder Kolben, nach der Höhe desselben, mehrere oder wenigere, doch selten über drey bis viere. Eine dergleichen Kolben ist in viele zarte Blätter eingewickelt, welche etwas länger, als der Kolben selbst sind, und über denselben spitz zu gehen, so daß die Frucht von der Natur recht sorgfältig verwahret worden. Die oberste Lage dieser Blätter ist grün, die darunter liegenden aber theils roth und weiß, theils ganz weiß. Ueber den Kolben raget ein Büschlein langer weißlichter Haare oder Fäden hervor, welches die eigentlichen Griffel sind, indem alle sich in den Kolben hineinziehen, oder vielmehr aus demselben herauswachsen, und jeder Griffel mit dem Fruchtkeime vereiniget wird. Zu jedem Fruchtkeime oder weiblichen Blüthe gehören zwey rundlichte, dicke, ganz kurze Bälglein und zwo fast ähnliche Spelzen. Diese Blüthen und nachher die Saamen sitzen rund um den langen und dicken Kolben herum, und die Saamen reihenweise und ganz gedrungen bey einander, von den Bälglein und Spelzen umgeben, und gleichsam in den Kolben eingesenket. Sie sind etwas größer als Erbsen, doch nicht rund, sondern wegen des gedrungenen Wachsthums inwärts plattgedrücket. Die Größe der Kolben und die Anzahl der Saamen ist sehr verschieden. Im mittlern Zustande wird die Länge gegen sechs Zoll, und die Zahl der Saamen gegen 150 betragen. Man sieht aber auch Kolben, welche 300 Saamen halten, und dieses ist schon sehr viel; doch schreibt Herr Justi, daß man an einer Kolbe vier-, fünf- auch sechshundert Körner zählen könne. Dieses ist gewiß übertrieben; allein was behauptet man nicht, wenn man eine Sache recht augenscheinlich empfehlen will? Die Reife der Saamenkolbe erkennet man, wenn die

blätter-

blätterichte Einwickelung recht trocken geworden, und die eigentlichen Blätter fleckicht zu werden, und zu trocknen anfangen, welches ohngefähr im Anfange des Octobers geschieht. Da die Saamen nicht ausfallen, auch vor den Vögeln gesichert sind, kann man füglich mit der Erndte warten, bis die ganze Pflanze welk und trocken geworden. Der Saame ist entweder gelb, oder roth, oder scheckicht. Man findet Kolben, welche lauter gelbe, und andere, welche lauter rothe Körner enthalten; doch sind auch zuweilen beyde Sorten mit einander vermischet, zuweilen auch bläulichte, olivenfarbige darunter, und sonderlich schleichen sich die roth- und gelbscheckichten zwischen die andern ein. Gemeiniglich wird man die Farbe an den eingesammelten Saamen wieder finden, welche die Saatkörner gehabt haben, öfters aber auch eine Ausartung derselben bemerken. Man will die gelbe Farbe für die natürliche ausgeben und annehmen, wie das gelbe Korn nur eine Haut habe, und deswegen dünnhülsichter sey, der rothe aber zwo Häute zeige, und unmittelbar unter der rothen eine gelbe liege, mithin dickhülsichter sey. Vielleicht betrügt man sich hierbey. Der gelbe hat gewiß auch zwey Häutchen, welche aber wegen der weniger verschiedenen Farbe nicht so kenntlich erscheinen, als bey dem rothen. Indessen kann man doch beym Anbau vorzüglich auf gelben halten, da solcher der natürliche ist, auch der daraus bereitete Grütze ein besser Ansehen hat, als von dem rothen. Herr Kalm nimmt zwo Hauptsorten des Mays an, nämlich den großen und kleinen; der letztere wird auch der Dreymonathmays genennet, weil derselbe in drey Monathen, ja wohl in zehen Wochen gesäet und wieder geerndtet wird. Der große wird auf achtzehn, der kleine selten über vier Fuß Höhe erreichen.

Nachdem man gesehen, wie der Mays von den Amerikanern häufig und vortheilhaft gebauet worden, haben viele Völker solches nachgeahmet. In Spanien, Portugall, Italien, England und Frankreich soll man daraus vielen Vortheil ziehen; daher man auch in Deutschland dergleichen einzuführen sich beflissen, und, die Einwohner um destomehr dazu aufzumuntern, ansehnliche Preiße ausgesetzet, zur Zeit aber den gewünschten Endzweck noch nicht erlanget. Vielleicht dürfen wir Deutschen, und sonderlich die Sachsen, wegen dieses nicht befolgten, und vernachläßichten Maysbaues nicht trauern; wir können dergleichen füglich entbehren, und werden unsere Felder auf andere Art eben so gut, wo

nicht noch besser nutzen können. Ehe wir aber den Bau und die Wartung des Mays beschreiben, wollen wir zuvor dessen Benutzung anführen, um desto besser von einem auf das andere zu schließen. Der Maysfaame ist eine gute Nahrung für Menschen und Vieh. Das daraus gebackene Brod soll wohlschmeckend und gesund seyn. In Amerika essen auch die vornehmsten kein anderes, als Maysbrodt, ob sie gleich Waitzen- und Rockenbrod haben können. Es können auch wohlschmeckende Breye und Suppen davon gemachet werden. Die Amerikaner, auch die Engländer bereiten eine Art Kraftmehl daraus, und führen dieses auf weiten Reisen bey sich. Man kann auch gutes Bier und Brandewein davon bereiten. Man hat daraus auch Grütze bereitet, welcher dem Heidegrütze nichts nachgiebt, aber viel länger kochen muß. Nach dem Wittenbergischen Wochenblatte haben die daraus bereiteten kleinen und Mittelgraupen, mit Fleischbrühe abgekochet, einen guten Geschmack, und sollen leicht mit Sago verwechselt werden können, S. III. Band 13 S. Manetti in der Abhandlung von den verschiedenen Arten des Getraides meldet unter andern, wie in dem Veronischen kleine Kuchen, welche im Ofen gebacken, und mit verschiedenen Zusätzen gemachet, Taletti genennet und auf den Straßen der Stadt zu allen Zeiten verkaufet werden. In Neapel wird der Mays zu Suppen gebrauchet, auch ein fester Teig daraus gemachet, dieser in viereckichte Stückchen zerschnitten, und mit Oel in der Pfanne geröstet. Dieses Backwerk findet man daselbst bey allen Kuchenbeckern, und es soll schmackhaft und nahrhaft seyn. In Spanien und andern Gegenden Europens pfleget man die jungen Kolben, wenn sie einen kleinen Finger dicke sind, abzunehmen, und in einem Teige, wie Artischocken zu backen, auch wie Gurken einzumachen. Die Amerikaner rösten oder braten auch die großen Kolben, wenn die Körner noch grün sind, und an diesem amerikanischen Gerichte haben auch die Spanier und Italiener Geschmack gefunden. Zur Fütterung für das Vieh soll der Mays alle andere Getraidearten übertreffen. Die Pferde fressen den Mays sehr gerne; doch schreibt Herr Kalm, daß solcher für ein solch Pferd gut sey, das man fett haben, der Haber aber vorzuziehen sey, wenn man das Pferd auf Reisen zum Reuten gebrauchen wolle. Kühe und Ochsen zu mästen, empfiehlt Kalm Maysklepe und Mehl. Auch die Schaafe sollen sehr begierig darnach seyn, und für die Schweine hält man den Mays für das beste Futter.

Sie

Sie werden davon nicht allein recht fett, sondern auch das Fleisch bekömmt einen bessern Geschmack. Hühner, Tauben, Gänse und ander Federvieh ist nach dergleichen Futter begierig. Die Hühner sollen dabey häufig Eyer legen. Dieses alles findet nicht allein in Amerika statt; auch die Französischen und Italienischen Nachrichten bestätigen dergleichen vortheilhafte Nutzung bey der Viehfütterung. Ein Neapolitanisches Schwein soll gemeiniglich fünfhundert Pfund wiegen, und diese werden zween Monathe mit Mays gefüttert. In Frankreich werden die Capaunen aus Bresse vorzüglich geachtet. Ein Stück wiegt öfters zwölf Pfund, und diese werden ganz allein mit Mays gefüttert. Herr Justi rühmet die Maypflanze noch wegen eines andern und viel wichtigern Nutzens. Er behauptet, daß dieses die einzige Pflanze sey, woraus die Deutschen Zucker und zwar mit Vortheil machen könnten. Herr Marggraf hat zwar aus mehrern und einländischen Pflanzen Zucker bereitet; allein Mühe und Unkosten übersteigen bey weiten den Werth derselben. Beym Mays soll das Gegentheil statt finden. Die noch grünen Stängel enthalten, ehe sie Aehren gewinnen, zwischen den Knoten ein sehr süßes Wasser, welches mit dem Safte des Zuckerrohrs billig in Vergleichung zu stellen. Man hat auch in Amerika und Italien Syrup und Zucker daraus erhalten, welcher von dem aus dem Zuckerrohre gar nicht verschieden gewesen. Warum man aber diesen neuen Zucker nicht statt des gewöhnlichen Zuckers einzuführen gesucht, soll die Ursache seyn, daß dieser doch noch höher zu stehen komme, und der Vortheil größer seyn möchte, wenn man den Mays Körner tragen ließe. Herr Justi aber erinnert, wie hierzu der Mays genommen werde, so auf sandigen Boden gewachsen, und alsdenn freylich kein Vortheil dabey seyn dürfte; derselbe aber empfiehlt hierzu den Mays in morastigen, feuchten und fetten Feldern zu bauen, woselbst solcher wenig oder gar keine Aehren gewinnt, sondern nur stark in Stängel und Blätter aufschießt, und unter diesen Umständen gleichsam ein wahres Zuckerrohr werde, indem alsdenn zwischen den Knoten sich viel mehr Saft aufhalte. Die auf den Aeckern überflüßigen und auszureißenden Pflanzen können auch zu diesem Gebrauche angewandt werden.

Sollte nicht der vielfache und noch andere nützliche Gebrauch des Mays auch uns anreizen, solchen nicht allein in Gärten, wie allenthalben geschieht, sondern im Großen auf unsern Feldern anzupflan-

zen? zumal man vorgiebt, wie derselbe kein fettes Land verlange und keines Mistes und anderer Düngung bedürfe, wenn nur das Land nicht ganz außerordentlich mager sey. Bey dürrer und heißer Witterung sollen die Maysstauden in den magersten Sandfeldern viel besser, als in den gedüngten Aeckern gedeihen. Diese sollen mehr Trockenheit, als alle andere Getraidearten aushalten können, und doch soll ihnen auch eine lange anhaltende Nässe nicht schaden. In Amerika begnüget man sich, in jedes Hügelchen, wo man die Maykörner hinpflanzet, ein wenig Mist zu legen, und dieses erfodert auf dem Acker, wo man den Mays weitläuftig pflanzet, wenig Düngung. Alle Arten des Mistes sind hierbey gleichgültig. In Amerika läßt man den Acker, auf welchen man den Mays pflanzen will, das Frühjahr ungepflüget liegen, bis zur Bestellzeit. In sandigen Feldern könnte dieses auch bey uns so gehalten werden. Andere aber und von Natur nicht so lockere Aecker müßten wir im vorhergehenden Herbste pflügen, und dieses bey der Saatzeit wiederholen, damit das Land desto mürber würde, indem dieses der Mays vorzüglich erfodert. Die Bestellzeit wird bey uns im May einfallen, und in der ersten Hälfte desselben würde der Saame in die Erde zu bringen seyn. Man stecket gemeiniglich drey, vier bis fünf Körner auf einen Ort, weil einige davon leicht verlohren gehen, verfaulen, oder von den Vögeln gefressen werden. Diese Stellen müssen eine Elle auch weiter von einander entfernet seyn. Wenn der Acker gepflüget und geeget, zieht man in die Länge und Quere allemal zwo Furchen, in der Weite, als solches der Mays erfodert, dergestalt, daß die Furchen einander über das Kreuz durchschneiden, und da, wo auf diese Art die kleinen Vierecke oder Hügel entstehen, stecket man allemal die Mayßkörner und leget solche etwa zween Zoll tief in die Erde. Andere machen nicht so viel Umstände, sie lassen denjenigen, welcher den Mays aussäet, hinter dem Pfluge hergehen und die Körner in die Furche dergestalt ausstreuen, daß jedes Korn vier bis fünf Zoll weit von einander zu liegen kömmt. Die folgende Furche bedecket diese ausgestreueten Körner, in welche, wie in die vorige, gesäet wird. Wenn man enge Furchen zieht, darf man eine Furche um die andere mit Saamen versehen. Wenn die Pflanzen aufgegangen, und etwa einen Fuß Höhe erreichet, muß man die zu dicht bey einander stehenden ausziehen, und zwischen jedem einen auch anderthalb Fuß Raum lassen. Hierauf muß man die Stö-

cke,

cke, wie bey dem Weißkraute geschieht, behacken, und die Erde von allen Seiten an den Stock anziehen. Der Acker muß beständig vom Unkraute rein gehalten werden. Man muß auch die Nebenschößlinge von der Hauptpflanze loßreißen; unterläßt man dieses, so erhält man schlechte Kolben. Zuletzt und wenn die Körner an der Kolbe hart zu werden anfangen, und die Blüthen ganz verwelket sind, wird der obere Theil des Stockes und einige Blätter abgeschnitten, damit die Nahrung um desto häufiger dem Saamen mitgetheilet werden könne. Dieses abgeschnittene giebt eine gute Fütterung für das Vieh. Wenn die Erndte geschehen soll, reißt man die Kolben mit der häutigen Bedeckung ab, machet diese davon loß, und leget die bloßen Kolben einige Tage an die freye Luft oder in die Sonne, damit die Körner recht dürre werden. Nachher verwahret man die Kolben an einem luftigen Orte; am besten ist es, wenn man solche an Bindfäden anreihet, oder büschelweise zusammenbindet, und solchergestalt aufhängt. Die Körner kann man nicht ausdreschen. Man muß solche mit der Hand loß machen. In Italien und Spanien gebrauchet man hierzu besondere Maschinen, und in Amerika hölzerne Mörsel mit hölzernen Keulen. Maysförner haben viele Feinde. Ratten und Mäuse suchen solche nicht allein auf den Böden zu erlangen, sondern auch Eichhörner, Krähen, Spechte und andere Vögel sind sehr begierig darnach, und wissen ausgesäete Körner aus der Erde zu kratzen. Um dieses zu verhindern, kochen die Amerikaner die weiße Nieswurzel mit Wasser, lassen das Wasser abkühlen, und weichen den Mays, welchen sie säen wollen, zwölf Stunden lang ein. Wenn nun diese Thiere die gesäeten Körner aushacken und etliche davon fressen, werden sie dumm im Kopfe und taumeln herum, wodurch andere abgehalten werden. Von dieser Einweichung bekömmt der Mays keine schädliche Eigenschaft.

Ob wir gleich zugeben wollen, daß der Maysbau in Amerika und einigen Ländern Europens mit Vortheil unternommen werde, so können wir dennoch unsere Mitbürger nicht füglich zur Nachahmung aufmuntern. Die Frucht ist auf alle Art betrachtet nützlich, und daß, nach einiger Vorgeben, das daraus bereitete Brod und andere Speisen der Gesundheit schädlich sey, und vornehmlich Gelegenheit zu Ausschlägen auf der Haut geben soll, ist in der Erfahrung gar nicht gegründet. Das Korn ist zwar schwer, und mit dem Mahlmachen geht es sehr langsam; es ist dieses auch, so zu reden,

den, sehr kurz, und kann nicht füglich allein gebrauchet, sondern muß mit Waizen- oder Rockenmehl vermenget werden. Das einzelne Stecken der Körner, und das Behacken der Stöcke erfodert auch viel Mühe und Zeit; doch dieses alles würde uns nicht abhalten, den Bau im Großen vorzunehmen, wenn nur auch dabey wirklich mehr Gewinnst zu erlangen, als bey unsern gewöhnlichen Getraidearten. In Amerika muß die natürliche Beschaffenheit des sandigen Bodens besser als bey uns seyn. Wer hat in Sachsen wohl jemals einen Kolben mit sechshundert, ja sechshundert und funfzig Körnern erhalten, dergleichen Herr Kalm in Amerika gesehen? Eine Erndte, da man das zweyhunderte Korn erhält, ist bey uns gewiß eine seltene Erscheinung, vielleicht bey uns eine unerhörte Sache, und diese Erndte ist in Amerika die schlechteste, und ein Mißwachsjahr. Daß zuweilen eine Pflanze, so man im Garten mit aller möglichen Kunst und Hülfe gewartet, einige reichlich mit Körnern besetzte Kolben tragen könne, geben wir gerne zu. Findet man nicht auch zuweilen viele Stängel und Aehren auf einer Wurzel bey unserm Korne und Waizen? Bey dem Anbaue im Großen aber muß man nicht auf seltene Zufälle, sondern auf das, was gemeiniglich geschieht, acht haben, und wird man dieses ohne allen Vorurtheil bey dem Mays beobachten, so wird die außerordentliche Fruchtbarkeit um gar vieles vermindert werden. Es ist auch keine Kunst, einen Acker einmal und zu einer Erndte auf die beste und kräftigste Art zuzubereiten, und solchen alle Kräfte mit einmal anwenden zu lassen, um etwa die, auf den Anbau des Mays gesetzte Belohnung zu erlangen. Man frage nur, ob auch dieser reichlich belohnte Anbauer fortgefahren, auf die nämliche Art seine Aecker zu dieser Saat zu gebrauchen; man wird vielleicht überall, wie in hiesiger Gegend, das Gegentheil erfahren. Die Ursache ist gewiß diese, daß der Acker zum erstenmale allzusehr ausgesauget und aller Fruchtbarkeit beraubet worden, mithin derselbe nicht auch bey angebrachter neuer Düngung im Stande sey, das zweyte Jahr eine so reichliche Erndte zu liefern. Mageres und sandiges Land ist bey uns gar nicht geschickt hierzu; und will oder kann man dergleichen Acker gut düngen, so wird darinnen Gerste und Korn reichlicher lohnen, als Mays. Kalm berichtet, wie man in Amerika Gurken und Bohnen zwischen dem Maysspflanze, damit diese unter der Maysspflanze auf der Erde hinkriechen, jene aber sich in die Maysstängel winden und in die

Höhe steigen möchten. Sollte man sich wohl einkommen lassen, dieses in Deutschland nachzuahmen? Wer Erdäpfel zwischen den Maysstöcken pflanzet, wird gewiß von keinen was gutes erndten. Und warum geht dieses alles bey uns nicht eben so gut, als in Amerika an? Die Gegend ist anders, die Luft anders, die Witterung anders, und es steckt allenthalben in den verschiedenen Weltstrichen und Ländern etwas, so wir zwar bewundern, aber nicht gehörig einsehen und angeben können. Man lasse den Amerikanern ihren Mays, baue aber in Deutschland Korn und andere bisher übliche Getraidefrüchte mit aller Sorgfalt, so wird der Gewinnst gewiß nicht außenbleiben.

Herr Tillet hat an dem Mays eine besondere Krankheit bemerket, welche von dem Brande und andern bey den Getraidearten und sonst an den Pflanzen bemerkten Krankheiten ganz verschieden ist. Es besteht solche in einem Auswuchse, welcher oftmals so dicke, wie ein Apfel, auch wohl noch größer ist. Es ist solcher weiß, fleischicht und hängt feste auf der Pflanze. Es wird nach und nach schwammichter, erhält inwendig kleine schwarze Flecke, und wenn man ihn drücket, springt ein heller, unangenehm riechender Saft heraus. Unvermerkt breitet sich in dem angegriffenen Theile die Verwesung aus, und endlich zerfällt dieser Auswuchs in ein schwärzliches Pulver, so demjenigen ähnlich ist, so der Bovist enthält. Man kann hierüber die Schriften der Pariser Akademie vom Jahre 1760 nachlesen.

Mayschwamm.

S. Blätterschwamm.

Maytraube.

S. Mondkraut.

Maywurm.

Diese Benennung wird von den neuern Naturforschern bald in einer weitern, bald in einer engern Bedeutung genommen. Denn man bezeichnet damit nicht nur, nach dem gemeinen Sprachgebrauche, eine Gattung von Insecten mit abgekürzten Flügeldecken, ohne Flügel; sondern man versteht auch dadurch bisweilen, mit Herr Sulzern, das ganze Geschlecht von Insecten der ersten Ordnung, welches von dem Ritter von Linné Meloe, und von dem deutschen Herausgeber seines Systems Maykäfer genannt wird. Die Kennzeichen dieses Geschlechts bestehen in folgenden Stücken. Die Fühlhörner, wovon das letzte Glied eyförmig ist, gleichen einer Perlenschnur. Der Kopf ist bucklicht und gebogen, das Bruststück einigermaßen rund, und die Flügeldecken sind weich und biegsam.

sam. Weil nun einige Insecten dieses Geschlechts kurze Flügeldecken und keine Flügel, andere hingegen Flügel und lange Flügeldecken haben; so ist dieses Geschlecht von dem Ritter von Linné unter zwo Abtheilungen gebracht worden. Unter die erste Abtheilung, welche diejenigen enthält, die abgekürzte Flügeldecken und keine Flügel haben, gehören die eigentlich so genannten Maywürmer, von denen es, nach dem Hrn. v. Linné, zwo Arten giebt, die aber, weil sie bloß in Ansehung der Größe und der Farbe von einander unterschieden sind, auch sich mit einander begatten, vom Herrn Frisch nur für eine einzige Art gehalten werden.

Die erste Art, Meloe Proscarabaeus Linn. wird von Hr. Müllern der Zwitterkäfer genannt, weil sie nur halb, nämlich in Ansehung des Brustistücks, den Käfern gleicht, in Ansehung des Hinterleibes aber mehr mit einem Wurme übereinkömmt. Der Kopf sieht fast wie ein Fliegenkopf aus und ist mit zwey Fühlhörnern besetzet, welche aus zwölf Gelenken bestehen. Die Flügeldecken sind weich, fast wie Corduan schwarz punctirt und so kurz, daß sie kaum die Hälfte des Leibes bedecken; daher dieses Insect zum Fliegen ganz ungeschickt ist. Die Farbe dieses Maywurms, der einen auch anderthalb Zoll lang, und ohngefähr einen halben Zoll dicke ist, fällt gemeiniglich ins Violetschwarze. Der Kopf, die Füße und der Unterleib aber sind mehr röthlich als violetfärbig.

Der andere Maywurm, Meloe Maialis Linn. welcher in Ansehung der Gestalt mit dem vorigen größtentheils übereinkömmt, ist etwas kleiner und hat einen goldfarbigen, mit grün und roth vermischten Körper. Beyde Arten findet man hin und wieder in Deutschland, so wie auch in vielen andern Ländern, und zwar am häufigsten, wie schon aus dem Namen erhellet, im Monath May, auf leimichten Feldern und Wiesen, wo sie sich von Gras und Kräutern nähren. Sie haben beyde einen sehr fettigen Körper, welcher nach Violen riecht. Bey der mindesten Berührung geben sie aus den Gelenken der Füße und aus andern Theilen ihres Körpers einen dicken, gelben und klebrichten Saft von sich, welcher die Finger färbet und noch stärker nach Violen riecht, als der Körper. Wenn sie sich begattet haben, kriechen die Weibchen ohngefähr einen Zoll tief in die Erde, um sich ihrer Eyer an einem sichern Orte zu entledigen. Hierauf kommen sie wieder hervor und leben noch einige Wochen, bis die Nächte anfangen kalt zu werden. Die Jungen, welche gemeiniglich

schon

schon im Junio anfangen auszukriechen, sind rothgelbe, sechsfüßige Würmerchen mit kurzen Fühlhörnern und haben am Schwanze einige lange Härchen. Sie bringen den Winter unter der Erde zu, häuten sich etlichemal und erhalten erst im Frühjahre ihre Flügeldecken, worauf sie die unterirdischen Wohnungen zu verlassen pflegen.

Was wir oben von dem Nutzen der Maykäfer wider den Biß der tollen Hunde angeführet haben, wird seit einiger Zeit auch von beyden Arten der itzt beschriebenen Maywürmer behauptet. Man muß aber diese Insecten, wenn man sich derselben zu dieser Absicht bedienen will, im May bey trockener, warmer Witterung einsammeln, ihnen den Kopf abschneiden und den Körper in Honig legen. Zu vier und zwanzig in Honig gelegenen, klein zerschnittenen und zu einem Teige geriebenen Maywürmern nimmt man vier Loth Theriak, oder im Nothfall auch Hollundermuß, zwey Quentchen fein geraspeltes und durchgesiebtes Ebenholz, ein Quentchen Virgin. Schlangenwurzel, ein Quentchen gefeiltes Bley, zwanzig Gran Ebereschenschwamm und über dieses noch ein wenig von dem Honig, worinnen die Maywürmer gelegen habe. Eine ausführliche Belehrung, wie dieses Mittel bey Menschen und Thieren zu gebrauchen sey, findet man im 31 Stücke des Leipziger Intelligenzblattes vom gegenwärtigen Jahre, S. 267.

Die zwote Abtheilung, worunter diejenigen Insecten dieses Geschlechts gehören, welche mit Flügeln versehen sind und lange Flügeldecken haben, enthält, nach dem Herrn von Linné, achtzehn Arten. Die merkwürdigste davon ist die so genannte spanische Fliege, Meloe vesicatorius Linn. von welcher wir unsern Lesern bereits im dritten Theile, S. 123. Nachricht gegeben haben.

Maywurzel.

S. Anblatt.

Meadie.

S. Götterblume.

Mear.

Unter den Fischen, von welchen das Eyland Sal oder Salt einen Ueberfluß hat, findet sich eine Art, welche die Schwarzen Mear nennen, von der Größe eines Stockfisches, aber dicker und viel breiter, der sich eben so gut einsalzen läßt, als der Stockfisch, und der Beschreiber dieses Eylandes des grünen Vorgebirges, der Hauptmann Robert, glaubt, daß ein Schiff hier viel geschwinder eine Ladung davon bekommen könne, als von den Stockfischen zu Terreneuve. Sie würden auch eben

so

so gut, als diese, zu verkaufen seyn, besonders zu Teneriffa. Und weil das Salz in der Nähe ist, würde das Einsalzen nicht so beschwerlich seyn. Hiernächst hätte man auch eine große Erleichterung von den Schwarzen zu St. Nicolas und zu St. Antonio zu gewarten, die mit dem Fangen, Zerschneiden, Einsalzen aller Arten von Fischen sehr gut umzugehen wissen. s. Samml. A. Reisen, B. II. S. 166.

Mebaar.

Mebaar ist ein rother Fisch in Japon, an Größe und Gestalt dem Steinbraßem nicht unähnlich. Die Augen stehen ihm, wie zwo Kugeln, vor dem Kopfe. Man fängt ihn überall, und er ist die gewöhnlichste Speise armer Leute. S. A. Reis. B. XI. S. 697.

Mechoacanne.

Mechoacanne ist eine Wurzel, welche aus der Provinz Mechoacan in Neuspanien, ohngefähr im Jahre 1524. zuerst nach Europa gebracht worden; sie wächst aber auch in Brasilien, St. Domingo und andern Inseln. Da selbige eine purgirende Kraft besitzt, hat man auch unter dieser und andern dergleichen Wurzeln eine Aehnlichkeit angenommen, und solche Indianische Zaunrübe, Bryonia Indica, weiße Jalappawurzel, Ialappa alba, und hingegen die Jalappe Mechoacanna nigra, auch weiße Rhabarber genannt. Die Pflanze selbst ist noch nicht gehörig beschrieben. Man hält selbige für eine Art Winde, welche vom Raius Conuoluulus americanus, Mechoacanna dictus, genañt wird, und schwache, auf der Erde hinkriechende Stängel treibt, an welchen herzförmige Blätter und zwischen selbigen röthliche Blumen sitzen. Wir erhalten die Wurzel in breite, tellerförmige Stücken zerschnitten, davon einige weiß, sehr locker, leicht und zerbrechlich, andere aber mehr gelblicht, feste, dichte, schwer und innerlich gleichsam mit schwarzen Adern durchzogen sind. Diese sind viel kräftiger als die erstern. Alle haben keinen sonderlichen Geschmack, und deswegen ist auch diese Wurzel von einigen Schmeckenicht genannt worden, und hierdurch läßt sich die Mechoacanne gar leicht von der Zaunrübe unterscheiden, als welche zwar, dem äußerlichen Ansehen nach, damit übereinkömmt, aber einen sehr bittern Geschmack besitzt. Es enthält die Wurzel wenig harzige, und wohl dreymal so viel gummöse Bestandtheile, daher solche als ein gelinde wirkendes Purgiermittel angepriesen worden. Und sie verdienet diesen Namen gewiß, indem solche auch bey jungen Kindern und andern schwachen Personen sicher, und am

besten

besten im Pulver von einem halben Scrupel bis zu zwey auch drey Quentchen, zu gebrauchen ist, daher auch solches keiner Verbesserung bedarf, und alle Zubereitungen unnöthig sind. Die Brasilianer pflegen die geschälte Wurzel auszupressen, und dasjenige, was sich von diesem ausgepreßten Safte zu Boden setzet, zu trocknen, und unter dem Namen der Mechoacannenmilch aufzubehalten. Die so genannte Foecula ist davon nicht unterschieden. Beyde Zubereitungen sind ganz unkräftig; und weil überhaupt diese Wurzel nach Erfindung der Jalappe fast ganz außer Gebrauch gekommen und in hiesigen Apotheken nur alte, wurmstichige und unkräftige Waare anzutreffen, so wird in neuern Zeiten niemand leicht derselben sich bedienen.

Meckel.

Meckel, sonst Blicke, Blicca, nach dem Gesner, S. 167. b. Brama, 4. Klein. s. unsern Artikel, Brasem, Th. I. S. 934.

Meconiten.

Meconites, sind Steinverhärtungen und gehören zu derjenigen Art, die man Rogensteine nennt. Sie haben das Ansehen kleiner Eyer, von der Größe eines Saamens, so im Steine eingemischet und versteinert sind. Es ist aber nichts anders als eine verhärtete Erde. S. Rogensteine.

Mecruire.

S. Macer.

Medesüß.

S. Geißbart.

Medusa.

Unter den gegliederten Würmern kömmt beym Hrn. v. Linné ein eigenes Geschlecht unter dem Namen Medusa vor, welches wir aber, nach der Holländer und auch von Herrn Müllern angenommenen, Benennung unter Qualle beschreiben werden. Man findet aber auch unter den Seesternen, ingleichen unter den Klippklebern eine Art, welche obigen Namen führet, und diese beyde wollen wir hier anführen.

Der Seestern, welcher Medusa, Alteria caput medusae L. oder auch der Torenkopf und die Seesonne pfleget genannt zu werden, besteht aus einem runden, fünflappigen Körper und zeiget bey der Einsenkung fünf dicke Strahlen, davon sich jeder ohngefähr auf einen halben Zoll erstrecket und hernach in zween andere theilet. Jeder Ast spaltet sich wieder in zwey, und diese Abtheilung fährt bis zur Spitze fort, so daß endlich vielehundert Spitzen kommen, und jeder Hauptstrahl gleichsam einen Baum vorstellet,

welcher aus dem Hauptstamme immer dünnere und dünnere Aeste austheilet. Rumph will an einem solchen über achtzigtausend Spitzen gezählet haben. Diese Strahlen bestehen, wie bey andern Seesternen, aus vielen Gelenken und Wirbeln. Uebrigens aber zeiget diese Art, sowohl in Ansehung des Baues, als der Größe, einige Verschiedenheit. Der Körper ist zuweilen ganz rund, zuweilen eckicht, geribbt, auch mit einem Schilde bedecket, mit kurzen auch langen Strahlen besetzt. Die Größe mit ausgebreiteten Armen beträgt im Durchschnitte von einer Spitze bis zur andern zween bis zehen Schuh. Bey allen liegen die Strahlen, wenn das Thier stirbt, in einer Rundung und über dem Körper zusammengekräuselt. Gemeiniglich ist alsdenn ihre Farbe braunroth oder röthlichgelb. Der Aufenthalt ist in der Nordsee, im weissen, ost- und westindianischen Meere und vielleicht in mehrern Seen.

Die andere Art aus dem Geschlechte der Klippkleber heißt, nach der holländischen Benennung, der Meduſenkopf, und pfleget auch sonst das Lämpchen oder die doppelte Sternpatelle genannt zu werden. Die Schale ist mit erhabenen Strahlen, die nach dem äußern Umfange zu dicker werden, besetzet. Diese sind braun und weiß, manchmal auch ganz weiß, und weil sie über dem Rande hervorragen, wird die Schale dadurch zackicht oder lappicht und heißt daher beym Herrn v. Linné Patella laciniosa. Zuweilen zeigen sich oben auf dem Wirbel zwey Augen. Sie werden zween bis drey Zoll lang und nach ihrer eyförmigen Gestalt, verhältnißmäßig breit; es giebt jedoch hohe und niedrig gewölbte. Das Vaterland ist Ostindien und Afrika. Ein braun und weiß geripptes Exemplar hat Herr Müller mit dreyßig Gulden bezahlen sehen.

Meduſenhaupt.

S. Euphorbien.

Meelbeere.

S. Elsebeere.

Meeldorn.

S. Weißdorn.

Meelfäßchen.

S. Weißdorn.

Meer.

Unter dem Wasser auf dem Erdboden ist vornehmlich diejenige ungeheure Menge desselben merkwürdig, welche das feste Land in unermeßlichen Flächen und Tiefen überall umgiebt; und diese wird allgemein Meer, mare, oder wenn es die größten Strecken desselben andeuten soll, Weltmeer, Ocean, genannt. Es umfließt also das Meer alle und jede Theile der bewohnten Welt, es hat unter sich, und

und in seinen Abtheilungen, einen stäten Zusammenhang, und wird nach den unterschiedlichen Hauptgegenden des Erdbodens eingetheilet: die große Südsee, das westliche Weltmeer zwischen Europa und Amerika, oder das Atlantische, die Nordsee, u. s. w. Zuerst die Beschaffenheit des Meeres und seines Wassers. Der Geschmack, und die daher rührende eigenthümliche Schwere, ist der große Unterschied von allen andern Wassern der Erde. Es ist offenbar salzicht, und neben dem Salzichten hat es noch eine widerliche Bitterkeit bey sich. In der Auflösung hat sich gezeiget, daß außer dem Salze ein Theil Salpeter und Salmiak, ein Theil harzichtes Wesen, etwas bitteres Oel und Schwefel in dem Meerwasser vorhanden sind. Diese eigene Natur bekömmt nun dasselbe theils von den natürlichen Körpern, die sich beständig in und am Grunde der See, und an den Oertern finden, wohin das Meerwasser dringen kann; theils von den unaufhörlich in das Meer hinein geführten fremden Körpern. Die erstern geben vermuthlich diejenige große Menge Salz her, wodurch manche dem Meere eine anerschaffene Salzigkeit beymessen; und sind Salzquellen, die sich ins Meer ergießen, unterirdische Sohle in großen Gängen und Klüften; Salzbänke und ganze Salzklippen oder Berge, selbst die großen Lagen Steinsalz in der Erde, wohin vielleicht unterirdische Gänge des Meeres reichen. Neben diesen salzichten, dem Meere natürlichen Körpern, sind denn noch andere, die den übrigen Bestandtheil des Seewassers hergeben: nämlich Quellen von allerley bittern Bergarten, von Bergpeche, Lagen und Schichten von hin und wieder zerstreueten Harzen aus aufgelößten Vegetabilien; zuletzt noch viele eigene Adern von mancherley zusammengesetzten mineralischen Wassern. Alle diese Dinge sind dem Meere gleichsam einheimisch. Die fremden in das Meer gebrachten Körper sind die unzähligen Materien aller zerstörter und aufgelößter Seethiere; die fremden, aufgelößten und dem Meere übergebnen Theile von allen Arten Landthieren, die menschlichen Körper nicht ausgenommen; die aufgelößten und vermoderten Theile von Vegetabilien, die in das Meer geführet werden; und endlich die zertrümmerten Mineralien, an Erden und Erzen, davon das Wasser annoch die salzichten Theile in sich nimmt und zu seinem Gemische bringt. Solchergestalt ersieht man: einmal, daß die Salzigkeit des Meerwassers sehr vielerley, und beträchtliche, keinesweges eine ihm anerschaffene, alleinige, Ursachen habe; darneben, daß die Salzigkeit desselben

kein reines Salz allein, sondern außer dem Salze mancherley, dem Salze und dem Wasser selbst beygemischte andere, vornehmlich bergfettige, bittersalzige Theile, oder, wie einige wollen, eine alkalische, von der Vitriolsäure aufgelößte Erde, zum Grunde habe. Und da diese Ursache auf dem Boden der See, in dem Abgrunde desselben sowohl, als außerhalb dem Meere, ohne Unterlaß zu wirken fortfährt; so ist die alte Meynung nicht so ungereimt, wenn man sagete: die Salzigkeit des Meeres würde in dem Meere selbst hervorgebracht. Denn die Salzbänke und großen Steinsalzklippen können sich niemals durch Auflösung verzehren, weil das zunächst in der Tiefe daran liegende Seewasser vom Salze immer gesättiget ist, und nicht weiter auflösen kann. Alsdenn erst nimmt es neue Salztheile von denselben an, wenn es durch zufällige Ursachen von seinem Salze dem entferntern Wasser etwas abgiebt, oder an den Salzklippen in Bewegung kömmt. Die Salzquellen gießen auch stäts fort; oder wenn einige aufhören, entstehen an ihrer Statt andere, durch tieferes Eindringen der See ins Land, oder in unterirdische Gänge und Canäle. Und zuletzt bleibt auch der Zugang fremder Theile aus allen Naturreichen in das Weltmeer unerschöpflich; weil beynahe aller Unrath des festen Landes durch die Flüsse in das Meer, wenigstens den aufgelößten Theilen nach, abgesetzet wird. Wie stark das Meerwasser salzicht sey? das ist eine sehr unbestimmte Frage. Anfänglich ist alles Meerwasser in der Tiefe salziger, als an der Oberfläche; auch von der Bitterkeit will man dieses behaupten. Es ist ferner die Salzigkeit desto stärker, je näher man dem Aequator kömmt; und überhaupt, wo in Gegenden mehr süßes Wasser beygemischet wird, da führet es allemal einen geringern Grad von Salzigkeit, als wo diese Ursache nicht vorhanden ist. Nach diesen Graden unterscheidet man es denn auch. Das Meerwasser ist arm an Salz, wenn es $\frac{1}{32}$ Salz hat, oder wenn in einem Pfunde der 32ste Theil Salz gefunden wird; besser ist es, wenn es $\frac{1}{16}$ hat; und dies scheint so das Mittel seiner eigenthümlichen Schwere gegen das Regenwasser anzuzeigen. Denn man pfleget dieses seine Schwere zu der des Meerwassers wie 1000 zu 1062 anzunehmen, das heißt, es ist um $\frac{1000}{62}$ oder um $\frac{1}{16}$ schwerer, als Regenwasser. Und wenn dies Sechszehntheil mehrentheils Salz ist, so hat das Meerwasser alsdenn eine mittlere Salzigkeit. Aber es findet sich viel salzhaltiger: man hat es von $\frac{1}{12}$ bis zu $\frac{1}{8}$ und vielleicht noch weiter, salzreich.

Wegen

Wegen dieser so vielfachen Ingredienzen, wegen des bitterlichen, eckelhaften Geschmacks, ist das Meerwasser nicht zu trinken. Man hat also eifrigst auf Mittel gesonnen, ihm diese widrige Beschaffenheit zu benehmen und es trinkbar und gesund zu machen. Den sichersten und einfachsten Weg dazu scheint die Natur durch die Ausdünstung anzugeben; indem eine unbeschreibliche Menge Dämpfe täglich aus dem Meere aufsteigt. Und dieweil das oberste Wasser an der Meeresfläche am wenigsten gesalzen, vielleicht dem süßen sehr nahe ist, so will es wahrscheinlich werden, daß die Meeresdünste lauter süßes Wasser geben. Aber woher ist es denn so ausgemachet, daß die Dämpfe aus dem Meere gerade süßes Wasser geben? Und warum geht denn die Versüßung des Seewassers nicht vollkommen mittelst der Abdämpfung, ohne Zusatz von andern Dingen, an? Dasjenige was Franklin, und andere von den Gewittern behaupten, als hätten sie ihre vornehmste Entstehung von der See und ihren Dämpfen, scheint es nicht unwahrscheinlich zu machen, daß diese Dämpfe nicht völlig abgesüßet sind; wenn man gleich nicht auf die bekannte unreine Beschaffenheit so vieler Dämpfe in der Luft sein Augenmerk richten wollte. Außer vielen andern Mitteln, als das Durchseigen, das Gefrieren, das Einkochen, das Faulen, u. s. w. hat man nun vornehmlich den Endzweck, das Seewasser trinkbar zu machen, durchs Abdämpfen, und zwar meistens durchs Destilliren des Meerwassers zu erhalten gesuchet. Unter den Engländern haben sich mit der Versüßung desselben Appleby, Hales, Alston und Buttler besonders beschäfftiget, und von vielen Seefahrern ist die Methode des erstern, wie sie Buttler verbessert hat, ziemlich brauchbar befunden worden. Appleby aber destilliret das Wasser mit Kalke, als welcher das Bittersalz vornehmlich in sich aufnimmt. Auch bedienet er sich des Höllensteins dabey. Die Franzosen haben die Versuche nachgemachet, und noch weiter getrieben. Ueberall hat man zur Noth ein trinkbares Wasser bekommen, das zwar nicht von übeln Folgen auf die Gesundheit gewesen, aber gleichwohl nicht die nämlichen Eigenschaften des süßen Wassers, an Geschmacke und Wirkung, gehabt. Manche Operationen des Absüßens sind auch so kostbar, daß sich die Schiffer auch dieserwegen lieber mit frischem Quell- und Flußwasser versehen, wenn sie irgendwo landen können. Und solchergestalt läßt man die Versüßung des Seewassers, als ein Nothmittel, hingehen.

Dieses gesammte Wasser des Meeres äußert an seiner Oberfläche täglich ein doppeltes Steigen und Fallen von etwa 6 bis 12 Pariser Fuß ins Mittel gerechnet. Alle sechs Stunden steiget es, und die andern sechs folgenden fällt es wieder auf eine regelmäßige Weise. Diese Bewegung heißt die Ebbe und Fluth des Meeres, geschieht nach ordentlichen Gesetzen, ist auf dem großen Weltmeere fast überall zu bemerken, und scheint Ursachen zu haben, die vielleicht noch nicht gänzlich erforschet sind. Die Bewegung fällt gemeiniglich sehr ordentlich, und hat von Zeit zu Zeit ihre richtige Abwechselungen; jedoch mischet sich je zuweilen eine Unordnung mit ein, die von allerley zufälligen Ursachen herkommen mag. Alle Wahrnehmungen geben, daß sich diese Veränderungen, im Steigen und Fallen der See, nach dem Monde richten: daß das Wasser etwa drey Stunden, nachdem der Mond durch den Mittagskreis gegangen, am höchsten ist; daß sich diese hohe Fluth nach dem Laufe des Mondes, und nach den Zeiten seines Durchganges durch den Meridian verrücket; daß die Fluthen nach dem Neu- und Vollmonde am größten sind; und noch am stärksten nach den Neu- und Vollmonden, bey den Nachtgleichen, die kleinsten hergegen im Sommer und Winter u. s. w. In einigen Gegenden von der Linie, und außerhalb den Wendekreisen, ereignen sich hiervon geringe Abweichungen, die aber das ganze Regelmäßige der Bewegung nicht auf heben. Dieserhalb pfleget man dem Monde, oder vielmehr der allgemeinen Anziehungskraft, dieses ganze natürliche Geschäffte zuzuschreiben, und folglich die Einwirkungen der Sonnen und des Mondes auf unsere Erde, und wechselsweise dieser auf jene, als die Ursache dieser wunderbaren Bewegung anzugeben. Newton hat hiervon die beste Theorie entworfen, und auf diese haben nachher diejenigen gebauet, welche die gesammte Erklärung der Ebbe und Fluth, auch sogar die Abweichungen derselben von den ordentlichen Regeln, in ein System gebracht haben; unter denen Daniel Bernoulli, Mac-Laurin und Leonhard Euler, die vornehmsten sind. Da die gewöhnliche Bewegung dieser Ebbe und Fluth, wo ihr nichts im Wege steht, von Osten nach Westen gerichtet ist: so scheint es, daß sie zur regelmäßigen Umwälzung der Erde etwas beyträgt; weil, wo sich das Meer erhebt, allda dem beweglichen Erdkörper ein vorzügliches Uebergewicht mitgetheilet und seine Umdrehung natürlicher Weise befördert wird. Anderer Absichten der Ebbe und Fluth hier zu geschweigen. Eine andere große

und

und allgemeine, aber nicht so in die Augen fallende Bewegung des ganzen Oceans ist diese, daß er eine Art von großem Fluß darstellet, welcher den Aequator in der Südsee durchschneidet: daß ein Arm dieses Stroms oben bey Kamtschatka nach dem Pole zugeht, und sich nachher mit dem vorigen gemeinschaftlichen Strome wieder vereiniget, indem er das atlantische Meer ausmachet. Dieser beständige Strom des ganzen großen Weltmeeres um die Erdkugel giebt der Meeresfläche, und folglich auch dem festen Lande, eine eigene regelmäßige Figur, welche zur Hauptregel hat: daß die Ufer des Weltmeeres einen Parallelismus unter sich halten, an den unterschiedlichen Weltgegenden in gleicher Breite unter sich fortlaufen, und die vorspringenden Winkel an einem Ufer überall den einwärtsgehenden am andern gegen über stehenden, entgegen gesetzet sind. Dieses hat Hr. Lambert in seiner Abhandlung über die Gestalt des großen Weltmeeres, durch viele Beyspiele auf der Erdfläche gezeiget. Er leitet von diesem allgemeinen Strome des Weltmeeres den Erfolg her, daß Europa unmerklich nach Norden, und Südamerika nach Osten abhängig ist. Andere particuläre Bewegungen des Meeres finden sich an den Stellen, wo es allem Vermuthen nach tiefe Schlünde, Klüfte, oder sonst weitläuftige, gemeinschaftliche unterirdische Gänge geben mag. An solchen Stellen dreht sich das Meerwasser bald mit großer Gewalt im weiten Wirbel herum, und stürzet sich darauf in dessen Mitte in den Abgrund, bald wird es bloß wie ein Strom ohne Wirbel eingeschlucket, bald an andern Stellen, wie ein Strom aus der Tiefe ausgespyen. Das Mittelländische und Nordmeer hat hiervon gar bekannte Wirbel. Noch an andern Orten hat das Meer, innerhalb gewissen Strecken, ordentliche Ströme und Gänge, welche man Seeströme nennt, die sich längere oder kürzere Zeit vom Jahre, in einer gewissen Strecke, beständig nach einerley Gegend zeigen. Solche Stromgänge finden sich: vom grünen Vorgebirge nach Fernando Po von Westen nach Osten; zwischen dem Vorgebirge der guten Hoffnung und Madagascar von Nordost nach Südwest; im Bengalischen Meerbusen bey Sumatra von Süden nach Norden; bey den Manillischen Inseln; an den peruanischen Küsten nach Norden; um Terra del Fuego nach Osten u. s. w. In unsern europäischen Gegenden sind diese Stromgänge in der Meerenge bey Gibraltar, in den Dardanellen, im Sunde, und an andern engen Oeffnungen der See, zu merken.

Diese und dergleichen Strömgänge kommen theils von den Winden, theils von der Ebbe und Fluth, von der Lage der Küsten her, ohne anderer noch nicht bekannten Ursachen zu gedenken. Das merkwürdigste ist, daß solche Ströme nicht bloß an der Oberfläche des Meeres, sondern auch unter derselben in gewissen Tiefen, und zwar von ganz entgegengesetzten Richtungen bemerket werden. Solche ganz widrige Ströme, zweyfach auch dreyfach über einander, finden sich in den Meerengen bey Portugal, und bey Dännemark im Sunde, bey Constantinopel u. s. w. Endlich so kommen auch noch bisweilen ganz ungewöhnliche Bewegungen des Meeres hin und wieder vor, die vielfältig von unterirdischen Feuern und Erschütterungen, von Ausbrüchen verschlossener Luft, und andern Ursachen herrühren. Sie sind aber insgesammt so zufällig, daß wir sie unter dasjenige, was dem Meere eigentlich anhängig ist, nicht wohl bringen können. Obgleich das Seewasser, allgemein betrachtet, wenn es aus beträchtlichen Tiefen im Ganzen geschöpfet wird, eine grünliche Smaragdfarbe hat, auch vielfach diese Farbe in der Oberfläche des Meeres spielet, so ist doch die Farbe der Meere nach verschiedenen Umständen veränderlich. Die Nordsee und das Atlantische Meer scheinen bläulicht; der obere Theil des mittelländischen Meeres zuweilen purpurfarben; auf der westlichen Küste von Afrika einiger Orten, wie um Florida, ganz grün; bey Vera Crux weiß, um Martinique und Domingo bleich, vor der Mündung des Plataströhmes, an den Küsten von Brasilien, ganz roth, und so geht es an andern Orten mehr. Diese Farben kommen sicherlich von der Menge der fremden Körper her, welche das Meer beherberget. Die blaue Farbe ist wohl nichts als eine Mischung von Licht und Schatten in großer Entfernung; grün scheint es von allerley Meergewächsen; roth auch von Meergewächsen, von Insecten und vom Sande; weiß vom Kalkgrunde; schwarz von Steinkohlenbetten und von großer Tiefe; bleich und weißlicht oft von den darauf schwimmenden Bimssteinen. Diese Umstände haben denn an der Ungleichheit der Farbe Antheil. An sehr vielen Orten leuchtet auch die See, und giebt bey stillem Seewasser viele Scheine wie tausendfache Sterne auf der Oberfläche zerstreuet; oder auch einen an einander hängenden beweglichen Schimmer über der ganzen Fläche; bisweilen einen starken Schein auf dem Wege, den ein Schiff geht, wie eine lange Feuerstrecke. Diese Scheine entstehen theils vom eigenen Phosphorus

des

des Meerwassers an vielen Orten, theils von allerley leuchtenden Insecten. Die äußere Figur des Meeres, oder der Oberfläche desselben, richtet sich nach der Gestalt der Erdkugel, und ist, wo es in unermeßlichen Weiten zusammenhängt, sphäroidisch. Die Fläche würde auch überall spiegelicht, ruhig und eben erscheinen, wenn kein äußerer und innerer gewaltsamer Antrieb das Wasser nöthigete, sich unaufhörlich zu bewegen, und sich in Wellen, in Ströme, in Fluthen und so weiter, zu setzen. Diese Bewegung, zumal die ungestüme an der Oberfläche, geht gleichwohl nicht tief unter dieselbe. In einer Tiefe von 15 Klaftern hat man keine Bewegung verspüret, wenn gleich die Oberfläche noch so stark geht. Einige Ausnahmen zeigen sich doch bey langwierigen und heftigen Stürmen, wo auch das Wasser der Tiefe etwas unruhig werden soll. Wie es unten im Meergrunde und in der Tiefe aussieht, das läßt sich, zumal aus neuern Bemerkungen, nur einigermaßen bestimmen. Das ist gewiß, der Seegrund hat seine Ungleichheiten, seine Erhebungen und Vertiefungen, seine Klippen, Hügel und Thäler, wie das feste Land; er hat auch seine Gewächse unzähliger Arten; darunter vornehmlich manche so große und ungeheuere Arten von Steingewächsen und von so entsetzlicher Menge sind, daß es scheint manche Seeküsten und mancher Meeresgrund gleichen einem Walde von dergleichen Dingen. Dieses sind die großen untiefen Strecken, vornehmlich in der Südsee, die durchweg aus offenen und blinden Korallenklippen bestehen und die Fahrt den Schiffen entsetzlich schwer und gefährlich machen. Alle Inseln sind im Grunde nichts als Berge und Hügel, oder die erhabenen Theile von Klippen, die aus dem Meere hervorragen. Ueberdies hat der Meergrund seine verschiedenen Schichten von Stein- und von Erdarten über einander; es entspringen daselbst auch mancherley Quellen von süßen, von salzigen Wasser, von Oelen, Bergfetten und andern fetten Flüßigkeiten. Die Tiefe des Meeres, das ist die Entfernung des Meergrundes von der Oberfläche, ist nach ihren höchsten Stufen nicht zu messen. Die Naturlehrer haben viele Ursache zu glauben, daß sie der Höhe der erhabensten Gebirge auf dem festen Lande gleich komme, und daß dieser ihre Hervorragung über der Erdfläche, durch die Abgründe des Meeres einigermaßen das Gleichgewicht zu erhalten, ersetzet würde. Die senkrechte Höhe der größten Berge beträgt aber noch keine deutsche Meile; also scheint auch die Tiefe des Meeres noch nicht so weit zu reichen. Man

hat unterschiedliche Werkzeuge erdacht, die großen Seetiefen ausfündig zu machen, durch zween Körper, die im Fallen zusammen bleiben, beym Aufstoßen aber auf den Grund sich das leichtere losmachet, und an die Meeresfläche wiederum herauf kömmt. Aus der Zeit des Fallens und Heraufsteigens, ingleichen aus der Höhe des in manchen angebrachten klebrichten Liqueurs, welcher, nach Proportion der verschiednen Tiefen in einer starken gläsernen Röhre stufenweise steigt, hat man die Längen dieser großen Tiefen herauszubringen gesuchet. Dergleichen Instrumente, die unterm Namen der Bathometer bekannt sind, haben Hooke, Desaguliers und andere, erfunden und beschrieben. Geringere Tiefen mißt man durch das Senkbley. Sie reichen aber nicht weit, nicht viel über eine Ankertautiefe, oder über hundert und zwanzig bis auf zwey hundert Klaftern; und dabey ist noch ungewiß, ob, und wie weit solches Senkbley durch die untern Seeströme von der perpendiculären Richtung abgelenket wird. Wenn die Schnur oder das dünne Seil drey und mehr Pfunde wiegt, pfleget man ein pyramidalisches Bleygewicht von 12 bis zu 30 Pfunden daran zu befestigen; damit nicht, wenn die Schwere des Seiles und das Gewicht im Meerwasser gleich wird, das ganze Senkbley zu schwimmen anfängt, und folglich herunter zu sinken aufhöret. Das gesammte Meer nimmt, seiner Oberfläche nach, beynahe die Fläche der halben Erdkugel ein, wo nicht noch etwas mehr; oder fast fünf Millionen Quadratmeilen. Wenn man nun setzet, die Meerestiefe betrage, ins Mittel gerechnet, nur $\frac{1}{8}$ deutsche Meile, so enthält die ganze Masse alles Seewassers doch auf 580500 Kubische Meilen. Giebt man aber der gedachten mittlern Tiefe durchgängig $\frac{1}{4}$ Meile, so käme 1,161000 Kubikmeilen für den körperlichen Inhalt alles Seewassers auf dem Erdboden heraus. Die stäte Veränderung mit dem Meere hat verursachet, daß auf der ganzen Erdfläche seit der Schöpfung nach und nach große Veränderungen vorgegangen sind. Das Meer hat vielleicht das feste Land mehr als einmal überschwemmet, zerstöhret, zerrissen, mehrentheils getrennet, und sich ein anderes Behältniß zuwege gebracht: so daß, wo itzo Land ist, vormals Seegrund gewesen. Deñ daraus ist die unerschöpfliche Menge versteinter Seethiere zu erklären, die so häufig aus dem Innern der Erde herausgegraben werden. Und da das Meer itzt die tiefern Gegenden auf der Erdkugelfläche erfüllet, so läßt sich alles feste Land auf dem Erdboden als einen Berg ansehen, dessen eigentliche

gentliche Grundfläche der Boden des Meeres ist. Die itzigen grossen Gebirge, die vielleicht ursprünglich, und von dem Meere niemals überwältiget, noch verrückt sind, sondern bey jeder anderer Lage der Meeresfläche immer als Inseln über derselben hervorgeraget haben; diese grossen Gebirge haben vermuthlich mit den größten Meerestiefen eine Gleichförmigkeit und parallele Richtung. Stünde die gegenwärtige Beschaffenheit der Berge auf dem festen Lande mit der Ungleichheit des Seebodens in einer Uebereinstimmung, so würde das Weltmeer gegen den Chimborako, eines der höchsten peruanischen Gebirge, am tiefsten seyn, und nachher eine ansehnliche Tiefe mit dem Rücken der Condilleras parallel laufen. Gegen das östliche Asien müßte das Meer seicht werden; in dem atlantischen würde einige Tiefe mit der Höhe des Pico auf Teneriffa übereinkommen, so wie das schwarze und Caspische Meer wahrscheinlich aus angränzenden Thälern des Caucasus besteht u. s. w. Die Absichten und der Nutzen des Meeres überhaupt legen sich fürs erste durch die erstaunlichen Vortheile der Schiffahrt dar; alsdenn kommen die unzählichen Thiere und Gewächse, die allein im Meere unterhalten werden, in Anschlag; denn die Menge der aus dem Meere aufsteigenden Dünste, als ein reicher Vorrath zum Regen- und Luftwasser, die davon abhängende Fruchtbarkeit der Erde, und andere Eigenschaften dieses Wassers, wodurch eigentlich die Majestät des Schöpfers verherrlichet wird. Auch die mancherley itzige und vorgängige Zerstöhrungen des Erdbodens durch das Meer, sind Beweise der Gerechtigkeit und Regierung Gottes, welche dies große Element auf dem Erdboden eben so zum Wohlthun als zum Strafen anwendet.

Meer, Meerfisch, am grünen Vorgebirge in Afrika, wird eingesalzen, wie Stockfisch. Richt.

Meeraal.

Meeraal, des Rajus. Gymnotus Electricus, Linn. gen. 144. sp. 2. Müllers Zitteraal des Geschlechtes der Linnäischen Kahlrücken. s. unsern Artikel, Cayennischer Zitteraal, Th. I. S. 13.

Meeraal, Conger, Muraena, al. Aalschlang, Richt. Klein. Conger, 1. Linn. Muraena Conger, gen. 143. sp. 6. s. unsern Artikel, Meeraal, Th. I. S. 16.

Meeradler.

Unter diesem Namen kömmt gemeiniglich der Beinbrecher, Aquila ossifraga, haliaetus, vor, und

ist

ist überhaupt nur eine unächte Gattung der Adler. Es ist dies beym Adler angezeiget. Dieweil er so gern auf die Fische stößt, auch deswegen Fischadler heißt, hat er von Natur die Zehen des linken Fußes in etwas mit einer Haut verbunden. Der starke Schnabel ist sehr gekrümmet, und der Haken daran allein einen Zoll lang, der ganze dunkelblaue Schnabel hat vier Zoll Länge. Ueber den ganzen Leib ist er mit grauen, schwarzen, eisenrostigen Federn bedecket, die bis über die Kniee reichen. Die Füße hochgelb; die Mittelzehe vier Zoll lang, und die Fänge glänzend schwarz.

Meeradler, Raia Aquila, Linn. gen. 130. sp. 6. s. Roche.

Meeräsche.

Cestreus, s. Mugil, ist nach dem Klein, Miss. V. Fascic. IX. §. 14. ein eigenes Fischgeschlecht, mit fünf Gattungen, derjenigen Fische, die durch offene Ohren athmen, zwo wahre Rückenflossen haben, Dipteri, die aber beyde strahlicht oder stachlicht sind, Pinnis ambabus radiatis. Unter den aufgeführten acht Familien derselben machet die Meeräsche die zwote. s. unsern Artikel, Fisch, Th. III. S. 66. Cestreus, Κεστρεύς, wird von dem Gaza Mugil, (das ist nach dem Gesner, S. 36. ein Meerharderen, ein ander Geschlecht der Meeralet.) übersetzet; und wird er, vorzugsweise, der erste dieser Fische genennet. Bey dem Aristoteles machet der Cestreus ein Geschlecht, nicht eine Gattung. Alter, Κέφαλος, Capito Romanis, Bacchus et Leuciscus, P. Iou. X. 40. Tertius, Χελών, Labeo; Quartus, Μύζων, Μύξων, Muco. Er ist mit Schuppen bis an die Nase bedecket; hat einen kleinen, rundlichten, ungezähnelten, Mund; hält sich nur in leimichten oder trüben Wassern auf; nähret sich von Pulicibus, (vermuthlich von Wasserflöhen, Pulex monoculus, L.) auch andern kleinen Gewürme und zarten Pflanzen; daher das Sprichwort entstanden seyn soll: Κεστρεὺς νηστεύει, Cestreus ieiunat; (welches sich, nach dem Suidas und Athenäus, selbst vom Aristoteles herschreiben soll.) Flossen hat er soviel, als sein älterer Geschlechtsverwandter, Mullus, die Mulle. Die Kleinischen Gattungen stehen in folgender Ordnung:

1) Meeräsche, Cestreus, mit einem bogichten, schmutziggrünen Rücken, weißem Bauche, breitern Kopfe, als der andern Gattungen; von so dickem und zähem Schleime überzogenen Augen, daß man ihm Augenlieder geben möchte; und mit schwarzen

Sei-

Seitenlinien. Cephalus des Rondelet; Cephalus, seu Mugil des Ballons und Gesners S. 35.; a Mullet der Engländer, Mullet der Franzosen, Willughbey p. 274. Tab. R. 4. Fig. 4. die vierte Gattung der Mugilum des Salvians. Mugil des Artedi, syn. p. 52. Mugil Cephalus, Linn. gen. 184. sp. I. davon sogleich mit mehrern; des Müllers Großkopf der Meeräschen.

2) Meeräsche, Cestreus, mit spitzigerm Kopfe und kürzern Linien; Cestreus des Rondelet und Gesners, S. 36. dessen Unterschied von der ersten Art Rondelet, p. 263. zwar zeigen will; Klein aber doch, mit dem Willughbey und Artedi für einen Fisch halten.

3) Meeräsche, Cestreus, von silberartiger, mit graulichten Linien durchzogenen, Farbe, länglichtrunden Augen; mit weißlichten Floßen, davon die erste Rückenfloße die größte. Mugil Americanus; Pastor Belgis; Barder des Marcgravs; Willughbey, p. 276. Tab. R. 4. fig. 1. Wenn aber Marcgrav saget, daß er keine Kiemen habe, so beantwortet solches der Rajus beym Willughbey sehr gründlich; allenfalls ist der Marcgrav dahin zu erklären, daß er keine Kiemendeckel, oder große Kiemenöffnungen, wie andere geschuppte Fische, habe. s. unsern Artikel, Barder, Th. III. S. 656.

4) Meeräsche, Cestreus, um die Lippen und Kiemendeckel von röthlichter Farbe. Bacchus Dorionis. Muco, Myxon, Mugil, des Rondelets, Gesners, S. 362. und Willughbey p. 276. Chelon Myxon Auct. Artedi, syn. app. p. 118. sp. 2. Er ist nach dem Salvian, die dritte Gattung der Mugilum, Χελῶν, (Χελὼν) i. e. Labeo; welches aber, nach ebendemselben, p. 75. b. seine erste Gattung der Mugilum seyn würde; doch er führet mehrere Gattungen dieser Fische auf, und behauptet, fol. 76. b. daß uns noch nicht alle Arten der, von den Alten unter dieses Geschlecht aufgenommenen Fische, Mugilum, bekannt wären. Indessen merket Klein hier mit an, daß des Rondelets Mugil niger, kein Mugil, sondern ein Glaucus, sey; (nämlich, quartus, sein stachlichter Blauling; s. diesen unsern Artikel, Th. I. S. 832. no. 4. desgleichen Labbe, Th. V. S. 1.

5) Meeräsche, Cestreus, mit einer Warze am Kinne, nach dem Rondelet, dem auch dieser Auswuchs ungleich ähnlicher ist, als einem, ein achtel Zoll langen, Bärtchen, nach dem Willughbey fol. 299. mit der zwoten, langen Rückenfloße, von drey- bis vier und zwanzig Gräten; welche Artedi nur vor eine, aber zweyspaltige,

Floße

Floße halten will, Rondelet und Willughbey aber deutlich, für zwo, einander sich nahe berührende, Floßen erklären; ferner mit einem stark geschuppten Kopfe, längerm Oberkiefer, und mit drey Löchern an der Spitze des Unterkiefers. Vmbra des Rondelets, p. 132. nach welchen die Schuppen des Kopfes zahlreich und klein, und das Maul ohne Zähnchen ist; desgleichen des Gesners, Meerschatten, Seerapp, Magerfisch, S. 28. a. Chromis des Bellons, Willughbey fol. 299. Sciaena, maxilla superiore longiore, cirrosa in inferiore, des Artedi, syn. p. 65. sp. 1. Sciaena Cirrosa, Linn. gen. 167. sp. 5. Müllers Bartumber der Umberfische; s. diesen bald folgenden Artikel. Bey der Benennung dieses Fisches, Sciaena, merket Klein annoch an, daß er von seiner Farbe griechisch Σκιαινα, genennet werde, möchte aber selbst nicht gern ein Geschlecht von einer Farbe nennen, weil es zu zahlreich werden dürfte, da man viele Fische, als die schwärzlichten oder gar schwarzen, zu Sciaenis würde machen müssen. Wegen der Vmbra, Vmbrina, und Coracinus sind die Schriftsteller nicht einig. Von der Vmbrina und Coracino des Salvians, handelt Klein unter seinen Percis, bey der eilften Gattung. Daß Vmbra des Rondelets ein Cestreus sey, habe er gefunden, denn er habe einen sehr geschuppten Kopf und ungezähneltes Maul; Willughbey p. 300. und Rajus hielten dafür, daß Vmbrina Saluiani, der Farbe nach, eine Schleyhe, Tinca, vorstelle, aber der Gestalt nach zu den Parschen, Percis, näher gehöre. Und warum sollte die Tinca nicht auch zum Geschlechte der Sciaena zu verweisen seyn, da sie eine schattichte und schwärzlichte Farbe hat. Aber Artedi, P. II. p. 79. a. verwirft selbst den Namen Tinca, welcher nach dem Ausonius, tincta, ein schwarzer Fisch sey, und bey den Alten unter den Substantiuis Latinis nicht angetroffen werde.

Meeräsche, hat Müller gleichfalls das 184 Thiergeschlecht des Linnäus, der vierten Classe und vierten Ordnung, der Bauchflosser, Abdominalium, genennet, an welchem der untere Kiefer inwendig kielförmig seyn soll; s. unsern Artikel, Fisch, Th. III. S. 73. Die Veranlassung dieses Geschlechtsnamen, Mugil, giebt Müller folgendermaaßen an, weil bey den Alten unter selbigem verschiedene Fische vorkämen, (nämlich die bereits angeführten Kleinischen Gattungen, der Capito, der Großkopf, Cestreus, der Kleinkopf, Labeo, der Dicklipp, und Muco, der Schleimfisch; so habe der Ritter

eine

eine Auswahl gemachet, und nur die zwo folgenden Gattungen Mugiles genennet, die man also deutsch Meeräsche zu nennen, sich berechtiget geglaubet. Um sie aber von den Barben zu unterscheiden, habe man auch wohl ehedem den Namen, Mugil Imberbis gebrauchet. Nach den Linnäischen Geschlechtskennzeichen sind die Lippen pergamentartig, und die untere inwendig kielförmig; Zähne sind nicht vorhanden, aber über den Ecken des Mauls befindet sich ein kleines umgebogenes Zähnchen; die Kiemenhaut hat sieben krummlaufende Strahlen; der Körper ist weißlicht; und giebt es nur zwo Arten derselben.

1) Mugil Cephalus, pinna dorsali anteriore quinqueradiata, der Großkopf, nach Müllern. Dieser Fisch ist einen Schuh lang, spindelförmig rund; der Kopf platt; das Maul mit verschiedenen scharfen Zähnen besetzet; (dieses dem angenommenen Character entgegen) die Mundspalte groß; die Nasenlöcher klein; die Augen groß; der Rücken hat zwo Floßen; die Schuppen klein, sitzen sehr feste, und bedecken nebst dem Körper auch die Kiemendeckel, welche silberfarbig; der obere Körper schwärzlich, der untere silberfarbig, der Kopf bläulichtschwarz, und alle Floßen weiß. Nach vier verschiedenen Exemplarien sind in der ersten Rückenfloße vier bis fünf, in der zwoten neun bis eilf, in der Brustfloße dreyzehn bis achtzehn, in der Bauchfloße eine steife von sechsen, in der Afterfloße zehen bis zwölf, und in der Schwanzfloße zwölf bis funfzehen Finnen vorgefunden worden; doch auch in der zwoten Rücken- und in der Afterfloße bey einigen eine bis zwo Stachelfinnen, zu befinden gewesen. Den aus dem Roggen desselben zubereiteten Cauiar nennen die Italiener Botargo; s. unsern Artikel, Cauiar, Th. II. S. 79. und ist er ein Einwohner der europäischen Meere, auch der amerikanischen Seen. Bey dem Artedi ist er, angeführter maaßen, ein Mugil; der auch viele Synonymen beygefüget; außerdem soll er arabisch Buri heißen. Bey dem Klein ist er die erste Meeräsche, Ceſtreus, nach vorstehendem Artikel.

2) Mugil Albula, pinna dorsali anteriore quadriradiata, der Weißling, nach Müllern. Bey dem Catesbey, p. et tab. 6. heißt er Albula Bahamenſis, und bey dem Brown Mugil argenteus minor. Nach dem Ritter und Müllern, soll er dem vorherstehenden sehr gleich sehen, aber kleiner, (davon Catesby das Gegentheil zeichnet,) und ganz silberfarbig seyn, daher die Benennung Albula. In der ersten Rückenfloße

ckenflosse sind vier, in der andern neun, in der Brustflosse siebenzehn, in der Bauchflosse eine steife von sechsen, in der Afterflosse eine von eilfen, und in der Schwanzflosse zwanzig Finnen; und sein Vaterland ist Amerika. Catesby nennet ihn den Bahamischen Weißfisch. Die (vierzehenzollige) Figur soll die ordentliche Größe desselben zeigen; sein Auge ist groß, und hat einen weißen glänzenden Ring; der Mund ist klein und ungezähnelt; (doch hervorragend mit rothen Lippen;) fast in der Mitte des Rückens eine kleine Flosse; eine andere nicht weit vom Schwanze; unter dem Vordertheile des Leibes eine kleine, und eine andere zwischen dem After und dem Schwanze; der Schwanz groß und gespalten; und die Schuppen groß und glänzend; (über der geraden Mittellinie schwarzbläulicht, unter derselben silberglänzend, und alle Flossen aus weiß bläulich. Man hält sie für gut zu essende Fische, und in gewissen Orten der bahamischen See, werden sie zur Laichzeit, da sie haufenweise mit einander ziehen, in großer Menge gefangen.

Der Capitain Wallis hat in seiner Reise um die Welt, S. 68. und bey der Fahrt durch die Magellanische Straße, am Port Fannie und im Sedgerflusse, treffliches Wasser, viele Meeräschen, auch Meerspieringe gefunden.

Meeraffe.

Affe, Simia marina, sonst auch Meerkatzenfisch; ohne Grund; in der Nordsee, rothem Meere, und afrikanischen Küsten; schwimmen am allerschnellsten. Richter, welcher auch Seite 132. außer dem Meeraffen des rothen Meeres, den Aelianus anführet, noch eines sogenannten dänischen Meeraffens, Simia marina Danica, welchen Rondelet und Gesner, S. 83. a. und b. beschreiben und zeichnen. Rondelet hält ihn für keinen Fisch; Gesner aber, der ihn von Joh. Kentmann, Nomencl. p. 153. bekommen, beschreibt ihn so, daß er wohl zum Wasserreichen, und zu den fliegenden Fischen gehören möchte. In der deutschen Ausgabe, S. 83. b. bedienet er sich folgender Ausdrücke: Aelianus beschreibt ein Geschlecht der Fische des rothen Meeres ganz gründlich; (de Animal. XII. 27. dessen eigene Worte Rondelet angeführet.) welches er Meeraff nennet; zu welcher Beschreibung gegenwärtige Gestalt nach her zustreicht. Seine Fäckten, (Flossen,) strecket er aus, als ein fliegender Fisch; auf dem Rücken hinter den Fäckten hat er einen Spitz, (langsam sich verjüngenden spitzigen Schwanz) hinter sich gestrecket;

ist

ist an seinem Leibe ganz grün, doch am Rücken mehr auf braun gezielet, und die Seiten auf bleich; er scheint nach einem ausgedorrten Fische abcontrefetet worden zu seyn; ist aus der Landschaft Dania gekommen. Im Nomenclatore setzet er hinzu: Testudineum inuolucrum si accederet, Aeliani hanc Simiam facerem, quam in mari rubro cartilaginei generis describit.

In den S. A. Reis. B. XX. S. 378. wird aus der Geschichte von Kamtschatka, gleichsam zur Bestätigung, folgendes angeführet: Beschreibung eines Seethieres und seiner Spiele, welches die Feindseeligkeiten des Menschen noch nicht erfahren hatte, und sich ein Vergnügen zu machen schien, ihm zu folgen. Dieses Thier, welches Herr Steller an den amerikanischen Küsten gesehen hat, ist ohngefähr fünf Fuß lang. Sein Leib, der gegen den Kopf zu viel größer ist, zieht sich gegen hintenzu zusammen, und ist mit einem sehr dicken Haare bedecket, welches auf dem Rücken grau, und unter dem Bauche roth ist. Es hat einen Kopf, der dem Kopfe eines Hundes ziemlich gleichet, mit großen Augen, spitzigen und aufgerichteten Ohren, und einer Art von Bart um die Lippen. Herr Steller verwunderte sich sehr, daß er keine Pfoten an ihm sah, wie an andern Seethieren. Diese Beschreibung kommt derjenigen ziemlich gleich, welche Gesner von seinem Meeraffen gegeben hat, welchen Namen dieser Fisch nicht sowohl wegen seiner Gestalt, als vielmehr wegen seiner Behendigkeit, und, wenn man sich dieses Ausdrucks bedienen darf, wegen seiner Manieren, verdienen kann. Er schwamm viele Stunden lang um das Schiff herum, und sahe bald die eine Sache, bald die andere, mit einem Wesen voller Verwunderung an. Er hob sich über das Drittheil seines Leibes, so gerade, wie ein Mensch, zuweilen wohl über eine halbe Stunde lang, über das Wasser. Er gieng darauf unter das Schiff, um sich an der andern Seite in eben der Stellung wieder zu zeigen, und wiederholete dieses wohl dreyßigmal hintereinander. Zu andern Zeiten erschien er mit einer Art von Kraute in dem Munde, welches er, eins um das andere, wegwarf und wiedernahm, wobey er sich auf tausenderley Art lustig machete. Glücklich ist dieses Thier, wenn sein Fleisch und seine Haut zu nichts taugen; glücklich, so lange es in solchen Meeren leben wird, die von Europäern nicht sehr besuchet werden.

Meeralet.

Fliegender Meeralet, Mugil alatus Gesneri. s. fliegende Fische, Th. III. S. 126. und Labbe, Th. V. S. 1. Nach dem Frezier soll er zu St. Vincent häufig gefunden werden.

Meeramsel.

Labrus Turdus, Linn. gen. 166. sp. 32. s. Lippfische, Th. V. S. 163.

Meerapfel.

S. Seeapfel.

Meerbaars.

Perca marina; Kleinii Perca, 9. s. Parsch.

Meerball.

Meer- oder Seeball, Pila marina, nennet man kugelförmige, oder länglichtrunde Körper, von verschiedener Größe, welche gelbbraun gefärbet sind, äußerlich rauch und haaricht aussehen, aus einem, untereinander verworrenen, haarichten Gewebe bestehen, und innerlich mehrentheils etwas Sand oder kleine Muscheln enthalten. Man erhält dergleichen sonderlich aus dem mittelländischen Meere, auch aus Ostindien und Amerika. Ueber die Art und Weise, wie solche entstehen, auch was sie eigentlich sind, findet man verschiedene Meynungen. Einige glauben, diese Bälle wären ein Werk der Kunst, andere halten solche und den Meerschaum für einerley, nur daß solcher gleichsam geronnen, und in dergleichen Bälle verwandelt sey. Beyde Meynungen sind nicht recht wahrscheinlich, daher die meisten glauben, es würden solche, wie die Haarbälle bey den vierfüßigen Thieren, S. im III. Bande Haar, in den Magen eines, oder mehrerer und verschiedener Fische, aus den Fäserchen des verschluckten Schilfes erzeuget. Vielleicht aber haben auch diese geirret, und vielleicht sind die Meerbälle eigene Körper, und sogar Thierpflanzen. In dem Geschlechte des Seekorkes führet Herr von Linné das Alcyonium cydonium an, welches Herr Müller Seeball genennet, und dabey angemerket, wie die Linnäische Benennung, nämlich Seequitte, von der Größe und Gestalt, worinnen dieser Körper gemeiniglich gefunden wird, hergenommen sey; hingegen Herr Pallas selbigen Alcyonium cotoneum, Cotton- oder Baumwollenball, wegen des innern verworrenen Gewebes, welches sich mit den Cottonbällen oder schwammartigen Korklumpen füglich vergleichen läßt, genennet habe. Wir finden hingegen zwischen beyden Zunamen die größte Aehnlichkeit, welche auf die Quittenfrucht abzielet, indem der

Quittenbaum von einigen Cydonia, von andern Cotonia genennet wird, und die Aehnlichkeit mit der Quittenfrucht nicht sowohl in der Größe und Gestalt der Meerbälle, sondern vielmehr in der wollichten und haarichten Oberfläche beyder Körper zu suchen seyn dürfte. Der quittenartige Seekork des Herrn von Linné besteht aus einem breyartigen Wesen, ist auswendig gelb, inwendig roth, mit weißen Fasern und Fäden wunderbar durchflochten, und äußert einen widrigen Geruch. Es sitzet dergleichen Ball mit einigen Fasern an einem andern Körper fest auf, und wird durch die Bewegungen des Wassers davon abgerissen. Im frischen Zustande ist der Ball mit einer klebrichten Gallert überzogen, welche ein Jucken verursachet, und aus vielen Löchern hervorkommt, welche einen stachlichten oder strahlichten Rand haben; in freyer Luft verliert sich dieses schleimichte Wesen gänzlich, und der harte, faserichte Ball bleibt allein übrig, welcher von verschiedenen Naturlehrern für das Nest, oder den leeren Balg des ehemaligen darinnen wohnhaften Polypen gehalten wird. Herr Müllern kommt dieses sonderlich deswegen nicht glaublich vor, weil in dem Magen verschiedener Thiere fast ähnliche Bälle angetroffen werden, und will daher alle sogenannte Pilas marinas oder Seebälle, welche die Schriftsteller erwähnet, für einerley halten.

Meerbambele.

Hepsetus, das siebende Geschlecht seiner Meerseelen, Gesner, S. 2. a. s. unsern Artikel Kornährenfisch, Th. IV. S. 711. und Heptapus, Th. III. S. 778.

Meerbarbe.

Mullus, nach Müllern; das 171ste Thiergeschlecht des Linnäus, derjenigen Fische, deren Schuppen, auch sogar die Kopfschuppen, locker sitzen; s. unsern Artikel, Fisch, Th. III. S. 73. Um die, in dem Linnäischen Karpfengeschlechte vorkommenden, gewöhnlichen Flußbarben von dem gegenwärtigen Geschlechte zu unterscheiden, hat Müller dieses mit dem Namen Meer- oder Seebarben beleget; es komme aber die Benennung, Barbe, von dem Barte her, den die zwo ersten Arten am untern Kiefer führen, und die Schriftsteller gewohnet sind, diese Fische Mullus zu nennen, jene, die Flußbarben aber, Mugil. Die Kennzeichen des gegenwärtigen Geschlechtes sollen seyn, daß der Kopf gedrücket abhängig, und mit Schuppen bedecket sey, die Kiemenhaut nur drey Strahlen habe, und der Körper mit sehr großen, leicht abfallenden, Schuppen bedecket sey.

Der Ritter führet nur drey Arten derselben auf:

1) Mullus barbatus, der Rothbart; des Artedi, syn. p. 71. sp. 1. Trigla, capite glabro, cirris geminis in maxilla inferiore; (Mullus Auctor. Mullus barbatus, ein Rothbart, Meerbarbel, 19. a. Mullus barbatus, 1. Kleinii, s. Mulle. Obige Namen werden bey den deutschen und lateinischen Schriftstellern, (die Artedi fleißigst angeführet,) gefunden, doch die Italiäner, (und auch Artedi) nennen ihn Trigla, welchen Namen das folgende Linneische Geschlecht führet; Franz. Rouget; Holl. Koning der Haringen, oder Heringskönig, weil die Gestalt mit den Heringen viel ähnliches habe. Nach der Geschichte wird er selten zwey Pfund schwer; doch Seneca schenkete einmal dem Kayser Tiberius einen Rothbart von vier Pfunden. Rondelet bestimmet ihre Größe auf eine Elle, ob aber Plinius recht habe, daß sie im rothen Meere wohl achtzig Pfund schwer vorkommen sollen, lassen wir dahin gestellet seyn. Todt und abgeschuppet ist er ganz roth, so, daß er so ungemein schön aussieht, und auch einen so herrlichen Geschmack hat, der fast über alle Fische geht, so, daß selbst Seneca, Horaz, Juvenal und Martial ihn sehr rühmen, da er gegen Silber aufgewogen wurde; daher die Italiäner noch das Sprichwort haben: la Triglia non mangia, chi la piglia; weil er so kostbar ist, und von dem Fänger lieber zu Gelde gemachet wird. Der Beschreibung nach hat der Unterkiefer ein Grübchen, worinnen sich die zween Bartfäden befinden, die so lang, als der Kopf, sind; der Kopf selbst ist glatt, doch mit Schuppen bedecket, und die Schuppen des Körpers sind größer, als an den Salmen. Nach dreyen Arten werden in der ersten Rückenflosse sieben, in der zwoten neun, in der Brustflosse funfzehen bis siebenzehen, in der Bauchflosse von sechsen eine stachlichte, in der Afterflosse sieben, mit einer stachlichten, und in der Schwanzflosse sechzehen bis siebenzehen Finnen gezählet. Er wohnet im mittelländischen auch im Nordmeere. Wir merken noch an, daß ihn Willughb. Tab. S. 7. fig. 2. unter dem Namen: Mullus barb. des Rondelets zeichne.

2) Mullus Surmuletus, der Riesenbarbe; des Artedi, syn. p. 72. sp. 2. Trigla, capite glabro, lineis utrinque quatuor, luteis, longitudinalibus parallelis; den Salvian zuerst beschrieben. (Kleinii Mullus barbatus, 2. s. Mulle.) Ein Barbe heißt franz. Muler; da nun die gegenwärtige Art viel größer, als die vorhergehende ist, so haben ihn die

die Franz. Surmullet genennet, einen Fisch, der noch über dem Barben sey. Hieraus ist nun Surmuletus entstanden. (beym Salvian und Willughb. Tab. S. 7. fig. 1. heißt er Mullus maior Salu. a Surmullet.) und seiner Größe halben, nennet ihn Müller Riesenbarbe. Gronov hält ihn für eine Verschiedenheit der vorigen Art; allein er unterscheidet sich durch die vier gelben Linien, welche an jeder Seite der Länge nach über den Körper laufen; auch sind die Schuppen dicker und fester, und die Floßen etwas anders gefärbet; die vorige hat weiße, ins violetziehende, diese aber gelblichte, mit rothen Finnen. Er wohnet im mittelländischen Meere.

3) Mullus Imberbis, der Kahlbart; des Artedi, syn. p. 72. sp. 3. Trigla, capite glabro, tota rubens, cirris carens; (Kleinii Mullus, 4. imberbis, s. Mulle.) Er hat keine Bartfasern; findet sich häufig an der Insel Maltha, und im mittelländischen Meere, und wird daselbst, vielleicht des vortrefflichen Geschmacks wegen, Re di Triglia, genennet. Die Willughbey gesehen, waren kaum einer Spanne lang, und sehr bäuchicht. Sie sind ganz roth, und haben einen glatten Kopf. Finnen werden gezählet, in der ersten Rückenfloße sechs, in der zwoten zehn, mit einer stachlichten, in der Brustfloße zwölf, in der Bauchfloße sechs, in der Afterfloße zehn mit zwo stachlichten, und in der Schwanzfloße zwanzig.

Meerbarbe, Mullus, s. Barbus marinus; s. Barme, Nicht. s. Barbe, Th. I. S. 535.

Meerbersich.

Perca marina, ein Meeregle; Gesner, S. 16. Perea, 1. des Kleins. s. Parsch.

Meerbeyßer.

Meerbitzling, ein weißer Scheyfferling, Smaris, des Gesners, S. 33. b. Maenas, 1. des Kleins, s. Parschbastart; auch unsern Artikel, Bitzling, Th. I. 779.

Meerbinden.

Meerbinden, das andere Geschlecht, Taeniae altera species, des Gesners, S. 56. Enchelyopus, 8. des Kleins. s. unsern Artikel, Aalbastart, Th. I. S. 36.

Meerbischoff.

Episcopus marinus, und Meermönch, Monachus marinus, des Gesners, S. 105. s. Meerwunder.

Meerblauwling.

Glaucus Bellonii, ein ander Geschlecht der Meerstichlinge,

Gesner S. 62. b. Ionston. p. 52. tab. XV. fig. 10. Gesnerus in Nomencl. p. 53. ein Geschlecht der Seerappen.

Meerbleiir.

Meerbleyer, Blicca marina, vielmehr ein kleiner indianischer Hering. Harengus, 8. des Kleins. s. unsern Artikel, Hering, B. III. S. 800.

Meerbrasem.

Cantharina, und Brasem mit seinen Geschlechtern, Richter. s. unsern Artikel, Brasem, Th. I. S. 932. allwo wir bereits angemerket, daß es verschiedene, fast gleichlautende, Provinzialnamen dieser Fische gebe, als Bräsem, Brase, Brasem, Brachsem, Brachseme, Bresem, Prachsem, Meerbrase, ꝛc. und daß fast alle Völker ähnliche Namen nachgemachet; wie die anjetzo aufzuführenden Ordnungen eines Klein, und eines Linnäus, dieses mit mehrern an den Tag legen werden;

Meerbraßem, Synagris, ist bey dem Klein, Miss. V. Fascic. XI. §. XXXI. ein eigenes Geschlecht derjenigen Fische, die eine lange Rückenfloße, fast von gleicher Höhe und Breite, und dabey spitzige Zähne hat, Piscis monopterus, pinna dorsi longa, coaequata, dentibus acutis, und gleich nach dem Maenas, Parschbastart, und Cicla, Drosselmaule, mit zwey und zwanzig Gattungen, folget. s. unsern Artikel, Fisch, Th. III. S. 67. Sparus aber nennet der Ritter von Linné, nach der nämlichen Anzeige, S. 72. sein 165stes Thiergeschlecht, Piscium Thoracicorum, mit starken Schneide- oder Backenzähnen, mit sechs und zwanzig Gattungen; dessen Kennzeichen in folgenden bestehen. Es soll nämlich dasselbe sehr starke Schneide- und Hundszähne, und stumpfe, dicht an einander stehende, Backenzähne; verdoppelte Lippen; fünfstrahlichte Kiemenhäute; schuppichte Kiemendeckel; einen plattgedrückten Körper; eine nach hintenzu gekrümmte Seitenlinie; und abgerundete Brustfloßen haben; doch ist nach dem Ritter sogleich mit anzumerken, daß dieses Geschlecht, Sparus, der Meerbrachseme, nach Müllern, mit den folgenden drey Geschlechtern, Labrus, Lippfische, Sciaena, Umberfische, und Perca, Bärschinge, in so genauer Verwandtschaft stehen, daß sie noch zur Zeit sehr schwer von einander zu unterscheiden. Von den, in ihrer Ordnung aufzuführenden, 26 Gattungen, gehöret die Hälfte zu den Kleinischen Meerbrasem, die wir, nöthiger Kürze halben, diesen letzten zugleich zur Gesellschaft geben werden. Warum sie aber eben lateinisch

teinisch Sparus, deutsch Meerbrachsem, holländisch Zeebraasemen, französisch Brame de Mer, und italiänisch Sparo, hießen, davon, saget Müller, können wir keine Auskunft geben, und müssen also alle diese Benennungen, als willkührliche Namen ansehen. Im Gegentheil giebt Klein, von seiner Geschlechtsbenennung, folgende Auskunft.

Es pflegen nämlich alle Schriftsteller die Phagros, Chromides, Anthias, Acarnanes, Orphos, Synodontides Synagrides, Dentices, Dentales, unter ein einziges Fischgeschlecht zu nehmen; einige halten doch noch dabey den Synodontem, Synagridem, Denticem, für verschiedene Fische; die meisten aber sind doch der Meynung, daß sie nur, in Ansehung des Alters, verschieden seyn möchten; davon Rondelet, Salvian, Gesner, Aldrovand, Willughbey, und Kleins Missus, I. de pisc. nachzulesen. Artedi hat diese und jene bald mit einander vereiniget, bald selbige in verschiedene Geschlechter geordnet. So sind bey ihm, Synagris, Cantharus, Aurata, Salpa, Melanurus, Erythrinus, und mehr dergleichen, Spari. Mit mehrerer Sicherheit aber vereinigen wir mit selbigen, die Sparos, Sargos, Scaros, nicht; da sich selbige durch ihre äußerliche Gestalt, Kopf und Maul, besonders aber durch ihre, ihnen ganz eigene, das ist, durch ihre breiten, den menschlichen Vorderzähnen, und den Affenzähnen so ähnlichen, und in die Augen fallenden, Zähnen, von andern Fischen so leicht unterscheiden. Manche Schriftsteller machen auch von den, in den Köpfen und Craniis, z. B. des Synodontidis, Synagridis, Vmbrae, und anderer, mit untermengten, mährigenhaften Anmerkungen, viel Wesens; davon aber an einem andern Orte zu handeln seyn würde; wiewohl er bereits sehr oft erinnert, daß alle Fische, sie möchten nun durch bedeckte oder unbedeckte Kiemen athmen, in ihren Hirnschalen Steine führeten. Wir rechnen hier zum fünften Geschlechte, Synagris, diejenigen Fische, die, neben obangezeigten Geschlechtszeichen, gemeiniglich sägförmige Zähne, fleischichte Lippen, eine, entweder vom Kopfe und Schwanze gleichweit entfernte, oder dem Schwanze näherstehende, Rückenflosse, so, bald in einige biegsame Gräten ausläuft, Μονακανθῶν, bald mit spitzigen Dornen umgeben ist, Ἀκανθοσεφῶν. Diesen sind nun, der äußerlichen Gestalt nach, alle ähnlich; sie haben alle große Augen, und Augenringe oder Regenbogen von verschiedenen Farben; wie noch etwas bey der vierzehnten Gattung, Synagris, beyzubringen seyn wird.

Kleinische Gattungen:

1ster Meerbraßem, Synagris, Ἐρυθροποικίλος, von Farbe röthlichtbunt, zuweilen gelblicht und purpurfärbig, mit blauen oder schwarzen Flecken; mit einer, vom Kopfe und Schwanze gleichweit abstehenden, und mit zwölf bis vierzehen steifen Stacheln unterstützten, im übrigen aber mit weichen Finnen begabten, Rückenfloße; mit ziemlich weitem Maule; außer den kleinen, sägeförmigen, oberwärts mit fünf, unterwärts mit acht, starken Hundszähnen. Dentex, Dentale, des Salvians, fol. 111. Dentex, s. Synodon, des Aldrovands; Synagris des Rondelets; Dentalis, s. Dentex, et Synagris, des Bellons; Denrale Ital. Willughbey, p. 312. Tab. V. 3. Sparus varius, dorso acuto, dentibus quatuor maioribus, des Artedi, synon. p. 59. sp. 6. Dentex, ein Zahnbrachsmen, eine Art großer, rother Meerbrachsmen, Gesner, S. 26. a. Sparus Dentex, Linn. sp. 20. Gronov, Zooph. 214. Cynaedus, cauda lunata, cet. Rasi, pisc. 132. Dentex, s. Cynodon. der Müllerische Zahnbrachsem. Er ist von dem Sparus Hurta, Linn. sp. 9. unterschieden; doch hat er auch einen Gabelschwanz; nur die Farbe machet bey ihm den Unterschied; denn in der Jugend ist er schmutzig grüngelb, mit hellblauen und schwarzen Flecken, hernach aber purpurfärbigröthlich. In der Größe übertrifft er auch jenen Dentex, indem er gemeiniglich drey bis vier, zuweilen aber auch wohl zehn, Pfund wiegt. In England Searough, oder Ruft, bey den Holländern Tand-Braasem. Nach zwey Exemplarien, dem Artedischen werden in der Rückenfloße, zur Verwunderung, neunzig, und in der Afterfloße zehn Finnen, dagegen in dem Gronovischen sechs Kiemenstrahlen, in der Rückenfloße nur von zwey und zwanzig Finnen zwölf steife, in der Brustfloße sechzehn, in der Bauchfloße sechs, in der Afterfloße von eilf drey steife, und in der Schwanzfloße funfzehn, Finnen gezählet. Von diesem Gronovischen Exemplare, saget Müller, daß er der sogenannte Goldfisch von Cap der guten Hoffnung sey, der die Größe von sechzehen Zollen und bereits angemerkte sechs Kiemenstrahlen habe, (der aber doch von dem Capgoldfisch, nach unserm Artikel, Th. II. S. 38. unterschieden. So würde auch der Brasilianer Acara, von eben diesem Schriftsteller auch dahin gerechnet; er ist aber wohl von ihm unterschieden; s. unsern Artikel, Acaraaya, Th. I. S. 71. und Willughb. p. 329. tab. X. 7. fig. 6. Das oben angezeichte Exemplar des Willughb. hingegen, habe

be nur zehen Finnen in der Rückenflosse und acht in der Afterflosse, welche alle weich wären; (doch dieses ist wohl dem Sinne des Willughb. nicht gemäß, der ausdrücklich anmerket, daß dieser Dentex, der Auratae und dem Erythrino, in Ansehung der Flossen ähnlich sey; es führet aber die Aurata in der Rückenflosse von vier und zwanzig Finnen, eilf steife oder stachlichte, und in der Afterflosse von vierzehn Finnen drey stachlichte, die übrigen Finnen aber sind weich, das ist biegsam und cartilaginös. Und auf diese Art führet der Dentex auch steife Stacheln, und weiche Finnen. Er soll im Adriatischen und Toscanischen Meere, am Vorgebirge der guten Hoffnung und an der östlichen Küste von Südamerika gefunden werden.

2ter Meerbraßem, Synagris, von schwarzglänzender Farbe mit dunkeln gelben Linien vom Kopfe bis an den Schwanz; mit sehr spitzigen Zähnen, und einer, in einige unstachlichte Finnen auslaufenden, Rückenflosse, Cantharus des Rondelet, Gesners, S. 22. b. ein brauner Meerbrachsmen; und des Aldrovands; Scarabaeus des Gaza; Cantharus, des Willughb. p. 309. tab. V. 1. fig. 2. der Farbe wegen von dem Cantharus pillularius also genennet; oder auch weil dieser Cantharus, oder Scarabaeus, nach dem Plinius, XI. 28, qui e fimo ingentes pilas auersus pede volutat, dieser Fisch aber ebenfalls sich in Leim und Schlamm herumwälzen soll: ebenderselbe, XXXIII. 11. Cantharus - Cinaedus, soli piscium lutei: quod in luto et sordibus, prout Cantharus in fimo, se volutet. Artedi, syn. p. 58. sp. 3. Sparus, lineis vtrinque luteis longitudinalibus parallelis, iride argentea. Sparus Cantharus Linn. sp. 13. Müllers Ringauge; nach welchem der Fisch seinen Namen von dem schönen Glanze gewisser Käferarten haben soll; wie er denn besonders einen Silberring um die Augen habe. Er giebt ihm mit dem Ritter, im Maule starke Hundszähne; er sähe sonst dem Goldbrachsmen nicht unähnlich, und halte sich im Toscanischen Meere auf.

3ter Meerbraßem, Synagris, von Farbe aus blau schwärzlich, Μελανόσικτος, mit schwarzen Flecken am Schwanze bezeichnet; mit spitzigen, sägeförmigen Zähnen. Hepatus veterum, des Rondelets, p. 147. des Gesners, Leberbrachsmen, S. 27. b. des Willughbey, p. 314. Tab. V. 1. fig. 7. (wiewohl in den Zeichnungen derselben, der schwarze Fleck am Schwanze fehlet; des Rajus, syn. p. 133. Iecur marinum, vel Hepatus Hermolai (Barbari) des Artedi, syn. app.

p. 113. Hepatus. Nach dem Aristoteles soll er Fleisch fressen, sägeförmige Zähne, schwarze Farbe, große Augen, und ein dreyeckichtes, weißes Herz haben. Aelianus aber bemerket, daß er keine Galle, und zween Steine im Kopfe habe; dagegen Rondelet anführet: er habe kein weißes Herz, sondern ein dreyeckichtes, dergleichen auch andern Fischen gemein, und eine weiße Leber. Der Ritter von Linné hat zwar einen Labrus Hepatus, gen. 166. sp. 4. der aber von diesen Kleinischen und Artedischen Fischarten unterschieden; daher unsere Artikel, Hepatus, Th. III. S. 778. Leberfisch, Th. V. S. 65. und Lippfisch, no. 4. daselbst S. 153. dahin zu erklären.

4ter Meerbraßem, Synagris, mit dunkelgrünen Rücken, braunen, mit Goldglanz durchschimmernden, Seiten; silbernen Regenbogen; mit einer Floße des messer- oder kielförmigen Rückens, so vom Kopfe und Schwanze in gleicher Weite entfernet; und mit eilf steifen, und dreyzehen biegsamen, Stacheln und Finnen besetzet; mit sechs spitzigen Vorderzähnen in dem obern, und acht Zähnen in dem untern Kiefer, welche beyde scharfe Warzen haben, bewaffnet. Aurata des Rondelets, Bellons, Aldrovands, Salvians, f. 175. Willughb. p. 307. tab. V. 5. Dorade der Spanier, (Orata der Italiener, Ora der Venetianer, Gilt-Head, or Gilt-Poll, der Engländer). Sparus, dorso acutissimo, linea arcuata aurea inter oculos, des Artedi, syn. p. 63. sp. 14. Aurata, ein Goldbrachsmen, des Gesners, S. 23. a. Bey dem Linnäus, ist er Sparus Aurata, sp. 1. der Müllerische Goldbrachseme, und holländische Goud-Braassem. Von der Benennung dieses Fisches merket Müller an, daß ihn die Griechen Chrysophrys, die Römer aber Orata, (die alten Classiker Aurata,) genennet haben, weil Sergius Orata, als ein Erfinder schmackhafter Speisen, viel Wesens von diesem Fische gemachet; es mag aber wohl der Lateiner Aurata eigentlich daher gekommen seyn, weil er einen goldfärbigen, halbmondförmigen, Flecken zwischen der Stirne hat. Die Abbildung tab. VI. fig. 5. sey aus der Bürmannischen Sammlung von Abbildungen afrikanischer Thiere, (denn dieselbe stelle einen Meerbrachsem vom Vorgebirge der guten Hoffnung vor) unter welche der Ritter mit eigener Hand geschrieben, Sparus Aurata, so daß dieselbe gewiß ächt sey. Dieser Brachsem war also über und über pomeranzenfärbig, auf dem Kopfe aber, desgleichen an den Kiemendeckeln, und an der Mitte des Rückens, blau gezeichnet; die

die Seitenlinie war krumm; doch der goldene halbmondförmige Flecken war nicht vorhanden. In dem Exemplare, das der Ritter selbst hatte, war ein schwarzer Flecken am Schwanze befindlich. Nach fünf Exemplarien ist die Verschiedenheit der Finnen eben nicht beträchtlich. In der Rückenflosse sind meistens von vier und zwanzig Finnen eilf stachlichte; in der Brustflosse funfzehen bis siebenzehen, in der Bauchflosse sechs; in der Afterflosse von funfzehen drey stachlichte, und in der Schwanzflosse siebenzehen, nach dem Gronov zwanzig und nach dem Haßelquist zwey und zwanzig, gezählet worden. Dieser Fisch soll zwo Spannen lang werden, und, wenn er recht groß, doch nicht über zehen Pfund wiegen; doch will Haßelquist Ellen lange gesehen haben. Doch setzet Müller hinzu: zur ersten Länge sind zehen Pfund zu viel, und zur zwoten zu wenig, mithin ist die wahre Größe noch nicht recht bestimmet. Die jetzigen Griechen sollen ihn Sippouris nennen; aber Gesner in Nomencl. p. 51. schreibet sehr deutlich: A solis Graecis huius temporis didici, Hepatum Rondeletii Σέπιαρον hodie vocari. Haßelquist hat über der Seitenlinie noch sechs schwarze und sechs weiße Striche, unter derselben aber den Fisch silberfärbig, die Schuppen ovalbrelt, und auch den Goldflecken zwischen den Augen gefunden. Sein gewöhnlicher Aufenthalt ist im mittelländischen Meere, im Ocean zwischen Afrika und Amerika; an der Küste von Holland sind sie selten; an dem Vorgebirge der guten Hoffnung desto häufiger, wo sie von Kolben als Fische beschrieben werden, die ein weißlichtrothes, sehr schmackhaftes, Fleisch haben; s. unsern Artikel, Capegoldfisch, Th. II. S. 38. Wenigstens müssen die Alten ihn sehr hoch geschätzet haben, sonst würde Hieronymus in seinem Briefe an den Lucinius, Ep. XXVIII. nicht geschrieben haben: Piscator hominum, misso reti Apostolico, te quoque quasi pulcherrimum Auratam, inter innumera piscium genera traxit ad litrus. Die aus dem mittelländischen Meere sollen aber doch die besten seyn.

5ter Meerbraßem, Synagris, mit erhabenen, kielförmigen, braunen Rücken und silberfärbigem Bauche; mit einem einzigen, scharfspitzigen Zahne in dem Oberkiefer, und zween dergleichen in dem Unterkiefer, an den Spitzen derselben, mit mehrern aber an dem Gaumen; mit einer einzigen Bauchflosse, aber mit zwo sehr langen Kiemenflossen; die Rückenflosse sitzt vom Kopfe und Schwanze gleichweit entfernet und ist mit achtzehn Stacheln bewaffnet.

net. Er ist Aurata Bahamensis, the Porgy, des Catesby, p. et Tab. XVI. s. unsern Artikel, Aurata Bahamensis, Th. I. S. 442. und Goldbrachseme, Th. III. S. 471. Wir wollen aber hierbey anmerken, daß die Aurata oder Guaracapema, (nicht Guaracapenna) eigentlich zu dem gegenwärtigen Geschlechte, Synagris, nicht, sondern zu dem nahe verwandten Kleinischen Geschlechte, Hippurus, gehöre; s. unsern Artikel, Guaracapema, Th. III. S. 555.

6ter Meerbraßem, Synagris, mit schwärzlichem Rücken, weißen Seiten und Bauche, goldfarbigen Augen; vom Kopfe bis an den Schwanz auf beyden Seiten gemeiniglich mit neun aus Gold ins Röthliche fallenden Bändern gezieret, Ἐυθρόγραμμος, mit einer einzigen Bauchfloße; mit einem schwarzen Flecke an dem Anfange der Kiemenfloßen; und mit der, dem Schwanze viel näher, als dem Kopfe, stehendem Rückenfloße. Salpa des Salvians, fol. 120. des Bellons, Rondelets, Gesners, S. 34. b. Salpa ein Goldstreymer; Willughb. pag. 316. tab. V. 7. Sparus lineis vtrinque longitudinalibus vndecim aureis parallelis, des Artedi, Syn. p. 60. sp. 7. Salpa Auctor. Sarpa, Genuens. Sparus Salpa, Linn. sp. 15. der Müllerische Goldstrich, von den eilf schönen goldgelben Strichen, (die sich auch noch, nach dem Willughbey, in dem abgeschuppten Fleische finden) also benannt; bey den Engländern Goldlin, (Goldin); bey den Holländ. Goudstreen; sonst bey den Griechen, (auch dem Syluaticus, Chrysopleurus; bey den Franz. Virgadelle; (Vergadelle, fausse Vergadelle, ou Salpe, nach dem Bomare, der mit anmerket, daß er auch bey den Marseill. Sopi, heiße, und daß Rondelet sage, daß man ihn mange merde genannt, weil er sich von allerley Auswürfen und Koth nähre, daher er auch schlecht schmecke und ungesund sey) nämlich auf griechisch, nach dem Athenäus, Σκατοφάγος, Βδελυγὸς, s. Βδελυχρός). Er wird zu einem Schuh lang; sein Schwanz ist gabelförmig; und in der Rückenfloße zählet der Ritter von acht und zwanzig Finnen eilf steife, in der Brustfloße sechzehn, in der Bauchfloße sechs, in der Afterfloße von siebenzehn drey steife und in der Schwanzfloße siebenzehn Finnen. Sein Aufenthalt ist im mittelländischen Meere, besonders an den Küsten von Genua.

7ter Meerbraßem, Synagris, von den Kiemen bis zum Schwanze mit theils silber- theils goldfärbigen, doch nicht so glänzenden Strichen, als bey der vorhergehenden Art, gezieret; und mit Floßen, so den Floßen des Cantharus,

tharus, der zwoten Gattung, gleichen. Boops, Box des Aristoteles; Boops primus des Rondelets; Box prima des Bellons; Willughb. p. 317. tab. V. 8 fig. 1. es hat nämlich Rondelet noch zwo andre Arten. Sparus, lineis vtrinque quatuor aureis ac argenteis, longitudinalibus, parallelis, des Artedi, syn. p. 61. sp. 8. Boopis prima species, das erste Geschlecht des Houtincks, Gesner, S. 33. b. zu Venedig, Rom, Marseille Boga, auch Bogue. Sparus Boops, Linn. sp. 12. das Müllerische Großauge. Von den Strichen merket Müller an, daß sie ordentlich abwechseln. Von seinen großen oder Ochsenaugen wird er auch griechisch Boops genannt; Engl. Oxeeyed (Ox-Eye) Cackerell, Cackel; Holl. Groot-Oog. Er erreichet kaum die Länge eines Schuhs; ist auf dem Rücken grünlichglänzendgelb, nachdem die Lichtstrahlen auf ihn fallen, und am Bauche silberweiß. In der Rückenflosse hat er dreyßig, und in der Afterflosse neunzehn Finnen. Er hält sich besonders in dem Toscanischen Meere auf.

8ter Meerbraßem, Synagris, von Farbe gelb, mit purpurfärbigem Rücken; gemeiniglich wachsgelb und an einigen Theilen mit roth untermischet; wegen seiner geränderten Schuppen rauh anzufühlen, mit zwo Reihen spitziger Hundezähne in beyden Kiefern. Der Cynaedus des Bellons, Alphestes Cinaedus, des Rondelets und Gesners, S. 15 a. weil bey den Alten Wollüstlinge Alphestae und Cinaedi genannt worden, besonders Ἀλφησης, vom Erfinden gesaget wird, und diese Fische, zwey und zwey einander auf dem Fuße, oder am Schwanze, nachfolgeten. Willughbey, p. 323. tab. X. 5. fig. 2. Steinfisch, Stonefish, der Engländer; der Gestalt nach der Salmonatae Lusitanorum, d. i. Pirametarae Brasil. des Marcgravs, p. 156. oder Kleinii Mullo, 3. Miss. V. Tab. VI. fig. 5. ähnlich. Labrus luteus, dorso purpureo, pinna a capite ad caudam continua, des Artedi, syn. p. 56. sp. 8. Labrus Cinaedus, Linn. gen. 166. sp. 41. der Müllerische Steinfisch. s. unsern Artikel, Lippfische, Th. V. S. 166. no. 41.

9ter Meerbraßem, Synagris, mit einem purpurfarbenen, in einem schwefelgelben Ringe eingeschlossenen Regenbogen; von Farbe ganz schwefelgelben Leibe; am Maule goldglänzend, mit einer schmalen, vom Kopfe bis zum Schwanze, nahe am Rücken fortlaufenden Linie; mit einem weiten Rachen, vielen kleinen Zähnchen und sehr großen Augen, nach der, Tab. IX. fig. 2. befindlichen Zeichnung; (nach welcher die Rückenflosse

ckenfloße gleich weit vom Kopfe und Schwanze entfernet, die Kiemen- Bauch- und Afterfloßen gewöhnlich, und der Schwanz scheerenförmig.)

10ter Meerbraßem, Synagris, mit dem blauen Regenbogen; mit grünlich geänderten Schuppen vom Rücken bis unter die Mittellinie; am Bauche mit röthlichen Rändern auf gelbem Grunde, und mit der vom Kopfe bis in die Mitten schwarzgestrichelten und gefleckten Linie selbst; nach der Zeichnung Tab. IX. fig. 3. (nach welcher der Unterkiefer etwas länger, als der obere mit kleinen Zähnchen, die Augen ziemlich groß; die Mittellinie näher am Rücken breitlich, gegen den Schwanz bogicht; die fast gespaltene Rückenfloße in gleicher Weite vom Kopfe und Schwanze abstehend; Kiemen- Bauch- und Afterfloßen nicht ungewöhnlich, und der Schwanz gabel- oder halbmondförmig.)

11ter Meerbraßem, Synagris, mit weißem Regenbogen, kurzem gelblichem Kopfe, aufgeworfenen und abgestutztem Maule; mit schwarz geänderten Schuppen und einem schwarzen Flecke gegen den braunfärbigen Schwanz; nach der Zeichnung Tab. IX. fig. 4. (nach welcher die Augen von mittlerer Größe; die Rückenfloße dem Kopfe näher als dem Schwanze, und nach selbigem zu gesunken; die übrigen Kiemen- Bauch- und Afterfloßen gewöhnlich, wie die Rückenfloße, niedergelassen, fast aus langhaarichten, dichten Finnchen bestehend; der Schwanz halbmondförmig, und der ganze Fisch bis an den weißlichen Bauch schwarz gesprenkelt.

12ter Meerbraßem, Synagris, mit einem rothen Regenbogen, violetfarbenen Schuppen und Kiemenfloßen; auf dem Rücken und am Bauche von etwas dunkler Farbe; mit einer einzigen Bauchfloße; mit der sich dem Schwanze nähernden Rückenfloße und gleichfalls gelben Afterfloße; mit rothfarbenem Schwanze; mit acht, vom Kopfe bis in den Schwanz fortlaufenden gelben Linien, Πολύγραμμος; mit schiefen Linien auf dem Rücken buntschattirt, Αἰόλος. Salpa purpurascens variegata, the Lane Snapper, Catesbeii, p. et tab. XVII. allwo aber die englische Benennung nicht beygesetzet; und endlich mit einer nur obenhin gefurchten Rückenfloße, so, daß er zu den Pärschingen, Percides, gezählet werden könnte, welches bey der neunten und zehnten Gattung noch eher statt haben möchte. s. unsern Artikel, Goldstein, nämlich die Beschreibung dieses Fisches vom Catesby, Th. III. S. 485. Sparus Synagris, Linn. sp. 16. (nicht 26) Müllers Purpur,

purbrachseme, dessen ganzer Körper mit purpurfärbigen Schuppen bedecket und an den Seiten mit sieben goldenen Linien gezieret; der Rücken etwas dunkel, der Bauch blässer; die Augen groß mit einem breiten rothen Ringe; die Floßen gelb; der Schwanz roth und gabelförmig, und sein Aufenthalt im mitternächtlichen Amerika.

13ter Meerbraßem, Synagris, mit blauschwärzlichen Rücken, gleichsam gewölbten Seiten und weißem Bauche; mit gleichsam herabfließenden kohlschwarzen Flecke von dem Anfange des Schwanzes bis in die Mitten desselben, Ὀρρομυγόσιτος, d. i. mit einem gefleckten Schwanze; andere Fische aber sind anders gefleckt, so, daß der Fleck entweder in der Mitten des Schwanzes, oder nur auf dessen Floße sitzt; hierüber mit schwärzlichen Seitenlinien vom Kopfe bis zum Schwanze, Μελανόγραμμος; mit einem kleinen Maule; kleinen und spitzigen Zähnen, mit einer, dem Schwanze nähern, stachlichten Rückenfloße. Melanurus des Salvians fol. 181. Μελάνουρος, d. i. cauda nigra; daher Salvian schreibt, daß derselbe, der Gestalt nach, der Aurata sehr nahe komme, und der Diphilus bey dem Athenäus nicht ohne Grund saget: eum proportionem habere cum Aurata, licet palmi longitudinem parum superet; des Artedi syn. p. 58. sp. 4. Sparus, lineis longitudinalibus varius, macula nigra vtrinque ad caudam; Melanurus Auct. Melanurus, ein ander Geschlecht der Brandbrachßmen, Gesner, S. 21. b. zu Rom Occhiata, zu Marseille Oblada. Sparus Melanurus, Linn. sp. 4. der Müllerische Schwarzschwanz; von dem Flecken auf demselben. Er ist silberfärbig, mit braunen, vom Kopfe bis zum Schwanze laufenden Strichen; mit bläulich schwarzen, nicht scharfen Rücken; gabelförmigem Schwanze; in jedem Kiefer mit einer Reihe breiter Vörder- und spitziger Hinterzähne. Sie werden zu einen halben Schuh lang und ein Pfund schwer, besonders zu Rom, Genua, Livorno und im Toscanischen Meere.

14ter Meerbraßem, Synagris, mit plattgedrücktem silberglänzendem Kopfe, weißlichem Bauche, röthlichfarbenem Leibe, kleinem Maule, spitzigen Mittelzähnen, einer stachlichten, vom Kopfe und Schwanze gleich weit entferntem Rückenfloße. Erythrinus, s. Rubellio, oder Fraulino, des Salvians, fol. 239. nach dem Ovidius, Hal. 204. — caeruleaque rubens Erythrinus in vnda; und ist sonst Salvian der Meynung, daß seine ganze Leibesgestalt der Auratae ähnlich sey.

sey. Willughb. p. 306. tab. V. 6. Erythrinus des Rondelet, des Gesners S. 25. a. Erythrinus Rubellio, ein kleiner rother Meerbrachßemen. Pagrus, des P. Jovius; auf welchen sich, in der angehängten Anmerkung, besonders in Ansehung des, diesem Geschlechte beygelegten, Namens, Synagris, bezogen wird. Sparus, totus rubens, iride argentea, des Artedi, syn. p. 59. sp. 5. zu Venedig Alboro et Arboro, zu Genua und dasigen Gegenden Pagro, in Spanien Pagel, zu Rom Frangolino auch Fragolino; Sparus Erythrinus, Linn. sp. 10. die Müllerische Rothschuppe; weil alle Schuppen eine Erdbeerfarbe haben und den ganzen Körper roth machen; worauf die griechische und lateinische Benennung zielet; im höll. Roode Braasem. Er ist kleiner, als der Goldbrachsem; der Schwanz fast gerade abgestutzet und nur ein wenig gabelförmig; (nach dem Willughbey, tab. V. 6. noch tiefer als bey der Aurata;) das Maul einigermaßen spitzig; (conisch spitzig) die Augen sehr groß, der Rücken hochgewölbet, die Seitenlinie dem Rücken nahe, und ihm fast bogicht parallel); nach dem Ritter und Löfling zählet man in der Rückenfloße eilf bis zwölf stachlichte von zwey- bis vier und zwanzig, in der Brustfloße sechzehn; in der Bauchfloße sechs, in der Afterfloße drey oder zwo stachlichte von dreyzehn oder zwölf; und in der Schwanzfloße siebenzehn bis achtzehn Finnen; (nach der Zeichnung des Willughbey in der Rückenfloße drey und zwanzig, und in der Afterfloße sieben, lauter steife, Finnen;) daher Müller mit Recht anmerket, daß die Zahl der Finnen in verschiedenen Exemplarien, selten vollkommen mit einander übereinstimmen. Sein Aufenthalt ist in den mittelländischen und amerikanischen Gewässern und Gronov setzt den Capschen Hottentottenfisch mit in diese Classe. s. unsern Artikel, Hottentottenfisch, Th. IV. S. 129.

15ter Meerbraßem, Synagris, mit silberfarbenem Regenbogen und Bauche; braunen Kopfe und Rücken; stachlichtem Rückenfloße; schwarzen, gabelförmigen Schwanze; niedergesenkten Kiemenfloßen, ohne Bauchfloßen, und einer kurzen Afterfloße. Mormyrus ex cinereo nigricans, Poisson osseux, the Bonefish, Catesby, p. et tab. XIII. der Beinfisch; der Rücken dieses Fisches war dunkelbraun, der Bauch und Ring im Auge weiß; am Rücken hatte er eine lange, (vom Kopfe und Schwanze in gleicher Weite entfernte) stachlichte Floße; hinter den Ohren zwo andere, und eine hinter dem After, desgleichen hatte er einen schwarzen, breiten, eine weite

Gabel

Gabel vorstellenden, Schwanz; (große Augen, einen conischspitzigen Kopf und Schnauze, und in der Rückenflosse auf ein und zwanzig steife Stachelsinnen.) Diese Fische sind häufig an den bahamischen Inseln zu finden, und werden, soviel sich Catesby erinnert, Beinfische, genennet.

16ter Meerbraßem, Synagris, mit aus grün blaulichten Rücken und Seiten; mit zehen bis zwölf schwärzlichten, gleichweit von einander stehenden, Querbändern, Ἰάιόλος ἰχθὺς, varius piscis, nach dem Oppian; pictae mormyres, Ovid. Hal. 110. und Plinius, XXXII. 11. nach selbigen. Eustachius will wohl Μορμύρος von μορμύρω, murmurare, wie man, rauschen, vom schnell fließenden Wasser saget, herleiten; aber viele sind nicht dieser Meynung. (s. Gesnerus in Nomencl. p. 49.) An den Seiten ist er wenig plattgedrücket, als die Aurata; an den Augen ist er silberfärbig; hat einen goldfärbigen Regenbogen; ein mit kleinen Zähnen besetztes Maul; und eine vom Kopfe und gabelförmigen Schwanze gleich abstehende stachlichte Rückenflosse. Mormyrus des Rondelets und Aldrovands; Willughb. p. 329. tab. X. 6. fig. 2. der hinzu setzet: noch einige andere Fische, als der Sargus und beyde Percae, haben auch dergleichen querlaufende Flecken, aber nicht so große und in die Augen fallende, als der Mormyrus; der Gestalt nach ist er dem Dentex ähnlich, schmäler als die Aurata, länger als die Maenas. Mormylus, Mormora, des Salvians, fol. 184. Mormylus eben desselben, fol. 183. nach der Zeichnung des Gesners, desgleichen in Nomencl. am angeführten Orte, und der deutschen Ausgabe desselben, S. 22. a. des Artedi, syn. p. 62. sp. 11. Sparus, maxilla superiore longiore, lineisque vtrinque duodecim, (aut vndecim, certe non duabus, vt apud Linn. Artedi tribuuntur,) nigris, transuersis, parallelis. Mormyrus, Auct. zu Rom Mormillo; Venedig Mormiro; Marseille Mormo; Narbonne Morme. Sparus Mormyrus, Linn. sp. 24. des Gronovs Zooph. 295. Perca, dorso monopterygio, capite laeui, operculisque diacanthis squamosis. Perca maxilla inferiore, longiore, Seba, Mus. III. tab. 27. fig. 4. (forte 9 die aber auch verschieden.) Der Müllerische Murmelbrachsem; weil er immer mit dem Maule allerhand Bewegungen mache, wodurch Wasserblasen in die Höhe stiegen, die im Wasser ein Gemurmel erregeten; wiewohl Houttuin diesen Fisch der Farbe halben, Gemarmerde, oder marmorirten, nennet. Nach dem

dem Ritter soll er sehr viele silber- und schwarzfarbige Bänder haben; nach dem Artedi aber hat er sowohl gen. p. 37. sp 9. als syn. p. 62. sp. 11. zwölf, nirgend zwey, Bänder; nach dem Willughb. eilf bis zwölf schwarze Ringe um den Körper auf einem grünlichtblauen Grunde; (dessen zu Genua gesehenes und beschriebenes Exemplar etwan neun Zoll lang gewesen, da er selten einen Fuß lang werde.) Haßelquist hat ihn zu Smyrna mit neun bis eilf schwarzen Bändern auf einem silberfarbigen Grunde gefunden; Gronov giebt ihm einen glatten Kopf, und schuppichte Deckel mit zween Stacheln; und Seba machet den untern Kiefer länger als den obern. Nach drey Exemplarien zählet man in der Rückenfloße, drey bis vier und zwanzig Finnen, davon auch wohl zehen bis eilf Stachelfinnen; in der Brustfloße dreyzehen bis funfzehen, in der Bauchfloße sechs, auch wohl eine stachlichte, in der Afterfloße zehen bis dreyzehen, auch wohl mit drey stachlichten, und in der Schwanzfloße, nach zwey Exemplarien, drey und achtzehen Finnen. Sein Aufenthalt ist im mittelländischen und toscanischen Meere.

17ter Meerbraßem, Synagris, mit oberwärts dunkelbraunen, unterwärts aus violet und roth gleichsam gewölkten, Kopfe; mit erhabenen Rücken; einer stachlichten Rückenfloße von braunrother Farbe, nach dem Bauche zu röthlicht auf weißem Grunde; zinnoberrothem Regenbogen; ziemlich weitem Maule, mit einer einfachen Reihe sehr spitziger Zähne; mit Kiemen- und einer einzigen Bauchfloße, einer Afterfloße nebst einem breiten, rothen, gabelförmigen Schwanze. Bey dem Linné ist er Labrus Anthias, gen. 166. sp. 3. davon unsere Artikel, Anthiasfisch, Th. I. S. 331. und Lippfische, Th. V. S. 153. nachzusehen, allwo er nach dem Catesby, pag. et tab. XXV. ausführlich beschrieben ist. Wir setzen hinzu, daß er des Rondelets Anthias, nicht Anthea, quartus sey; wobey aber Willughb. p. 325. anmerket, daß, ob er ihn wohl tab. X. 5. fig. 5. nach dem Rondelet, VI. c. 14. gezeichnet, er dennoch eigentlich nicht wisse, was dieser Schriftsteller für einen Fisch verstanden haben wolle, da diese Zeichnung dem Melanurus oder Oculata eben sowohl unter gelegt werden könne, und kein anderes Kennzeichen angeführet worden, als daß sein Anthias schwarze ringelförmige Augenbraunen um die Augen habe. Allein es mag wohl Willughb. folgendes Rondeletisches Zeichen, nach welchem nämlich der Anthias oder Aulopus, nicht hervorragende,

sondern

sondern tiefliegende, desto schärfer sehende, und in schwarze Ringe eingefaßte, Augen habe, dergleichen man bey allen geschuppten Fischen finde, übersehen haben. Beträchtlicher aber wird es doch bleiben, daß Rondelet, Gesner, Aldrovand, Willughbey ꝛc. übereinstimmend den Anthiasfischen zwo sehr lange und dünne Bauchflossen geben, da doch Catesbey, und mit ihm Klein, ihnen nur eine Bauchflosse zuschreiben, und zeichnen; Artedi und Linnäus aber der Bauchflossen gar nicht gedenken, und Müller sich so ausdrücket, daß man unter seinen hellrothen Bauch- und Afterflossen, eine oder zwo Bauchflossen annehmen könne.

18ter Meerbraßem, Synagris, von bläßlicher Umberfarbe mit weißlichtem Bauche; dicken rothen Lippen; an den Kieferspitzen oben und unten mit zween starken Hundszähnen; etwas bläulichten Kiemendeckeln; einer stachlichten, dem Schwanze nähern, Rückenflosse; einer einzigen Bauchflosse, und einer Afterflosse, aber ohne Kiemenflosse; the mangroue Snapper. Catesbey beschreibt und zeichnet ihn pag. et Tab. 9. unter dem Namen Turdus pinnis branchialibus carens, die Meerdroßel ohne Ohrenflossen. Bey dem Linnäus ist er Labrus Griseus, gen. 166. sp. 5. Müllers grauer Lippfisch; dessen Rücken umbergrün, der Bauch bläßer, der Schwanz nur wenig gabelförmig, (vielmehr einem fast halben Mond ähnlich); die Kiemen und Brust, nach dem Catesbey ohne Flossen, daran Linné doch zweifelt; in der Rückenflosse (nach dem Catesbey) drey und zwanzig scharfe oder stachlichte Finnen; sein Fleisch ist schmackhaftig; er wird zu einem Schuh lang, und hält sich in den amerikanischen Gewässern auf. s. unsern Artikel, grauer Lippfisch, Th. III. S. 510.

19ter Meerbraßem, Synagris, der Gestalt nach dem Pagrus oder Erythrinus ähnlich, mit silbernen Schuppen, dünnen Zähnen, einer Adlerschnauze, weißen Flossen, an deren Anfange ein schwarzröthlichter Flecken. Acarne, (Acarnas, Ἀχαρνὰς,) Rondel. V. 20. und wird er, nach selbigem, zu Rom unter den Fragolinis und als ein Erythrinus verkaufet; und, da er von diesem, nur der Farbe nach, unterschieden sey, will ihn Willughbey, p. 311. nicht für eine verschiedene Gattung, sondern nur für eine Spielart, gelten lassen, wiewohl er tab. V. 1. fig. 4. die Rondeletische Zeichnung und Namen des Acarnan beybehalten. Vermuthlich ist er der, zu Venedig von seiner weißen Farbe benannte Albores. Acarnan, ein Fleckbrachsmen des Gesners, S. 26. b. s. unsere Artikel, Acarna-

nes und Fleckbrachsem, Th. I. S. 76. und 936.

20ster Meerbraßem, Synagris, von Farbe über und über blau, mit einem rothen Augenringe, wallfischähnlichem Kopfe, mittelmäßigem Maule, in beyden Kiefern mit einfachen, sehr spitzigen Zähnen, so gleichsam in einen einfachen, gezähnelten Knochen vereiniget sind; mit, durch eine erhabene Haut verbundenen, Stachelfinnen der Rückenfloße, zwo Kiemen-einer einzigen Bauch- und einer Afterfloße; desgleichen mit einem ausgeschnittenen, dem zunehmenden Monde ähnlichen Schwanze. Nouacula caerulea des Willughb. p. 214. tab. O. 2. fig. 2. Poisson bleu, the blue Fish, deutsch der Blaufisch, des Catesby, pag. et tab. XVIII. s. unsern Artikel, Blaufisch, Th. I. S. 826. wo wir den Fisch mit dem Catesby, und nach der Zeichnung, umständlich beschrieben. Nach dieser, und nach den mit einander verglichenen Zeichnungen des Willughbey und des Catesbey, sind beyde Nouaculae in vielen Stücken gar sehr verschieden, ob sie wohl, der Catesbyischen Aufschrift nach, vielmehr für eine Gattung anzunehmen. Wir verbessern demnach unsern Artikel dahin, daß des Catesby Blaufisch unsere gegenwärtige Kleinische Synagris, die Willughbeyische Nouacula aber, Kleins Schwänzel, Hippurus 4. und des Linnäus Coryphaena Nouacula, gen. 158. sp. 4. der Müllerische Messerrücken, sey.

21ster Meerbraßem, Synagris, mit sehr dicken und der obern gleichsam gedoppelten Lippen; mittelmäßigen, gezähnelten, Maule; großen goldfarbenen Augen; einem, auf verschiedenen grünen Grunde, mit verschiedenen Farben, Pfauenmäßig, bunt gemalten ganzen Leibe; mit dem gelbröthlichten Vordertheile der stachlichten Rückenfloße, und mit dem, zum Theile grün und violet mit blauen Flecken, schattirten hintern Theile derselben; mit der untern violetnen Bauch- und Schwanzfloße, wie der ganze Fisch, mit rothen Flecken besprenkelt; Pauus D. Ambrosii; Pauo Philostrati; Isidori; Saluiani; Turdus perbelle pictus, an Pauo Saluiani? Willughby, p. 322. tab. X. 3. Turdus secundus des Gesners, S. 9. b. eine andere Art von Meerpfauen; Turdus des Bellons; Papagallo zu Rom; Labrus, pulchre varius, pinnis pectoralibus in extremo rotundis, des Artedi, syn. p. 55. sp. 6. Bey dessen Pulchre varius Klein mit gutem Fuge anmerket, daß Artedi diejenigen sehr tadele, die die Beynamen der Gattungen unter andern, Part. I. p. 85. und 86. von der Farbe, sie möge nun in einem

und demselben Fische veränderlich oder verschieden, oder auch beständig seyn, und zwar nur einem Theile, nicht dem ganzen Leibe des Fisches, zukomme, ganz unschicklich herunähmen, und zum Beyspiele einen Turdum, pulchre varium, benamten; welches allerdings sehr lächerlich herauskomme, da ja der Farben selbst keine Meldung geschähe, und viele Arten der Turdorum schöne Farben haben könnten. Ueberhaupt wäre dieser Tadel wohl nicht ungegründet; demohngeachtet aber neñe Artedi selbst einen Labrum, pulchre varium, ob er wohl hinzusetze, daß er von seinen grünen, blauen, rothen und schwärzlichen Farben, bunt wäre. Er habe aber bereits den Labrus 1. palmaris, einen bunten, Varius, und den Labrus, 5. den aus grün, blau und schwarz, bunten Labrus, varius genannt; wie denn auch eben dieses von der Coryphaena secunda, pulchre varia, und noch vielen andern Fischen, die er specifice, belle, eleganter pictos, admodumque varios, nenne, zu sagen sey. Bey dem Linnäus heißt er also schicklicher Labrus Pauo, sp. 8. und nach Müllern Meerpfau; s. diesen unsern Artikel unter den Lippfischen, Th. V. S. 155.

22ster Meerbraßem, Synagris, mit sehr erhabenem Rücken; kleinem Kopfe; spitzigen Schnauze; sehr kleinen, spitzigen Zähnchen; silberfarbenem Regenbogen; von Farbe ganz braun, mit etwas weißlichem Bauche; (nach der Tab. X. fig. 1. beygefügten Zeichnung, wäre noch anzumerken: der längere Unterkiefer; das große Auge; die fast in gleicher Weite vom Kopfe und Schwanze abstehende, erhabene, mit achtzehn Stacheln unterstützte und häutichte Rückenfloße; die Kiemenfloßen; eine Bauch- und eine Afterfloße, nebst der etwas ausgeschnittenen, gezackten, strahlichten Schwanzfloße.)

Nun folgen die, von Müllern Meerbrachseme, nach unserer Mundart Meerbraßem, genannte, Spari, des Ritters von Linné, davon er sechs und zwanzig Arten aufführet, und selbige in vier Untergeschlechter abtheilet: A. Spari, macula nigra notati, Brachseme, die mit einem schwarzen Flecken bezeichnet; acht Arten; B. Rubri, deren Farbe roth ist, drey Arten; C. Lineati, welche gestreifet sind, sechs Arten; und D. Varii, die bunt sind, neun Arten:

A. 1. Sparus Aurata, die Goldbrachseme, s. Kleins Meerbraßem, Synagris, 4.

A. 2. Sparus Annularis, der Schwarzringel, Kleins Breitzahn, Sargus, 2. s. diesen unsern Artikel, Th. I. S. 967.

A. 3. Sparus Sargus, der Bandirte; Kleins Breitzahn, Sargus, 1. ſ. unſern Artikel, Breitzahn, Th. I. S. 966.

A. 4. Sparus Melanurus, der Schwarzſchwanz; Kleins Meerbraßem, Synagris, 13.

A. 5. Sparus Smaris, die Rothfloße; bey dem Artedi, ſyn. p. 62. ſp. 10. Sparus, macula nigra in vtroque latere medio, pinnis pectoralibus caudaque rubris. Smaris Auctor. Maenas Candida, ſ. Smaris Geſn. in Nomencl. p. 65. und des deutſchen Gesners, S. 32 b. Smaris, ein Meerbeißer; ſ. unſern kurz vorſtehenden Artikel. Cerrus, vielmehr Gerres, des Plinius, Martialis; daher zu Venedig Gerruli, Giruli, und ſogar zu Marſeille, nach dem Rondelet, Gerres. Der einzige Umſtand, ſaget Müller, wodurch ſich dieſer Fiſch von den andern unterſcheide, ſey, daß die Bruſt- und Schwanzfloßen beyderoth wären; und daß er ſich vorzüglich im mittelländiſchen Meere aufhalte. Nach dem Klein gehöret er zu ſeiner Maenas, 1. Parſchbaſtarten; welcher Artikel zu ſeiner Zeit nachzuſehen ſeyn wird.

A. 6. Sparus Maena, der Laxierfiſch; bey dem Artedi, ſyn. p. 61. ſp. 9. Sparus varius, macula nigricante in medio latere, dentibus quatuor maioribus. Mainis und Maena, Auct. des Rondelets und Gesners, S. 33. a. Maena, ein Meer-Scheyßer, zu Venedig Menelo, zu Rom Menola, zu Marſeille Mendole, nach dem Rondelet, V. 13. zu Narbonne Iuſcle; a nonnullis, Cagarel, a cacando. Den Namen anlangend, meynet Müller, es könnte die griechiſche Benennung etwa auf die Veränderung der Farben dieſes Fiſches ſehen, da er im Winter weiß, und im Sommer bunt und bandiret ſey; wir wollten vielmehr glauben, daß Μαῖνη und Μαινὶς eher von Μαίνομαι herzuleiten, da der Fiſch entweder ſehr geil iſt und dazu verleitet, oder etwa von dem Genuſſe deſſelben heftiges Schneiden und Laxieren verurſachet wird, daher er von Müllern der Laxierfiſch, nach der Engl. Vorgange Cackerell, und nach den Alten, auch neuerlich nach dem Houttuin, Meer-Scheyßer, Zee-Schyter, genannt worden. Der Geſtalt nach hat er mit einem Parſche viel ähnliches, nur iſt er etwas glatter und breiter; nur unterſcheidet er ſich am meiſten durch ſein Maul, welches offen ſehr groß, weil es ſich durch die untere Lippe gewalig dehnen und verlängern kann, geſchloſſen aber ſehr klein iſt, da ſich die untere Lippe wieder einzieht, und in ein Grübchen des obern Kiefers verbirgt, und weil in dem untern Kiefer vier größere Zähne, als bey den andern, ſtehen. Die Anzahl der

Finnen

Finnen kömmt denen bey den Goldbrachßmen, Sparus Aurata, sp. 1. am nächsten. Er hält sich am meisten im mittelländischen Meere auf, und ist in Italien so häufig, daß er in Haufen nach dem Augenscheine um ein geringes Geld verkaufet wird, ungeachtet er sehr schmackhaft ist, ja wegen der großen Menge eingesalzen werden muß, da er denn Lalec, und an der adriatischen Küste Sclave, auch sein Garum Iuscle genannt wird.

A. 7. Sparus Saxatilis, die Steinbrachseme. Der Ritter giebt ihm einen weißlichen Leib nebst einem kleinen Augenflecke am Anfange des Schwanzes; und nennt ihn Mus. Ad. Fr. I. p. 65. Sciaena, ocello ad basin pinnae caudae; und bey dem Gronov Mus. 2. n. 185. tab. 6. f. 3. ist er Sparus, roltro plagio plateo, rufescens, macula nigra, iride alba, ad caudam subrotundam. Nach zwey Exemplarien geben sie ihm in der Rückenflosse von drey und dreyßig oder ein und dreyßig Finnen, neunzehn und siebenzehn stachlichte, in den Brustflossen sechzehn bis siebenzehn, in der Bauchflosse von sechsen eine stachlichte, in der Afterflosse von zwölf und eilfen drey stachlichte, und in der Schwanzflosse sechzehn bis siebenzehn Finnen. Sein Aufenthalt ist in Surinam. Müller setzet hinzu, daß dieser Fisch zween schwarze Ringelflecken mit weißen Ringen, sowohl an der Brust als an dem Schwanze zu beyden Seiten habe.

A. 8. Sparus Orphus, der Rothkopf, bey dem Artedi syn. p. 63. sp. 13. Sparus varius, macula nigra ad caudam, in extremo aequalem. Müller beschreibt ihn, nach dem Ritter, also: der Kopf ist an der jetzigen Art roth; wenn er der Orphus der jetzigen Griechen ist, soll er, nach dem Rondelet, wohl zwanzig Pfund schwer werden, dennoch aber ungemein schmackhaft seyn; doch unterscheidet ihn Rondelet. Sein Rücken ist schwärzlich, der Bauch weißlich; der rothe Kopf sehr abstehend; der Körper breit und lang, das Maul klein, die Schuppen rauh, die Flossen bunt, der Schwanz nicht gespalten, in der Rückenflosse zehn Stacheln, und sein Fraß Meermoos, daher ihn die Holländer Wiervreeter nennten. Es ist hierbey Willughbey, pag. 314. und 15. tab. V. 1. sig. 8. nachzusehen, der dem Orphus des Rondelets auf funfzehn Finnen in der Rückenflosse, lange breitliche Kiemen- spitzige Bauch- auch fast eine viereckichte Afterflosse mit acht Finnen giebt. Nach dem Artedi ist er Orphus Auctor, des Rondelets, V. 25. des Gesners, S. 27. a. Orphus, ein Münch- oder eine Art der rothlichten Meer-

brachsmen, und fraget hierbey Artedi, ob auch der Orphus Graecorum des Bellons und des Gesners, S. 27. b. zwo verschiedene Arten wären? Nach der Gesnerischen Zeichnung sind sie allerdings verschieden, und merket Gesner im Nomencl. S. 51. an, daß der Alten, des Rondelets, Orphus ein Fleischfresser sey, der neuen Griechen Rophos, oder des Bellons, Orphus aber, sich vom Meergrase nähre.

B. 1. Sparus Hurta, sp. 4. der Schweinszahn; nach dem Mus. Ad. Frid. 2. p. 73. Cauda bifida, corpore fasciis transuersis rubris, dentibus laniariis exsertis. Müller beschreibt ihn hiernach, daß er, nach des Ritters Vermuthung, vielleicht der Dentex der Alten sey, sp. 20. weil er zween große Hundszähne habe, welche wie bey den Schweinen auswärts aus den Lippen her, vorangehen. Dieses könnte nun wohl den seligen Müller veranlaßt haben dieser Gattung den deutschen Namen Schweinszahn zu geben; aber was der lateinische Beyname Hurta, bedeuten soll, läßt sich, bey unterbliebener Erklärung, wohl nicht errathen. Vielleicht bedeutet dieses uns ganz fremde Wort, in einer uns unbekannten Sprache, so viel als Aper, Eber, Hauer, Houwer der Holländer. Genug, er heißt einmal Hurta, und soll es auch bleiben. Sein Schwanz ist also gabelförmig; der Körper in der Quere mit rothen Banden gestreifet; in der Rückenflosse sind von drey und zwanzig Finnen eilf steife, in der Brustflosse sechzehn, in der Bauchflosse sechs, in der Afterflosse von neun drey steife, und in der Schwanzflosse siebenzehn Finnen zu zählen. Der Aufenthalt ist zwar im mittelländischen Meere; jedoch wird von Gronoven hieher auch ein Fisch vom Vorgebirge der guten Hoffnung gerechnet, den man, von seiner rothen Farbe, Roomann, d. i. rother Mann, nennt. Derselbe ist gemeiniglich einen Schuh lang, die Augen sind groß, der untere Kiefer länger als der obere, der Kopf schuppicht, das Maul voller starken Zähne, davon vier große und kegelförmige herausragen. In der Rückenflosse desselben sind von zwey und zwanzig Finnen eilf steife, in der Brustflosse siebenzehn, in der Bauchflosse von sechs eine steife, in der Afterflosse von eilfen drey, und in der Schwanzflosse funfzehn Finnen gezählet worden.

B. 2. Sparus Erythrinus, sp. 10. die Rothschuppe; Kleins Meerbraßem, Synagris, 14. s. diesen kurz vorherstehenden Artikel.

B. 3. Sparus Pagrus, sp. 11. die Sackflosse; des Artedi, syn. p. 64. sp. 15. Sparus rubescens, cute ad radicem pinnarum

rum dorsi et ani in sinum producta. Pagrus et Phagrus Auctor. Gesners, S. 25. b. Pagrus seu Phagrus, ein großer rother Meerbrachßmen; Pagrus des Rondelets, von welchem besonders Willughbey p. 312. nachzusehen; zu Genua Pagro; zu Narbonne Pagre; Englisch a Sea-Bream. Nach dem Griechischen bedeutet der Beyname dieses Fisches, wie Isidorus vorlängst bemerket, einen gefräßigen Fisch; nach andern aber einen dentatum, qui duros dentes habeat, ita vt ostreis in mari alatur. Da aber die Haut, nach dem Artedi, über einige Floßen wegläuft und gleichsam einen Sack machet, auch die Holländer ihn Zak-Braasem nennen, so hat ihn Müller auch wohl Sackfloße nennen können. Er wird zu zehn Pfund schwer, da der Sparus Erythrinus kaum anderthalb Pfund erreichet; der Gestalt nach ist er auch breiter und dicker, und der Kopf zwischen den Augen mehr platt und ungeschuppt; an der Wurzel der Kiemenfloßen zeiget sich ein eißgrauer Flecken, die Seitenlinie ist punctirt, und hat gleichfalls zu beyden Seiten beym Anfange einen großen Flecken; die Schuppen sind roth und sehr groß, der Schwanz gabelförmig. Dieser Fisch glänzet des Nachts, nach Willughb. S. 312. eigener Erfahrung, der einen ziemlich großen des Nachts in seinem Zimmer lebendig zur Section aufbehalten, und ihn zur größten Verwunderung wie eine glüende Kohle oder Eisen, leuchten gesehen;) im Winter soll er bläulich werden und hält sich in dem südlichen Meere von Europa auf. Er ist ein sehr schmackhafter Fisch und wird dem Stöhre zur Seiten gesetzet.

C. 1. Sparus Boops, sp. 12. das Großauge; Kleins Meerbraßem, Synagris 7. s. diesen Artikel.

C. 2. Sparus Cantharus, sp. 13. das Ringauge; Kleins Meerbraßem, Synagris, 2. s. diesen Artikel.

C. 3. Sparus Chromis, die Borstenfloße; des Artedi, syn. p. 62. sp. 12. Sparus, ossiculo secundo pinnarum ventralium in longam setam quasi producto. Chromis Auctor. Chromis, ein Kestenbrachßmen des Gesners, S. 26. b. Willughbey p. 330. t. X. 5. fig. 6. im Toscan- und Genuesischen, Castagnole; in Sicilien und bey Catania Monachelle. Chromis, Χρόμις, soll er von dem brummenden Tone, den er bey seiner Gefangennehmung hören lasse, genannt werden; daher die englische Benennung Grunter; warum er aber Monachelle, holl. Monnikje, und Castagnole heiße, will Müller nicht errathen können;

können; doch hat er den letzten Namen nach dem Rondelet von seiner castanienbraunen Farbe erhalten; wie ihn denn auch Gesner den Kestenfisch nennt. Borstenflosse nennt ihn Müller von der zwoten sehr langen borstenartigen Finne oder Gräte der Bauchflosse. Er wird etwa vier Zoll lang und ist bräunlich, mit blassen, vom Kopfe nach dem Schwanze zulaufenden Strichen. In der Rückenflosse werden drey und zwanzig, in der Brustflosse siebenzehn, in der Bauchflosse sechs, in der Afterflosse zwölf Finnen gezählet und der Schwanz ist gabelförmig. Aus den Zeichnungen läßt sich die borstenartige Finne der Bauchflosse nirgend entdecken.

C. 4. Sparus Salpa, sp. 15. der Goldstrich; Kleins Meerbraßem, Synagris, 6. s. diesen Artikel.

C. 5. Sparus Synagris, sp. 16. die Purpurbrachseme; Kleins Meerbraßem, Synagris, 12. s. diesen Artikel.

C. 6. Sparus Rhomboides, sp. 17. der Gelbflosser. Die Catesbyische Beschreibung seines rautenförmigen Seebarsches, siehe in unserm Artikel, Gelbflosser, B. III. S. 316. Bey dem Klein ist er ein Kaulparsch, Percis, 14. s. Parsch. Von der einem schiefen Viereck ziemlich ähnlichen Gestalt hat er den Beynamen Rhomboides, und die deutsche Benennung von den vorzüglich an der Wurzel gelb gefleckten Bauch-, After- und Schwanzflosse; wiewohl an den Wurzeln der Rücken- und Brustflosse schwarze Flecke befindlich; der Schwanz ist ganz; (gabelförmig nach dem Catesby und Klein,) in den Rücken geht eine Furche hinein; die Seiten sind die Länge hinunter gelb, (auch schwärzlich, graulich) gestreifet; die Zähne sind alle stumpf; die Kiemenhaut, statt fünf-, sechsstrahlicht; in der Rückenflosse zählet man von drey und zwanzig Finnen, zwölf steife; in der Brustflosse sechzehn; in der Bauchflosse von sechsen eine steife; in der Afterflosse von funfzehen drey steife, und in der (getheilten) Schwanzflosse zwanzig Finnen. Dr. Garden nennet ihn Saltwater Bream; d. i. Meerbrachsem. Er hält sich in den amerikanischen Gewässern auf, und ist von keiner sonderlichen Größe; doch nach der Catesbyischen Zeichnung auf dreyzehn Zoll lang, und sechs Zoll breit.

D. 1. Sparus Chrysops, sp. 18. das Goldauge; Kleins Meerbraßem, Synagris, 5. s. diesen Artikel; desgleichen Aurata Bahamensis, Th. I. S. 442. und Guaracapema Th. III. S. 555. Nach dem Ritter und Müllern stehen die Augen in goldgelben Ringen; der Rücken hat eine Furche; der Schwanz ist gabelförmig;

belförmig; die Kiemenhaut sechsstrahlicht; der Fisch sieht schön aus; der Kopf ist blau bandiret; der Körper hat, (am Bauche nämlich, einen blaulichten Glanz; und die Floßen sind roth, (roth gestreifet.) In der Rückenfloße zählet der Ritter von 24. (nicht 42.) dreyzehn steife; in der Brustfloße siebenzehen; in der Bauchfloße sechs; in der Afterfloße von 16. (nicht 26.) drey steife, und in der Schwanzfloße neunzehen Finnen. Dr. Garden nennet ihn Porgée. Er ist ein Caroliner.

D. 2. Sparus Argyrops, sp. 19. das Silberauge; nach dem Ritter der Xanthurus Indicus des Willughb. App. p. 2. tab. 3. fig. 1. s. unsern Artikel Geelstärdt, Th. III. S. 300., wobey in Tab. des Willughb. das O. wegzustreichen. Müller beschreibt ihn, nach dem Ritter und Browen folgendermaaßen: er unterscheidet sich von dem Chrysops durch die in einem weißen silberglänzenden Ringe stehenden Augen, und durch die drey vördersten, in eine lange Bürste ausgehenden, Finnen der Rückenfloße; der Schwanz ist halbmondförmig; der Rücken gefurchet; die Vorderzähne conisch; in der Rückenfloße werden von sechs und zwanzig zwölf steife, in der Brustfloße siebenzehen, in der Bauchfloße sechs, in der Afterfloße funfzehen, und in der Schwanzfloße zwanzig, Finnen gezählet. In Carolina und um Jamaika ist sein Aufenthalt. Es kommt wenigstens Kleins Zungendrescher, Platiglossus, 2. ihm ziemlich nahe; obgleich der Xanthurus rothe Floßen, und einen gabelförmigen Schwanz hat.

D. 3. Sparus Dentex, sp. 20. der Zahnbrachseme, Kleins Meerbraßem; Synagris, 1. s. diesen Artikel.

D. 4. Sparus Spinus, sp. 21. der Dornbrachseme; Sparus Iauanensis des Osbecks, Iter. 273. Er hat von einem rückwärts liegenden Stachel auf dem Rücken seinen Namen; sein Körper hat blaue bunte Striche, und sein Schwanz ist gabelförmig, und die Finnen nach drey Exemplarien sehr verschieden; in der Rückenfloße von drey bis vier und zwanzig zwölf bis dreyzehen steife; in der Brustfloße funfzehen bis siebenzehen; in der Bauchfloße von eilfen fünfe (sehr unwahrscheinlich) und von fünf und sechsen eine oder zwo steife; in der Afterfloße von vierzehen bis sechzehen drey bis sieben steife; und in der Schwanzfloße sechzehen bis achtzehen, Finnen; und ist er ein Indianer.

D. 5. Sparus Radiatus, sp. 22. das Strahlauge; des Dr. Garden Puddingfisk. Ist er wohl Turdus oculo radiato des Catesby, II. p. et tab. XII.? und

und folglich ein Drosselmaul des Kleins, Ciela 11.? s. diesen unsern Artikel, Th. II. S. 415. allwo die Catesbyische Beschreibung zu befinden, daraus die Kleinische und Linneische hergenommen. Nicht sowohl von seinen bunten Farben heißt er Puddingfisk, als vielmehr von seinem aufgeworfenen Maule Powtingfish; und ist er ein Caroliner.

D. 6. Sparus Virginicus, sp. 23. der virginische Meerbrachseme. In dem nordamerikanischen Meere soll sich noch eine andere schöne bunte Art finden, die in der Rückenflosse von sieben und zwanzig eilf steife, in der Brustflosse achtzehen; in der Bauchflosse von sechsen eine steife; in der Afterflosse von dreyzehen drey steife, und in der Schwanzflosse achtzehen, Finnen habe, und sich in den Farben folgender Gestalt unterscheide: von den Schultern gehe erstlich eine schwarze Binde durch die Augen nach dem untern Kiefer, denn eine andere von den Schultern über die Brust nach den Brustflossen, hierüber liefen noch viele blaue Linien der Länge nach parallel an den Seiten hin; der Schwanz sey stumpfgabelförmig und die Kiemendeckel ein wenig gezähnelt.

D. 7. Sparus Mormyrus, sp. 24. der Murmelbrachßem, Kleins Meerbraßem, Synagris, 16. s. diesen Artikel.

D. 8. Sparus Capistratus, sp. 26. der Zügelbrachsem. Der Gestalt nach soll er dem Pleuronectes Hippoglossus, gen. 163. sp. 4. des Ritters ähnlich seyn; mithin wäre er mit dem Kleinischen Flünder, Passer, 2. in Ansehung der Länge zu vergleichen. s. unsern Artikel, Flünder, Th. III. S. 151. Von einer bis an das Maul gehenden Binde soll er den Namen Capistratus, Zügelbrachsem, haben. Sein länglichter weißer Körper scheint mit einem Netze bedeckt zu seyn, weil jede seiner lockern Schuppen mit einem weißen Winkelhacken bezeichnet ist. Im Maule stehen oben zween große und unten vier dergleichen Vörderzähne, der Schwanz ist gerade und abgestutzt, die Rückenflosse fast so lang, wie der Rücken selbst; in derselben befinden sich von zwanzig Finnen neun stachlichte, in der Brustflosse zwölfe, in der Bauchflosse von sechsen eine stachlichte, in der Afterflosse von sechzehn eine dergleichen, und in der Schwanzflosse vierzehn Finnen. Er ist ein Amerikaner.

D. 9. Sparus Galilaeus, sp. 26. der Galiläische Meerbrachsem, den Hasselquist daselbst entdecket Itin. 343. n. 76. Er ist oben grünlich, unten weiß, hat einen ungetheilten Schwanz; die Kiemenhaut ist fünfstrahlicht, in der Rückenflosse hat der Erfinder von ein und dreyßig Finnen sie-

benzehn

benzehn stachlichte, in der Brustflosse eilf, in der Bauchflosse sieben, in der Afterflosse von funfzehn drey stachlichte, und in der Schwanzflosse zwanzig Finnen, gezählet. Der Ritter will glauben, daß der erstaunenswürdige Fischzug Petri, Luc. V. hauptsächlich aus dieser Fischart bestanden. Müller glaubet, daß des Hasselquists Nilbrachsem, der Egyptier Girelle hieher gehöre. s. unsern Artikel, Galiläischen Meerbrachsem, Th. III. S. 254.

Meerbutte.

Meerbutte sonst Blatteus auch Platteiß; Kleins Botte, Rhombus; s. unsere Artikel, Botte, Th. I. 918. und Flünder des Kleins Passer, Th. III. S. 149.

Meercastanie.

Meercastanie oder Meerkastanie ist, nach dem Chomel, ein Seefisch in einem Gehäuse, aus dem mittelländischen Meere, der auch Meerygel, oder Seeapfel genennet wird. s. Meerygel.

Meerdohle.

Monedula marina, Pelamis cranio diaphano, Richter. Kleins Pelamys, 4. s. unsern Artikel, Makrele, Th. V. S. 319.

Meerdrache.

Draco marinus, desgleichen kleiner Meerdrache, Dracunculus; s. unsern Artikel, Drachenfisch, Th. II. S. 389.

Meerdroßel.

Turdus; desgleichen die schöne Meerdroßel, Turdus oculo radiato; Richt. Kleins Droßelmaul, Cicla, 11; s. unsern Artikel, Droßelmaul, Th. II. S. 412. und 415.

Meereber.

Aper marinus; Gesners, S. 30. b. Aper, ein Meeräber, eine andere Art von Süßfischen. Zeus totus rubens, cauda aequali, rostro sursum reflexo, des Artedi, syn. p. 78. sp. 3. Zeus Aper, Linn. gen. 162. sp. 4. Müllers Saurüsselfisch, seiner Spiegelfische; s. diesen Artikel.

Meeregle.

Trüschegle, Phycis, des Gesners, S. 16. b. Phycis des Artedi, syn. app. p. 111. Kleins, Maenas, 6. s. unsern Artikel, Parschbastart.

Meeregle, s. unsern Artikel, Meerbersich, Th. V. S. 469.

Meereichel.

Meer- oder Seeeichel wurde von den griechischen Schriftstellern Balanus genannt. Der deutsche Name ist auch noch jetzo von Hr. Müllern einem Geschlechte von

von den vielschalichten Conchylien beygeleget worden, den griechischen aber hat Herr von Linné mit Lepas verwechselt, vielleicht um deswillen, weil das Thier in verschiedenen rindenartigen Schalen, als einem besondern Gehäuse, stecket, und das griechische Wort Lepas soviel als eine Schale oder Rinde bedeutet. Ehedem wurden unter diesem die Patellen oder Klippkleber verstanden. Das Thier der Meereichel ist eine Steinschnecke. Die Schale besteht aus vielen ungleichen Stücken, und ist mit dem untern Theile an einem andern Körper befestiget. Herr von Linné hat zwölf Arten bestimmet, welche wir hier alle, außer der Gänse- und Entenmuschel, ingleichen dem geöhrten Langhalse, welche unter Entenmuschel bereits bemerket sind, kürzlich nach Herr Müllers Anleitung beschreiben wollen.

1) Die große Seepocke. Diese Art wurde vorzüglich von den ältern Schriftstellern, wegen ihrer eichelförmigen Gestalt, Balanus, und daher auch vom Herrn von Linné Lepas Balanus, oder von den Holländern, weil öfters andere Körper damit ganz dicke besetzet sind, Zeepokken genennet. Das Gehäuse ist kegelförmig, sitzet mit dem breiten Ende fest auf, und zeiget in der abgestutzten offenen Spitze den vorragenden schalichten Deckel, womit das Thier bedecket ist. Es ist selbiges niemals größer, gemeiniglich kleiner, als eine Haselnuß und besteht etwa aus sechs, in die Rundung herumgesetzten, und der Länge nach gefurchten, aschgrauen oder weißlichten, zuweilen mit röthlichten Strichen durchzogenen Schalen, welche alle an einem sehr dünnen und mit einem andern Körper verwachsenen Boden fest ansitzen. Das Thier ist oben innerhalb der Oeffnung des Gehäuses mit vier schalenartigen, dreyeckichten Blättern bedecket, die in einer schiefen Spitze mit einer Spalte sichtbar sind. Es sitzen dergleichen im europäischen und indianischen Meere an Holz, Steinen und Muscheln, oftmals klumpenweise bey einander. Von dem Einwohner dieser Meereichel hat Herr Müller eine genaue Beschreibung und Abbildung gegeben. Man sieht an selbigem vier und zwanzig klauenartige, einer gekräuselten Feder ähnliche Bärtchen; zwölfe davon steigen paarweise von dem Rücken des Thieres in die Höhe, und sind gelb, wie Horn durchsichtig, und voller Gelenke; jedes Gelenke zeiget an der hohlen Seite zwo Reihen Härchen, und diese dienen gleichsam zum Netze, den Raub aufzufangen. Die zwölf andern Bärtchen sind kleiner, stehen je sechs und sechs neben den größern, aber

aber paarweise, wie Krebsscheren, auf einem Stamme, und sind biegsamer, auch mit mehrern Härchen besetzet. Mitten aus der Wurzel der größten Klaue steiget ein Rüssel empor, der sich mit großer Geschwindigkeit nach allen Seiten bewegen kann. Dieser ist durchsichtig, köcherartig rund, und besteht aus lauter Ringen, die sich nach und nach verengern; die Mündung desselben aber ist mit einem Kranze von beweglichen Härchen besetzet. Innerhalb dem Rüssel steckt eine Spiralzunge und das Maul sieht einem zusammengezogenen Beutel ähnlich, wo sich noch sechs bis acht hornartige Zähnchen zeigen, deren Spitzchen entweder sägförmig ausgezacket, oder mit Büscheln besetzet sind, die ihre Richtung unterwärts haben, damit der Raub, welcher mit dem Bärtchen ertappet und mit dem Rüssel angezogen ist, nicht wieder zurück treten könne. Die Einwohner der übrigen Lepaden kommen mit diesem größtentheils überein, zeigen jedoch bey etlichen einige Abänderungen.

2) Die kleine Seepocke, Lepas balanoides Linn. Sie ist nicht nur kleiner, sondern auch von der vorigen Art darinnen unterschieden, daß die Blätter der Schale glatt und ungefurchet, jedoch mit Fugen an einander geheftet, und die obern Deckel nicht spitzig, sondern stumpf sind. Der Rüssel des Thiers ist eine weiche gedrehte Röhre, die zu jeder Seite vier lange, gegliederte, haarichte Füßchen und noch drey dergleichen längere und dickerer, mit scheerenförmigen Spitzen hat, welche auch noch mit zwo gegliederten Bürsten bewaffnet sind. Das Maul führet zwo Zähnchen, die mit einer Lippe bedecket. Sie werden an der Nordsee an den Klippen gefunden, und zwar auf einer nämlichen Oberfläche von der Größe eines Hirsesaamens an, bis zur Größe einer Erbsen.

3) Die Wallfischpocke, Lepas diadema Linn. Das Gehäuse ist größer, als bey andern Arten und besteht aus sechs keilförmigen, und gleichsam aus vier Walzen zusammengesetzten, und durch rauhe Querrunzeln vereinigten Blättern, welche noch durch gegenseitige, glatte, eingedrückte und kaum merklich der Quere nach gerunzelte Zwischenräume von einander unterschieden werden. Die Höhlung des Gehäuses kann man in die obere und untere eintheilen. Die obere ist krugförmig, einfach, und geht in die zwote Höhle hinein; diese, oder die untere, gleichfalls krugförmige, führet an den Seiten sechs andere kleine, dreyfache Höhlungen. Die Haut der Wallfische, auch die Klippen sind der Aufenthalt.

4) Schild-

4) Schildkrötenpocke, Lepas testudinaria Linn. Sie sitzt gemeiniglich auf der Schale der Schildkröten und wird in verschiedenen Meeren gefunden; wird auch Schildkrötenlaus, so wie die vorige Wallfischlaus, genannt. Das Gehäuse ist flach erhaben und besteht aus sechs ausgehöhlten, gestreiften Blättern; in den sechs Zusammenfügungen kömmt eine Sterngestalt heraus.

5) Die Helmpocke, Lepas galeata, welche Herr von Linné in den Zusätzen angeführet, sitzt auf den Aesten und zwischen den Stämmen der Horncoralle. Die Schale hat die Gestalt eines Helms, ist kahnförmig, glatt, besteht aus verschiedenen zusammengewachsenen Schilden und zeiget seitwärts eine schiefe viereckichte Mündung.

6) Die Meertulpe, Glöcklein, Kühschellenförmige Meereichel, große Meerpocke, Lepas tintinnabulum Linn. Der erste Name scheint der schicklichste zu seyn, indem das Gehäuse die Größe einer Tulpe erreichet, vielblätterichte, weiß, aschgrau, auch wohl roth gestreifet, oben offen und abgestutzet und auswendig runzlicht ist. Oberwärts sieht man zwey spitzige Beinchen, die sich wieder spalten, sonst aber wie Zähne in einander schließen. Wenn diese Beinchen von einander weichen, strecket das Thier zwölf haarichte Federbüsche heraus. Man findet dergleichen klumpenweise in verschiedenen Meeren.

7) Die Seemütze, auch holländisch Myter und Lepas mitella vom Herrn von Linné, auch der aufgehende Tulipan genannt. Das Gehäuse ist gedrückt, erhaben, und ungleichförmig gestreift; der untere, an den Klippen befestigte Theil, wie Chagrinleder, rauh, und besteht aus zwo weißen Schalen. Oberwärts sieht man vier bis fünf Beinchen, welche die Gestalt der Vogelklauen haben und zwischen welchen das Thier seine Fasern herausstrecket. Die Indianer pflegen solches, wie auch von der vorigen Art, zu essen, oder schmackhafte Brühen davon zu verfertigen. Man findet dergleichen auf den Klippen in dem Chinesischen und Indianischen Meere.

8) Das Federmesser, Lepas scalpellum Linn. auch von den Holländern Pennemes, wegen einiger Aehnlichkeit und der Gestalt, also genannt. Die Schale ist gedruckt, einigermaßen glatt und besteht aus dreyzehn Klappen, womit der obere Theil des Thieres bedecket ist, an jeder Seite sitzen sechse, und eine machet auf dem Rücken das Schloß aus. Eine gemeinschaftliche Haut verbindet alle innerlich unter einander. Auf den Seegewächsen in Norwegen werden dergleichen gefunden.

9) Der

9) Der Plattfuß, Lepas Palmipes. Die Schale ist gerade aufgerichtet, kegelförmig, etwas eingedrückt, weiß, von der Größe einer Erbse, und die Schilde an der Wurzel mit einem flachen Fuße versehen. Die Anzahl der Schilder, welche glatt und unterwärts getheilet sind, beläuft sich auf viere bis sechse. Der Deckel ist vierklappicht und schief. Der Ocean liefert dergleichen. Herr von Linné hat diese Art neuerlich in den Zusätzen beschrieben.

Meereidex.

Lacertus marinus; Saurus, eine Art im Mittel- die andere im rothen Meere; Richt. s. unsere Artikel, Eydex, Th. II. S. 734. und Forelle, Trutta dentata, 10. Kleinii, Th. III. S. 176.

Meereinhorn.

Monoceros, See-Einhorn, Narwhal, s. unsern Artikel Einhorn, Th. II. S. 511.

Meerengel.

Rhina, Squatina; Squalus Squatina, Linn. gen. 131. sp. 4. Müllers Meerengel seiner Haayfische. Rhina, 1. des Kleins, s. unsere Artikel, Engel- Mönchfisch, Th. II. S. 587. u. f.

Meerengel, eine Art Rochen, Raia Rhinobatus, L. gen. 130. sp. 9. Kleinii, Rhinobatus, 1. Engelsray, s. diesen unsern Artikel, Th. II. S. 592. 93.

Meeresel.

Eine Art Stockfisch, Asellus, Gadus Merlucius, Linn. gen. 154. sp. 11. Kabbeljau; s. diesen unsern Artikel, Th. IV. S. 231. no. 11.

Meereydexe.

Meereydexe, auch Seestint; Saurus, ex cinereo nigricans, Catesby, p. et tab. 2. s. unsern Artikel, Eydex, Th. II. S. 734. Trutta dentata 10. des Kleins, s. auch Forelle, Th. III. S. 176.

Meerfenchel.

S. Bacillenkraut.

Meerfische.

Meer- und Seefische sind alle große, und auch zum Theil kleine, Fische in dem großen Welt- und andern Meeren; Pisces marini, Poissons de Mer. Sie werden in Tief- Strand- und Klippfische eingetheilet. Unter denselben sind die meisten so geartet, daß sie ihre Wohnungen nicht verändern; einige aber treten doch zu gewissen Zeiten heraus, und begeben sich, aus Begierde zu süßen Wassern, in die Ströme, wie Lachse und Stöhre, welche in verschiedene Flüsse, insonderheit aber auch in unsere Elbe, über-

treten. Schellfische, Pamuchelu, Rochen, Zungen, auch Heeringe, können hieher gerechnet werden; desgleichen die Seebarsche oder Zander.

Meerfläsch.

Orbis, sonst auch Lump- und Kugelfisch, ingl. Schnotelff, des Gesners, S. 83. b. Tetraodon Hispidus, Linn. gen. 137. sp. 6. Kleinii Crayracion, 2. ein Kropffisch, s. diesen Artikel, Th. IV. S. 788. und Flasche, Th. III. S. 103. Wir merken mit an, daß er von einigen Deutschen, nicht vom Gesner, ein Meerhahn, Gallus marinus genannt werde.

Meerfröuwle.

Nereis, des Gesners, S. 105 b. sonst Meerfräulein; Nereis des Rondelets; gehören zu den Meerwundern; s. indessen unsern Artikel, Ambize Angulo, Th. I. S. 241.

Meerfrosch.

Meerfrosch, nach Müllern eine Art seines Seeteufelgeschlechts, Lophius Piscatorius, Linn. gen. 133. sp. 1. ein Froschfisch des Kleins, Batrachus, 1. s. unsern Artikel, Froschfisch, Th. III. S.

Meerfuchs.

Vulpecula marina; Vulpecula des Bellons; Galeus Centrina, ein Spitz- oder Sauhund des Gesners, S. 78. b. und 79. desgleichen des Linnäus, gen. 131. sp. 2. eine Spitznase des Kleins, Galeus, 7. s. unsere Artikel, Hayen, Th. III. S. 705. und Spitznase.

Meergewächse.

Meer- oder Seegewächse sind von mancherley und unter sich von ganz verschiedener Art. Viele davon sind wahre Gewächse oder Pflanzen, andere aber und viel mehrere haben ein ganz eigenes Ansehen, gleichen öfters mehr einem Steine, als einer Pflanze, oder sind sonst von den Gewächsen unterschieden, und daher bald zu diesem, bald zu jenem Naturreiche gerechnet, und mit verschiedenen Namen beleget worden. Die gewöhnlichsten oder bekanntesten Meergewächse sind die Corallen, welche eine steinichte und kalchartige Beschaffenheit, doch aber das Ansehen einer Pflanze haben, und diese pfleget man Lithophyta oder Steinpflanzen zu nennen. Andere, welche nicht steinicht sind, jedoch unter den Corallen gemeiniglich mit begriffen werden, erhielten den Namen Horncorallen, oder Keratophyta. Und diese Eintheilung hat man auch in den neuern Zeiten beybehalten, und Herr von Linné selbst die verschiedenen Meergewächse in zwo Ordnungen vorgetragen, und in der ersten unter dem Namen Lithophyta diejenigen angeführet, welche

che steinicht sind, in der andern aber solche verzeichnet, welche mehrentheils ein hornartiges Bestandwesen, oder doch wenigstens ein weicheres Gewebe haben, und diese Zoophyta oder Thierpflanzen genennet; außer diesen zwey Hauptgeschlechtern findet man beym Ritter auch noch das dritte, unter dem Namen Phytozoa oder Pflanzenthiere. Diese alle haben in dem Natursystem des Ritters unter den Thieren einen Platz erhalten, und machen in der Classe der Würmer die beyden letzten Ordnungen aus. Die vierte Ordnung der Würmer begreift die Lithophyta, oder eigentlich sogenannten Corallen, welche Würmer zwar einen weichen, aus vielen Gliedmaßen zusammengesetzten Körper haben, welcher aber in einer harten Schale sitzet, und dieses Wohnhaus selbst erbauet. Es kommen darinnen vier Geschlechter vor. Als 1) die Röhrencoralle, Tubipora, welche aus walzenförmigen Röhrchen besteht. 2) Sterncoralle, Madrepora, so durch die eingedrückten Sternchen kenntlich ist. 3) Punctcoralle, Millepora, welche überall mit vielen Punctstichen, und 4) Cellencoralle, Cellepora, so mit hohlen Cellen besetzet ist.

Die Würmer der fünften Ordnung sind nicht, wie Herr von Linné schreibt, Urheber ihrer Schale oder ihres Stammes, wie die Steinpflanzen, sondern die Schale ist der Urheber ihres Daseyns. Es sind die Stämme wahre Pflanzen, welche durch eine Veränderung der Gestalt in beseelte Blumen oder wirkliche Thiere übergehen, die ihre Fortpflanzungswerkzeuge und Mittel der Bewegung haben, damit sie die Bewegung, welche sie nicht von außenher erhalten, aus sich selbst haben und besitzen möchten. Da jedoch nicht alle vom Ritter in dieser Ordnung angeführte Geschöpfe in diesen Eigenschaften übereinkommen, hat derselbe einen Unterschied derselben angemerket, nämlich, wie die meisten dieser zusammengesetzten Thierchen angewurzelt sind, Aeste treiben, und ihr Leben durch Zweige, abfallende Knospen, in eine Veränderung der Gestalt oder Uebergang in belebte Blumen, die sich selbst bewegen, und in saamentragende Capseln übergehen, gerade als ob die Pflanzen eigentlich Pflanzenthiere ohne Gefühl und Bewegung, und die Pflanzenthiere wahre Pflanzen mit einem Nervensystem oder Werkzeugen des Gefühls und der Bewegung wären; andere hingegen haben zwar ein pflanzenartiges Wachsthum, sind aber nicht angewurzelt, sondern gehen frey herum. Die erstern nennt Herr von Linné Zoophyta oder Thierpflanzen, die letztern aber Phytozoa, oder Pflanzenthiere.

Die erstern werden in neun Geschlechter abgetheilet; als 1) Isis, oder die ächte Coralle, welche dem Ansehen nach zu den Steinpflanzen gehöret. 2) Gorgonia, Horncoralle. 3) Alcyonium, Seekork. 4) Spongia, Meerschwamm. 5) Flustra, Seerinde. 6) Tubularia, Seeröcher. 7) Corallina, Corallenmoos. 8) Sertularia, Coralline. 9) Vorticella, Seegallert. Von den Pflanzenthieren finden wir sechs Geschlechter; als 1) Polypus, Polype. 2) Pennatula, Seefeder. 3) Taenia, Bandwurm. 4) Voluox, Kugelthierchen, 5) Furia, Höllendrache, und 6) Chaos, Infusionsthierchen. Daß von diesen einige außer dem Meere ihre Wohnung haben, dürfen wir kaum erinnern, haben aber alle hier zugleich anführen wollen. Herr Pallas hebt diesen Unterschied zwischen den Steinpflanzen und Thierpflanzen ganz und gar auf, indem diese alle, seiner Meynung nach, Thierpflanzen sind, die in folgender Ordnung an einander gränzen; als

1. Geschlechte Hydra, Polype.
2. — Eschara, Seerinde.
3. — Cellularia, Cellcoralle.
4. — Tubularia, Röhrencoralle.
5. — Brachionus, Bastartpolype.
6. Geschlechte, Sertularia, Blasencoralline.
7. — Gorgonia, Seestaude. } Horncorallen.
8. — Antipathes, Seebaum. } Horncorallen.
9. — Isis, Edelcoralle.
10. — Millepora, Kalkcoralle, Punctcoralle.
11. — Madrepora, Sterncoralle.
12. — Tulipora, Orgelcoralle.
13. — Alcyonium, Seekork.
14. — Pennatula, Seefeder.
15. — Spongia, Seeschwamm.

Die Geschlechter Taenia, Voluox und die übrigen mustert derselbe, als ganz zweifelhafte Körper aus dem Reiche der Pflanzenthiere aus. Die Beschreibung von diesem allen findet man unter den besondern Namen, wie denn auch, was die Ordnung dieser Körper in dem ganzen Natursysteme betrifft, bey der Coralle das nöthige angeführet und daselbst angemerket worden, wie bey jeder Meynung, man mag solche zum Pflanzen- oder Thierreiche rechnen, noch viele Zweifel übrig bleiben. Umständlicher hat hiervon Herr Müller in der deutschen Ausgabe des Linnäischen Natursystems

stems, und zwar im 2ten Bande des VIten Theiles gehandelt, woselbst er sowohl S. 643—666. eine besondere Einleitung in die Geschichte der Corallen gegeben, als auch diesem Bande von S. 931—960. eine allgemeine Anmerkung über die Stein- und Thierpflanzen, und ihren vermuthlichen thierischen Ursprung beygefüget. Wir könnten es bey dem unter Corallen bereits angeführten Bemerkungen bewenden lassen, oder auch unter dem Namen Stein- und Thierpflanzen von diesem noch immerfort dauernden Streite der Naturforscher weiter handeln; dieweil aber beyde Arten von Körpern gleiches Schicksal haben, und Herr Müller die neuere Meynung aus mancherley wichtigen Gründen zu widerlegen gesucht, wollen wir noch einiges anführen und dadurch die kurze bey den Corallen gegebene Abhandlung ergänzen.

Von den eigentlichen Meergewächsen giebt es demnach zwo Hauptordnungen, als die Stein- und Horncoralle; die erstern sind die Lithophyten. Diese entstehen, nach der Meynung des Ellis und anderer, welche solche als Thiere betrachten, aus einem Ey, das sich in Gestalt eines milchichten oder gelblichten Tropfens, auf einem Felsen ansetzet. Dieses verwandelt sich in ein kleines, fast unsichtbares Thierchen, in Gestalt eines Polypen. Es lebet, nähret sich, spritzet einen kalchichten Saft aus, und dieser Saft verhärtet. Es leget seine Eyer in seinem Lager von sich und stirbt. Die Eyerchen brüthen auf dem alten Lager aus. Die herauskommenden Thierchen machen es, wie die Mutter, nähren sich aus dem Seewasser, spritzen einen kalchichten Saft aus, welcher nach Art der Conchyliengehäuse über und um ihren Körper hart wird, und eben die strahlichte Gestalt erhält, als die ausgebreiteten Polypen haben. Sie legen ferner auf diesem Neste wieder ihre Eyer und sterben ab. Nun ist der erste Corallenpunct durch die erste Erzeugung schon vergrößert, und die Sache geht in der nämlichen Ordnung weiter von statten, und das angefangene Corallengewächse nimmt in der Höhe und Dicke zu. In dem weitern Fortgange dieser Erzeugungen wird die Familie der Polypen so stark, daß sie nicht mehr beysammen Platz haben, sie fangen daher an sich abzutheilen, und dadurch entstehen die Aeste, oder die blätterförmige Ausdehnung des Stammes, nach Beschaffenheit der vielen Corallenarten. Es ist demnach die ganze Coralle ein Thier, oder vielmehr Millionen Thierchen. Man sieht unter den Vergrößerungsgläsern ihre Aerme, man findet sie essen, ihren Raub haschen, sich verstecken, ein-

kriechen und ausdehnen, Eyerchen legen, und thierische Haushaltung treiben. Sie geben beym Verbrennen einen laugenhaften Geist und Salz, und einen thierischen Geruch, mithin haben sie nichts pflanzenartiges an sich, als nur die äußerliche Gestalt.

Die andere Ordnung der Meergewächse enthält die hornartigen Corallen, oder Zoophyta, Thierpflanzen. Der Anfang ist abermals ein Ey, oder ein kleiner Punct, welcher sich in die Länge dehnet, und eine vegetabilische Rinde, aber ein animalisches Mark hat. Es ist also ein bekleidetes Thier, dessen Fortpflanzung, nach Art der Gewächse, durch Abtheilung neuer Aeste und Sprößlinge, welche als junge Thierchen an den alten festsitzen, und mit ihnen leben, vor sich geht. Aus den Oeffnungen der Rinde kommen viele Köpfchen hervor, zeigen sich vielstrahlicht, und nehmen eine Blumengestalt an, die aber belebt ist. Wenn das pflanzenartige Thier hungert, treten die Köpfchen hervor um Speise zu haschen; wird solches erschüttert oder aus dem Wasser gezogen, so zieht es die Köpfchen ein. Aus den Köpfchen dringt ein schleimichtes Wesen hervor, und dieses machet die äußerliche Rinde aus, welche nach verschiedenen Arten verschieden ist.

Die, mit den besten Vergrößerungsgläsern gemachten Entdeckungen, wird wohl nicht leicht jemand in Zweifel ziehen, und Herr Müller giebt gern zu, daß die Körperchen, welche man an den Corallen hervortreten sieht, so beschaffen sind, so viele Strahlen haben und solche Bewegungen machen, wie solche Donati, Ellis, Bodaert, Houttuin und andere beschrieben und abgebildet haben. Ob aber der daraus gefolgerte Schluß, daß diese entdeckten Sachen Polypen seyn, und ob diese undenklich kleinen Thierchen alle die kalchartige Corallenmasse ablegen, völlig richtig sey, ist eine ganz andere Frage, und noch immerfort zweifelhaft, wie man leicht aus den Gründen abnehmen kann, welche wir bey Coralle angeführet haben. Die neue Lehre, welche Herr Müller von Erzeugung der Corallen und aller Gewächse ausgedacht, scheint mit eben so großen, und fast noch größern Schwierigkeiten verbunden zu seyn. Es schreibt derselbe hiervon also: In unsern Augen sind alle entdeckte Theilchen an den Corallen nichts als organisirte Körperchen der Vegetation, welche in allen Gewächsen vorhanden seyn müssen. Es sind die so genannten, und nunmehr vergrößerten, angewachsenen und entwickelten Infusionsthierchen, ohne welche gar keine Vegetation statt hat. Es sind die Triebfedern des organischen Lebens, welche alle

Pflan-

Pflanzen beleben und wachsend machen, und die nur im salzigen Meerwasser zu einer bessern Consistenz und in einer verbundenen Gestalt deutlicher zu sehen sind, als in den Pflanzen der Erde. Er setzet hinzu: der Saft, welcher aus Pflanzen fließt, scheint ein Tropfen Feuchtigkeit zu seyn; wäre aber dieser durch ein salzichtes Wesen zu einer Consistenz gediehen, so würde derselbe durch so viel Poros in Gestalt der vielärmigen Polypen hervortreten, und sich in dieser überaus zarten Gestalt auf vielerley Art bewegen, oder wären die so genannten Polypen der Coralle minder consistent, so würden wir, statt der Arme auch nichts anders als einen zusammengeflossenen schleimichten Tropfen sehen. Kann man wohl zugeben, daß aus Tropfen Pflanzen aufwachsen; wozu dienen die Saamen? sind diese und die Keime mit den Infusionsthierchen auf irgend eine Art zu vergleichen? Kann man die Saamen für dergleichen Thierchen halten, oder liegen diese in den Saamen verborgen? Man kann darüber den Artikel Infusions-Thierchen nachlesen. Man wird hierbey gar nöthige Zweifel finden. Hr. Müller aber hält diese, die Polypen und mehrere wurmartige Körper nicht für Thiere, sondern vielmehr für Gewächse, indem er, um ein Thier zu seyn, eine Seele erfordert, dergleichen jene Körper nicht besitzen. Ein neuer und gewiß zweifelhafter Umstand. Reizbarkeit, vornehmlich Empfindlichkeit, und Seele, sind diese von einander unterschieden, und wie? die Auflösung gehört nicht hieher. Wir haben schon unter dem Artikel Gewächse angemerket, wie schwer es sey, zu bestimmen, was ein Gewächse, und wodurch solches von einem Thiere zu unterscheiden sey. Und so lange ein solches allgemeines und deutliches Unterscheidungszeichen nicht ausfündig gemachet werden kann, so lange wird man wegen der Gränzen des Thier- und Gewächsreiches zweifelhaft bleiben und daher auch mit gleicher Wahrscheinlichkeit viele von den Seegewächsen eben sowohl zum Thier- als Gewächsreiche rechnen können, und deswegen behalten wir die Namen Thierpflanze und Pflanzenthiere billig bey, und setzen diese als das mittelste Glied der Kette zwischen das Thier- und Gewächsreich. Herr Müller, ob derselbe gleich diese alle für Pflanzen hält, giebt doch gern zu, daß derselben Wachsthum als Wasserpflanzen und besonders als Pflanzen des salzichten Wassers von dem Wachsthume der Erdpflanzen unterschieden sey; und deswegen sind und bleiben die Meergewächse ganz besondere Körper, und beweisen eben so deutlich, als alles andere, was in dem Meere be-

befindlich ist, die wunderbare Mannichfaltigkeit der Schöpfung und die unergründliche Weisheit und Allmacht des Schöpfers.

Meergras.

Fucus. Die meisten Meergräser enthalten einen purpurfärbigen Saft, welcher aber zu mancher Zeit häufiger, zu anderer in geringerer Menge sich zeiget, und daher ist es glaublich, daß die ältern Schriftsteller, wenn sie von der Schminke reden, womit sich das Frauenzimmer roth gefärbet, und diese durch das Wort Fucus ausgedrücket, auch wirklich einen Fucum oder ein Meergras verstanden haben. Diesen rothen Saft erhält man sonderlich, wenn die Meergräser durch das Wasser oder andere Feuchtigkeiten erweichet werden. Urin mit Salz gesättiget soll hierzu vorzüglich dienen, und dadurch eine rothe Tinctur herausgezogen werden. Die Mädchen in Kamtschatka überziehen das Meergras mit Fischfett und reiben damit das Angesicht, wodurch solches ganz roth gefärbet wird. Im Deutschen heißen diese Pflanzen Seeschilf oder Meergras. Hr. Planer hat Tang zum Geschlechtsnamen erwählet.

Die Meergräser gehören unter die Aftermoose, und sind Meerpflanzen, welche entweder auf dem Grunde des Meeres wachsen und durch die heftigen Winde abgerissen und an das Ufer geschmissen werden, oder auch nahe an dem Ufer ihre Wohnstadt haben, und bey der Ebbe des Meeres zum Vorscheine kommen; doch sollen auch einige, obgleich sehr wenige Arten, in den süßen Wässern sich aufhalten, wie Herr Gmelin bemerket, welcher von den Meergräsern ein eigenes Werk, Historia Fucorum betittelt, herausgegeben, und darinnen diese Gewächse auf die vollkommenste Art abgehandelt hat.

Das Ansehen und die Gestalt der Meergräser ist sehr verschieden, bey allen aber doch eine gewisse Aehnlichkeit, oder dasjenige Merkmal anzutreffen, wodurch dieses Pflanzengeschlecht bestimmet und erkannt werden kann. Einige derselben stehen aufgerichtet und haben ein strauchartiges Ansehen, andere sind ausgebreitet und auf die Erde gestrecket, und diese bestehen meistentheils aus verschiedentlich gestalteten Blättern. Einige sind einfach, andere sind ästig, einige völlig ganz, andere verschiedentlich gespalten und getheilet. Manche sind kaum einen Daumen, andere wohl zwanzig Fuß lang. Einige sind zähe und lederartig, andere knorplicht oder schleimicht, oder auch häutig und blättericht. Manche sind durchsichtig, andere undurchsichtig. Bey den blätterichten, welche aus einer dünnern, gleichsam papiernen Haut bestehen, hat Herr Gmelin keine

keine Wurzel, oder etwas derselben ähnliches wahrnehmen können, die übrigen haben entweder eine fäserichte oder knollichte oder breite tellerförmige Wurzel, welche aber der Pflanze nicht zur Nahrung dienen soll. Hr. Gmelin hat keine Blüthen, weder Staubfäden noch Griffel wahrnehmen können, beschreibt aber kugelförmige schleimichte Körnchen, welche in einem einfächerichten und mit einer Oeffnung versehenen, Behältnisse aufbehalten, und gemeiniglich auf den Spitzen, aber auch auf andern Stellen angetroffen werden. Einige haben außer diesen Fruchtblasen noch andere leere oder mit Luft erfüllete Blasen. Wegen dieser mancherley Verschiedenheiten sind die allgemeinen Geschlechtskennzeichen schwer anzugeben. Herr Gmelin nennt diejenigen Gewächse Meergräser, Fucos, welchen alle diejenigen Theile, so sonst die Pflanzen besitzen, sonderlich die Befruchtungswerkzeuge gänzlich mangeln, und welche deswegen sich von allen andern Gewächsen, und nicht allein von den vollkommenen, sondern auch den übrigen unvollkommenen durch ihr einfaches Wesen und eigenes Ansehen unterscheiden. Reaumür will zwar in dem sägförmigen und eichblätterichten Meergrase, auch in verschiedenen andern Arten Blüthen und Saamen entdecket haben; Gmelin aber behauptet das Gegentheil. Wir wollen beyder Meynung kürzlich anführen. Nach Reaumürs Angeben, s. Pariser Akad. Abhandl. 3 Band 838 S. brechen die Blüthen über das ganze Blatt aus, es ist gleichsam damit besäet, und nur die Ribbe oder Stängel und Aeste sind davon frey. Jede Blüthe ist ein kleiner Blumenstrauß und besteht aus unzähligen, sehr kleinen, feinen Fäden, die fast alle gleich lang sind. Alle gehen aus einem kleinen Loche im Blatte heraus, und dieses Loch nimmt Reaumür für den Kelch an. Wenn die See die Pflanzen verlassen hat, liegen die Fäden alle auf dem Blatte ausgestrecket und sind weniger sichtbar, wenn die Pflanze naß, als wenn sie trocken ist. Staubbehältnisse hat Reaumür an diesen Fäden nicht entdecken können, scheint aber zu glauben, daß solche zu gewisser Zeit mit dergleichen besetzet gewesen. Wenn die Blüthen fast abfallen wollen, fangen die Enden der Blätter an aufzuschwellen, und wenn sie eine gewisse Dicke erreichet haben, werden sie zu Hülsen, worinnen die Saamen liegen. Diese Dicke beträgt oft sieben bis acht Linien und die aufgeschwollenen Enden zeigen gemeiniglich zwey Hörner, oder sind zwey- auch wohl dreyspaltig, manchmal auch ungetheilet und glatt. Sie sind auch von

verschiedener Länge. Wenn man dergleichen durchschneidet, findet man es mit einem zähen, klebrichten und durchsichtigen Wesen erfüllet. Das Blatt scheint aus zween über einander liegenden Häuten zu bestehen, und die zähe Materie sammlet sich zwischen beyden, treibt sie aus einander und machet, daß die Enden der Blätter dicker werden. In dem durchsichtigen, leimichten Wesen erscheinen viele kleine, runde, röthliche Körnchen, welche an die Wände des Blattes selbst angeheftet sind. Es sind diese aber nicht die Saamen selbst, sondern Behältnisse, in welchen die rothgelben Saamen, und zwar von einer ähnlichen zähen Materie umwickelt, liegen. Durch dieses Angeben eines Reaumürs bewogen hat Hr. von Linné männliche und weibliche Blüthen angenommen, und nach dessen Beschreibung bestehen die erstern aus Bläschen und dazwischen gestellten Härchen, die weiblichen aber aus Bläschen, welche mit einem leimichten Wesen und Saamenkörnern erfüllet sind. Herr Gmelin aber widerspricht dem Hrn. Reaumür in allen Stücken. Es hat zwar derselbe die Fäden auf der Oberfläche einiger, aber der wenigsten Meergräser gesehen, und hält solche nur für Haare, welche, wie bey vielen andern Pflanzen, die Flächen ohne Ordnung und ohne bestimmte Gestalt einnehmen und im frischen Zustande mit einer klebrichten Feuchtigkeit überzogen, auch zu allen Zeiten, wenn gleich keine Blasen vorhanden, zugegen sind; führet auch verschiedene Ursachen an, weswegen man selbige nicht für Staubfäden halten könne, davon wohl die wichtigste ist, daß weder Reaumür, noch auch Pallas und Baster, und vielleicht niemand, als Donati, Staubbeutel auf derselben wahrnehmen können. Herr Gmelin hält vielmehr diese Haare für Gefäße, welche den Nahrungssaft einsaugen und der Pflanze mittheilen, indem diese Gewächse durch die Wurzel dergleichen nicht erhalten können. Eben so will auch Hr. Gmelin die vom Herrn Reaumür beschriebenen Saamen und deren Behältnisse nicht dafür annehmen. Diejenigen, welche in den Blasen Körner enthalten und vom Gmelin blasenförmige Meergräser genannt werden, und eine tellerförmige Wurzel, knorplichten, mehrentheils gespaltenen Stängel, innerlich ein höhlichtes Gewebe und glatte Oberfläche haben, zeigen im jüngern Zustande hiervon gar nichts, nach und nach erheben oder erweitern sich selbige in einigen Theilen, und wenn sie zu der Zeit der Länge nach durchschnitten werden, sieht man wollichte Fäden, welche die beyden Flächen von einander absondern; nach und nach werden

den diese Theile immer größer, stellen Blasen vor und zwischen dem wollichten Gewebe erscheint ein gallertartiger Saft, in welchem viele Körner liegen. So viel Körner zugegen, so viel Löcherchen zeiget auch die Blase, und durch diese Löcherchen fallen die Körnerchen heraus, und sind auch alsdenn mit dem leimichten Wesen überzogen und kleben dadurch an diejenigen Körper, welche zu ihrer Aufnahme geschickt scheinen und verwandeln sich in neue Gewächse; daher folgert Hr. Gmelin, daß diese Körner von sich selbst fruchtbar und zu Erzeugung neuer Pflanzen geschickt seyn, und der leimichte Ueberzug das Anhängen derselben befördere; hingegen verhindere, damit solche nicht durch das Wasser weggespühlet, mithin zum Wachsthume ungeschickt gemachet würden. Andere Meergräser zeigen statt dieser in den bläsichten Behältnissen eingeschlossene Körner seitwärts, oder auch an dem Winkel und den Enden der Stängel und der Aeste, andere, platt ansitzende, oder gestielte, kugelförmige Blasen, und welche daher Gmelin kugelförmige Meergräser, globuliferos fucos, genannt. Diese haben mit den gegliederten Wasserfäden, Conferuis articulatis, einige Aehnlichkeit, sind aber wirklich davon unterschieden, indem die bläsichten Kugeln bey den Wasserfäden wirkliche Befruchtungstheile enthalten, dergleichen aber bey den Meergräsern darinnen nicht angetroffen werden, und dennoch sind diese Kugeln bey den Meergräsern nöthige Theile. Sie sind, wie bey der ersten Gattung, nicht immerfort zugegen, und erscheinen nur, wenn die Pflanze älter wird. Bey der ersten Gattung zeiget sich der Schleim zuerst, und dieser treibt die Seiten von einander und zuletzt erscheinen die Körner; bey der andern aber werden die kugelförmigen Behältnisse zuerst gemachet, und der leimichte Saft ist alsdenn in kleiner Menge zugegen. Dieses kugelförmige Behältniß enthält einen oder zween gleichfalls kugel- oder eyförmige Saamen, welche sich, wie bey der ersten Art, fortpflanzen. Die blasenförmigen Meergräser, wenn sie zu einem gewissen Alter gelanget, sind auf der ganzen Oberfläche klebricht anzufühlen, welches bey den kugelförmigen niemals statt hat. Bey diesen ist der Leim nur in den Kugeln befindlich. Die pinselförmigen Meergräser, penicilliferi, welche beym Herrn Gmelin die dritte Ordnung ausmachen, zeigen, statt der Blasen und Kugeln einen dünnen, eyförmigen, ausgetrockneten, undurchsichtigen, gestielten und am Ende mit vielen Fäden besetzten Körper, welcher inwendig nichts weiter, als ein höhlich-

tes Gewebe, auch kein leimichtes Wesen enthält. Obgleich aber Herr Gmelin hierinnen keine Körner oder Saamen entdecken können, so zweifelt derselbe doch nicht an ihrer Gegenwart, und hält davor, daß diese Arten, wie die ersten, dadurch fortgepflanzet würden. Die vierte Ordnung nennt Herr Gmelin die corallenartigen Meergräser, corallinos, und rechnet dahin den Fucum pauonicum, welchen Herr von Linné zuletzt mit der Watte vereiniget, und den Squamarium, als welche mit den Corallinis Linn. viele Aehnlichkeit haben; wie denn auch Hr. Pallas den pauonicum mit den Corallinis vereinigt hat, mithin diese alle von dem Pflanzen- zu dem Thierreiche verwiesen werden können, s. dieses Schauplatzes II. Band in der Abhandlung von Coralle, auch den vorherstehenden Artikel Meergewächse, auch der Fucus pauonicus gleiches Schicksal erhalten müsse, indem dieser, wie die Corallinae, aus einem wirklichen kalchartigen Wesen besteht, und weil des Squamarii Materie der kalchartigen sehr nahe kömmt, hat Hr. Gmelin beyde hier vereiniget und corallenartige genannt. Die Befruchtungstheile bestehen aus Cirkellinien, welche auf dem Rücken der Zweige liegen und durch saamentragende Querfurchen abgetheilet sind. Die gewurzelten Meergräser, radicati, machen die fünfte Ordnung aus. Diese haben eine ästige, zäserichte Wurzel, welche in die Felsen eindringt. Alles ist bey diesen ganz einfach und die Befruchtungstheile mangeln gänzlich, doch wird das schleimichte Wesen bey selbigen angetroffen. Es bestehen solche aus einfachen, knorpelartigen und blätterichten Stängeln, an welchen sich mit der Zeit Blasen erzeugen, so durchaus mit einem schleimichten Wesen erfüllet sind. Dieses mag vielleicht fruchtbare und dem Saamen ähnliche Körner enthalten. Die blätterichten Meergräser, membranacei, machen die sechste Ordnung aus. Diese bestehen nur aus einer dünnen durchsichtigen Haut, und zeigen nichts, was einem Saamen ähnlich seyn, und zur Fortpflanzung dienen könnte. Vielleicht vermehren sich diese, nach Art der Polypen, und Herr Gmelin berichtet, wie auf der Oberfläche viele Schildlein oder Schuppen sich darstellen, welche abfallen und in eine neue Pflanze aufwachsen. Die siebende Ordnung des Herrn Gmelins führet den Namen Agara, unter welchem auch Rumph verschiedene Arten Meergräser beschrieben hat. Sie sind auch blätterartig, und vermehren sich vielleicht wie diese, das Blatt aber ist durchaus, wie ein Sieb durchlöchert. Die Tremellae Dillen.

oder das Geschlecht Vlua Linn. machen bey Herr Gmelin die achte Ordnung aus. Diese bestehen aus einem gleichförmigen, durchsichtigen, häutichten, öfters auch gallertartigen Wesen, zeigen nichts von Blüthe und Frucht, und scheinen sich allein durch den leimichten Schleim zu vermehren, welcher auch zuweilen eine kugelförmige Gestalt annimmt, und als besondere Erhebungen auf der Oberfläche sich darstellet. Die neunte Ordnung nennet Gmelin Vluas, und rechnet dahin diejenigen Tremellen, welche eine ausgehöhlte Gestalt haben, sonst aber mit denen, von der achten Ordnung, genau übereinkommen. Die zehnte Ordnung könnten nach Herr Gmelins Meynung die Byssi und Conferuae ausmachen, welche gleichsam die erste Anlage des Gewächsreiches abgeben, und entweder nur aus Fäden oder Staub bestehen, welche derselbe aber nicht weiter erwähnet hat.

Es ist bereits angemerket worden, daß die Meergräser entweder keine Wurzel haben, oder welche auch dergleichen besitzen, doch dadurch nicht ernähret werden. Alle Feuchtigkeiten, welche das Meerwasser ihnen mittheilet, werden durch die Oeffnungen, so auf der ganzen Oberfläche erscheinen, und bey vielen Arten mit Haaren besetzet sind, eingesogen und der ganzen Pflanze mitgetheilet. Daher sind die Meergräser gleichsam unsterblich oder unverweßlich. Wenn man dergleichen an dem Meerufer, mit Sand bedecket antrifft, sind sie vertrocknet und scheinen abgestorben zu seyn. Wenn aber das Wasser durch den Wind auf den Sand gespielet wird, leben sie wieder auf. Meergräser, welche man viele Jahre getrocknet aufbewahret, werden, wenn man sie einige Zeit ins Wasser leget, dieses einsaugen und wieder in ihren ersten Zustand versetzet werden. Erwählet man hierzu Seewasser, oder vermischet Seesalz mit dem süßen Wasser, wird dieses Aufleben um desto gewisser erfolgen, ja es werden die neuaufgelebten Pflanzen gleichsam Knospen treiben, und zu ihrer Vermehrung geschickt gemachet werden. Woraus denn ganz sicher abzunehmen, daß auf der Oberfläche Oeffnungen zugegen seyn müssen, wodurch das Wasser sich einschleichet und durch die ganze Pflanze verbreitet, mithin der Wurzeln nicht benöthiget seyn.

Die Meergräser enthalten viel Meersalz in sich, und deswegen werden selbige gerne von den Thieren gefressen, und zur Düngung der Aecker nützlich angewendet. Besonders merkwürdig ist, daß die Meergräser vorzüglich häufig in solchen Gegenden des Meeres angetroffen werden, woselbst sich große Flüsse von süßen Wasser

mit

mit dem Meere vereinigen, daher auch aus der häufigen Gegenwart derselben sicher zu schließen, daß in der Nähe festes Land und süßes Wasser anzutreffen sey.

Die Meergräser machen eine zahlreiche Familie aus, und Herr von Linné hat in der Murrayischen Ausgabe derselben sechs und funfzig, und Herr Gmelin sieben und neunzig, oder mit Inbegriff der Tremellen hundert und acht Arten beschrieben, von welchen wir nur einige, und die bekanntesten oder merkwürdigsten anmerken wollen.

1) Das sägförmige Meergras, Fucus serratus L. Viele Pflanzen von dieser Art wachsen so dichte nebeneinander, daß sie an den meisten Orten die Erde, welche die See bey der Ebbe verlassen hat, gänzlich bedecken. Jede ist mit ihrer Wurzel an einen Stein befestiget, und diese nimmt auf der untern Fläche die Gestalt des Steines selbst an. Fasern, welche in den Stein eindringen, sieht man nicht, sondern der untere Theil des Stängels ist nur durch eine klebrichte Materie, dergleichen die ganze Pflanze enthält, gleichsam auf den Stein angeleimet. Ohngefähr aus der Mitte dieser Wurzel treibt ein, auch mehrere Stängel. Jeder Stängel ist ein wenig platt, die Seiten aber sind rund, und treibt gemeiniglich von der Wurzel an, bis anderthalb Zoll darüber, drey bis vier Zweige aus. Diese sind dem Stängel ähnlich, nur dünner, und theilen sich mehrmals in viele andere. Alle Aeste und ihre Zweige stellen gleichsam die Ribbe der Blätter vor und liegen in einer Fläche, wie die Finger einer ausgestreckten Hand. Es fangen nämlich der Stängel und alle Aeste, einige Zoll von ihrem Ursprunge an, dem Blatt zur Ribbe zu dienen. Das Blatt hat daselbst eine fast unmerkliche Breite, welche aber unvermerket zunimmt. Das Blatt theilet sich nachher, wie sich die Ribben theilen; überhaupt kann man die Blätter als Flügel der Zweige ansehen, und diese daher geflügelt nennen. Die Ribben oder Zweige des Stängels sind braun, oder dunkelgrün, das Blatt aber ist grün und fällt ins olivenfärbige. Die Enden der Blätter sind abgerundet und die Ränder sägförmig eingekerbet. Man könnte sagen, die ganze Pflanze sey der Länge nach an den beyden geflügelten Rändern mit sägförmigen Zähnen besetzet. Daß auf der Oberfläche viel Haarbüschel stehen, und diese Reaumür für Blüthen ausgegeben, haben wir bereits oben erwähnet. Luftblasen findet man an dieser Art niemals, an den Enden der Zweige aber sitzen die kugelförmigen Saamenbehältnisse. Reaumür hält diese

und

und die folgende für eine Art, und die Luftbläschen und den eingekerbten Rand der Blätter für zufällig; in beyden aber wird demselben von Gmelin widersprochen, und angemerket, wie zuweilen zweyerley Arten Meergräser mit einander verwachsen angetroffen würden, und Reaumür dadurch betrogen worden. Dieses Meergras giebt nach den Verbrennen viel, doch weniger Salz als das folgende. In Norwegen wird solches mit Salz bestreuet, denen Ochsen vorgeleget. Es wohnet im großen Weltmeere tief unter dem Wasser.

2) Das eichblätterichte blasichte Meergras, die See- oder Meereiche, Quercus marina, Fucus vesiculosus L. Das Ansehen dieser Art ist gar sehr veränderlich, und Herr Gmelin rechnet verschiedene Arten des Herrn von Linné, als den Fucum spiralem, inflatum und diuaricatum, als Abänderungen, zu derselben. Ueberhaupt hat das eichblätterichte mit dem sägförmigen viele Aehnlichkeit. Gemeiniglich entstehen aus einer Wurzel mehrere ein bis drey Fuß hohe, platte oder breite, und auf beyden Seiten geflügelte Stängel, welche sich gemeiniglich in zween Aeste spalten, und diese mehrmals in Zweige sich vertheilen. Diese machen ebenfalls die Ribbe des Blattes aus, und die Blätter sind bald schmal, bald breit, gemeiniglich platt, zuweilen auch krausicht, oder runzlicht, auch gewunden. Alle theilen sich vorwärts in zween oder drey Lappen, welche sich an den Enden in die aufgeschwollenen Saamen- und Leimbehältnisse verwandeln, deren jedes seine eigene Oeffnung hat. Außer diesen sieht man auch ganz hohle, oder nur mit einem fadichten Gewebe erfüllte kugel- oder eyförmige, auch zuweilen mehr plattgedrückte Luftblasen, welche einzeln, oder auch mehrere beyeinander, oftmals hin und wieder, vornehmlich aber an den Blätterwinkeln ansitzen, wodurch sich diese Art leichtlich erkennen und von andern unterscheiden läßt. Nur das so genannte knotige Meergras besitzt gleichfalls dergleichen Bläschen. Es wächst in dem atlantischen Meere, giebt an dem Ufer des Meeres einen häßlichen Gestank von sich, und erscheint alsdenn blutroth, indem die Farbe durch die Sonnenhitze gleichsam aus dem innern Wesen herausgezogen worden ist. Es ist solche Farbe aber leicht vergänglich und tauget zum Färben nicht. In Oeland und andern Gegenden pfleget man damit die Häuser zu decken, und die Aecker fruchtbar zu machen. In Gothland wird diese Pflanze Sweintang genant, indem solche, in Wasser gekocher, für die Schweine ein gutes Futter abgiebt.

giebt. Es enthält viel Salz, und wenn man selbiges einige Zeit im Wasser unterhält, erscheinen auf der Oberfläche viele Crystallen, welche entweder cubisch sind, oder zarte Spiese vorstellen. Man hat diese Pflanze auch als ein kräftiges Arzneymittel empfohlen. Richard Rüssel war der erste, welcher derselben auflösende und zertheilende Kraft erkannt, und vorzüglich wider die Verhärtungen der Drüsen und den Krebs empfohlen. Gaubius, Gaster und andere, haben nachher diese herrliche Tugend durch mehrere Erfahrungen bestätiget. Rüssel hat sowohl mit den Saamenblasen, wenn sie noch mit dem leimichten Safte erfüllet sind, die verhärteten Theile gerieben, als auch auf diese Behältnisse Wasser gegossen, dieses funfzehn Tage darauf stehen lassen, und nachdem sich solche in eine Gallert verwandelt, damit die Kröpfe und andere krebsartige Verhärtungen täglich etlichemal bestrichen, und jedesmal wieder mit Meerwasser abgewaschen, und dadurch Hülfe erlanget. Er hat auch die Blätter an der Luft getrocknet, hernach verbrannt, und das, dadurch erhaltene, schwarze Pulver, welches er den Pflanzenmohr, Aethiopem vegetabilem, nennt, bey Kröpfen, Verhaltung der monathlichen Reinigung, Krätze und andern Krankheiten heilsam befunden. Man kann davon dessen Dissert. concerning the use of Sea water weiter nachlesen. Hr. Baster hat aus fünf und zwanzig Unzen Seewasser, einer halben Unze Salz von diesem Meergrase, und drey Unzen Violensyrup eine Mixtur verfertiget, und davon etliche Unzen, den Tag über einigemal, diejenigen trinken lassen, welche mit verhärteten, knotichten Drüsen beschweret waren. Auch den ältern Aerzten war die kräftige Wirkung dieser Pflanze nicht unbekannt, und Plinius hat selbige wider die Gicht empfohlen. Die Kamschadalen kochen solche mit süßem Wasser und trinken dieses wider den Durchfall. Weil dieselbe viel laugenhaftes Salz enthält, wird auch in England daraus Pottasche, oder eine Art Soda verfertiget, worüber man du Hamel in dem Tractate von Bäumen, Sträuchern, ꝛc. im 2ten Theile 63 S. nachlesen kann.

3) Das knotichte Meergras, Fucus nodosus Linn. sitzt gleichfalls auf den Steinen, vermittelst eines Fußes, oder breiten Wurzel, woraus verschiedene Stängel aufschießen, deren jeder sich vier- bis fünfmal in zween Aeste vertheilet. Ihre Länge ist zu sechs Fuß, sind schwach, biegsam, und können sich nicht aufrecht erhalten, wenn sie das Wasser verläßt, welches jedoch auch von vielen andern Arten gilt. Ferner sind die Stängel

platt,

platt, aber nicht allenthalben gleich breit, geflügelt, oder an beyden Seiten mit kurzgestielten Blättern besetzt. Manchmal kömt nur ein Blatt, manchmal zwey bis drey aus einem Anwachswinkel hervor; bald stehen sie wechselsweise, bald einander gegen über, und näher bey oder weiter von einander. Einige sind länglicht, andere am Ende abgerundet; die Größe ist auch verschieden. Die größten und dicksten werden in Saamenbehältnisse verwandelt und zeigen äußerlich kleine Löcher. Aus dem Stängel selbst entstehen Luftblasen, welche die Gestalt einer verlängerten Kugel abbilden.

4) Das schwimmende, netzartige Meergras, Sargossa, Fucus natans Linn. Der Stängel ist selten über eine Elle lang, biegsam, rundlich, gestreifet, dunkelgrün, und in sehr viele, kaum merklich dünnere Zweige vertheilt, welche dergestalt unter und mit einander verbunden und verwiret sind, daß sie gleichsam ein Netz vorstellen. Auf den Zweigen sitzen viele schmale, lanzetförmige, ausgezackte, ungestielte, hellgrüne Blätter; ingleichen gestielte Früchte, welche mit den kleinen unreifen Wachholderbeeren ziemlich übereinkommen, und rundlich, grünlich gelb und von außen meist glatt sind. Mehrentheils steht bey jedem Blatte nur eine solche Beere, und wenn man selbige aufschneidet, ist sie leer oder nur mit Luft erfüllet und besteht aus einer dünnen Haut. Hr. von Linné giebt vor, daß diese Pflanze keine Wurzel habe, und Osbeck meldet, wie solche ohne alle Zeichen einer Wurzel in dem Meere schwimmend gefunden werde. Hr. Gmelin aber behauptet das Gegentheil, und besitzt Stücke, welche durch eine tellerartige Wurzel mit dem Steine vereiniget sind. In Amerika wird diese Art häufig gefunden und Columbus hat sie in solcher Menge angetroffen, daß er berichtet, wie das Meer dadurch einer Wiese ähnlich geworden, und Herr Laer meldet, wie er auf seiner Seereise fünf und zwanzig Tage über fast durch lauter solches Meergras geschiffet, und deswegen seine Reise nicht fortsetzen können, wenn man solches nicht aus dem Wege geräumet und den Schiffen Luft gemachet hätte. Hr. Osbeck berichtet, wie die Ostindienfahrer einen Theil des Oceans Kräsee, oder Grassee, wegen des daselbst häufig schwimmenden Meergrases, zu nennen pflegeten, und bemerket, wie es zwar scheine, als ob dieses wandernde Seegras, welches ihm mit nordlichen Winde begegnete, von der afrikanischen Seite, oder den dahin gelegenen Inseln gekommen seyn müsse; setzet aber hinzu, wenn dieses also wäre, hätte er es auf der Hinreise viel eher antreffen sollen,

welches aber weder Osbeck noch jemand von seinen Reisegefährten gesehen. Da nun diese Gesellschaft auf dem Rückwege ihren Lauf mehr nach Westen genommen, habe man dieses Seegewächse häufiger oder sparsamer angetroffen, je nachdem man Westindien näher gesegelt oder weiter davon geblieben; woraus denn zu schließen, daß dieses Gewächse von Amerika kommen müsse; wie es denn auch in dem Meerbusen von Florida in großer Menge angetroffen, und von da durch heftige Stürme und herrschende Westwinde in das offene Meer getrieben, von andern Winden aber verhindert wird, daß es nicht ganz nach Afrika herauf getrieben, sondern auf dem Oceane hin und wieder aufgehalten werde. Beym Sturmwetter sinkt dieses Gewächse nicht unter, jedoch wird es zuweilen von den Wellen etwas untergedrückt, da es denn einen grünen Schein von sich giebt, da es sonst von gelblichter Farbe ist. Wenn es in das Wasser zurückgeworfen wird, schäumet dieses heftig. Noch hat Osbeck beobachtet, wie dieses Gewächse in allen Theilen härter, als gewöhnlich, erscheine, dieses aber von einem Schleime herkomme, welcher sich bisweilen um die Zweige und Blätter ansetzet, und in welchem sehr kleine, schwärzliche Körner, oder eigentlich Krappen- und andere Insecteneyer eingeschlossen sind, die, wenn sie in der Folge ihre Wohnung verlassen, dergleichen Spuren in dem hart gewordenen Schleime zurücklassen. Bey feuchtem Wetter schlägt an diesem Gewächse, ohngeachtet es getrocknet worden, eine salzige Materie häufig aus. Die getrockneten Blätter erhalten, wie Rumph meldet, eine rothe Farbe, und werden in Holland dieser Ursache wegen gebrauchet. In Spanien wird solches mit Essig bereitet, und als Salat gespeiset. Es ist auch als ein Arzneymittel berühmt. Die Portugiesen weichen und kochen solches in Wasser und trinken dieses, den schmerzhaften und verhinderten Abgang des Urins zu erleichtern; und der Steuermann hat Herr Kalmen berichtet, daß man es in Amerika trockne, zu Pulver mahle, und dieses den gebährenden Weibern eingebe, um die Geburt zu befördern, ingleichen, daß man desselben sich wider die Fieber bedienete.

5) Das leinblätterichte Meergras, Acinaria Donati, Fucus acinarius Linn. Aus der tellerartigen Wurzel treiben viele runde, gelblichtbraune, mit Borsten und länglichten, schmalen, völlig ganzen, platt auffitzenden Blättern, auch Luftblasen besetzte Stängel. An dieser Pflanze will Donati männliche und weibliche Blumen beobachtet haben, worinnen

innen aber Gmelin demselben gar nicht beypflichtet.

6) Das fadenförmige, ästige Meergras, Fucus elongatus L. ist beständig von der See bedecket und wird durch die Fluth an das Ufer geworfen. Es besteht nur aus einer Art von Theilen. Stängel, Zweige und Blätter sind nur lange olivenfärbige Stricke, welche aber breiter als dicker scheinen. Die Zweige erhalten gegen drey Fuß Länge, und jeder theilet sich etlichemal in zween andere. Auf der Oberfläche sitzen viele Haarbüschel; nirgends sieht man Luftblasen; die Schleim- und Saamenbläschen aber auf der ganzen Pflanze zerstreuet, und durch ihre Oeffnungen kann man die kleinern, und an den Wänden befestigte Saamenkörner leicht wahrnehmen.

7) Das fadenförmige, ungetheilte Meergras, Meerfaden, Meerstrang, Fucus filum Linn. Die Pflanze besteht aus rundlichen, am Anfange und beym Ende dünnern, in der Mitte dickern, glattern und ungetheilten, nur durch Gelenke unterbrochenen, etliche Ellen langen Stängeln, ohne alle Zweige und Blätter. Es verwickeln sich selbige unter einander und wenn sie austrocknen, werden sie schneckenförmig gewunden. Es wird dieses öfters in dem Meere schwimmend angetroffen, liegt aber niemals auf der Oberfläche des Wassers, sondern schwimt unter derselben.

8) Das eßbare Meergras, Alga coralloides Rumph. Fucus edulis Gmel. Der ganz kurze Stängel theilet sich in einige klebrichte, rundliche, zarte Aeste, welche sich in andere aufrechtstehende und am Ende zweyzackichte Zweiglein verbreiten. Das ganze Wesen desselben ist weich und gallertartig und kann daher auch nicht aufbehalten werden. In Ostindien wird dieses Meergras, wenn es zuvor im Wasser eingeweichet worden, häufig gespeiset. Ob die indianischen Vogelnester, welche die Chineser, auch andere Völker für eine Delicatesse halten, vorzüglich aus diesem Meergrase verfertiget werden, und dadurch einen besondern Geschmack erhalten, läßt sich nicht mit Gewißheit bestimmen.

9) Das nadelförmige Meergras, Fucus tendo Linn. Diese ganz besondere Art wird in China und Java gefunden und besteht aus rundlichen, zähen Stängeln, welche ohngefähr die Stärke einer Schweinsborste, aber sechs bis sieben Fuß Länge haben. Am Anfange sind sie am dünnsten, gegen das Ende werden sie etwas dicker und endigen sich mit einem eyförmigen, schleimichten Knöpfchen. Die Chineser verfertigen daraus Fäden und gebrauchen solche auf mancherley Weise; daher

her auch Bauhin solches mit dem Spartograse verglichen hat.

10) Das süße handblätterichte Meergras, Fucus dulcis Gmel. Der Stängel ist ganz kurz und rundlich. Die Blätter fangen schmal an, werden nach und nach gegen anderthalb Daumen breit, und gegen zehn Daumen lang. Sie sind klebricht, am Rande wellenförmig, unterwärts ganz, am obern Theile aber gespalten und handförmig ausgebreitet. Wo sich das Blatt theilet, sitzt auf der innerlichen Seite einer, auch zween Zähne. Die Pflanze ist jederzeit häuticht und durchsichtig, zuweilen aber ist das häutichte Wesen so dünne, als Papier, ein andermal so stark, als Leder; und im letzten Falle sind die Blätter wohl einen halben Fuß breit, und gelbröthlich gefärbet. Die Irrländer und Schottländer pflegen dasselbe zu trocknen, und fast beständig, aus eingeführter Gewohnheit, zu kauen. Wenn die getrockneten Blätter im Wasser eingeweichet werden, geben sie einen angenehmen Violengeruch von sich. Den Einwohnern der Insel Kurillici ist dasselbe, wie Herr Steller erfahren, eine sehr angenehme Speise. Sie essen solches frisch und roh, oder kochen es mit dem Fische, welchen sie Borsa nennen, und erhalten dadurch einen rothen Brey.

11) Das süße, ganzblätterichte Meergras, Isländisches Meergras, Alga saccharifera Islandica. Fucus saccharinus Linn. Diese ganz besonders gestaltete Art hat keine tellerförmige Wurzel, sondern ist am Steine mit vielen kleinen Fasern oder Hacken befestiget, welche alle aus drey oder vier Wurzeln entspringen. Auf allen diesen steht ein Stiel oder Stängel, welchen Reaumür als rundlich, Gmelin aber platt beschreibt, ohngefähr einen halben Fuß hoch und mit einem einzigen Blatte besetzet. Dieses machet die ganze Pflanze aus, und ist nicht in Stücke oder Zweige vertheilet, sondern am Rande ganz, glatt und eben. Wo es am Stiele befestiget steht, ist es rund und schmal, wird nach und nach gegen einen halben Fuß breit, und diese Breite behält es bis auf zween Drittheile seiner Länge, von da es wieder schmäler wird, und sich spitzig endiget. Auf selbigem sieht man überall Runzeln und Vertiefungen, welche mit einem fruchtbaren Schleime erfüllet sind. Das ganze Blatt erreichet ohngefähr vier Ellen Länge. Zuweilen ist solches am Rande eingekerbet, auch wohl gekräuselt; die Farbe ist olivengrün. Nahe am Rande dieses Blattes hat Reaumür Haarbüschel, oder, wie er dafür hält, Blüthfäden wahrgenommen. Die Isländer pflegen dieses Meergras mit

mit Milch zu kochen und einen Brey daraus zu verfertigen. Sie befeuchten solches auch mit süßem Wasser, legen es an die Sonne, und, wenn es trocken geworden, in hölzerne Gefäße, da es denn nach einiger Zeit eine weiße Farbe und zuckerartigen Geschmack erhält. Sie nennen solches Fiallgras, oder auch Soel. Die Engländer, welche am Meerstrande wohnen, kochen solches, und essen es statt eines andern Kohlgemüßes. Was man für Zucker ausgiebt, soll, nach Hrn. Gmelins Angeben, nichts anders, als das Meersalz seyn, welches, wenn es die Zunge nur wenig berühret, einen süßlichen Geschmack erreget, wenn man es aber hinterschlucket, die Gedärme reizet und purgiret.

Seba hat gemuthmaßet, daß man aus den Meergräsern Papier machen könne, welches auch schön weiß werde, wenn die Pflanzen durch starkes Waschen mit Meerwasser, ingleichen durch Regen und Thau das klebrichte Wesen verlohren haben, womit alle Meerpflanzen überzogen sind. Dieses aber ist vielleicht mehr vom Tang und Wasserfaden zu verstehen, wie bey Abhandlung dieser Geschlechter soll angeführt werden.

Meergras, S. auch Wiesenkraut.

Meergropp.

Gobius marinus niger; Richter; ist die zwote Art, oder schwarzer Meergropp, Gobius niger, des Gesners, S. 6. b. desgleichen des Linnäus, gen. 159. sp. 1. Müllers Meergrundel, s. Grundeln. Kleins Gobio, 1. s. Rockfisch, auch Grundeln, Th. III. S. 534.

Meergropp, Tibelfisch, Blennus, des Gesners, S. 3. b. auch Gobio squamosus, Richt. Blennius Ocellaris, Linn. gen. 155. sp. 4. der Müllerische Schmetterlingfisch seiner Roßfische; des Kleins Blennus, 1. ein Stocknarr; s. unsern Artikel, Butterflyfisch, Th. I. S. 1041.

Meergrundel.

Apua; Gobius Aphya, Linn. gen. 159. sp. 4. Nilgrundel; s. unsere Artikel, Grundel, Th. III. S. 535. und Grau, 509.

Meergrundel, Gobius niger, Linn. gen. 159. sp. 1. ebendaselbst.

Meerhaen.

Gallus marinus, seu Faber Indicus, Willughbey, App. p. 3. tab. 7. no. 1. Kleins Tetragonopterus, 9. et 10. s. unsern Artikel, Flünderaff, Th. III. S. 154.

Meerhahn.

Meerhahn, nach Müllern, Zeus Gallus, Linn. gen. 162. sp. 2. s. Spiegelfische; Kleins Terragonoptrus, 9. ein Flünderaff; s. auch diesen Artikel, Th. III. S. 154. und Jean Kapelle, Th. IV. S. 230.

Meerharderen.

Cestreus, Mugil, des Gesners, S. 36. a. Mugil Cephalus, Linn. gen. 184. sp. 1. Kleins Cestreus, 1. Meeräsche, s. unsere Artikel, Meeräsche, Th. V. S. 460. und 463. desgl. Großkopf, Th. III. S. 527.

Meerharfe.

Citharus; Limanda; Solea, 6. des Kleins, eine Sohle; s. diesen Artikel, desgleichen unsern Artikel, Harfe, Th. III. S. 657.

Meerhase.

Meerhasen nennt Müller das 139ste Thiergeschlecht des Ritters Linnäus, Cyclopterus, welches am Bauche zwo, in einem Kreise an einander gewachsene Floßen führet; s. unsern Artikel, Fisch, Th. III. S. 70. daher die lateinische oder vielmehr griechische Benennung genugsam gerechtfertiget ist. Die Holländer nennen solche Fische Snottolf; die Franzosen Lieure; wir Deutsche Meerhasen. (Denn Gesner, S. 84. b. hat sie vorlängst Schnottolfen und Seehasen genannt) doch läßt sich diese Benennung auch dadurch nicht rechtfertigen, daß sie eine ganz ungewöhnliche und unförmliche Gestalt haben; da selbige den Landhasen gar nicht ähnlich fallen will.

Zum Geschlechtszeichen nimmt der Ritter an: einen stumpfen Kopf; statt der Zähne dienende oder gezähnelte Kiefer; eine vierstrahlichte Kiemenhaut; nach Müllern, eine vierstrahlichte Haut der Luftlöcher; und die bereits angezeigten, in einen Kreis gewachsenen oder zusammengezogenen Bauchfloßen. Es werden hier drey Arten nebst drey Unterarten der ersten Gattung, aufgeführet.

1) Meerhase, Cyclopterus Lumpus, der Lump, nach Müllern; Cyclopterus des Artedi, syn. p. 87. sp. 1. und, nach demselben, Lumpus Anglorum und anderer Schriftsteller; auch nach dem Schoneveld, p. 41. Lepus marinus nostras; Kleinii Onocotion, 1. ein Klebpfost; welcher umständlich verfaßte Artikel, Th. IV. S. 520. nachzusehen. Die drey Verschiedenheiten sind folgende:

A. Der eigentliche Lump, dessen Körper mit beinichten Schuppen eckicht bedecket ist. Die erste Rückenfloße ist ein Fettklumpe;

stumpe; die zwote hat ein und zwanzig, die Brustflosse zwanzig, die Bauchflosse sechs, nach dem Gronov funfzehn, die Afterflosse zehn, die Schwanzflosse neun, nach dem Gronov zwölf, Finnen; und die Schwanzflosse ist von der Rücken- und Afterflosse abgesondert. Die im Kreise stehende, einer hohlen Schüssel ähnliche, Bauchflosse, dienet ihm sich damit an Steinen anzuhalten. Sein Körper ist am Bauche breit und platt; der Rücken hoch und scharf; der Kopf stumpf; die Nasenlöcher einzeln und hervorragend. Das Tab. XI. fig. 1. abgebildete Exemplar war underthalb Schuh lang und hatte so viel Kraft in seiner Bauchflosse, daß es sich mit selbiger an einem zehn Pfund schweren Stein anhalten und mit sich in die Höhe ziehen lassen konnte, auch doch noch mit Gewalt davon losgerissen werden mußte. s. unsere Artikel Haffpode und Meerhase, Th. III. S. 619. und 670.

B. Der Stachelhase, Cyclopterus spinosus; des Kleins Crayracion, 12. ein Kropffisch. s. diesen Artikel, Th. IV. S. 793.

C. Die Langflosse, Cyclopterus Rarior; des Kleins Crayracion, 11. ein Kropffisch. s. d. Artik. ebendaselbst.

2ter Meerhase, Cyclopterus Nudus; der Schnottolf; mit welchem Namen er auch in Indien und Holland beleget wird. Er ist kahl oder nackend, und hat hinter dem Kopfe zu beyden Seiten eine einzige Stachel oder Finne an den Brustlöchern; die Rückenflosse aber hat sechs, die Brustflosse ein und zwanzig, die Bauchflosse fünf und zwanzig, und die Schwanzflosse zehn Finnen.

3ter Meerhase, Cyclopterus Liparis, der Ringbauch. Er ist vielleicht des Artedi Liparis, syn. p. 117. Liparis Auctor. und der Engländer Sea-Snail. Andere nennen ihn Cyclogaster. Seeschnecke mag er wohl in England heißen, weil er mit dem Bauche, wie eine Schnecke, fest anklebt. Die Rücken-, After- und Schwanzflossen sind mit einander verbunden; in welchen zusammen zwey und vierzig Finnen zu zählen; in den Kiemenflossen sieben und in der Brustflosse neun und zwanzig Finnen. Der Kopf ist dick und rund; die Kiefer etwas rauh; die Luftlöcher wie eine Erbse groß; an der Kehle ein bläulichweißer runder, mit zwölf braunen umgebner, Fleck; einen Zoll weiter der Nabel; denn die Afterflosse; an dem Zusammenhange der Flossen erscheint der Schwanz fast aalförmig. Der Fisch ist schlüpfrig, fast wie eine Schnecke, und hält sich besonders in den nordischen Meeren auf.

Meer-Seehasen, Lepus marinus, auch Lepras; s. unsern

sern Artikel, Hase, Theil III. S. 669.

Meerhaube.

Taenia; s. vorstehenden Artikel Meerbinden, und Aalbastart, Enchelyopus, 8. und 9. des Kleins, Th. I. S. 36.

Meerhecht.

Lucius marinus; Sphyrena, prima species, das erste Geschlecht der Meerhechte, Gesner S. 39. a. Esox Sphyraena, Linn. gen. 180. sp. 1. der Pfeilhecht. s. unsern Artikel, Hecht. Th. III. S. 724. Sphyraena, 1. des Kleins, s. Pfeilfisch.

Meerhecht, kleiner, Sphyrena parua, des Gesners, S. 39. a. Argentina Sphyraena, Linn. gen. 182. sp. 1. Müllers Ansjovis, s. Kleins Forelle, Trutta edentula, no. 14. Th. III. S. 180.

Meerheydox.

Meerheydox, des Gesners, S. 45. b. s. Meereydexe.

Meerhuhn.

Perdrix marina; s. Jungenfisch. Chomel.

Meerhund.

Seehund, Carcharias; Cynocephalus albus, 1. des Kleins, Hundskopf; s. diesen unsern Artikel, Th. IV. S. 162.

Meerhund, kleiner; Squalus Canicula, Linn. gen. 131. sp. 8. ein Spitznase des Kleins, Galeus, 4. s. unsern Artikel, Hayen, Th. III. S. 707.

Meeribisch.

S. Lavatere.

Meerigel.

Meerigel oder Seeapfel, Echinus marinus, sehr klug; Richt. Er gehöret nämlich nicht zum Fischreiche. s. unsern Artikel, Echiniten, Th. II. S. 473. Es beziehet sich aber Richter unfehlbar auf des Chomels Beschreibung, welche also lautet: Meerygel, Meerapfel, Hochel, und sonst auch von einigen Meercastanie, oder indianisches Stachelschwein genannt; lat. Erinaceus marinus, Hericius maris, Echinus marinus, Echinus esculentus planus sulcatus, Echinometra digitata, serosa, oder auch Carduus marinus; Franz. Herisson de Mer; (Oursin de Mer, Bomare) ist ein seltsamer Fisch mit einer harten Haut, wie Pergament, überzogen, und über und über voll harter und spitziger Stacheln, die ihm zu seiner Vertheidigung dienen müssen; einige sind beynahe ganz rund, oder oval, die andern lang. Die ersten

sten sind so dicke, wie ein Menschenkopf, auch manchmal wie ein Ballon; und scheint es, als wäre es nur ein einiges Stücke, weil man den Kopf schwerlich von dem Leibe unterscheiden kann. Die Farbe ist gelblicht und purpurhaft, schwarz oder weiß. Das Maul ist klein, mit einigen Zähnen besetzet, nebst einer kleinen Zunge. Die andere Art ist anderthalb bis zween Fuß lang, mit einem großen Maule. Man findet sie am Seestrande, dahin sie sich begeben, wenn sich die Wellen vom Sturme erheben, daher sie ein Zeichen sind, daß Sturm vorhanden ist. In einigen Ländern brauchet man sie zur Speise, und wird ihr Fleisch sammt dem Roggen gegessen; sie sind feucht und leicht zu verdauen. Die Meerygel führen viel flüchtiges Salz und Oel; sie eröffnen, reinigen, zertheilen, machen zeitig, Zeittreiben, dienen zur Reinigung alter Schäden, und werden innerlich und äußerlich gebrauchet. (Aber, mit dem Allen kann man noch nicht sagen: Fiat Piscis.)

Meerigel, S. auch Seeäpfel.

Meerigelsteine.

S. Echiniten.

Meerjungfer.

Meerfräulein, Siren, Nereis, s. Meerwunder.

Meerjunker.

Meerjunkerle, Iulis, des Gesners, S. 14. a. f. unsern Artikel, Julis, Th. IV. S. 315. und Lippfische, Th. V. S. 157.

Meerkatze.

Cercopitheeus. Unter diesem allgemeinen Namen versteht man alle langgeschwänzten Affen, die man ohne Zweifel deswegen Meerkatzen genannt hat, weil sie nicht in Europa einheimisch sind, sondern aus den übrigen Welttheilen über das Meer zu uns gebracht werden, und meistentheils Katzenschwänze haben, ob sie gleich sonst den Katzen sehr wenig gleichen. Herr Klein nimmt diese Benennung in einer noch weitläuftigern Bedeutung, und nennet alle geschwänzte Affen Meerkatzen, so daß er auch hierunter die Baviane rechnet, die sich durch ihren kurzen Schwanz von den eigentlich so genannten Meerkatzen unterscheiden.

Man findet dergleichen Affen nicht nur häufig in Afrika und Asien, sondern auch in Amerika; doch sind die Meerkatzen der alten Welt von den Meerkatzen der neuen Welt, wie der Graf von Büffon zuerst angemerket hat, in folgenden Stücken unterschieden. Die Meerkatzen, welche man in Asien und Africa antrifft, nämlich der Makak, der Patas, der

Malbruck, der Mangaby, der Mone, der grüne Affe, der Mustack und der Talapoin, haben Taschen in den Backen, worinnen sie ihre Speisen aufbewahren, und einen kahlen After mit Schwielen. Doch muß man hiervon einen langgeschwänzten Affen von Madagascar, nämlich den Duk, ausnehmen, welcher weder Beutel in den Backen noch Schwielen am Hintern hat, wie aus der unter dem Artikel Duck angeführten Beschreibung erhellet.

Die americanischen Meerkatzen haben keine Taschen in den Backen, keinen kahlen, sondern einen behaarten After ohne Schwielen. Ueberdieses sind bey diesen Thieren die Nasenlöcher an den Seiten der Nase, nicht aber unter der Nase offen, wie bey den Meerkatzen der alten Welt.

Diese letztern Meerkatzen bringt der Graf von Büffon wieder unter zwo Abtheilungen, wobey er die Beschaffenheit der Schwänze zum Grunde leget. Nämlich einige Meerkatzen dieses Welttheiles bedienen sich ihres Schwanzes, wie eines Fingers, um sich anzuhängen, auch sogar um etwas, das sie nicht mit den Vorderfüßen erreichen können, anzufassen; andere hingegen können sich ihres Schwanzes nicht auf solche Art bedienen, und sind auch von den vorigen in Ansehung des Gesichts und der Haare unterschieden. Die ersten, nämlich die americanischen Meerkatzen, die einen greifenden Schwanz haben, nennet der französische Naturforscher Sapajous, die übrigen aber Sagoins. Unter die Sapajous zählet er fünf Arten, nämlich den Uarin oder Aluate, den Coaita, den Saju oder eigentlich so genannten Sapajou, den Sai und den Saimiri.

Von den Sagoinen führet er sechs Arten an, nämlich: den Saki, den Tamarin, den Uistiti, den Löwenaffen, den Pinche, und den Mico.

Von allen diesen verschiedenen Arten wird in besondern Artikeln Nachricht gegeben.

Meerkatze, Seekatze, ein Seefisch, sieht dem Meergründel gleich, nur daß der Kopf breiter und dicker ist, hat ein großes weites Maul, und an dessen beyden Seiten gewisse kleine Haare, gleich den Bärten der Katzen, daher sie auch Seekatzen genennet werden. Sie hat drey Floßfedern, eine oben auf dem Rücken, und an jeder Seite eine. Diese Floßfedern bestehen aus spitzigen und giftigen Gräten, welche, wenn man damit gestochen wird, überaus sehr vergiften, und ist daher an den Orten, wo es ihrer viele giebt, sehr gefährlich zu baden. Die Spanier, welche sich gewaget, die von dem Meere verschlun-

gene

gene Reichthümer zu suchen, haben es mit ihrem Schaden erfahren, indem einer das Leben, der andere den Gebrauch seiner Gliedmaaßen verloren. Daher, wenn sie gefangen werden, tritt man mit den Füßen darauf, bis man ihnen den Angelhacken aus dem Maule genommen. Denn sonst kann es leichte geschehen, daß in dem Herumwälzen die Hände des Fischers verletzet, und lahm gemachet werden. Manche von diesen Seekatzen wiegen sieben bis acht Pfund, und an gewissen Orten sind sie nicht größer, als ein Daumen; ihre Floßfedern sind aber eben so giftig. Insgemein halten sie sich bey dem Einflusse der Ströhme in das Meer, ingleichen an solchen Orten, wo viel Morast ist, auf, und werden bey den americanischen Küsten des Nord- und Südmeeres, wie auch in Ostindien gefunden. Ob nun gleich die Gräten an den Floßfedern dieses Fisches sehr giftig sind; so sind es doch die andern Gräten nicht, und ist sonst dessen Fleisch sehr süße, wohlschmeckend und gesund. Chomel.

Meerkatzenbrodt.

S. Affenbrodt.

Meerkatzenfisch.

Marchais fieng hier, auf der Sclavenküste, Whidah, zween außerordentliche Fische; deren der andere, nicht ohne Ursachen der Affen- oder Meerkatzenfisch genennet wird. Er wird mit der Leine gefangen, oder mit der Harpune, wenn er so nahe an das Schiff kömmt, daß man ihn treffen kann. Es ist ein großer Fisch, indem manche beynahe zehn Fuß lang, und drey bis vier Fuß breit sind, von dem Ausgange des Nacken an, bis an ein Drittel von seiner Länge, da sie unvermerket abnimmt, und sich in einen langen runden Schwanz endiget. Von diesem Schwanze und seinem Kopfe hat er seinen Namen empfangen. Der Kopf ist rund, hat kleine Augen, und Haare auf der Oberlippe wie ein Knebelbart, und ein kurzes Kinn. Der Nacken unterscheidet sich sehr von dem Leibe, und oben auf dem Kopfe raget etwas wie eine Krone hervor. Er hat vier Floßfedern, und noch zween andere Hübel. Der größte von denselben ist an dem Ausgange des Nackens, der wie ein Schulterblatt gestaltet, und dicke, breit und lang ist. Der andere an dem Anfange des Schwanzes ist etwas kleiner. Seine vier Floßfedern sind dem Barte eines Wallfisches gleich. Die zwo vördersten können Hände genannt werden, wegen des Vermögens, welches ihnen die Natur gegeben hat, daß er sie unter dem Bauche oder über den Nacken zusammenfügen, und alles damit

zum

zum Munde führen kann. Die hintern Floßfedern stehen in der Mitte seines Bauches, und sind kleiner, als die vordern, und haben keine besondere Eigenschaften. Dieser Fisch ist von großer Behendigkeit und schwimmt sehr schnell. Wenn er sich auf der Fläche des Wassers zeiget, ehe er an den Hacken anbeißt, so sind seine Bewegungen sehr lustig anzusehen. Er kömmt hinzu, sieht ihn an, kostet daran mit den äußersten seiner Lippen, und geht alsdenn fort. Nach verschiedenen Drehungen verschlucket er ihn endlich. Wenn er aber seine Gefangenschaft merket: so machet er tausenderley Sprünge, welche den Zuschauer vergnügen. Er hat keine Schuppen, sondern eine mit kleinen Flecken besprengte Haut, wie die an einem Meerkalbe. Sie ist schwarz und glänzet wie ein Achat, so lange der Fisch lebet. Wenn er aber todt ist, so verliert sie ihren Glanz. Das Fleisch ist gut, aber nicht sonderlich zart, und schmecket wie mageres Rindfleisch. Er nähret sich von Fischen und Meergrase. In Ansehung seiner Farbe und der Küste, an welcher er gefangen wird, würde ihm der Name Negerfisch besser zukommen, als der von der Meerkatze. s. S. A. Reisen, IV. B. S. 389.

Meerkirschbaum.

S. Erdbeerbaum und Mehlbeerbaum.

Meerkohl.

S. Drattelblume, Meerwinde und Seekohl.

Meerkrähe.

Corax, Coracinus, ein Meer- oder Seerapp des Gesners, S. 29. a. Perca, 12. des Kleins s. Parsch.

Meerkrot.

Meerkrot oder Meerteufel, Rana Piscatrix; Rana piscatrix, s. marina, Meerkrott, Meerteufel, Fischerkrott, des Gesners, S. 64. u. f. Lophius Piscatorius, Linn. gen. 133. sp. 1. Müllers Meerfrosch. s. Seeteufel. Batrachus, 1. des Kleins Froschfisch. s. diesen Artikel, Th. III. S. 203. und Breedstad, Th. I. S. 964.

Meerküttle, Meerkuttelfisch.

S. Meerlülch.

Meerkuh.

Meer- oder Seekuh; sonst auch Manatus und Matrußa; desgleichen Lamentin; s. diesen Artikel, Th. V. S. 17. auch Fisch mit Händen, Th. III. S. 91.

Meerläbern.

Läberbrachsmen, Hepatus, des Gesners S. 27. b. Synagris, 3. des Kleins Meerbraßem; s. diesen Artikel, Th. V. S. 473.

Meerlerche.

Meer- oder Seelerche, Alauda marina, cristata et non cristata, davon Gesner, S. 4. und 5. fünf Gattungen aufführet; gehöret zu dem 155sten Geschlechte des Linnäus, Blennius, und besonders dessen sp. 1. Blennius Galerita, die Müller Seelerche nennet, unter seinen Rotzfischen. Blennus, 4. des Kleins, ein Stocknarr; s. diese Artikel, und Lerche, Th. V. S. 96.

Meerleuchte.

Eine Gattung der Seehähne, nach Müllern, Trigla Lucerna, Linn. gen. 172. sp. 5. Meerlicht ꝛc. Lucerna des Gesners, S. 17. a. Coryftion, 2. des Kleins ein Helmfisch; s. diesen Artikel, Th. III. S. 761.

Meerleyer.

Meerleyer, nach Müllern eine Gattung seiner Seehähne, Trigla Lyra, Linn. gen. 172. sp. 2. Lyra, die erste Art der Meerlyren des Gesners, S. 20. b. Cataphractus, 6. des Kleins, ein Küraßirer; s. diesen unsern Artikel, Th. IV. S. 831.

Meerlilie.

S. Nachtblume.

Meerlimonie.

S. Scheide.

Meerlinsen.

S. Entengrieß.

Meerlöwe.

Leo marinus; Meerlöwe, Monstrum Leoninum, des Gesners, S. 106. b. s. Meerwunder.

Meerlülch.

Loligo magna, Lolium, Teuthon, ein großer schmaler Blackfisch, des Gesners, S. 112. b. sonst Sepia, davon er vier Gattungen aufführet. Swammerdamms spanischer Meerkatzen eine Art, Sepia maris, ein Blackfisch. s. unsere Artikel, Ancornet, Th. I. S. 300. Blackfisch, (nicht Blachfisch,) Th. I. S. 780. Kurtelfisch, Th. IV. S. 870. auch Tintenfisch.

Meerlyre.

Die kleinere oder zwote Art, Cornuta, s. Lyra altera des Gesners, ebendaselbst. Trigla Cataphracta, Linn. gen. 172. sp. 1. Müllers Panzerhahn seiner Seehähne, und Cataphractus, 1. des Kleins ein Küraßirer; s. diesen Artikel, Th. IV. S. 828.

Meermensch.

Meerjungfer, Meermann, Meerweib, Meerminne, Sirene, Nereides, Ambisiangulo, Pezzemuger, cet. in beyden Indien,

dien, Africa, Asien, und America, in Europa um den Nordpol, bey den philippinischen und molukkischen Inseln, ein Fisch, so, wenn er gefangen wird, weinet und heulet. Richter. s. unsern Artikel, Meerfräulein und Meerwunder.

Meermeuwer.

Scarus, des Gesners, S. 7. b. ein Meuwbrachßmen, Labrus Scarus, Linn. gen. 166. sp. 1. der Müllerische Springer. s. Lippfische, Th. V. S. 152. Sargus, 5. Klein. ein Breitzahn. s. diesen Artikel, Th. I. S. 968.

Meermönch.

Galerita, in Brasilien, wovon dreyerley Arten in Brasilien bekannt. Richter. s. Meerwunder.

Meermönch oder Münch, s. auch Meerschwein.

Meernabel.

S. Deckelschnecke.

Meernadel.

Acus marina; Acus prima species, der Hornfische oder Meernadeln, des Gesners, S. 48. b. Esox Belone, Linn. gen. 180. sp. 6. Müllers Meernadel. Mastaccembelus, 1. Klein. ein Wurffspies. s. unsere Artikel, Hecht, Th. III. S. 728. und Hornfisch, Th. IV. S. 112.

Meernadel oder Nadelfische, nach Müllern, Syngnathus Aequoreus, Linn. gen. 141. sp. 4. Solenostomus, 1. Klein. eine Röhr. Hohlschnauze, s. diesen Artikel und Nadelfische.

Meernesel.

Vrtica marina, kleiner wässerichter Fisch, so sich langsam beweget. Richter. Gesner, S. 114. u. f. führet zwar verschiedene Meer- oder Seenesseln, Vrticas marinas, unter den Küttelfischen mit auf; sind aber wohl nicht in das Fischreich aufzunehmen.

Meernesseln. Unter diesem Namen findet man in dem spanischen Meere, viele Arten von Rotzfischen; einige derselben sind blau, andere purpurfarben, gelb oder weiß; sie brennen aber auf der Haut heftig, saugen sich auch wohl sogar an, daß sie Blattern verursachen, zuweilen auch wohl die Rose. s. S. A. Reisen, B. XVII. S. 404.

Meernüsse.

S. Kiebitzey.

Meerochs.

Bos marinus, eine Art Rochen. Richter. Franz. Boeuf Marin; der von seiner Größe den Namen bekommen. Er hat eine spitzige Schnauze, blaugelbe Haut, und erwächst mit seinen Flossfedern zu einer

einer ungeheuern Breite, die an zwölf Ellen reichen soll. Er lebet in trüben Wassern, nähret sich von Fischen und von fetter Erde. Sein Fleisch ist weicher als der andern ihres; wenn es aber gesalzen und im Rauche gedörret worden, kann es länger dauern. Bey dem Bomare wird er Raie au Bec pointu genennet. s. unsern Artikel, Hornfisch, Th. IV. S. 111.

Meerohr.

Mit diesem bey den Holländern und Franzosen gebräuchlichen Namen beleget man schicklich diejenigen Conchylien, welche eine ohrförmige Gestalt haben, und von dem Herrn von Linné Halioris genennet worden. Es machen selbige gleichsam das Mittel zwischen den einschalichten gewundenen und ungewundenen Muscheln aus, und sind auch von einigen Schriftstellern unter die einschalig ungewundenen gesetzet worden. Allein obgleich die Schale flach und weit ist, zeiget solche doch einen kleinen Schnirkel, und daher hat Herr v. Linné solche billig mit den gewundenen Schnecken vereiniget, selbigen aber unter diesen den letzten Platz angewiesen, um von diesen zu den Klippklebern und andern ungewundenen Schüssel- und Röhrenschnecken überzugehen. Der Bewohner dieser Schale ist den Schnecken ohne Haus, Limax, ähnlich. Der Kopf hat zwey große und zwey kleine Hörner am Maule. An den Spitzen der kleinern stehen die Augen. Das Fleisch ist gelb und eßbar. Die Schale hat einige Aehnlichkeit mit dem Ohre eines Menschen, steht ganz offen, führet an der einen Seite einen verborgenen Schnirkel, welcher noch einige Windungen anzeiget; die Fläche derselben ist die Länge herab am innern Rande mit einigen Löchern durchbohret, davon die vordern offen stehen, die hintern aber verstopfet scheinen. Diese dienen dem Einwohner zu Ausleerung des Unrathes, indem dieser sich an den Felsen so fest anklebet, daß man mehr Mühe hat, sie ganz herunter zu bringen, als mit den Klippklebern. Der Fuß des Thieres ist sehr breit, und wird beym Fortkriechen aus der Schale hervorgestrecket. Herr von Linné führet sieben Arten an.

1) Hohlohr, Halioris midas Linn. Weil der Ritter auch eine Walze, Voluta auris Midae oder Midasohr genennet, hat Herr Müller, um alle Verwirrung zu vermeiden, diesen Namen bey der Walze behalten, und diese Hohlohr genennet. Wegen der Größe heißt diese Herr Martini Riesenohr, mit welchem Namen aber Müller eine Mondschnecke beleget. S. Midasohr und Riesenohr.

Es

Es ist dieses die gröste und tiefste Art, sechs Zoll lang, fünf Zoll breit, und fast zween Zoll tief. Uebrigens ziemlich rund, auf beyden Seiten perlenmutterartig, glänzend, auf der äußern Seite aber grau, unrein, rauh, runzlicht, und wurmstichig. Das letztere veranlasset, daß zuweilen unförmliche Perlen darinnen wachsen. Der Aufenthalt ist im ostindischen Meere.

2) Knotenohr, Haliotis tuberculata Linn. Die Schale ist gemeiniglich vier Zoll lang und drey Zoll breit, über dem Rücken knoticht, gerunzelt, grün, oder grünlicht mit braunen und braunrothen Flecken und zeiget ein grün und roth glänzendes, perlenmutterähnliches Wesen. Die Anzahl der Luftlöcher ist sehr verschieden; zuweilen kann man bis dreyßig zählen, wovon aber viele verstopfet sind. Aus der verschiedenen Zahl könnte man Unterarten bestimmen, wenn solche nicht gar zu unbeständig wäre. Das Thier wird in Afrika und Frankreich gegessen, und an der afrikanischen und europäischen Küste gefunden.

3) Runzelohr, Haliotis striata Linn. Die Schale ist eyförmig, rostfärbig, der Quere nach gerunzelt und der Länge nach gestreifet.

4) Buntohr, Haliotis varia Linn. Die Schale ist eyförmig, schön bunt, mit grün, roth und weiß durchwirkt, und hat der Länge nach einige Striche, davon die größten knoticht sind.

5) Marmorohr, Haliotis marmorata Linn. Die Schale ist eyförmig, auf einem braunen Boden weiß, grün und roth marmoriret und zeiget der Länge herab tiefe, und in die Quere seichte Streifen. Diese und die beyden vorstehenden sind mit einander nahe verwandt, und vielleicht nur Spielarten. Man findet von allen große und kleine, und sie kommen aus Asien, Afrika und dem mittelländischen Meere.

6) Langohr. Das grüne länglichte Meer- oder Seeohr, wilde Schüsselmuschel, Haliotis asinina. Die Länge übertrifft die Breite wohl zweymal; jene erreichet ohngefähr drey, diese nur einen Zoll. Die Schale ist dünne, glatt, am Rande etwas sichelförmig ausgeschnitten, auf dem Rücken mit erhabenen Strichen besetzet und braun marmorirt, inwendig aber perlenmutterartig. Sie kömmt aus Asien.

7) Eckichtes Oehrlein, Haliotis parua. Die Schale ist nur anderthalb Zoll lang, eyförmig, am Bauche mit einer erhabenen Ecke und wulstartigen Ribbe an den Luftlöchern versehen, auswendig blutroth, inwendig grün perlenmutterartig. Das Vaterland ist Afrika.

Lesser

Lesser führet mehrere Arten an, unter welchen aber gewiß auch Spielarten sich finden.

Meerpfaffe.

Sternseher, Vranoscopus, Callionymus, der Schöne; s. unsere Artikel, Aalbastart, Enchelyopus, 15. Th. I. S. 38. Himmelgucker, Th. IV. S. 2. und Coryftion, 7. des Kleins, ein Helmfisch, Th. III. S. 764. Vranoscopus Scaber, Linn. gen. 152. sp. 1. Müllers Warzenkopf ein Sternseher.

Meerpfau.

Labrus 10. Arredi, syn. p. 57. Labrus Mixtus, Linn. gen. 166. sp. 37. Müllers marmorirter Lippfisch. s. diesen Artikel, Th. V. S. 165.

Meerpfau, ein Lippfisch, Labrus Pauo, Linn. gen. 166. sp. 8. Synagris, 21. des Kleins ein Meerbraßem; s. diese unsere Artikel, Th. V. S. 155.

Meerpferd.

Meerroß, Hippopotamus; s. unsern Artikel, Flußpferd, Th. III. S. 164.

Meerpferde, neñet Müller das 142ste Thiergeschlechte des Linnäus, Pegasus, ein schwimmendes Amphibium, dessen Bauch zwo Bauchflossen hat, und dessen Körper aus Gelenken zusammengesetzet ist. s. unsern Artikel, Fisch, Th. III. S. 71. Daß das fliegende Dichterpferd des Parnassus ehedem Pegasus genennet worden, ist bekannt. Es zielet daher der Name des geflügelten Pferdes auf die langen weit ausstehenden Brust- (also nicht Bauch-) flossen, die diesem Fischgeschlechte, wie Flügel dienen; zumal auch der Kopf mit dem Kopfe des vorherbeschriebenen Seepferdchens, (Syngnathus Hippocampus, Linn. gen. 141. sp. 7.) übereinkömmt. Beyde Umstände drücket also der Name Pegasus aus; doch nennet sie Gronov, Cataphractus, Panzerfische. Nach den angegebenen Geschlechtszeichen haben diese Fische einen rüsselförmigen, langen, und vorne in die Höhe gebogenen, beweglichen Mund; den obern Kiefer gezähnelt; den untern gerade, degenförmig, und in den obern sich einschließend; die Oeffnung der Luftwege vor den Brustflossen; den gepanzerten Körper mit knochichten Gelenken gleichsam gekerbet, und tief am Unterleibe stehende Bauchflossen. Diese kleinen Fische werden etwan einen Finger lang, und etwas drüber, und zählet man in diesem Geschlechte die drey nun folgenden Arten:

1) Pegasus Draconis, der Seedrache dieser Meerpferde,

nach Müllern. Da die Brustflossen dieses Fisches mit den abgebildeten, in verschiedenen Strahlen bestehenden, durch eine Schwimmhaut verbundenen, und mit über selbige hinausstehenden Spitzen bewaffneten, Drachenflügeln ziemlich übereinkommen; so ist der Beyname gar schicklich gewählet. Seedrache aber nennet ihn Müller, weil er im Wasser lebet, um ihn von den Drachen der Eidexen, oder von der kleinen fliegenden Eidexe, zu unterscheiden; wie ihn denn auch die Holländer Zeedraakje heißen. Nach der, nach einem drey Zoll langen Exemplare gemachten Abbildung, tab. X. fig. 7. sind die Brustflossen sehr lang und bestehen aus zehen krummen, über die Flossenhaut herausragenden Spitzen; die Bauchflossen sind dünne und fasericht mit einer Finne; die Rückenflosse mit vier, die Afterflosse mit fünf und die Schwanzflosse mit dreyzehn, nach Müllern aber mit sieben Finnen. Seba erkennt ihn, tab. XXXIV. fig. 4. mit dem Klein, für einen Solenostomus, dem unten am Kiefer sechs paar schwärzlichte Haare hangen, und über den letzten Paare die Augen stehen; dessen Körper breit und eckicht ist; denn die vierstrahlichte sehr lange Rückenflosse aus dem Nacken kömmt; und dessen Brustflossen nur sieben Strahlen haben, auch dicht am Schwanze oben und unten eine Erhöhung sich befindet. Von Farbe ist er gelblicht, mit dunkelbraunen Flecken schön gesprenkelt. Sein Aufenthalt ist in dem indianischen Meere, besonders um Amboina; s. Ruyschens Th. Anim. Tom. I. tab. 7. fig. 2. und 3.

2) Pegasus Volans, der Flieger, mit einem degenförmigen gezähnelten Schnabel, wodurch er sich von dem kegelförmigen Schnabel der ersten Art unterscheidet; auch wohl etwas längere Flügel hat, davon er Volans benennet worden. Er findet sich auch im asiatischen Meere.

3) Pegasus Natans, der Schwimmer; mit dem degenförmigen ungezähnelten Schnabel; nach dem Gronov Cataphractus rostro spatuliformi truncato. Sein Körper ist gestrecket, und der Länge nach gleichsam mit vielen Ecken versehen; der Kopf, gegen der vorhergehenden höckerichten Art, glatt; der Körper mehr breit als hoch, und ganz und gar mit beinichten Schilden bedecket. Die Brustflossen haben neun, die Bauchflosse nur eine, und die After- und Rückenflosse fünf Strahlen. Er hält sich auch im indianischen Meere auf, und wird unfehlbar, wie der größte Theil der schwimmenden Amphibien, eßbar seyn.

Meerpferdlein.

Hippocampus; ein Meerpferd, Meerroß, Hippocampus des Gesners, S. 156. Syngnathus Hippocampus, Linn. gen. 141. sp. 7. Müllers Seepferdchen seiner Nadelfische. Crayracion, 32. des Kleins; ein Kropffisch; s. diesen Artikel, Th. IV. S. 805. u. f.

Meerpfriemengras.

S. Rohr.

Meerpicke.

Lucius marinus, Sudis, Richt. Sphyraena Artedi, syn. app. p. 112. Sphyraena, 1. des Kleins, ein Pfeilfisch; Esox Sphyraena, Linn. gen. 180. sp. 1. Müllers Pfeilhecht; s. unsern Artikel, Hecht, Th. III. S. 724.

Meerpinsel.

Meerpinsel ist aus dem Geschlechte der Sandköcher und Sabella penicillus L. Das Thier zeiget auf jeder Seite mehr als hundert und funfzig Füße; am Kopfe sitzen zwey trichterförmige Bündel von unzählichen langen Fasern, welche, wenn sie sich ausbreiten, ganz förmlich einen buntgefärbten Pinsel darstellen; der Körper ist grün, oder grünlichtgelb, und die Oberfläche ist in lauter Würfel abgetheilet. Der Köcher oder die Schale ist häutig, je mehr sie aber in die Höhe wächst, je dicker wird selbige, inwendig ganz glatt, äußerlich aschgrau geringelt, und durch Schieferchen, welche dichte an eine innere hornartige Haut angeleimet sind, schattiret. Sie steht gerade in die Höhe, und ist mit dem dünnesten Ende eingewurzelt. Gemeiniglich stehen viele bey einander. Das mittelländische und andere Meere liefern dergleichen.

Meerportulac.

S. Melte.

Meerpraßem.

Meerpraßem, der röthlichte des Catesby, p. et tab. XXV. Synagris, 17. Klein. ein Meerbraßem; s. diesen Artikel, Th. V. S. 482. und Anthiasfisch, Th. I. S. 331.

Meerputten.

Poecilias, piscis, Gesner S. 160. b. Enchelyopus, 12. des Kleins, Aalbastart; s. diesen Artikel, Th. I. S. 40.

Meerquappe.

Meerquappe ist eine Art Gründlinge, hält sich am Strande des Meeres auf, ist ein Seefisch voller Stacheln, und hat ein wohlschmeckendes Fleisch; doch ist sonst an ihm nichts merkwürdiges. Chomel.

Meerquappe, eine Gattung der Cabeljaue nach Müllern, Ga-

dus Muſtela, Linn. gen. 154. ſp. 15. Meer-, Aalquappe, Enchelyopus, 13. des Kleins, ein Aalbaſtart; ſ. dieſen unſern Artikel, Th. I. S. 26.

Meerrapp.

Meerrapp, ein ſchwarzer des Geſners, S. 29. a. Coracinus, Meer- oder Seerapp; Sciaena Vmbra, Linn. gen. 167. ſp. 4. die Müllerische Seekrähe; ſ. dieſen Artikel.

Meerrapp, Coruus Corax, des Geſners, S. 21. a. ein Rothfiſch. ſ. Meerkrähe.

Meerrettig.

Meerrettig, welcher auch an einigen Oertern Kreen genannt wird, gehöret weder zu dem Rettige, noch kann ſolcher als ein eigenes Geſchlecht angenommen, ſondern ſoll billig mit dem Löffelkraute vereiniget werden. Es iſt daher der Raphanus ruſticanus, oder Armoracia Riu. die Cochlearia armoracia Linn. Wächſt in verſchiedenen Ländern Europens an den Rändern der Flüſſe, Sümpfe und auf feuchten Wieſen und blühet im Frühjahre. Die lange, dicke, kriechende Wurzel treibt große, lange, breite, rauhe, eingekerbte, zugeſpitzte Blätter, und zwiſchen dieſen einen feſten, geſtreiften, anderthalb Fuß hohen Stängel, an welchem kleinere und tief eingeſchnittene Blätter und kleine, weißlichte, ährenweiſe geſtellte Blumen ſtehen. Von der Beſchaffenheit der Blume und Frucht kann man das Löffelkraut nachſehen.

Die Wurzel und Blätter enthalten viele wirkſame, flüchtige und ſcharfe Beſtandtheile und werden billig als eröffnende, zertheilende, auflöſende und reizende Mittel in verſchiedenen Krankheiten gelobet. Es iſt daher die Wurzel nicht ſowohl für ein Nahrungsmittel, als vielmehr eine Arzney oder Gewürze zu halten, obgleich ſelbige roh oder gekocht geſpeiſet wird. Das Kochen vermindert derſelben Kräfte merklich; der Magen wird alsdenn weniger dadurch gereizet und der Appetit nicht ſonderlich befördert werden. Man wählet daher lieber die rohe Wurzel, ſchabet ſelbige, und preſſet entweder den Saft aus, oder gießt Wein darauf, und bedienet ſich eins oder des andern auf verſchiedene Weiſe. Der ausgepreßte Saft iſt für ſich zu ſcharf, und erreget Brennen in den erſten Wegen, auch leichtlich Erbrechen. Man ſoll daher ſolchen mit Zucker, oder einem Syrup, oder auch mit Mohrübenſaft verſetzen und dadurch angenehmer machen. Das letzte Verfahren, auch der Meerrettigwein ſchicket ſich ſonderlich für die Waſſerſüchtigen, und wir haben viele Erfahrungen, daß dadurch

durch der Urin häufig ausgeführet und die wässerichte Geschwulst gänzlich dadurch geheilet worden. Daß die Auflösung des Steins eben so gewiß dadurch bewerkstelliget werden möchte, scheint noch nicht genug bestätiget zu seyn. Es dienet der Meerrettig auch wider den Scorbut und andere Unreinigkeiten der Säfte, wider den catarrhalischen Husten und andere Flüsse. Boerhaave empfiehlt hierzu den ausgepreßten Saft der Wurzel mit Honig vermischt früh nüchtern zu gebrauchen und ein Glas Molken darauf zu trinken. Sebiz und andere rühmen den Saft mit Essig vermischet wider die Würmer. Bey schmerzhaften Flüssen lobet Herr Rayger den Meerrettigtrank mit Milch zubereitet. Man kann auch äußerlich Gebrauch davon machen, und aus der Wurzel und Essig eine Salbe verfertigen und damit die gelähmten, oder auch schmerzhaften Glieder reiben. Die Wurzel mit kalter Milch vermischet, dient statt einer Schminke. Zu Verhütung neuer Anfälle von der Gicht hat Short ein besonderes Brechmittel angeführet. Man soll die Meerrettigwurzel in kleine Stückchen schneiden, auf ein Pfund derselben achtzehn Unzen Wasser gießen, beydes mit einander in gelinder Wärme stehen lassen, durchseigen, und nach der Erkältung so geschwind, als möglich, austrinken.

Der Meerrettig wächst hin und wieder in den Grasgärten ohne Wartung, wird aber im guten Gartenlande, welches tief gegraben und mit Kuhmist gedüngt ist, stärkere und wohlschmeckernde Wurzeln geben. Im trockenen, sandigen und leimichten Erdreiche will solcher nicht gedeihen; lockerer, schwarzer und feuchter Boden schickt sich besser dazu. Man zieht diese Pflanze selten aus Saamen; die Vermehrung durch die Wurzel ist gebräuchlicher, und solches kann auf verschiedene Weise geschehen. Einige pflegen die Wurzel in Stücke von fünf Zoll Länge zu zerschneiden, und diese nach der Gartenschnure vier Schuh weit in die Erde zu stecken. Andere, und die meisten, schneiden im Frühjahre von den alten Wurzeln die kleinen Nebenzweige oder so genannten Faselwurzeln ab, theilen diese in fingerslange Stücke und legen solche schief, einen Fuß weit von einander, in das gedüngte und gegrabene Land. Man soll die dünnen Wurzeln oder abgeschnittenen Kronen nicht senkrecht in die Erde legen; denn da solche viele Nebenwurzeln auswerfen, so bleibt die Hauptwurzel allemal schwach und man bekömmt keine rechte Stangen. Es geht solche auch drey bis vier Schuh tief in die Erde und ist schwer auszugraben. Es ist daher besser solche gerade in die Quere zu legen.

Im Sommer und Herbste wird das Unkraut ausgejätet, und um das Wachsthum desto mehr zu befördern, gegen den Winter das Land mit kurzem Miste bedecket. Wer starke Wurzeln verlangt, läßt das Beet zwey Jahre über liegen, ehe er die Wurzeln zum Gebrauche herausnimmt, daher man jährlich ein neues Beet anlegen soll, um nicht Mangel daran zu leiden. Herr Reichart empfiehlt eine andere Art. Man schneidet von den stärksten Wurzeln oben die Kronen zween Zoll lang ab, und leget diese im späten Herbste oder Frühjahre vier Schuh weit und zween Schuh tief in die Erde, da denn solche im Junius oder Julius in große Büsche und Blätter hervorwachsen. Im andern Jahre müssen die Wurzeln losgegraben werden, doch so, daß sie unten in der Erde stehen bleiben; an jedem Stocke läßt man drey bis vier Wurzeln stehen, die übrigen schneidet man weg, und so oft hernach das Aufgraben geschieht, nimmt man allemal ein, zwo bis drey Wurzeln zum Gebrauche hinweg. Diese Pflanzungsart ist sehr nutzbar, zumal ohnedem die Krone abgeschnitten wird, wenn man die Wurzel zum Wintergebrauche verwahren will. Unterläßt man dieses, so wird die Wurzel zeitig keimen oder auswachsen, und dadurch ihres eigentlichen Geschmacks beraubet; daher man auch die Wurzel lieber in Gruben auf freyem Felde als im Keller verwahret, indem solche in diesen länger als in jenem Behältnisse die gute Eigenschaft behalten.

Weil jedes kleine Stückchen Wurzel leicht Keime schlägt, hält es schwer solche auszurotten. Will man das Beet gänzlich davon reinigen, so muß man im Frühjahre gute Aufsicht haben, und wo eine Pflanze durchbricht, selbige sogleich mit einem spitzigen Holze luften, und sich bemühen die ganze Wurzel herauszuziehen. Wenn man dieses Verfahren bis in den Julius fortsetzet, wird das Beet längstens im zweyten Jahre vom Meerrettige gänzlich gereiniget seyn.

Meerröhren.

S. Röhrenschnecke.

Meersau.

Meersau, der Haayfische, nach Müllern, Squalus Galeus, Linngen. 131. sp. 7. ein kleiner Meerhund, Galeus canis, Caniculs Plin. des Gesners, S. 80. a. Galeus, 3. des Kleins, eine Spitznase, s. unsere Artikel, Hayen, Th. III. S. 7. Meerhunde, Th. V. S. 520. und Spitznasen.

Meerschärer.

Meerheilig, ein Rondkopf, Anthiae prima Species, des Gesners, S. 13. a. Artedi will ihn

syn-

syn. p. 54. sp. 3. zum Labrus totus rubescens, cauda bifurca, rechnen; folglich würde er auch zum Labrus Anthias, Linn. gen. 166. sp. 3. den Müllerischen Röthling, s. Lippfische, und zum Synagris, 17. des Kleins, einem Meerbraßem, gehören; s. beyde Artikel in diesem Theile, S. 153. und 482. und Anthiasfisch, Th. I. S. 331.

Meerschafft.

Meerschafft wird von Hr. Müllern die Seeblase, Holothuria priapus Linn. genannt. Die Gestalt dieses Thierchen ist länglicht spindelförmig; die eine Hälfte nämlich machet eine Walze mit ringenförmigen Strichen, und endiget sich in einer Oeffnung mit drey Ringen, woraus ein Büschel Fühlerchen hervortritt; die andere Hälfte ist eyförmig, mit vier und zwanzig gleichweiten, rauhen, haarichten Strichen gezieret, dessen Oeffnung mit einem Ringe umgeben ist, aus welchem sich krumme Stacheln hervorthun. Das Maul ist mit fleischichten Warzen, der Körper mit geringelten Strichen und der Kopf mit länglichten Strichen besetzet. Der Aufenthalt ist im Oceane.

Meerschatten.

Vmbra, ein Seerappe, des Gesners, S. 28. a. s. unsern Artikel, Mager, Th. V. S. 294.

Meerschatten, Vmbra, eine andere Art, von vielen Chromis genannt, bey ebendemselben, S. 28. b.

Meerschaum.

Die ältern Schriftsteller glaubten, der Meerschaum bestehe aus denjenigen Seegewächsen, welche sie Alcyonia nannten, und unter dem Namen Seekork vorkommen werden. Auch Herr Boddaert nennt diese Seeschuim, oder Seeschaum. Es soll aber, nach den neuern Erfahrungen, der bekannte Meerschaum von dem eigentlichen Black- oder Dintenfische herkommen, und besonders von dem auf dem Rücken befindlichen Schilde, oder Os sepiae, indem solches von dem Thiere öfters abgeworfen, und das schwammichte oder mehlichte Wesen durch das Meerwasser von der äußerlichen festen Schale abgesondert wird, da denn selbiges als ein weißer Schaum auf dem Wasser herumschwimmt.

Meerscheißer.

Maena; Sparus Maena Linn. gen. 165. sp. 6. der Müllerische Lazierfisch; s. Meerbrachseme. Maenas, 1. des Kleins, ein Parschbastart. s. unsere Artikel, Mänides, Th. V. S. 282. und Meerbrachseme, S. 486.

Meerscherfack.

Meerscherfack, oder Wetzstein, Nouacula, des Gesners S. 32. Coryphaena Nouacula, Linn. gen. 158. sp. 4. Müllers Messerrücken. s. Stutzköpfe; Hippurus, 4. des Kleins, ein Schwänzel. s. indessen unsern Artikel, Blaufisch, Th. I. S. 826. welcher nach dem Artikel, Meerbraßem, no. 20. Th. V. S. 484. zu verbessern.

Meerschiler.

Meerbambele, Sardina, des Gesners, S. 2. b. und 3. Thrissa vel Alausa, in Nomencl. p. 6. Vore von einigen Niederländern benennet. Artedi, syn. p. 15. sp. 2. Clupeae, und dessen fünfte Unterart, Sardina. Clupea Alosa, Linn. gen. 188. sp. 3. Müllers Alse unter seinen Heringen; Harengus, 6. des Kleins, ein Hering. s. diesen Artikel, Th. III. S. 797.

Meerschlange.

Serpens marinus, des Gesners, S. 47. b. Muraena Serpens, Linn. gen. 143. sp. 3. Müllers Meerschlange des Aalgeschlechts. Conger, 2. des Kleins; eine Meeraalschlange; s. unsern Artikel, Aal, Th. I. S. 16.

Meerschlange, Serpens liuidus; ist giftig, Enchelyopus Klein. 19. s. Aalbastart, I. 39.

Meerschlange, die rothe, Serpens rubescens marinus, des Gesners, S. 47. b. des Artedi Taenia, syn. p. 115. sp. 3. Cepola Rubescens, Linn. gen. 156. sp. 2. der Müllerische Riemfisch seiner Spitzschwänze. Enchelyopus, 11. des Kleins, ein Aalbastart; s. unsern Artikel, Th. I. S. 37.

Meerschlegel.

Zygaena, auch Meerwag, und Schlegelhund, Gesner, S. 82. b. Squalus Zygaena, Linn. gen. 131. sp. 5. Müllers Hammerfisch seiner Haayfische. Cestracion, 1. des Kleins; ein Grobschmidt. s. diesen Artikel, Th. III. S. 524. und Hayen, 706.

Meerschleye.

Meerschleye, nach Müllern eine Gattung seiner Lippfische; Labrus Tinca, Linn. gen. 166. sp. 21. Cicla, 7. des Kleins, ein Droßelmaul; s. diesen unsern Artikel, Th. II. Lippfische, Th. V. S. 159.

Meerschmidt.

Faber marinus, Zeus; Meerschmid, St. Petersfisch, Faber, des Gesners, S. 32. b. Zeus Faber, Linn. gen. 162. sp. 3. der Müllerische St. Petersfisch, eine Gattung 1. Spiegelfische; Tetragonoptrus, 11. des Kleins, ein

ein Flünderaff. s. diesen Artikel, Th. III. S. 155.

Meerschnecken, versteinerte.

S. Schnecke.

Meerschnepfe.

Scolopax, ein Meerschnäpf, Meersägen, Sagfisch, (Sägefisch) Scolopax, des Gesners, S. 4. a. Balistes, 6. des Artedi, syn. p. 82. Centriscus Scolopax, Linn. gen. 140. sp. 2. der Müllerische Schnepfenfisch, seiner Schildfische. Solenostomus, 1. des Kleins, eine Röhrhohlschnauze. s. diesen Artikel und Schildfische.

Meerschwalbe.

Hirundo, ein Meerschwalmen, Schwalbenfisch, Hirundo, des Gesners, S. 17. b. Trigla Hirundo, Linn. gen. 172. sp. 6. Müllerische Meerschwalbe seiner Seehähne. Corystion, 3. des Kleins, ein Helmfisch; s. diesen Artikel, Th. III. S. 762. nach welchem unser Artikel, fliegender Rothfisch, Th. III. S. 126. zu verbessern.

Meerschwamm.

Spongia. Die Erd- und Baumschwämme, Fungi, sind von den Meerschwämmen gänzlich unterschieden, und einige Arten von diesen jedermann bekannt, indem solche von den Materialisten überall verkaufet und in der Haushaltung gebrauchet werden. Diese sind zwar von jeher zu dem Gewächsreiche gezählet, von den Neuern aber als Thierpflanzen betrachtet, und auch mit dem Thierreiche vereiniget worden. Die Ursache von dieser Versetzung liegt in einem gewissen Grade der Empfindung, womit diese Körper begabet sind. Schon die alten Schriftsteller haben dieses angemerket, aber auch zuweilen etwas fabelhaftes beygemischet. Aristoteles hat richtig angemerket, wie sich selbige in dem Meere zusammenziehen, wenn man sie berührt; Plinius hingegen fälschlich angenommen, daß sie wirkliche Thiere wären, und außer dem Gefühle auch das Gehör hätten, und auf einen gewissen Schall sich zusammenzögen und sogar eine blutige Feuchtigkeit enthielten. Marsigli hat in den kleinen Löchern dieser Schwämme, so lange sie Seewasser enthielten, wechselsweise ein Zusammenziehen und Erweitern wahrgenommen, welches nachher Ellis und Solander in dem Brodschwamme gleichfalls wahrgenommen. Peyssonell will die Schwämme für leblose Körper halten, und nicht zugeben, daß solche selbst oder ihre Löcher sich erweitern und zusammenziehen könten, sondern diese wirklich gegenwärtige Bewegung, oder alles em-

pfindende Leben gewissen Würmern zueignen, welche nicht nur in den Meerschwämmen wohnen, sondern selbige auch wirklich bauen, und verfertigen sollen. S. Philosoph. Transact. Vol. 50. Diese Schwämme bestehen, nach dessen Beschreibung, aus harten, starken Fasern, die gedoppelt umgedrehet, und deren Zwischenräume und Röhren mit einer schleimichten und klebrichten Materie und Würmern angefüllet sind. Er will bemerket haben, wie die Schwämme auf einer kleinen Erhöhung von versteinerten Sande oder anderer dergleichen Materie gebildet zu werden anfangen, um welche die Würmer arbeiten und solche durch den Saft, welchen sie von sich geben, gröser machen und zu ihrer Wohnung erwählen. Diese Baumeister der Schwämme beschreibt er also: der Wurm ist kegelförmig gestaltet, zwo oder drey Linien lang, und $\frac{1}{3}$ einer Linie dicke, hat einen kleinen schwarzen Kopf, woran zwo Zangen sitzen; das hintere Ende ist breiter und viereckicht. Die Bewegung desselben fängt bey dem Schwanze an, und endiget sich bey dem Kopfe. Er ist so durchsichtig, daß man den Umlauf des Geblüts sehen kann, und statt der Eingeweide sieht man eine schwärzliche Materie, die sich in dem Thiere hin und her beweget. Er will dergleichen Würmer über eine Stunde außer dem Schwamme lebend erhalten, auch beobachtet haben, wie selbige, wenn er sie nahe bey einem Stücke frischen Schwamms geleget, woran die Nester noch feuchte waren, hineingekrochen und darinnen verschwunden. Wie weit dieses alles gegründet sey, hat Herr Ellis neue Beobachtungen angestellet. S. Philosoph. Transact. Vol. 55. Bey genauer Untersuchung des Brodschwamms hat derselbe zwar eine große Anzahl kleiner Würmer, besonders eine kleine Art von Nereis darinnen wahrgenommen, will aber diese nicht für die Verfertiger des Schwammes annehmen, sondern nur zugeben, daß solche sich in die weiche Materie des Schwammes einen Weg bereiteten, um ihre Zuflucht und Sicherheit darinnen zu haben. Ein andermal hat Ellis an der Küste von Sussex Stücke von eben diesem Schwamme aus der See heraus gezogen und in solchen eine orangenfärbige, schleimichte Materie, aber keine polypenartige Saugeröhren, oder sonst eine Gestalt von Thieren in den Höhlen wahrnehmen können, hingegen ganz deutlich gesehen, wie diese Höhlungen sich zusammengezogen und ausgedehnet, ingleichen wie selbige, oder die kleinen Röhren das Wasser einnahmen und wieder von sich gaben; woraus denn Ellis den Schluß machet, daß der

ganze Meerschwamm ein Thier von eigener Art sey, dessen Mäuler so häufig sind, als Höhlungen oder ästige Röhren zugegen, die sich an dessen Oberfläche eröffnen. Daß eine abwechselnde Bewegung der Schwämme, oder des Wassers in den Schwämmen statt habe, will Herr Müller zwar zugeben; daß aber um deswegen diese Schwämme für Thiere zu halten, scheint demselben gar nicht wahrscheinlich. Sollten aber dennoch die Meerschwämme zum Thierreiche gehören, so wollte derselbe lieber das schleimichte Wesen, als das fäserichte Gewebe für das Thier annehmen, indem auch der thierische Geruch mehr in der Gallert, als in dem Gewebe selbst zu finden, auch die zuckende Kraft, welche Müller den beygemischten Salzen zuschreibt, mehr der Gallert, als dem Gewebe eigen ist.

Herr von Linné setzet die Meerschwämme unter die Thierpflanzen, und bestimmt dieses Geschlecht vornehmlich durch die Löcher, welche das Wasser ein- und ausathmen. Das Gewächse ist angewurzelt, das Bestandwesen aus haarichten Fasern zusammengewebet, biegsam, und zieht das Wasser an sich. Der Meerschwamm ist mit dem Seekorke nahe verwandt. Beyde dienen allerhand Seewürmern, kleinen Schnecken und Muscheln zu einem bequemen Neste; der Meerschwamm aber ist weicher und auswendig mit keiner Haut überzogen, daher die Oeffnungen offen erscheinen. Die übrige Beschaffenheit dieser Schwämme ist sehr verschieden. Man findet weiße, rothe, schwarze, grüne, gelbe und braune. Einige sind feste, hart und holzartig, andere fein und weich. Der Gestalt nach stellen solche Bälle, Trichter, Röhren, Fächer, Wedel, Bäume u. s. f. vor. Herr von Linné bestimmt sechzehn Arten.

1) Der Bad- oder Apothekerschwamm, Spongia officin. L. Dieser bekannte Schwamm ist von verschiedener Größe, röthlich, gelb oder rostfärbig, und wird mehrentheils in rundlichen Klumpen über Italien zu uns gebracht. Er besteht aus einem ästartigen und astweise durch einander geflochtenen Gewebe, wodurch im äußern Umfange das weiche oder wollichte Wesen entsteht; wo aber die ästigen Fäden sich nicht so dichte zusammenweben, bleiben Oeffnungen und Löcher übrig. Da aber vom Anfange des Wachsthums viele Conchylienbruth und andere Würmer sich einnisteln, so werden dadurch andere Durchlöcherungen und Klüfte gemachet, die von den übrigen, so durch das zunehmende Wachsthum entstehen, wohl zu unterscheiden sind. Daher hat man auch zwo Sorten angenommen und solche das Männlein und Weiblein genannt. Das so genannt-

genannte Männlein hat kleine Löcher und ist weich und leicht. Das Weiblein hat weit größere Löcher, und in diesen liegen öfters Steine und andere harte Körper, und wird um deswegen für schlechter gehalten. Die ästigen Fäden sind hohl, und die Einschluckung des Wassers wird, nach Hrn. Müllers Meynung, theils dadurch, theils aber durch die Zwischenräumchen, die wie gebogene Haarröhrchen anzusehen sind, nach den Regeln der Physik, befördert; indem durch das Pressen und Eindringen der äußern Luft, nach dem innern leeren, oder mit weniger Luft angefüllten Raume die flüßigen Theile hineingetrieben werden, bis sie mit der äußern Luft, oder dem auswendigen Wasser im Gleichgewichte stehen. In der chymischen Untersuchung giebt dieser Schwamm viel flüchtiges Laugensalz, und man hat daher selbigem auch verschiedene Arzneykräfte zugeeignet, welche aber nicht genugsam gegründet seyn. Daß der zu Pulver gebrannte Schwamm innerlich genommen bey den Kröpfen nützlich seyn soll, haben viele behauptet. Der beste und gemeinste Gebrauch ist zum Waschen und Baden.

Der Brodschwamm ist eine Abänderung dieses Badeschwammes, welcher sehr fein ist, und wie Brod aussieht. Es giebt hochrothe, purpurfärbige, violetfärbige, auch weiße.

2) Der Wedelschwamm, Spongia ventilabra Linn. ist dünne, flach und am Rande in Lappen abgetheilet, wodurch solcher eine Wedelgestalt erhält. Das innere Bestandwesen sieht einer fächerförmigen Horncoralle ganz ähnlich; doch ist solches nicht horn- oder holzartig, sondern besteht aus einem weißschwammichten Wesen, das sich leicht in Pulver zerreiben läßt. Ueber dem fächerförmigen Schwammgewebe befindet sich eine feine, wollichte Bekleidung, worinnen sich Höhlen, wie in den Honigkuchen der Bienenstöcke, zeigen, wenn das Gewächse im Wasser liegt.

Man findet dergleichen Schwämme mit doppelten Wedeln, auch welche mit dünnen, grünen Lappen, und Herr von Linné rechnet hieher den Runzelschwamm, Spongia strigosa des Herrn Pallas, und den Tuchschwamm, Spongia Basta des Herrn Rumphs. Das letzte ist ein zartes, weiches fächerförmiges Schwammgewächse von dunkelrother Farbe, welches aber außer dem Wasser schwarz wird. In Ostindien führet diese Art von einer gewissen groben Leinwand, die man daselbst Basta nennt, den Namen Seebasta.

3) Fächerschwamm, Spongia flabelliformis Linn. Dieser unter-

unterscheidet sich von der vorherstehenden Art durch die knorpelartigen Fasern, welche ganz dichte, wie ein Netz, geflochten sind, und wegen des mehr runden Umfanges, wodurch die Gestalt desselben mehr einem Fächer ähnlich wird. Die Aestchen ragen nicht so sehr, als bey den fächerförmigen Horncorallen hervor, und das ganze Gewebe ist weich und fast allenthalben gleich fein. Herr Pallas giebt solchen als schwarz an, welches Herr Müller für zufällig hält, indem er selbst aus Westindien rostfärbig gelbe erhalten.

4) Trichterschwamm, Spongia infundibuliformis Linn. Diese schöne Art erhält man aus dem Indischen und Nordischen Meere, steigt aus einem fingersdicken und sich immer erweiternden blaßgelben Stamme in die Höhe und endiget sich mit weiten Rande. Der Rand ist zuweilen ganz, zuweilen mit einem Zähnchen besetzet oder in Lappen abgetheilet, und der innere Raum mit runzlichten Blättern ausgefüllet.

Der Becherschwamm, Spongia crateriformis ist nur zufällig davon unterschieden, indem sich der innere Umfang nach unten zu nicht so sehr verengert, sondern mehr weit bleibt, daher auch vom Herrn Boddaert die Mütze genannt wird. Der Schwamm zeiget ein löcherichtes, graubraunes Gewebe mit vielen runzlichten und zotichten Erhöhungen der äußern Fläche. Herr Müller rechnet auch hieher des Hrn. Pallas Spongiam frondosam, oder

Blätterschwamm, welcher sich aus einem kurzen, runden Stamme in ein netzartiges Laubwerk erhebt, das sich verschiedentlich drehet, nach und nach mehr ausbreitet, und verschiedene Lappen in ungleicher Fläche abgiebt. Die Lappen oder Blätter sind an der einen Seite glatt, mit Löchern netzartig geflochten, auf der andern rauh und mit Warzenröhrchen und Blätterchen besetzet.

5) Röhrenschwamm, Spongia fistularis Linn. besteht aus einzelnen, mehr kegel- als walzenförmigen Röhren von verschiedener Größe. Man findet dergleichen von vier Schuh Länge, und am Fuße einen, am obern Rande aber vier Zoll Dicke oder Weite. Daher Herr Müller erinnert, wie man diesen Schwamm auch das Nachtwächterhorn oder Kühhorn, oder die Posaune nennen könnte. Ueberall im Weltmeere wachsen dergleichen.

6) Trompetenschwamm hat die Gestalt des vorherstehenden, ist aber darinnen unterschieden, daß solcher in zween und mehrern Röhren zugleich wächst, auswendig mit Löchern, zugleich aber auch mit ziemlichen, etwas in die Höhe gebogenen, schwammichten Dornen

besetzet

besetzet ist, und deswegen Spongia aculeata vom Herrn v. Linné genannt wird.

7) Seehandschuh, Spongia tubulosa Linn. steigt gleichfalls in walzenförmigen Röhren vielästig in die Höhe, so wie ohngefähr die Finger an einem ledernen Handschuhe. Es machet aber ein einziger Stamm den Anfang, aus welchem die Finger seitwärts in die Höhe steigen. Das Gewebe ist ungemein fein und dichte.

8) Gitterschwamm, Spongia cancellata Linn. ist auch ein röhrenförmiges Schwammgewächse des Oceans, von einem weitschichtigen Gewebe, wodurch es einem Gitterwerke ähnlich sieht. Die Röhren sollen fingersdicke, rostfärbig, auswendig stachlicht seyn, und an den Seiten federkielsdicke Löcher haben. Herr Houttuin hält solchen für eine junge Sprosse des Kanonenschwamms, dessen Gewebe eben so löchericht und weitschichticht, zween bis drey Schuh lang und armsdicke ist. Herr Houttuin führet hier auch den

Bockschwam, Spongiam hirsinam, des Plinius an, welcher beym Pallas Spongia fasciculata heißt. Es ist solcher steif, erhaben rund, und aus fäserichten, dreyseitigen, ästigen, oben zusammenlaufenden Bündelchen zusammengewebet. Diese prismatischen Bündel steigen nach und nach aus einer Wurzel in die Höhe, sind gelblicht und durch ein graues Gewebe mit einander vereiniget.

9) Augenschwamm, Spongia oculata Linn. ist fast einem gewöhnlichen Keulenschwamme ähnlich, nämlich sehr ästig, mit runden, oder keulförmigen, büschelweise beysammenstehenden und auseinander wachsenden Stielen, die oben stumpf sind. Die Oberfläche ist hin und wieder mehrentheils mit runden Löchern besetzet.

10) Stachelschwamm, Spongia muricata Linn. ist ein korkartiges Schwammgewächse, welches weit auseinander weichende runde Aeste hat, die ringsherum mit vielen schwammichten Stacheln besetzet sind. Der fingersdicke Stamm steiget gerade in die Höhe und breitet seine Aeste weit aus.

11) Knotenschwamm, Spongia nodosa Linn. Die unförmliche Höckerigkeit giebt zu dieser Benennung Anlaß. Er wächst baumartig mit Aesten und zeigt paarweise, aber auch unordentlich stehende Löcher. Herr Pallas nennt solchen röthlich, Spongia rubens, soll aber mehrentheils graubraun oder auch weißlicht seyn.

12) Wollenschwamm, Spongia tomentosa Linn. ist ein wollichtes, weiches, dichtes, wenig stachlichtes, rauh, von außen hin

und

und wieder mit kleinen Löchern durchbrochenes, blaßfärbiges Wesen, welches sich zuweilen in einer runden Gestalt an verschiedene Seegewächse ansetzet.

13) Steckenschwamm, Spongia bacillaris Linn. wächst wie ein runder Stecken anderthalb Schuh hoch, treibt gegen den Stamm angedruckte Aeste, und ist von einem festen dichten Gewebe, mit vielen kleinen Löchern.

14) Hirschgeweihschwamm, Spongia dichotoma L. steigt einen Schuh hoch gabelförmig in die Höhe, und theilet sich hernach in runde, einen Federkiel dicke, ausgebreitete Aeste; das Bestandwesen ist dichte, zähe, und dabey wollichtrauch. In der Nordsee sind dergleichen Schwämme häufig anzutreffen.

15) Weiberschwamm, Spongia lacustris L. In den Landseen Schwedens und Engellands findet sich eine Klafter tief unter dem Wasser ein fortkriechendes, grünlichtes, und mit einem Fischgeruche begabtes Schwammgewächse, welches sehr mürbe ist, und gerade in die Höhe stehende, runde, stumpfe Aeste hat. Herr Blom fand im Herbste in den Löchern desselben, kleine, blaue Kügelchen, welche glänzeten und in der Flamme eines Lichtes Funken von sich gaben. Ob dieses eigene, oder fremde Körper wären, ist nicht entschieden.

16) Flußschwamm, Spongia fluviatilis L. wächst auch in süßen Gewässern, und ist um Leipzig und Berlin häufig anzutreffen; sieht auch grün aus, und hat einen Fischgeruch, zeiget sich aber unter verschiedener Gestalt; bald stellet selbiger eine dünne weiße Haut vor, bald wird diese dicker, höckericht und ungleich. Man findet, daß er tief unter dem Wasser die Baumwurzeln, Holz, und Schneckenschalen überzieht, auch Insectenlarven und kleine Steine in sich nimmt. An den Wurzeln der Erlen und halbverfaulten Brückenpfählen findet man anfangs unförmliche Klumpen, die sich nach und nach in die gewöhnliche Gestalt verändern. Zwischen dem feinen Gewebe sitzt ein weißer Schleim, von welchem der Fischgeruch abhänget. Dieser wird in Rußland von dem gemeinen Weibsvolke, unter dem Namen Badjaga gesammelt, getrocknet, und zum Reiben der Warzen, anstatt einer Schminke, gebrauchet. Herr Pallas bemerket im ersten Theile seiner Reisen, wie dieser Schwamm in allen langsam fließenden Wassern mit dicken und aufgerichteten Zweigen wachse, hingegen bey einer schnellen Strömung sich in lange, netzförmig durcheinander wachsende Zweige zu strecken pflege. Es hat derselbe weder in Rußland, noch anderwärts an diesem Gewächse die

geringste

geringste Reizbarkeit oder Bewegung wahrgenommen, die einiges Leben anzeigen könnte, obgleich der Geruch, wenn man es brennet, etwas thierisches anzeiget.

Meerschwein.

Meerschwein, Angl. Porpoises, Gall. Marsovin, auch Meerschouin, Sus marinus, so dem Delphin gleichet. Richter. Der deutsche Gesner S. 92. b. führet auch seine Meerschweyne, besonders unter den Delphinus und Phocaena s. Tursio, als Arten der Wallfische, auf, und erzählet die gelehrte Geschichte des Delphins sehr umständlich. Unser Klein aber machet die Meerschweine, Delphaces, oder Porcellos, zur dritten Ordnung seiner Blaser, Physeteres; aber auch wieder drey Geschlechter derselben, nämlich: 1) Verschwein, Orca, 2) Delphin, Delphinus, 3) Taumler, Braunfisch, Tursio, s. Phocaena. Miss. II. p. 9. sq. s. auch unsere Artikel, Blaser, Th. I. S. 794. und Fisch, Th. III. S. 60. Von den Delphinen und deren Unterscheid von den beyden Nebengeschlechtern, ist unser Artikel, Delphin, Th. II. S. 306. nachzusehen; und von den Verschweinen und Taumlern wird an seinem Orte gehandelt werden. Wir bemerken daraus nur soviel: der Kopf des Delphins geht in einen langen geraden Saurüssel aus, und ist kleiner als der ersten Gattung, des Verschweins, Orca; dieses hat einen mehr plattgedrückten stumpfen; und der Taumler, Tursio, einen geraden, kurzen, aber gleichfalls stumpfen Rüssel. Da sie doch Rückenfinnen oder Floßen haben, so gehören sie, nach der Kleinischen Erklärung, zum Fischreich. Der Ritter von Linné aber rechnet sie dem ohngeachtet, zur siebenten Ordnung seiner ersten Classe, der wallfischartigen oder säugenden Seethiere, Cete, und zwar besonders zum 40sten Geschlechte Delphinus, der Delphine, Delphinus Phocaena, sp. 1. den Braunfisch; Delphinus Delphis, sp. 2. den Taumler, und Delphinus Orca, sp. 3. den Butkopf, nach den Müllerischen Benennungen. Wir werden es demnach allhier bey der Anführung ihrer Geschichte, vorzüglich aus den Sammlungen aller Reisen, bewenden lassen können.

Die Meerschweine, welche von den Engländern Porpoises, von den Portugiesen Tamnos, und von den Franzosen Marsovin genannt werden, sind von zweyerley Arten. Einige haben eine spitzige Schweinschnauze, daher sie Meerschweine heißen. Andere haben ein flaches Maul, wie die Lamia, welchen Namen ihnen die Holländer beylegen. Man heißt sie

sie auch Seemönche, weil es nicht anders aussieht, als ob sie eine Kutte anhätten. Wenn man sie aufschneidet, so ist ihr Fett oder Speck wie bey den Schweinen, auch das Eingeweide ist so. Sie schwimmen heerdenweise und grunzen wie die Schweine, welches man als eine Vorbedeutung vom übeln Wetter annimmt. Le Maire saget, das Marsovin oder Meerschwein sey von der Größe des Seehundes, und sehr gut zu essen. Sie beschädigen niemanden. Man machet Speck von ihnen, der aber übel schmecket. Seiten und Eingeweide sind wie bey den Schweinen, doch haben sie zween Magen, einen am Ausgange des Schlundes, den andern ihm zur Seite, der fast so groß ist als jener. Es geht ein Weg, so enge als ein Federkiel, aus einem in den andern. Sie sind voll kleine Zellen, wie ein Honigkuchen. Der Zwölffingerdarm entsprang, wie sich le Maire sehr wohl erinnerte, von dem letztern. Er konnte nicht alles genau untersuchen, weil die Schiffleute so viel verderbet hatten. S. A. Reisen, B. III. S. 338.

Das Meerschwein wird auch hier an der Goldküste gefunden. Es ist etwan fünf Fuß lang, und sehr fleischicht oder vielmehr lauter Fett, den Kopf ausgenommen, der noch zu essen ist, wenn er einige Tage wohl eingesalzen worden, und darauf gut gekochet und gesalzen wird; und gleichwohl liegt er noch schwer im Magen, weil er zu fett und ölicht ist. Man schnitt das Fleisch von einem in länglichte Stücken, legete es einige Tage in starkes Salzwasser, hieng es sodann auf, und trocknete es an der Sonnen; aber es behielt doch immer einen eckelhaften fettigen Geschmack. Die Haut ist über und über, wie bey dem Wallfische, pechfarben, der Leib rund und plump, die Schnauze sehr lang, und im Munde sind zwo Reihen kleine scharfe Zähne, die in der Ferne wie eine Säge aussehen, doch frißt dieser Fisch keine Thiere. Diese Fische machen von der Zeit, da sie aufs Verdeck gebracht werden, bis sie sterben, eine Art von Gegrunze. Ihr Blut ist so heiß, als dasjenige, welches von einigen Thieren kömt, und sie haben, wider die Natur aller andern Fische, dessen eine sehr große Menge. Die beyden Geschlechter haben kenntliche Geburtsglieder und begatten sich wie die Menschen. s. S. A. Reisen, B. IV. S. 281.

Es finden sich in dem St. Lorenzfluss Meerschweine von zweyerley Farben. In dem Salzwasser, wie man schon angemerket hat, das ist, von dem Cap Tormento bis an die Mündung, sind sie von

denen im Meere nicht unterschieden; in dem süßen Wasser sind sie weiß und so stark wie eine Kuh. Die ersten gehen ordentlicher Weise in Haufen, und man hat nicht eben die Eigenschaft bey den andern beobachtet, ob man gleich zuweilen welche in dem Becken des Hafens zu Quebeck sieht. Sie steigen nicht viel höher. Die Küsten von Arcadien haben ihrer viel von beyderley Arten, woraus man schließen kann, daß der Unterschied in der Farbe nicht von dem Unschiede des süßen und salzichten Wassers herkömmt. Die Meerschweine geben nicht weniger, als eine Tonne Oel, welches von dem Oele des Seewolfes wenig unterschieden ist. Man ißt ihr Fleisch nicht. Das von den grauen Meerschweinen aber, welche die französischen Matrosen pourcelles nennen, wird für eine ganz gute Speise gehalten. Man machet aus ihren Gedärmen Bratwürste und Blutwürste. Das Geschlinge ist vortrefflich und der Kopf besser, als ein Schaafskopf, aber nicht so gut als ein Kalbskopf. Die Haut von beyden wird gegerbet, und wie Saffian zugerichtet; anfänglich ist sie so zart, als Speck, und ist nicht weniger als ein Zoll dicke. Durch vieles Schaben aber wird sie wie ein durchsichtiges Leder; und so dünne man sie auch machen kann, so daß man sie brauchen kann, Kleider und Hosen daraus machen zu lassen, so ist sie dennoch allezeit so stark, daß man glaubet, sie könne eine Kugel aushalten. Es finden sich welche acht Fuß lang und neun Fuß breit, und nichts kann besser gebrauchet werden, die Kutschenhimmel zu bedecken. s. S. A. Reisen, B. XVII. S. 238.

Meerschwein, Marsvin, norwegisch Nise, aus dem Pontopidan, s. in unserm Artikel Delphin, Th. II. S. 307. beschrieben.

Meerschwein, ein wildes, in Madagascar. Unter den Fischen die man außerhalb Madagascar nicht findet, gedenket Flacome keines seltsamern, als des wilden Meerschweines. Er sah eins von Ochsengröße und ohne Schuppen aber borstig, wie ein wildes Schwein, mit einem Loche auf dem Kopfe, Floßen auf dem Rücken, Krokodilsfüßen, zwey sehr kleinen Augen, etwa funfzig Zähnen auf jeder Seite des Rachens, in der Größe eines Fingers; einem zottichten Schwanze, einer Klafter lang, der allmählig spitzig zulief. Dieses Ungeheuer war von der See nahe an das Fort Dauphin geworfen worden, und daselbst gestorben, stank auch so übel, daß es niemand abziehen wollte. s. Samml. A. Reisen, B. VIII. S. 577.

Meer-

Meerschweinchen.

Mus porcellus Linn. Dieses Thier findet man itzt zwar häufig in den europäischen Ländern, es stammet aber eigentlich aus Amerika, aus Brasilien und aus Guinea: Weil es also über das Meer zu uns gekommen ist, und nicht nur in Ansehung der Größe und Gestalt, sondern auch in Ansehung der Stimme einige Aehnlichkeit mit einem jungen Ferkel hat, so ist es im deutschen Meerschwein und Meerferkel genannt worden.

In seinem Vaterlande heißt es Cauia Cabaya. Herr v. Linné rechnet dasselbe, weil die untern Schneidezähne scharf und spitzig sind, unter die Mäuse. Herr Brisson zählet es zu den Kaninichen, und Herr Klein, welcher es unter dem Namen Pharaonsmaus und haarichter Tatu anführet, zu den Afterhasen oder Afterkaninichen. Die Gestalt ist, wegen des kurzen Halses und der kurzen Füße, ein wenig unförmlich. Der Leib und der Kopf sind sehr dicke, die Schnauze stumpf, die Augen groß, hervorragend und von brauner Farbe. Neben den Nasenlöchern stehen lange Barthaare, dergleichen sich auch drey an den obern und drey an den untern Augenliedern befinden. Die obere Lippe geht über die untere herüber und ist, wie bey den Hasen, aber nur bis an die Hälfte ihrer Höhe gespalten. Die Ohren sind rund, mehr breit als lang, auswendig ganz kahl und inwendig ein wenig mit Haaren bedecket. Die Vorderfüße haben vier und die Hinterfüße drey, mit langen Nägeln besetzte Zähen. Der Schwanz fehlet. Die Länge des ganzen Thieres beträgt gemeiniglich nicht viel mehr als einen halben Schuh. Das dichte und sanfte Haar ist entweder ganz weiß oder röthlich, oder weißbraun und schwarz gefleckt.

Die Nahrung dieser Thiere, welche nicht viel Kälte und Nässe vertragen können, besteht vorzüglich in Baumfrüchten und Kräutern. Sie sind sehr geil, und spüren fast so oft, als sie gefressen haben, den Trieb sich zu begatten, wozu sie auch schon bisweilen sechs Wochen nach ihrer Geburt geschickt sind. Ihr völliges Wachsthum vollenden sie ohngefähr nach acht oder neun Monathen. Die Weibchen sind nur drey Monathe trächtig, und werfen das erstemal etwa vier oder fünf, das zweytemal fünf bis sechs, und die übrigen male sieben, acht, auch wohl zehen Junge auf einmal, welche sie nur zwo bis drey Wochen säugen. Die Männchen fechten scharf mit einander und bringen auch oft einander um, wenn es darauf ankömmt ihren Trieb zur Begattung zu befriedigen. Das Fleisch der Meerschweinchen

ist ziemlich fett und schmeckt fast wie das Fleisch von jungen Ferkeln. Das Fell aber kann nicht gebrauchet werden.

Meerscorpione.

Meerscorpione nennt Müller das 161ste Thiergeschlecht des Linnäus, Scorpaena, derjenigen Fische und Brustbäucher, denen der Kopf hin und wieder mit Bärtchen bewachsen ist. Hiervon mag er wohl den lateinischen Namen, Scorpena, oder nach dem Plinius, Scorpaena, haben, welchen Houttuin im holländ. beybehalten und ihn Zee-Scorpioen, Müller Meerscorpion genannt. Die Geschlechtszeichen sollen seyn, ein großer und stachlichter Kopf; nahe beysammen stehende Augen; mit Zähnen besetzte Kiefer, Gaumen und Schlund, und eine siebenstrahlichte Kiemenhaut. Es sind nur drey Arten derselben zu betrachten. Klein beschreibt die zwo ersten Gattungen unter seinen Helmfischen, Coryfion, Miss. IV. Fasc. IV. §. 24. daher wir auf diesen unsern Artikel, Th. III. S. 760. u. f. uns zu beziehen haben.

1. Scorpaena Porcus, das Müllerische Dornschwein; der kleine Scorp, oder der schwarze Scorpfisch, Scorpis, Scorpaena, s. Scorpius, des Gesners, S. 45. a. Kleins Helmfisch, Coryfion 13. s. unser Art. S. 773.

2. Scorpaena Scrofa, die Müllerische Stachelsau; Meerscorp, ein großer Meerscorpion, Scorpius maior, des Gesners, S. 44. b. Kleins Helmfisch, Coryfion, 12. s. unsern Artikel, S. 772.

3. Scorpaena Horrida, der Zauberfisch. Es wird aus dem Valentin ein Fisch hieher gerechnet, den die Indianer Ikan Sowanggi Bezar nennen, welches so viel als Zauberfisch, holländ. Toverviſch heißt. An diesem Fische nahm Gronov, Zooph. 292. (der ihn zu einer Perca machet) den seltenen Umstand wahr, daß die geraume Haut, welche an den Finnen hinan steigt, die dreyzehn ersten Finnen der Rückenfloße an den Spitzen breiter, und auf diese Art einen lappichten Kamm aus selbigen mache, und sey diese Haut mit schwieligen Höckern gesprengelt. Die Rückenfloße zeiget dreyzehn steife von zwanzig Finnen; die Brustfloße funfzehn, die Bauchfloße sechs, die Afterfloße von neun drey steife, und die Schwanzfloße vierzehn Finnen. In der Kiemenhaut zählet man aber nur fünf, statt sieben, Strahlen. Sein Aufenthalt ist in den ostindianischen Meeren. Ruysch, Th. Anim. Tom. I. Tab. I. §. et fig. 17. nennt ihn Ican Swanggi holländ. de Baarsche Speervisch; und scheine er von der, etwas ins

Violette

Violetne fallenden Farbe also benannt, im übrigen auch, dem Aper des Rondelets, IV. 27. ähnlich und ein Capriscus zu seyn, s. unsere Artikel, Hornfisch, Th. IV. S. 114. no. 3. Jean, Th. IV. S. 231. und Capriscus, 6. Maus-Bocks-Maul des Kleins, Th. V. S. 430.

Meerseelen.

Apua, ein eigenes Geschlecht des Gesners, mit neun Arten, S. 1. und folgende. Gobius Aphya, Linn. gen. 159. sp. 4. die Müllerische Nilgrundel; Gobio, 4. des Kleins, ein Rockfisch, s. unsere Artikel, Grundel, Th. III. S. 535. und Grau, ebendas. S. 509.

Meersenf.

S. Stachelsenf.

Meerspinne.

Diesen Namen führen auch die Blackfische. Herr Müller aber versteht darunter diejenige Art, welche Herr von Linné Saepia media genannt. Es ist selbige mit dem Dintenfische, Saepia officinal. und der Seekatze, Saepia loligo nahe verwandt, und hält gleichsam zwischen beyden das Mittel. Man trifft dergleichen in der Nordsee von einem Schuhe bis einer Elle lang an. Der Körper ist rund und einer Geldbörse gleich. Die häutigen Lappen an den Seiten des Körpers sind so beschaffen, daß sich das Thier damit, als mit einem Mantel bedecken kann. Diese aber steigen von dem Schwanzende nur bis zur Hälfte des Körpers hinan; und hierdurch unterscheidet sich diese Art von dem Dintenfische. Außer den acht mit kleinen Wärzchen besetzten Füßen sind hinten am Kopfe noch ein paar viel längere Riemen befindlich, die am Ende breit sind. Die dintenartige Feuchtigkeit, welche dieses Thier ausschwitzet, erreget auf der Haut ein Brennen. Eine Abbildung steht in dem Linnäischen Natursysteme, welches Müller herausgegeben im VI. Th. I. Band, 5 Taf. 3 Fig.

Meerspinne, al. Blackfisch, Sepia, s. unsern Artikel, Blackfisch, Th. I. S. 780. und Kuttelfisch, Th. IV. S. 870.

Meerspiring.

Meerspiring, sonst auch Meerstint, s. diesen bald folgenden Artikel. Der Capitain Wallis hat bey dem Port Famine, im Sedgerflusse, nebst vielen Meeräschen, auch viel Meerspiringe, gefunden. Reise um die Welt in der Geschichte der Seereisen nach dem Südmeere. Th. I. S. 68.

Meerstachelkraut.

S. Salzkraut.

Meerstachelschwein.

S. unsern kurz vorherstehenden Artikel Meerigel.

Meerstern.

Seestern, Stella marina, Richt. S. 57. es gehöret aber dieses Wassergeschöpfe nicht zum Fischreiche.

Meerstern, S. Seestern.

Meersterne, Seesterne, versteinerte, Stellae marinae petrefactae, sind versteinerte Seewürmer, die man aber selten ganz findet; dagegen findet man deren Theile häufiger und zwar in unbeschreiblich großer Menge. Sie kommen unter den Namen Trochiten, Entrachiten, Asterien und Nelkensteine vor.

Meerstichling.

Glaucus; Glaucus maior, s. prima species, ein großer Meerstichling des Gesners, S. 62. a. Scomber Amia, Linn. gen. 170. sp. 9. der Müllerische Streitthunfisch seiner Mackrelen. Glaucus, 1. des Kleins, ein Blauling. s. diese Artikel, Th. II. S. 829. und Makrele, Th. V. S. 327.

Meerstichling, ist nach dem Chomel, eine Art der Seerappen, wird öfters drey Ellen lang gefunden, und wegen seiner Eigenschaften und Farbe, lat. Glaucus genennet. Das Weiblein soll zu ihren Jungen eine solche Liebe haben, daß sie in der Angst, wenn ihnen nachgestellet wird, solche gar auffresse. Glaucus Bellonii, ein Meerblauling, s. diesen Artikel, Th. V. S. 469.

Meerstint.

Salmo Eperlanus, Linn. gen. 178. sp. 13. Trutta, 11. des Kleins, eine Forelle; s. diesen Artikel, Th. III. S. 177.

Meertasche.

S. Qualle.

Meertaube.

Orbis muricatus; Orbis muricatus s. Echinatus, eine Stachelkugel, Igelfläsch, des Gesners, S. 84. b. Diodon Atinga, Linn. gen. 138. sp. 1. Diodon echinatus; die Müllerische Stachelntaube seiner Igelfische, Th. IV. S. 241. s. auch Meerfläsch, Th. V. S. 498.

Meerteufel.

Wassermännle, Triton, Daemon marinus, des Gesners, S. 105. b. s. Meerwunder.

Meerteufel, Rana piscatrix; s. Meerfrosch, und unsern Artikel, Froschfisch, Batrachus, Th. III.

III. S. 203. auch Meerkrot, unſern Artikel, S. 524.

Meertopf.

S. Pyramidenſchnecke.

Meertraube.

S. Roßſchwanz.

Meertreubel.

S. Roßſchwanz.

Meertreuſche.

Meertreuſche, oder Pagorellen, (vermuthlich Paganello, Eſpece de Goujon de Mer, Bomare.) desgleichen Meertruſche, Meergrundel; Enchelyopus, 2. des Kleins, ein Aalbaſtart, ſ. dieſen Artikel, Th. I. S. 40. und Gobio, 3. des Kleins. ſ. Rockfiſch.

Meertritt.

S. Roßſchwanz.

Meertulpe.

S. Meereichel.

Meerwaage.

Meerwaage, vid. Hammerfiſch, Zygaena; ſ. unſern Artikel, Meerſchlegel, Th. V. S. 536.

Meerweih.

Weyh, Miluus; Lucerna, Miluus, Meerlicht, Meerweih, des Geſners, S. 17. a. ſ. unſern Artikel, Meerleuchte, Th. V. S. 525.

Meerwermuth.

S. Cypreſſe.

Meerwertzen.

Meerwertzen, oder Wertzer, Vmbra, des Geſners, S. 28. a. ſ. kurz vorhergegangenen Artikel, Magerfiſch.

Meerwinde.

Meerkohl, Meerglöcklein, Purgierwinde. Unter dieſen Namen verſteht man Soldanella officin. Weil aber dieſe Pflanze eine Art Winde, und Conuoluulus ſoldanella Linn. iſt, hat Herr von Linné ein anderes Geſchlecht Soldanellam genennet, welches im deutſchen Drattelblume heißt. Mithin ſind beyde Soldanellen mit einander nicht zu verwechſeln, wie in Dycks Gartenkunſt geſchehen. Die in Apotheken gebräuchliche, wächſt an ſalzichten Oertern, ſonderlich an dem Ufer des Meeres, Italien, Frankreich, Spanien. Die dünne, fäſerichte Wurzel treibt zarte, röthlichte, auf der Erde hinkriechende Stängel, welche mit langgeſtielten, glatten, nierenförmigen Blättern, und einzeln geſtellten purpurfärbigen Blumen beſetzet ſind. Dieſe und die Frucht kommen der Beſchaffenheit nach mit andern Arten der Winde überein. Die getrocknete Pflanze, Wurzel und Blätter, findet man in der Apotheke. Sie hat einen bittern,

scharfen und etwas salzichten Geschmack, und gehöret zu denjenigen Purgiermitteln, welche heftig wirken, das Wasser häufig durch den Stuhlgang abführen, und vorzüglich bey der Wassersucht, empfohlen worden. Herr v. Swieten hat aus fünf Blättern einen Thee bereiten, und diesen einem Mägdchen trinken lassen, welche mehr als zwanzig Stuhlgänge darnach gehabt. Jetzo ist ihr Gebrauch ganz abgekommen, und in den Apotheken findet man auch nur alte verlegene Waare; und man kann selbige bey der Menge anderer dergleichen Mittel gar leicht entbehren. Herr Spielmann hat selbige in dem Verzeichniß der Arzeneymittel gar nicht angeführet.

Meerwinde, S. Drattelblume.

Meerwolff.

Lupus marinus; Anarrhichas Seansor, ein Klippfisch des Gesners, S. 63. a. ist er etwan, nach dem Artedi, syn. p. 38., der Gesnerische Rheynfisch, fol. 41. a.? Anarrhichas Lupus, Linn. gen. 146. sp. 1. der Müllerische Meer- oder Seewolff. Latargus, des Kleins, ein Klippbeißer; s. diesen Artikel, Th. IV. S. 554.

Meerwunder.

Monstra marina, Fr. Monstres marins, werden überhaupt Wassergeschöpfe und Fische von seltener, ungewöhnlicher, gräßlicher Gestalt und Größe, besonders aber die sogar etwas menschenähnliches an sich haben sollen, genennet; so wie es etwan in dem Thierreiche Affen, einen Orang-Outang, den Linneischen Troglodytes, den Nacht-, Erd- und Buschmenschen, giebt, die man, nach den Müllerischen Copeyen, Tom. I. Tab. V. fig. 1. und 2. seines erklärten Linneischen Natursystems, gar leicht für Stiefbrüder ansehen könnte; ohne eben unter den Affen den Affen mitmachen zu müssen. Da wir uns in einigen Artikeln, besonders dem von den Meermenschen, S. 525. dieses Theils, auf den gegenwärtigen bezogen: so wollen wir von selbigen nur einige Nachrichten und Beyspiele anführen, ohne an dem mit unterlaufenden, fabelhaften, Theil zu nehmen. Der von uns Th. I. S. 241. beschriebene, Ambize Angulo, mag den Reyhen führen. Dapper meldet von ihm, daß ihn die Eingebohrnen, in Kongo Ambisangulo, und Pesiengoni, die Portugiesen Pezze Moullet, und andere Europäer Meermann und Meerjungfer, nannten. Morelli in seiner Reise nach Kongo, S. 610. saget deutlicher, daß ihn die Schwarzen Ngulla u masa, die Wassersau, und die Portugiesen Piez-

Piexe Molker, das ist, den Weiber- oder Frauenfisch hießen; giebt auch folgende Beschreibung von ihm: die Meerjungfer wird, seinem Vermelden nach, durch den ganzen Fluß Zaire gefunden, und gleichet einem Weibsbilde einigermaaßen wegen ihrer Brüste, Zitzen, Hände und Aerme; unterwärts aber endiget sie sich als ein ordentlicher Fisch mit einem Gabelschwanze. Der Kopf ist rund, das Gesicht wie an einem Kalbe. Sie hat einen großen häßlichen Mund, kleine Ohren, und runde volle Augen; der Rücken ist mit einer starken Haut bedecket, die an verschiedenen Orten durchlöchert, und ihr von der Natur gleichsam als ein Mantel gegeben ist, den sie nach Gefallen öffnen und zumachen kann. (Hierinn gleichet er fast dem Mantea oder Mantelfisch, einer großen Rochenart; s. unsern Artikel, Th. V. S. 372.) Die Ribben stillen das Blut; die größte Kraft aber liegt in den zween Knochen an den Ohren. Morella hat oft von diesem Fische gegessen, der wohlschmeckend und dem Schweinefleisch nicht unähnlich war; auch seine Eingeweide gleichen den Schweinen. Er hält nur den Kopf aus dem Wasser, wenn er von den Kräutern am Ufer frißt. E. A. Reisen, B. V. S. 95.

Bischoffsfisch, dessen wir Th. I. S. 775. gedacht, wird vom Rondelet, lib. XVI. cap. 21. Piscis, habitu Episcopi, und vom Gesner S. 105. Episcopus marinus, ein Meerbischoff, genennet; und von beyden, aber nicht verschieden, beschrieben und gezeichnet. Im Nomenclatore S. 174. setzet Gesner unter die Rondeletische Zeichnung: Monstrum aliud marinum, anno Dom. 1531. in Polonia, visum Episcopi habitu. d. i. Ein ander Meerwunder, in Poland, (heut zu Tage in Polen) gefunden ꝛc. Rondelet hält dieses Monstrum noch für ein größeres Meerwunder, als den sogenannten Meermönch; und setzet hinzu, er habe die Zeichnung desselben von einem deutschen Medicus, dem Gisbert, erhalten, der es von Amsterdam mit der Nachricht bekommen, daß es im Jahr 1531. in Polen gesehen, und vor dem König gebracht worden, der es, nach einigen von ihm gegebenen Zeichen, daß es wieder ins Meer wolle, auch dahin erlassen, in welches es sich denn mit Ungestüm gestürzet. Rondelet setzet ganz aufrichtig hinzu: Ich lasse mit Fleiß vieles, was mir erzählet worden, weg, weil ich solches für fabelhaftes Zeug halte. Denn das ist ja der Menschen Eitelkeit, daß sie dem an sich wunderbaren, noch mehr wunderbares anzudichten versuchen. Ich theile die Abbildung dieses Monstrum mit,

wie ich es empfangen habe; und will es weder bejahen noch verneinen, daß es seinem Originale ähnlich oder nicht ähnlich sey. Rzanczynski setzet in seiner Hist. Nat. Cur. Polon. p. 358. hinzu, daß dieser, mit allem bischöflichen Schmuck und Zierden bekleidete, Meermann, dem damaligen König in Polen, Sigismund dem ersten, geschenket worden; führet auch sofort noch ein Exempel eines monströsen Fisches von sechs und dreyßig Fuß in die Länge, und sechs Fuß in die Dicke, mit einem menschenähnlichen fleischichten Kopfe an, der bey Warschau in der Weichsel, im Jahr 1623 den 8 September gefangen worden; dessen Geschichte für unsere Blätter zu umständlich ausfallen möchte. Diesem Meerbischoffe schicket sich der

Meermönch, Galerita, am besten zur Begleitung. Rondelet läßt ihn, unter dem Namen piscis, habitu monachi, vor dem Bischoffe hergehen, und führet an, daß selbiger, da er neuerlich und zu seinen Zeiten in Norwegen bey sehr ungestümen Meere gefangen worden, sogleich von jedermann, der ihn gesehen, den Namen eines Mönchs, erhalten habe. Er hatte nämlich ein menschenähnliches, doch grobes und wildes, Angesicht; mit einem glatten, und gleichsam geschornen Kopfe; seine Schultern bedeckte eine sogenannte Münchskappe, oder Meßgewand; statt der Aerme hatte er zwo lange Floßen, und sein unterer Theil lief in einen breiten Schwanz aus; in der Mitten aber war er viel breiter, und gleichsam mit einem Schuppenoberkleide, Sago, angethan. Der Edelmann, so die Zeichnungen dieses Meerwunders an die Königinn Margaretha von Navarra, die mir selbige geschenket, und an den Kayser Carl den fünften, überreichet, hat der Königin die Versicherung gegeben, daß er dieses Monstrum mit seinen eigenen Augen gesehen, da es in Norwegen bey Dietz, ohnweit dem Städtchen Denelopoch, nach einem gewaltigen Sturme von den Wellen ans Land geworfen worden, und also in die Gefangenschaft gerathen. Ich habe auch diese Zeichnung bey obgedachten Medicus, den Gisbert gesehen, die er aus Norwegen erhalten, von der meinigen aber etwas unterschieden war. Meiner Meynung nach, mögen wohl die Maler das Verwunderungswürdige noch mehr erhöhet haben; welches er weiter erläutert, und zum Beyspiel den Meermenschen, Hominem marinum, des Plinius, lib. IX. et XXXII. und ebendesselben, Tritonem, lib. IX. anführet, auch noch eines von dem Pausanias zu Rom gesehenen Tritonis gedenkt. Der lateinische und deutsche Gesner beschreiben und zeich-

zeichnen dieses Meerwunder nach dem Vorgange des Rondelets, und nennen es Monachus marinus, einen Wassermann, Meer- oder Wassermönch, einen Mönchfisch. Letzterer setzet hinzu, daß er vier Ellenbogen lang gewesen, dem Könige zugeschicket, und als ein Wunder behalten worden sey. Es sollen auch dergleichen im baltischen, gallischen und brittischen Meeren gefangen worden seyn.

Meerfröuwle, Meerfräulein, Nereis, s. unsern Artikel, S. 498. Rondelet führet selbige aus dem Gaza an, und setzet aus dem Ovidius, Met. II. 10. hinzu: Doridaque et natas; quarum pars nare videntur: Pars in mole sedens virides siccare capillos; Pisce vehi quaedam. Facies non omnibus vna, Nec diuersa tamen, qualem decet esse sororum, und beziehet sich auf den Plinius, lib. IX. c. 5. de Tritonum et Nereidum, figuris. Gesner zeichnet dieses Meerwunder, so zu Rom, den 3. Novbr. 1523. in der Größe eines fünfjährigen Knabens gesehen worden, aus einer in Deutschland gefertigten Abbildung, ab, und führet S. 105. aus dem Theodorus Gaza an: Daß ein solch Meerfröuwle gesehen sey worden in Pelopenoso, von Ungestüme des Meeres an das Gestade hinausgeworfen, noch lebend und athmend, mit dem Angesichte ganz ähnlich einem Menschen, ganz schön, sein Leib rauch von Schuppen bis auf die Schaam; der übrige Theil soll sich geendiget haben in einen Schwanz, gleich einen Krebsschwanz. Als nun ein mächtiger Zulauf geschehen sey von mengklichem, solch Wunder zu sehen, und sie ganz mit viele des Volks umgeben, habe sie, ganz betrübet und traurig, große Seufzer gelassen, ganz von Leid erschlagen, als man aus dem Gesichte wohl erkennen mochte, letzlich auch mächtig geweinet und geheulet haben. Als nun aus Erbarmen der Vile den Leuten zu weichen gebeten, und gegen dem Meer Platz zu machen, soll solch Meerfröuwle, durch Hülfe der Aerme und des Schwanzes, nach ihrem Vermögen dem Meere zugekrochen seyn, sich darein geworfen mit großem Ungestüme, in die Weite und Tiefe zu schwimmen angehebet haben; nachher nimmermehr gesehen seyn worden. Solche Meerfröuwle sind auch von etlichen andern glaubwürdigen Leuten gesehen worden.

Meerjungfer, Meerfräulein, Siren, Nereis, S. 521. desgleichen,

Meermensch, S. 525. handelt auch Chomel unter dem Artikel Sirene, gar umständlich, daraus unter andern zu ersehen, daß selbige Meer- oder See-

wunder, Meerminnen, Meerweib, Wasserfrau oder Wassernymphen, genennet werden; wie man denn auch heut zu Tage, unter den Sirenen überhaupt, Meer- und Seemenschen, Männer, Weiber, Minnen, und Fräulein, lat. Monstra marina, verstehe. Insbesondere aber führet Merolla folgendes Beyspiel von den Meerjungfern, an:

Es würden in dem großen See, Congo oder Zairo, verschiedene Ungeheuer gefunden, davon die eine Art von dem menschlichen Geschlechte bloß durch den Mangel der Vernunft und Sprache unterschieden wäre. Franz von Pavia, ein Capuziner, der in Matamba lebete, wollte sich dem Ansehen nach auf keine Art bereden lassen, daß es in diesem See dergleichen Ungeheuer gäbe, und sagte, es wäre ein bloßes Blendwerk, das sich die Schwarzen einbildeten. Die Königinn von Singa erfuhr dieses und lud ihn eines Tages auf einen solchen Fischfang ein. Kaum waren die Netze geworfen, als sie auf der Oberfläche des Wassers dreyzehn entdeckten. Doch aber konnten sie nur ein Weibchen fangen, welches trächtig war. Dieser Fisch war von Farbe schwarz, hatte lange schwarze Haare, und breite Nägel an sehr langen Fingern, welche ihm, wie Merolla meynet, die Natur zum Behuf des Schwimmens gegeben hat. Er lebte nicht über zwanzig Stunden außer dem Wasser und fraß binnen dieser Zeit nichts, man mochte ihm auch vorwerfen, was man wollte. s. S. A. Reisen, B. IV. S. 690.

Noch müssen wir aus unsers Müllers Supplementen, S. 197. zur Erläuterung und Bestätigung folgende, bey dem 142sten Linneischen Geschlechte, Siren, hinzugesetzte, Geschichte mit beybringen: Siren oder Sirene soll, nach der Meynung der Alten, ein Wunderthier des Meeres seyn, welches halb Fisch und halb Mensch ist, davon es mancherley Fabeln giebt. Inzwischen hat man doch auf dem anatomischen Theater in Leiden ein solches Geschöpfe aus Brasilien gehabt, welches aber von dem Ritter nicht für ächt erkannt werden wollen, weil es Ohren und einen engen Hals hatte, und man weiter von den Reisenden keine nähere Bestätigung solcher Geschöpfe vernommen, wovon im ersten Theile S. 203. des Herrn Müllers Natursystem schon Erwähnung gethan, und Tab. III. fig. 4. ein Umriß mitgetheilet worden. Es ist nun zwar hier unsere Absicht nicht, um zu untersuchen, ob die Sirenen bloße Fabelthiere oder wirkliche Creaturen sind, das aber müssen wir doch berichten, daß man sich nicht nur in Holland damit trage, wie im J. 1403. bey Edam ein solcher Fisch gefan-

gefangen und nach Harlem gebracht worden sey, sondern daß auch wirklich jetzo im September 1775 zu Amsterdam im Gasthofe Nieuu Maltha, oder la ville de Paris in de Neſs, ein solches Geschöpfe vorgezeiget worden, welches oben eine Weibsperson, und unten einen Fisch vorgestellet und über drey Schuhe lang ist. Dieses Geschöpf ist im Archipelago gefangen worden, und da es einige für ein Artefactum halten wollen, so hat der Besitzer öffentlich zweyhundert Dukaten demjenigen gebothen, der durch Kunst ein solches Geschöpf herstellen könnte. Inzwischen hat der Ritter diesen bekannten Namen nicht ohne Grund dem gegenwärtigen Geschlechte beygeleget, weil die Merkmale desselben in folgenden bestehen. Der Körper ist zweyfüßig, geschwänzt und nackend. Die Füße dienen statt der Arme und haben Nägel. Wären nun auch Brüste vorhanden, so müßte es, gleich den Sirenen der Alten, unter die Säugthiere, und vielleicht bey den Seekälbern stehen; allein da dieses nicht ist, da es außerdem einen nackenden Körper und einen Schwanz hat, auch in Sümpfen wohnet, so machet die Classe der Amphibien wohl den nächsten Anspruch darauf. Man hat jedoch bis dahin nur folgende einzige Art entdecket.

Von dem Meeraffen, Simia marina, als einem gewiß sehr merkwürdigen Meerwunder, ist unser Artikel, S. 464. u. f. nachzusehen.

Ein eigentlich sogenanntes Meerwunder aber finden wir in den S. A. Reisen, B. III. S. 614. folgendermaaßen beschrieben:

Es giebt vielerley Fische längst der Küste von Guinea. Der Ritter des Marchais traf einen von wunderbarer Gestalt auf dieser Seite des Vorgebirges an, der allen auf dem Schiffe unbekannt war. Er hatte etwa acht Fuß vom Kopfe an den Schwanz in der Länge, anderthalb Fuß in der Dicke, und fünftehalb im Umkreise, aber keine Schuppen. Die Haut war dicke, hart und rauch; wie bey dem Hay. Man fieng ihn mit einem großen Hacken an einer eisernen Kette. Als sie ihn nahe ans Schiff gebracht, schlungen sie einen Strick mit einer Schlinge um seinen Schwanz und zogen ihn dadurch hinauf, machten ihn aber sorgfältig todt, ehe sie ihn am Bord brachten. Die Kehle war groß, mit zwölf Zähnen bewaffnet, sechse oben und sechse unten, dicke und scharf, etwa zween Zoll lang. Seine Schnauze streckt sich über einen halben Fuß über den Unterkinnbacken, und war ein Knochen mit eben der Haut, so wie sein Körper bedeckt,

bedeckt, von gräulicher Farbe, obwohl Kehle und Lippen glänzend roth waren. Seine Augen waren groß, roth, und glänzten wie Feuer. Statt der Fischohren hatte er fünf Einschnitte auf jeder Seite, die er nach Gefallen öffnete und schloß, und gleich unter ihnen eine sehr starke Finne von mittlerer Größe. Er hatte zwo andere unter dem Leibe und noch eine auf dem Rücken. Sein Schwanz war schuppicht, dicke, stark und groß, und mit eben dergleichen Haut bedecket. Weil ihm ein Hay sich näherte, indem er gefangen war, gab er selbigem einen Schlag mit seinem Schwanze, wovon jener sich in Eil fortmachte.

Wir schließen mit unserm oft belobten Richter, S. 533. Die Sirenen oder Meermenschen sind bisher für Wunder und fabelhafte Fische gehalten worden, bis die Schiffart gestiegen, und die Europäer die ganze Welt umfahren, diese Meerwunder selbst gesehen, gefangen, davon gegessen, und uns ihren Fang, Stand, Art und Beschaffenheit, bekannt gemachet haben.

Meerzähnchen.

Mit diesem Namen beleget Herr Müller das einschalichte Conchyliengeschlechte Dentalium Linn. Sowohl der Linnäische Name, als auch der holländische Tandhoorens sind gleichfalls von der Gestalt entlehnet. Von einigen werden solche Tubuli marini, holländisch Pypkokers oder Zeepypies, und Seepfeiffen genennet, diese Namen aber werden mehrern Schnecken beygelegt und sonderlich darunter auch die Röhrenschnecken verstanden. Daher obiger am schicklichsten scheint. Der Einwohner ist ein Steinbohrer, und die Schale stellet eine einfache, gerade Röhre vor, welche keine Kammern hat, und an beyden Seiten offen ist. Herr Müller führet mit dem Ritter acht Arten an.

1) Elephantenzahn, zahnförmiges Meerröhrlein, Dentalium elephantinum L. Die Röhre ist zehneckicht, etwas krumm gestreifet, vorne dicker als hinten, und in Ansehung dieser Gestalt einen Elephantenzahn ziemlich ähnlich, aber viel kleiner, ohngefähr einen Finger lang; von Farbe grün, am dickern Ende aber etwas weißlicht. Vorne wo der Kopf des Thieres mit einem stumpfen Kegel hervorschauet, ist die Schale etwa einen kleinen Finger dicke, hinten aber dünner, und daselbst raget ein zotiges Wesen hervor. Dieses dienet dem Thiere statt eines Fußes, sich damit im Sande festzusetzen, und anzusaugen; den Kopf kann selbiges tief in die Schale hineinziehen. Die

Der Aufenthalt ist im ostindianischen und europäischen Ocean.

2) Schweinszahn, Dentalium aprinum. Die Schale ist weiß, schmäler und dünner als die vorige Art, in den Furchen aber tiefer, sonst glatt und etwas krumm. Das indianische Meer.

3) Wolfszahn, Dentalium dentalis L. Die Schale ist etwas krumm, roth, gleichsam abgebrochen, am dünnen Ende sehr spitzig. Es unterscheidet sich diese von den andern Arten, durch zwanzig Striche. Das mittelländische Meer.

4) Hundszahn, weißer Wolfszahn, Dentalium entalis L. Diese Art ist im kleinen einen Elephantenzahn am meisten ähnlich, etwan einen Zoll lang, weiß, glatt, ohne Ribben, nicht abgebrochen und walzenförmig rund. Ostindianischer und europäischer Ocean.

5) Hornzahn, Dentalium corneum. Ist vielleicht nur eine Spielart von der vorherstehenden; aber bogenförmig krumm, mit Querstrichen bezeichnet, und hornfärbicht. Man erhält dergleichen aus Afrika.

6) Polierzahn, Dentalium politum L. Kommt gleichfalls mit der vierten und fünften Art sehr überein. Die Schale ist bogenförmig krumm, dicht mit ringförmigen Strichen besetzet, und glänzend, entweder milchichtweiß oder rosenfärbicht. Indien.

7) Das Elfenbein, Dentalium eburneum L. Die Farbe gleichet dem Elfenbein, die Schale ist auch geringelt, die Ringe aber stehen weit und gleichweitig von einander. Indien.

8) Das Zähnchen, Dentalium minutum. Die größte Schale ist kaum dreyviertel, die meisten sind nur einen Viertelzoll lang, glatt und fast gerade. Der Aufenthalt ist im adriatischen Meere.

Meerzüngle.

Eine kleine Sole, Solea parua, s. Lingula, Gesner S. 54. b. Es wird aber auch der Meerscherfack oder Wetzstein, Nouacula des Gesners, S. 32. a. eine Meersole, Meerzünglein, genennet; Pecten, s. Coryphaena, 2. des Artedi, syn. p. 29. ein kleiner sehr schöner Fisch, nach Richtern. Hippurus, 4. des Kleins, ein Schwänzel. s. unsern Artikel, Barbirer- oder Scheermesser, Th. II. S. 540.

Meerzungen.

Meerzungen oder Meersolen. Gesner führet, S. 53. b. u. f. unter seinen Flachfischen, neun Gattungen dieser Meerfische auf, davon Artedi, synon. p. 30. sq. unter seinen Pleuronectes, und der Ritter Linnäus, in seinem

163sten Geschlechte, Pleuronectes, den Müllerischen Seitenschwimmern, und dessen siebenzehen Gattungen die meisten, Klein aber, in seinen verwandten Geschlechtern, Solea, Sohle oder Zunge, Passer, Flünder, und Rhombus, Botte, Miss. IV. p. 29. sq. fast alle unter ihren Beynamen angeführet; wie zum Theil aus unsern Artikeln, Botte, Th. II. S. 918. und Flünder, Th. III. S. 149. zu ersehen, theils annoch aus den zu seiner Zeit folgenden Artikeln, Sohle und Zunge, zu ersehen seyn wird. Da sie alle zu den Meerfischen gehören, so können sie auch alle Meersolen, Meerzungen, genennet werden; und da besonders der Sohlen- oder Zungenfische, Solea, Franz. Sole, ihr Fleisch, gesunder, nahrhafter und lieblicher, als der übrigen, seyn soll, so werden sie in Holland und Frankreich so hoch gehalten, daß man sie Meerhuhn, Perdrix maxina, Berdrix de Mer, auch nach dem Bomare, Artickel *Sole*, zu nennen pfleget.

Meerzwiebel.

Hierunter verstehen wir nicht allein diejenige Pflanze, deren Wurzel in der Apotheke diesen Namen führet, sondern mehrere, welche ein ganz Geschlecht ausmachen, und da dieses von den Kräuterlehrern Scilla genannt worden, haben wir auch im Deutschen diesen Geschlechtsnamen angenommen. Hr. Planer hat dafür Mäusezwiebel gewählet. Daß verschiedene andere Geschlechter mit diesem nahe verwandt und die Gränzen zwischen selbigen schwer zu bestimmen sind, haben wir bereits bey der Ackerzwiebel und dem Erdspinnenkraute angemerket. Nach dem Herrn von Linné unterscheidet sich die Meerzwiebel von den nahverwandten durch die sechs, mehr ausgebreiteten und abfallenden Blumenblätter und durch die dünnen, fadenförmigen Staubfäden. Sie hat, nach desselben Beschreibung, die Blume keine Kelch- sondern nur sechs eyförmige, ausgebreitete und abfallende Blumenblätter, sechs, um die Hälfte kürzere, zarte, pfriemenartige Staubfäden und einen einzeln abfallenden Griffel mit einfachen Staubwege. Die eyförmige, glatte, aber mit drey Furchen durchzogene Saamenkapsel öffnet sich mit drey Klappen und enthält in drey Fächern viele rundliche Saamen. Hr. von Linné rechnet hieher auch das Hyacinthum stellatum Rai. und Lilio-Hyacinthum Tourn. und führet überhaupt zehn Arten an. Herr von Haller bringt nur diejenigen Arten, welche breite Staubfäden haben zu der Ackerzwiebel, oder Ornithogalo, und vereiniget hingegen diejenigen, de-

ren

ren Staubfäden nicht breit sind, und nennet solche alle Phalangium. Mithin machen Erdspinnenkraut, Meerzwiebel und einige andere Arten, welche von andern auch zu der Ackerzwiebel gerechnet worden, nur ein Geschlecht aus. Herr Ludwig sieht allein auf die Staubfäden, und dessen Scilla kömmt in Ansehung der Blumenblätter und der Frucht mit der Ackerzwiebel überein, unterscheidet sich aber davon durch die glatten, pfriemenartigen Staubfäden. Das Erdspinnenkraut hat, nach desselben Bestimmung, haarichte Staubfäden, und bey der Ackerzwiebel sind solche entweder alle, oder nur drey davon, breit und gleichsam häutricht. Scopoli vereiniget die Meerzwiebel mit dem Erdspinnenkraute, da wir hier, wie bey vielen andern, verschiedentlich bestimmten Geschlechtern, Herr v. Linné folgen, und nur angeben wollen, wenn andere Schriftsteller von demselben abgehen, so bemerken wir

1) die Apothekermeerzwiebel, Mäuseswiebel, Haspelwurz, Scilla maritima L. wächst an den sandigen Meerufern in Spanien, Sicilien, und Syrien. Die Wurzel ist eine sehr große Zwiebel, aus dicken, saftigen, weißen oder röthlichten, übereinander liegenden Häuten zusammengesetzet. Der Unterschied der Farbe ist zufällig, und die rothe und weiße ist nicht wesentlich verschieden. Die Wurzel treibt entweder Blätter, oder den Blüthstängel, niemals beydes zugleich. Der Blüthstängel geht voraus, und die Blätter folgen spät nach; wenn aber die Blätter zeitiger hervortreiben, bleibt der Stängel in diesem Jahre gar aus. Der Stängel treibt gemeiniglich im Erndtemonath, erreichet ohngefähr anderthalb Fuß Höhe, ist einfach, nackend, ohne Zweige und Blätter, nur mit ährenweise gestellten kleinen Blumen gezieret. Die Farbe der Blumen richtet sich nach der Wurzel. Da diese, wie bey den meisten Aehren, nach und nach aufblühen, und die untersten schon abgeblühet haben, wenn die mittlern oder obern aufbrechen, so läßt sichs leicht verstehen, warum die Alten gesaget, die Meerzwiebel blühe dreymal. Bey jeder Blume sitzet ein schmales Deckblatt, welches in der Mitte eingeknicket, und aufwärts gebogen ist, unten aber gleichsam in einen Sporn ausgeht. Die Wurzelblätter sind wohl einen Fuß lang, verhältnißmäßig schmal, völlig ganz, lanzetförmig, saftig und schön grün. Die Wurzel allein ist im Gebrauche. Die Materialisten erhalten solche im frischen Zustande, und verwahren sie im Sande, da es denn nicht selten geschieht, daß die Zwiebel, ohne alle Wartung, den Blüth-

stängel, noch öfter aber Blätter treibt. Dieses, auch das Faulen zu verhindern, zugleich aber die Wurzel zum Gebrauch geschickter zu machen, wird solche ganz, oder in Stücken zerschnitten, getrocknet. Es enthalten die Häute der Zwiebel vielen wässerichten und schleimichten Saft, welcher brennendscharf, heftig bitter, und sehr eckelhaft schmecket. Aus der frischen Zwiebel, wenn sie zerschnitten oder zerquetschet wird, duftet ein feiner, flüchtiger und beißender Dampf aus, welcher, wie von dem Meerrettig, den Augen und der Nase sehr beschwerlich ist. Wenn man auch die getrocknete stößt, wird durch den davon aufsliegenden Staub das heftigste Nießen, und gewiß noch stärker als von der Nießewurzel erreget. Ja man giebt vor, daß sie ein heftiges Jucken auf der Haut hervorbringe, wenn solche von jemanden mit der Hand berühret wird, mit welcher zuvor diese Wurzel angefasset worden. Damit demnach die überaus scharfe und leicht schädliche Eigenschaft vermindert, und die Wurzel wegen ihrer vortrefflichen Tugenden zum Gebrauche geschickter gemachet werde, wird solche nicht allein getrocknet, sondern in einen Brodteig eingeschlagen, und im Backofen geröstet. Sie behält aber dennoch viel flüchtiges, reizendes, scharfes und bitteres Wesen, und muß mit aller Vorsicht gebrauchet, oder noch auf andere Weise geschwächet werden. Saure Sachen, oder auch im Wasser aufgelößte, feuerbeständige Laugensalze schicken sich hierzu am besten; wie der Meerzwiebelhonig und das Extract beweisen. Außer diesen beyden Zubereitungen hat man in der Apotheke auch das Pulver und den Essig. Alles gute Arzeneyen. Die Trochisci de Squilla, oder Kügelchen kann man füglich entbehren. Wedels Brustelixir, und das Lohoch ad asthma wirken vorzüglich wegen der beygemischten Meerzwiebel. Diese vermehret den Reiz der festen Theile, befördert ihre Verbindung und Kraft, und setzet dadurch die Säfte in eine schnellere Bewegung; die verdickten, zähen, stockenden Säfte werden dadurch aufgelöset, die Verstopfungen der Gefäße eröffnet, und die Ausführungen vermehret. In allen diesen Wirkungen übertrifft die Meerzwiebel viele andere dergleichen Mittel, und man kann durch den rechten Gebrauch derselben bey hartnäckichten und langwierigen Krankheiten die beste Wirkung erlangen. Sonderlich dienet solche bey der wässerichten Geschwulst und Wassersucht, indem die Feuchtigkeiten häufig durch den Urin abgeführet werden, Verstopfung des Gekröses, der Leber, Mutter und übrigen Eingeweide, bey heftigen

tigen und langanhaltenden Husten, und Engbrüstigkeit von Verschleimung, weil dadurch der Auswurf ungemein befördert wird, in der fallenden Sucht, Stock- und Schlagflüssen, wenn man in diesen Fällen durch erregtes Erbrechen schleunige Hülfe leisten will. Nach diesen verschiedenen Krankheiten soll man sowohl von den zubereiteten Mitteln die rechte Wahl treffen, als auch solche in der schicklichen Menge verordnen. Nach dem Geoffroi soll man vom Pulver acht bis zwölf Gran geben. Kein vernünftiger Arzt wird dieses thun. Gleditsch und andere verordnen davon nur drey bis vier Gran, und wir haben öfters wahrgenommen, daß Kranke, welche die Meerzwiebel zuvor noch nicht gebrauchet, und gleichsam daran noch nicht gewöhnet gewesen, von zween Granen Beängstigung, Uebelkeiten und Erbrechen bekommen, ob sie gleich nachher und bey anhaltendem Gebrauche zwey- und dreymal soviel vertragen können. Man kann das Pulver mit Salpeter, Schwalbenwurz, Weinsteinrahm und andern schicklichen Mitteln versetzen. Zur Beförderung des Urins hat Stahl vorzüglich die Schwalbenwurzel empfohlen. Uns ist der Weinsteinrahm vorzüglich nützlich gewesen. Das mit Wasser bereitete Extract kann man am besten mit Pomeranzenwasser auflösen, und dieses tropfenweise, nach Verhältniß der Stärke, weniger oder häufiger verordnen. Der Meerzwiebelessig wird zum Gurgeln gebrauchet, gemeiniglich aber mit Honig versetzet, und dieser Meerzwiebelsaft, Oxymel Squilliticum, kann für sich, oder auch mit andern Syrupen, oder mit abgezogenen Wässern vermischet und angenehmer gemachet werden. Hiervon kann man nicht leicht zuviel geben; demohngeachtet muß man auf das Alter und andere Umstände Acht haben. Beym Husten und Steckflusse der Kinder ist dieser Saft ein herrliches Mittel. Da die Meerzwiebel bey langwierigen Krankheiten, sonderlich der Wassersucht, anhaltend gebrauchet werden muß, wenn die gewünschte Wirkung erfolgen soll, so ist dabey wohl Acht zu haben, ob dadurch vielleicht die Brust leiden möchte. Wir haben einige Erfahrungen, daß dabey Bluthusten erfolget, und wir werden deswegen nicht leicht Meerzwiebel gebrauchen, wenn die Lungen nicht noch in guten Umständen sich befinden. Deswegen wird man auch den Lungensüchtigen nicht dieses Mittel verordnen, obgleich dadurch der Auswurf erleichtert werden kann. Herr Vogel empfiehlt die Meerzwiebel in Oel gekochet, oder mit zerlassenen Harze vermischet, wider die

Warzen und Hüneraugen, welches man auch schon beym Zorn angemerket findet. Will man diese Wurzel im Garten unterhalten, muß man solche in Sand pflanzen, und die Scherbel im Winter ins Glashaus setzen, und selten oder gar nicht begießen, indem sie gar leicht faulet.

2) Die schuppichte Meerzwiebel, Lilienhyacinthe, Scilla Lilio Hyacinthus L. wächst in Spanien und den pyrenäischen Gebirgen. Die zwiebelartige Wurzel ist aus Schuppen, nach Art der Lilien, zusammengesetzet; die Wurzelblätter sind auch den Lilienblättern ähnlich; der niedrige, nackende, einfache Stängel endiget sich mit einer kurzen, mehrentheils einseitigen Blumenähre. Die Farbe der Blumen wechselt, man findet blaue, weiße, auch röthlichte. Man kann die Wurzel im freyen Lande unterhalten, ohngefähr alle drey Jahre, im Juli ausnehmen, bis Michael außer der Erde aufbehalten, und alsdenn wieder auf die Rabatten versetzen. Die Blüthe erfolget im Frühjahre. Die Vermehrung geschieht durch die Bruth.

3) Die italiänische Meerzwiebel, Hyacinthus cinereus, Scilla italica L. Obgleich diese Art von den Schriftstellern die Italienische genannt wird, ist doch derselben eigentliches Vaterland unbekannt. Die häutichte Zwiebel scheint aus einem festen Wesen zu bestehen. Die Blätter sind nach Verhältniß der Länge ziemlich breit. Der Stängel ist ohngefähr einen Fuß hoch, und oberwärts mit vielen, zwanzig bis dreyßig, blaßblauen, oder aschfärbigen Blumen besetzet, welche unter sich einen kurzen, dicken, kegelförmigen Strauß abbilden. Bey jeder Blume stehen zwey pfriemenartige Deckblätter, von verschiedener Länge, eines hat die Länge des Blumenstielchens, das andere aber ist länger. Es kann diese, wie die vorherstehende Art, behandelt werden.

4) Die peruvianische Meerzwiebel, Hyacinthus peruanus, Scilla peruuiana L. Ihr eigentliches Vaterland soll Portugall seyn. Die Zwiebel besteht aus Häuten und soll nach Sauvages Beobachtung wollicht seyn. Die Blätter sind wie bey andern Hyacinthen gestaltet. Der nackende, rundlichte Stängel wird ohngefähr einen Fuß hoch, und endiget sich mit einem großen breiten Blumenstrauße. Die Blumen sitzen auf langen Stielen, und biegen sich, wenn sie zu verblühen anfangen, rückwärts. Die Blumenblätter sind klein, und ihre Ränder rückwärts gebogen. Wir haben diese Art im Scherbel unterhalten, aber selten Blumen gesehen, auch wenig junge Bruth bekommen. Herr Gleditsch aber

meldet,

meldet, wie solche sich stark durch die Bruth vermehre, aber nicht lange außer der Erde aufbehalten werden soll, weil sie immer etwas Laub und Wurzelfasern behält.

5) Sternmeerzwiebel, Sternhyacinth, Hyacinthus stellaris amoenus C. B. Scilla amoena L. wächst um Constantinopel wild, und soll im Jahre 1590. in Europa bekannt geworden seyn. Die Zwiebel läßt sich von den orientalischen Hyacinthen schwerlich unterscheiden, und daher geschieht es, daß man öfters beyde Arten Wurzel untereinander pflanzet, und die abergläubischen Gärtner vorgegeben, wie die Orientalische in den Sternhyacinth ausartet. Man soll auf den Beeten, wo der orientalische steht, auf den andern um desto mehr Acht haben, weil solcher ungemein viel Bruth ansetzet, und ohne alle Wartung sich häufig vermehret. Die Blätter sind lang, breit, stumpf, auf die Erde hingestrecket; der schwache, eckichte Stängel wird ohngefähr eine Spanne hoch, und ist oberwärts mit einigen weit auseinander stehenden Blumen besetzet. Gouan zählet nur zwoe, in hiesigen Gärten kann man sechs bis acht zählen; sie stehen wechselsweise am Stängel, und sind mehr unterals aufwärts gerichtet; bey dem Blumenstiele steht ein kleines Deckblättchen. Die blauen Blumenblätter sind am Anfange mit zween weißen Puncten bezeichnet. Der Fruchtkeim ist gelb gefärbet.

6) Zweyblätterichte Sternmeerzwiebel, Hyacinthus stellaris bifolius C. B. P. Scilla bifolia L. wächst in Frankreich, der Schweiz, auch in Deutschland. Die Wurzel und ganze Pflanze hat viel ähnliches mit der vorherstehenden Art. Gemeiniglich sitzen auf der Wurzel nur zwey, selten drey breite, stumpfe Blätter, und auf dem gestreiften Stängel auch nur zwo oder drey, jedoch zuweilen auch mehrere blaue, mehr aufwärts gerichtete, und fast in einer Höhe stehende Blumen. Das Deckblatt ist ganz klein. Die Blumenblätter sind am Anfange grünlicht, und der Länge nach mit einer dunklern blauen Linie bezeichnet. Die Staubfäden sind eher für breit, als schmal zu halten. Herr von Haller rechnet diese Art zu dem Phalangio, und Herr Scopoli zu dem Antherico.

Meeßke.

S. Waldmeister.

Megasac.

S. Sperberkraut.

Megelkraut.

S. Sperberkraut.

Megerkraut.

Unter diesem Namen verstehen wir das Geschlechte, Gallium, oder Galium genannt, welches zwar von allen Kräuterlehrern angenommen, aber auf verschiedene Art bestimmet worden. Das Megerkraut und die damit verwandten Geschlechter haben wirtelförmig gestellte, oder sternförmige Blätter, und werden daher vom Rajus Stellatae genennet. Die Blüthe aber des Megerkrautes zeiget einen kleinen, vierfach getheilten Kelch, welcher auf dem Fruchtkeim sitzet; ein radförmiges, oder auch mit einer kurzen Röhre versehenes, in vier spitzige Einschnitte getheiltes Blumenblatt; vier kurze Staubfäden, und einen gespaltenen Griffel, mit zween kugelförmigen Staubwegen. Die Frucht besteht aus zwo kugelförmigen, mit einander verwachsenen, ausgetrockneten Beeren, oder Capseln, in deren jeder ein nierenförmiger Saame liegt. Diese Kennzeichen findet man bey vier Geschlechtern, welche Tournefort angenommen, die neuern aber verschiedentlich mit einander vereiniget oder getrennet haben, nachdem man entweder auf die glatte, höckerichte und rauche Frucht, oder auf die vollkommene und unvollkommene Blume besondere Absicht genommen. Tournefort bestimmete Gallium durch die glatten, Aparinem aber durch die rauchen Früchte, Cruciatam durch die vierblätterichten, und mit Blüthen umgebenen Wirtel und Valantiam durch die mit den Zwitterblumen vermengten männlichen. Herr v. Linné hat ehedem drey Geschlechter daraus gemachet, und die Aparine, so wir unter Klebkraut angeführet, und die Valantiam beybehalten, die Cruciatam aber, so wir gelbes Creuzkraut genennet, mit dem Galio vereiniget; in den neuern Schriften aber Aparine mit dem Galium und die Cruciatam mit der Valantia vereiniget; indessen nach dessen Vorgeben, die ersten beyden lauter Zwitterblumen tragen, die beyden letztern aber neben den Zwitterblumen auch männliche zeigen, deren Blumenblatt nur dreyfach getheilet, und mit drey Staubfäden besetzet ist. Da aber die Gränzen zwischen der glatten, rauchen, und gleichsam mit Warzen besetzten Frucht nicht füglich zu bestimmen, und bey vielen Arten männliche, oder unvollkommene Blüthen sich einstellen, diese auch nicht immer in gedritte, sondern gar oft die vierte Zahl in den Einschnitten des Blumenblattes und der Staubfäden zeigen, so kann man füglich Herr v. Hallern folgen, und alle diese vier Geschlechter des Tourneforts vereinigen, Gallium aber, oder Megerkraut als den Geschlechtsnamen beybehalten.

Hal

Herr Scopoli geht noch weiter, und verbindet mit diesen auch die Sherardia, Asperula und Rubia. Da aber die Rubia wirkliche Beeren trägt, und bey den andern das Blumenblatt trichterförmig ist, kann man zwar Sherardiam und Asperulam vereinigen, beyde aber vom Megerkraute eben sowohl als die Rubiam oder Röthe noch ferner absondern; wie denn auch Herr Scopoli in der neuen Ausgabe der Florae Carniolicae in Bestimmung dieser Geschlechter vorzüglich auf die Frucht gesehen, und weil solche bey der Sherardia mit dem gezahnten Kelche gekrönet ist, dieses Geschlechte wieder getrennet; auch aus der Asperula aruensi L. wegen der längern Staubfäden, und weil die eine Fruchthülse immerfort leer ist, ein eigenes Geschlechte gemachet, die übrigen aber unter dem Namen Galium vereiniget beybehalten. Da wir nach dem gebräuchlichen Namen die Aparine unter Klebkraut, Cruciatam unter gelb Creuzkraut, und Sherardiam unter Ackersternkraut bereits angeführet; die Valantia aber, unter diesem Namen, auch ferner die Asperulam unter Waldmeister, Rubiam unter Röthe beschreiben werden, so wollen wir hier nur diejenigen anführen, welche gemeiniglich zu dem Megerkraute gerechnet, oder unter den andern Namen nicht bemerket worden, und doch einige Aufmerksamkeit verdienen. Herr v. Linné rechnet in der Murrayischen Ausgabe vier und zwanzig Arten zu dem Galio, davon sechse eine rauche, die übrigen eine glatte Frucht haben.

Zu den Arten Megerkraut mit glatten Früchten gehöret:

1) das achtblätterichte gelbe Megerkraut, Meyerkraut, Labkraut, Unser Frauen Bettstroh, Waldstroh, Wegstroh, Wellstroh, Butterstiel, Gliedkraut, Sternkraut, Kayneitz, Johannisblume, Gallium luteum, Galium verum Linn. wächst bey uns häufig um die Sträucher, Zäune und an den Rändern der Aecker und Wiesen. Die dauernde, fäserichte, kriechende, braune Wurzel treibt schwache, doch aufrechtstehende, einen bis anderthalb Fuß hohe, eckichte, durch erhabene Gelenke abgetheilte, und in viele Zweige verbreitete Stängel. Jedes Gelenke des Stängels und der Zweige umgeben gemeiniglich acht spröde, gefurchte, schmale, fast gleichbreite, spitzige, und wenn die Blüthe zugegen, rückwärts gebogene Blätter, und aus deren Winkel entstehen kleinere Zweige, welche sich mit einer lockern, kurzen, gelben Blumenähre endigen. Die Blüthzeit fällt in den Juni und Juli. Die Staubbeutel werden, wenn die

Blumen einige Tage aufgeblühet, braun. Die Pflanze wird zwar selten in den Apotheken aufbewahret, verdienet aber doch alle Achtung, wenn gleich nicht alles für wahr zu achten, was man davon aufgezeichnet findet. Daß, nach dem Rathe der alten Weiber, die Pflanze, wenn sie den Kindern in die Wiege geleget werde, die Zauberey abhalte, ist leicht zu glauben, da die Zauberzeiten aufgehöret haben. Daß selbiges bey bevorstehendem Gewitter einen lieblichen Geruch von sich gäbe, und solches zuvor verkündige, kann auch leicht möglich seyn, da nach Beschaffenheit der Luft die riechbaren Theilchen von den Pflanzen mehr zerstreuet oder bey einander gehalten, und daher mehr oder weniger empfunden werden. Kraut und Wurzel haben eine zusammenziehende und säuerliche Eigenschaft, und wegen der letzten verdienet die Pflanze den Namen Labkraut, wie denn auch die Bauern solche in die Milch legen, damit solche davon gerinne und zusammenlaufe. Das saure Wesen äußert sich ganz deutlich bey der Destillation, und Bartholin, Borrich und andere haben aus den Blumen, ohne Beymischung etwas andern, wirklichen Essig erhalten. Ob diese Pflanze bey Brandschäden, und krebsartigen Geschwüren, wider die fallende Sucht und mehrere Krankheiten, nach der Empfehlung der ältern, auch einiger neuern Aerzte wirklich nützlich zu gebrauchen sey, scheint noch sehr ungewiß zu seyn; da aber selbige mit der Röthe viel ähnliches hat, verdienet solche genauer untersuchet zu werden. Mit der im Frühlinge oder Herbste gesammelten, wohl getrockneten, zerstoßenen und mit dünnen Biere gekochten Wurzel wird das wollene Garn roth gefärbet, zumal wenn das Garn zuvor schon gelb gefärbet worden. In Canada pflegen die Frauensleute ihre Kleider damit roth zu färben; sie soll auch die Knochen der Thiere, die damit gefüttert werden, roth färben. Mit den Blumen kann man gelb färben, wenn die Wolle zuvor mit Alaun gekochet worden. Anton Jussieu hat die nicht unangenehm riechenden Blumensträuße denjenigen empfohlen, welche mit Mutterbeschwerungen geplaget sind. Mit dem Kraute abgekochte Bäder, sollen den Kindern nützlich seyn, welche die sogenannten Mitesser haben. Das Rindvieh soll die Pflanze gerne fressen, die Pferde aber selbige stehen lassen.

a) Achtblätterichtes weißes Megerkraut mit geflügelten Stängeln. Auch dieses wird öfters mit denen bey der ersten Art angemerkten Namen beleget. Gallium album, Galium Mologo Linn. hat mit der vorigen Art gleichen Geburtsort, und

gleich-

gleichfalls eine fäserichte, ausdauernde Wurzel. Der spröde, schwache, ohngefähr drey Fuß hohe Stängel ist mit vier merklichen Flügeln besetzet und an den Gelenken aufgeschwollen. An diesen sitzen acht Blätter, welche aus einem schmalen Anfange sich verbreiten, und mit einer, gleichsam besondern, steifen Spitze endigen, welt von dem Stängel abstehen, und einigermaßen zart eingekerbet sind. Aus dem Blätterwinkel treiben die Blumenzweige, welche sich vielfach vertheilen und zuletzt eine ährenförmige Blüthrispe tragen. Die kleinen Blumen sind weiß und erscheinen im Brachmonathe. Die ganze Pflanze hat einen angenehmen Geruch, wird von allen Arten Vieh gern gefressen, und soll, in Ansehung ihrer Eigenschaften, mit der ersten Art übereinkommen. Die Wurzel färbet die Knochen wirklich roth, und fast röther, als die Färberröthe. Es ist aber solche sehr klein, und daher nicht füglich zu gebrauchen.

3) Achtblätterichtes weißes Meyerkraut mit rundlichen Stängeln. Rubra laevis, Galium sylvaticum Linn. wächst in waldichten Gebirgen und blühet im Brach- oder Heumonathe. Die ganze Pflanze ist gleichsam blaulicht angelaufen. Der Stängel ist glatt, rundlich, steif, in viele Aeste getheilet und an den Gelenken stark aufgeschwollen. Um jedes Gelenke stehen auch acht lanzetförmige Blätter, welche auf der untern Fläche und am Rande rauh sind. An den zarten Blüthstielen, und sonderlich, wo sich solche theilen, stehen gemeiniglich nur zwey Blätter einander gegen über. Die kleinen weißen Blumen sind fast glockenförmig, und hängen, ehe sie aufblühen, unterwärts. Die Wurzel färbet schön roth. Die Pflanze wird in den Apotheken öfters für den wahren Waldmeister, Asperula odorata, verkaufet.

4) Sechsblätterichtes Meyerkraut mit glatter Frucht. Aparine semine minori, Galium spurium Linn. wächst in Deutschland an ungebaueten Oertern, ist aber seltner anzutreffen; hat viele Aehnlichkeit mit dem Klebkraute, ist aber viel kleiner und niedriger. Die jährige, fäserichte Wurzel treibt schwache, meistens auf der Erde hingestreckte, an den Ecken eingekerbte und in viele Zweige vertheilte Stängel. Um die Gelenke stehen sechs lanzetförmige, gefurchte, auf dem Rücken und am Rande, auch zuweilen auf der obern Fläche, rauhe, scharfe Blätter, welche sich mit einer zarten, weißlichten Stachel endigen. Die Blüthstiele sind aus einander gesperret, gespalten, mit zween, auch mehrern Blüthen, und die Früchte, statt der

Borsten, mit warzigen Erhebungen besetzet, welche aber bey der völligen Reife meist vergehen und eine glatte Oberfläche zurück lassen. Der genabelte Saame läßt sich von seiner Bedeckung absondern. Die gelblichten Blumen erscheinen im May und sind alle Zwitter, und dadurch unterscheidet sich vornehmlich diese Art von einer andern, welche unter Valantia vorkommen wird, auch drey Blümchen auf einem Stiele trägt, wovon eine Zwitter, die beyden andern aber männliche sind.

5) Das sechs- und vierblätterichte Megerkraut, Färberlabkraut, Galium tinctorium Linn. Kalm hat diese Art im mitternächtlichen Amerika gesammelt, und davon angemerket, wie die Wilden die Stacheln der amerikanischen Igel mit der Wurzel auf die schönste und beständigste Weise roth färben. Der Stängel ist schwach und biegsam. Von den schmalen und fast gleichbreiten Blättern sitzen allemal sechse wirtelförmig um den Stängel, an den Zweigen aber machen nur vier Blätter einen Wirtel aus. Zwo Blumen stehen gemeiniglich auf einem Stiele.

6) Vierblätterichtes Megerkraut, Galium palustre Linn. wächst in sumpfichten Gegenden. Der Stängel ist eckicht, rauh anzufühlen, spröde, einige Fuß hoch und in viele Zweige abgetheilet. Vier, selten fünf oder sechs eyförmige, stumpfe, auf dem Rücken einigermaßen scharfe Blätter stehen wirtelförmig bey einander, und sind gemeiniglich von ungleicher Größe. An den Zweigen, öfter an den Blüthstielen stehen nur zwey Blätter einander gegen über. Die Blumen sind weiß. Die Wurzel ist ausdauernd. Es zeiget diese Art öfters ein verändertes Ansehen. Zuweilen ist sie nur einen Fuß hoch, und zuweilen bestehen alle Wirtel aus sechs ganz schmalen Blättern, welche aber allemal stumpf und von ungleicher Größe sind.

Rauche Früchte haben

7) das glatte vierblätterichte Megerkraut, glatte Wiesenröthe, Rubia pratensis laevis Galium boreale Linn. wächst auf erhabenen Hügeln, auch in sandigen Boden; hat eine lange schwarzrothe, ausdauernde Wurzel, glatte, eckichte, aufgerichtete Stängel, und lanzetförmige, drey nervichte, glatte Blätter, derer viere einen Wirtel ausmachen. Die ästichten Zweige sind fast ganz nackend, und nur mit einigen eyförmig zugespitzten Blattansätzen besetzet. Die kleinen, nicht unangenehm riechenden, weißen Blumen bilden eine ährenförmige Rispe. Die Früchte sind mit weichen Borsten besetzet. Man kann diese leicht im Garten unterhalten, nur verlanget sie einen trock-

trockenen Boden. Die Wurzel dienet zum Färben. Es wird selbige im Frühjahre oder Herbste ausgegraben, gereinigt, getrocknet, gestoßen, oder auf der Handmühle gemahlen, und mit Mehl von Malz vermischet; statt des Malzmehls kann man auch dünnes Bier damit vermischen; das Garn, so man färben will, wird schichtweise geleget und das Mehl zwischen jede Schicht gestreuet, Wasser darauf gegossen, mit einander gekochet, nachher das Garn herausgenommen und ausgewaschen. Wollene Zeuge schicken sich hierzu am besten; die Leinwand greift diese Farbe nicht an. Ist der Zeug zuvor gelb gefärbet, so wird die rothe Farbe desto schöner und dauerhafter seyn. Da die Wurzel fäsericht und zart ist, wird deren Einsammlung sehr mühsam seyn. Das Kraut ist frisch und getrocknet ein treffliches Futter für das Vieh und die Pflanze vermehret sich durch die kriechende Wurzel ungemein stark. Hr. Gleditsch empfiehlt ihren Anbau wegen des nützlichen Gebrauchs zum Färben.

8) Das scharfe vierblätterichte Megerkraut, Rubia quadrifolia. Galium rotundifolium Linn. wächst in der Schweiz und Steyermark. Die Wurzel ist ausdauernd und der schwache Stängel kaum einen Schuh hoch; vier eyförmige, am Rande mit scharfen Haaren besetzte, auch ganz glatte Blätter machen die Wirtel aus. Die Blüthäste entstehen aus dem Winkel der Blätter, sind lang, zwey- und dreyspaltig, und die letzten zarten Stiele tragen gemeiniglich drey weiße Blümchen. Die Früchte sind mit weißen Haaren besetzet.

9) Scharfes achtblätterichtes Megerkraut, könnte man das bereits beschriebene und hieher gehörige Klebkraut nennen.

10) Das scharfe sechsblätterichte Megerkraut, Galium Parisiense Linn. wächst in Frankreich und der Schweiz wild. Die Wurzel ist jährig. Der Stängel ist in viele Zweige ausgebreitet, ohngefähr einen Schuh hoch, viereckicht und rauh anzufühlen. Sechs, selten sieben, gleichbreite, spitzige, rauhe Blätter machen einen Wirtel aus. Die Zweige sind fast nackend und die Blüthstiele ganz zart, auf jedem stehen gemeiniglich zween oder drey kleine weiße oder gelblichte Blumen. Die Frucht ist mit weißen Haaren besetzet.

Megerkraut, S. auch Waldmeister.

Mehl.

Mehl oder Meel. Farina. Wenn das Getraide oder auch andere Saamen, als Erbsen und dergleichen in der Mühle zwischen dem

dem Mühlsteine klein gerieben und durch den Beutel von den Kleyen abgesondert worden, erhält das übrige zarte Pulver den Namen Mehl. Das ungebeutelte Mehl von dem Getraide wird Ohs oder Schrot genannt. Flug- oder Staubmehl heißt dasjenige, so bey dem Mahlen verstäubet und allenthalben sich anleget; Steinmehl aber dasjenige, so zwischen den Mühlsteinen zurück bleibt, oder mit welchem sandiger Staub vermischet ist, welches besonders geschieht, wenn die Mühlsteine neu sind. Vom Korne machet man gemeiniglich drey Sorten, als weißes, Mittel- und schwarzes Mehl. Das weiße heißt auch Kernmehl. Vom Waizen aber nur zwo Gattungen, als: Semmel- und Poll- oder Aftermehl. Von dem Ammel- oder Kraftmehle, welches ohne die Mühle zubereitet wird, s. Stärke. Um gutes und vieles Mehl zu erhalten, soll man die Saamen vor dem Mahlen befeuchten und wohl umrühren, damit auf der Mühle nicht so viel verstiebe und verlohren gehe. Ist aber das Getraide neu, so muß diese Anfeuchtung unterbleiben. Unreines Getraide soll zuvor wohl durchgesiebet oder gefeget werden, damit die fremden, beygemischten Saamen, Staub und anderer Unrath davon abgesondert werde. Von einem gestrichenen Scheffel Korn soll man vier gehäufte Viertel Mehl und ein Viertel Kleye bekommen, doch ist hierbey auch die Beschaffenheit des Getraides, am meisten aber des Müllers Redlichkeit in Betracht zu ziehen. Will man das Mehl lange aufbehalten, so sollen dazu recht trockene Körner genommen, auch das Mehl auf einem luftigen, glatten, bretternen Boden ausgebreitet, einigemal umgestoßen, und zuletzt in Fässer recht feste eingestampfet werden. Herr Goyon von Plombanie läßt die Fässer von außen ganz mit Theer überziehen, und will dadurch das Mehl hundert Jahre unbeschädigt erhalten. S. Journal Oeconomique, Decembr. 1753. oder Natur- und Kunstcabinet, S. 396. Wenn Würmer in das Mehl kommen, soll man solches durchsieben und einige Stunden in der Sonne liegen lassen. Andere rathen Salz und römischen Kümmel unter einander zu stoßen, Küchlein daraus zu machen und diese hin und wieder unter das Mehl zu legen. Sollte das Mehl davon nicht einen besondern Geruch annehmen?

Die Bestandtheile des Mehls vom Getraide hat Herr Beccari wohl und genau untersuchet, und in dem Waizenmehle zweyerley Wesen, so ungemein weit von einander unterschieden sind, gefunden. Er nahm Mehl vom besten Waizen, welches von der Kleye

völlig gereiniget war, that dieses in reines Wasser und knetete es, da denn das Wasser einige Theile auflöset, die andern aber unaufgelößt liegen läßt; wenn dieses, dem Wasser zurückgelassene, von neuem mit Wasser vermischt wird, erhält man eine weiche, zähe Masse oder Kleister, welcher sich nicht weiter mit Wasser vermischen läßt. Der andere Theile des Mehls, welchen das Wasser aufgelöset, schwimmt einige Zeit im Wasser, machet solches milchicht, fällt nach und nach zu Boden, hängt aber nicht zusammen, sondern steigt, gleich einem Pulver, bey dem geringsten Rütteln wieder in die Höhe. Dieser Theil ist einer Stärke ähnlich, oder vielmehr selbst Stärke. Den ersten Bestandtheil nennt Herr Beccari den kleisterichten, den andern aber den stärkichten. In der chymischen Untersuchung haben beyde einen noch viel merklichern Unterschied gezeiget. Der stärkichte giebt solche Bestandtheile, dergleichen man aus den Pflanzen zu erhalten pfleget; der kleisterichte hingegen verläugnet gleichsam seinen Ursprung, und verhält sich so, als ob solcher von einem Thiere käme. Der kleisterichte Theil giebt bey gelinder und anhaltender Wärme kein Merkmal einer Säure von sich, wie bey den Pflanzen geschieht, vielmehr wird er in wenig Tagen stinkend und geräth in eine starke Fäulniß, wie ein Aas. Das, was davon in Fäulniß geräth, zergeht und zertheilet sich in dem aufgegossenen Wasser und nur etwas schwärzliches bleibt auf dem Boden liegen, welches einem verdorbenen Fleische ähnlich ist. Der stärkichte Theil hingegen giebt unter diesen Umständen einen sauern Dunst von sich, wird endlich offenbar sauer, und behält den säuerlichen Geruch und Geschmack, wenn auch diese Masse in dem heißesten Sommer viele Wochen aufbehalten wird. Das Wasser, womit beyde Theile zuvor vermischet und darinnen erwärmet werden, verhielt sich auf gleiche Weise; das Wasser, welches auf dem stärkichten Theile gestanden, blieb unverändert, wenn andere Säure beygemischet wurde, hingegen mit Laugensalzen brauste es und verlohr seine Durchsichtigkeit. Es färbete auch den Violensyrup roth. Das Wasser hingegen, welches von dem kleisterichten Theile etwas an sich genommen hatte, verhielt sich, wie alle laugenhafte Feuchtigkeiten. Es brauste mit jeder Säure, veränderte die Farbe, und setzte nach einigen Tagen ein zartes Pulver zu Boden. Die Beymischung verschiedener Säuern veränderte die Farbe verschiedentlich. Durch Scheidewasser wurde die Farbe hellgrün, durch Vitriolgeist röthlich, und durch distillirten Essig

blieb solche unverändert. Bey der Destillation der beyden Bestandtheile zeiget sich auch der vorhin erwähnte Unterschied; die übergezogene Feuchtigkeit von dem einen gab alle Merkmale eines sauern und von dem andern eines laugenhaften Wesens. Hr. Beccari hat ferner mit dem Mehle von Bohnen, Korne und andern Getraidearten ähnliche Versuche angestellet. Nur das Dinkelkorn kam mit dem Waizenmehle überein; die übrigen verhielten sich ganz anders, und das Wasser spühlete alle Theile des Mehls dergestalt ab, daß weder einiger Kleister, noch sonst etwas übrig blieb, welches mit dem Waizenkleister verglichen werden könnte. Es wird zwar alles Mehl, auch der stärkichte Theil des Waizen, wenn es mit Wasser aufgekochet wird, zu einem zähen Breye, welcher aber mit dem wahren Waizenkleister gar nicht übereinkömmt. Selbst die Waizenstärke übertrifft hierinnen alle übrige Mehle, und sogar das Kornmehl, wenn man die Zeit, in welcher es zur Festigkeit gelanget, und die Festigkeit selbst in Betrachtung zieht. Und dieses nahm Herrn Beccari vorzüglich wunder, da man gemeiniglich das Kornmehl für das allerzäheste zu halten pfleget. Es ist aber dieser Unterschied schon den ältern Aerzten bekannt gewesen, indem sie denjenigen, welche eine hitzige Krankheit haben, Speisen aus Korne verordneten, und das aus Waizen gebackene Brod das stärkste nannten. Wenn man mehrere Arten vom Mehle mit Herrn Beccari untersuchte, würde man vielleicht noch mehrern Unterschied bemerken, wie denn derselbe besonders in dem Gerstenmehle wunderbare Unähnlichkeiten gefunden hat. Eine genaue Untersuchung der verschiedenen Mehlspeisen würde gewiß für Kranke und Gesunde höchst nützlich seyn. Herrn Beccari Beobachtungen stehen in den Comment. Bononienf. T. II. P. I. p. 122. und übersetzt in des allgemeinen Magazins I. Th. 163. S.

Ueber die, in vielen Gewächsen befindliche mehlichte Erde, sonderlich derjenigen, welche nach der Absonderung das Kraft- oder Stärkmehl ausmachet, hat Hofrath Gleditsch eine merkwürdige und nützliche Abhandlung in der Berliner Gesellschaft naturforschender Freunde I. Band 181. S. einrücken lassen, welche wir ganz zum Nachlesen empfehlen müssen.

Mehl, gegrabenes, S. auch Bergmehl.

Mehlbaum.

S. Gerberbaum, Sagobaum und Schlingbaum.

Mehlbeerbaum.

In dem Geschlechte, welches Crataegus heißt, hat Herr von Linné verschiedene Bäume oder Sträucher vereiniget, von welchen wir einen unter dem Namen Elsebeere angeführet, einen andern hier beschreiben, die übrigen unter Weißdorn erwähnen wollen. Der Mehlbeerbaum wird Sorbus alpina, und vom Herrn von Linné Crataegus Aria genannt, und hat im Deutschen mancherley Namen erhalten, nämlich Mehlbaum, rother Mehlbaum, Weißlaub, Weißlauben, Arlaßbaum, Atlasbaum, weißer Arlsbeerbaum, Orelbaum, Oxelbaum, Meerkirschenbaum, Eßlein, Elßbirlebaum, Tselsbirlebaum, wilder Spierbaum, Spierlingsbaum, Sperber- oder Speyerlingsbaum. Herr von Haller und Scopoli vereinigen diesen Baum, wie alle die übrigen, so zum Weißdorngeschlechte vom Linnäus gerechnet worden, mit dem Mispelgeschlechte. Es wächst selbiger in England, der Schweiz, Tyrol, auch in Franken, Schwaben und Thüringen, erlanget die Höhe von dreyßig bis vierzig Fuß, und schießt pyramidenförmig in die Höhe. Die Rinde an ältern Stämmen ist braun oder röthlich und glatt, an den jungen Trieben aber braunroth und wollicht. Das Holz ist weiß und ziemlich feste. Die wechselsweise gestellten Blätter sind dem Erlenlaube ziemlich ähnlich, doch mehr länglicht, ungleich gezahnt, oberwärts glänzend grün, unterwärts gleichsam mit Mehl bestäubet, silberfärbig, wollicht, und mit erhabenen Adern versehen. Ihre kurzen Stiele sind auch wollicht. Sie erhalten sich bis in den späten Herbst. Die süßlichriechenden Blüthen erscheinen im May und Junius an den Enden der Aeste in weißen Büscheln. Der wollichte, einblätterichte, fünffach abgetheilte Kelch bleibt stehen und auf selbigem sitzen fünf rundliche vertiefte Blumenblätter und ohngefähr zwanzig pfriemenartige Staubfäden mit blaßgelben Staubbeuteln. Unter dem Kelche steht der Fruchtkeim, welcher zween, drey bis vier Griffel mit rundlichen Staubwegen trägt. Die fleischichte, rundliche Frucht wird im October reif, ist schön roth gefärbet und enthält, nach Anzahl der Griffel, zween, drey bis vier länglichte Saamen. Gemeiniglich gelanget nur einer zur Reife. Das Fleisch der Beere ist gelb und mehlicht. Der Anbau erfordert nichts besonders und er wächst fast in jedem Boden, nur in dem ganz trockenen schmachtet er. Die Saamen liegen etwas lange, ehe sie aufkeimen. Das Holz ist fast unter den deutschen Baumarten das härteste, und dienet zu allen Arbeiten, zu welchen

ein

ein zähes und festes Holz erfordert wird, und sonderlich zu Zähnen an die Mühlräder. In Schweden werden die Beeren gegessen, wenn sie der Frost ein wenig getroffen. Sie geben auch durch die Gährung einen guten Brandwein. Es schicket sich dieser Baum recht gut zu Alleen, die man nicht zu hoch und zu schattig ziehen will, und hat überhaupt ein gutes Ansehen.

Die Herren Miller und du Roi unterscheiden von diesem den

2) grünen schmalblätterichten Mehlbeerbaum, Crataegus alpina, welcher in Tyrol die Bergerle genannt wird. Wächst auf den Bergen in Tyrol und Italien. Die Blätter sind so lang, als an dem vorigen, doch nicht so rund, und an beyden Enden schmal, am Rande flach gezahnt und auf beyden Flächen dunkelgrün. Die weißen Blumen sind auch viel kleiner, und die dunkelbraunen Früchte trifft gleiches Verhältniß. Herr du Roi meldet noch, wie in dasigen Pflanzungen die Stämme ohngefähr zwanzig Fuß Höhe erreichet, und die Vermehrung auch durch Pfropfen auf Birnstämme geschehen könne.

Mehlbeerstaude.

S. Weißdorn.

Mehlbeerstrauch.

S. Bärentraube.

Mehlblume.

Unter diesem Namen verstehen wir das neuerlich vom Hrn. von Linné bestimmte Geschlecht, Eclipta genannt. Es begreift solches zwo Arten unter sich, welche ehedem für Arten des Zweyzahns angenommen, jetzo aber, sonderlich weil die Blümchen auf der Scheibe nur vierspaltig und die Saamen nicht mit der Haarkrone besetzet sind, davon abgesondert werden. Die Geschlechtskennzeichen dieses Geschlechts mit zusammengesetzter Blume sind demnach der gemeinschaftliche, einfache vielblätterichte Kelch, zungenförmige Randblümchen und auf der Scheibe trichterförmige Zwitterblümchen, welche nur vier Spitzen, auch nur vier Staubfäden mit dem walzenförmigen Staubbeutel zeigen; das mit Spelzen besetzte Blumenbette, und ungewehrte, oder mit einer Haarkrone nicht besetzte Saamen.

1) Die aufrechtstehende Mehlblume, Eclipta erecta. Verbesina alba Linn. spec. Rumph hat diese Pflanze unter dem Namen Ecliptica beschrieben. Sie wächst in Amboina, auch Surinam und Virginien. Die dauernde Wurzel treibt einen Stängel, welcher einen bis zween Fuß Höhe erreichet, und unterwärts einige Zweige treibt. Die Blätter sind lanzetförmig, eingekerbt, dunkelgrün,

felgrün, runzlicht, und sitzen platt auf. Die Randblümchen sind weiß. Diese in Verbindung mit den grünlichten Blümchen der Scheibe sollen, nach Rumphs Vorstellung, eine Aehnlichkeit mit der Sonne haben, wenn selbige von dem Monde verfinstert wird. Dergleichen Beschaffenheit aber haben alle zusammengesetzte Blumen, welche aus zungen- und röhrenförmigen Blümchen bestehen. Die Blätter werden bey dem Trocknen schwarz, und von den frischen hat der ausgepreßte Saft eben diese Farbe. Herr Rumph meldet auch, daß man in Banda und andern Oertern den Kopf der neugebohrnen Kinder damit waſche, damit die schwarzen Haare desto geschwinder hervorwachsen möchten.

2) Die gestreckte Mehlblume, Verbesina oder Eclipta prostrata Linn. wächst in Indien und unterscheidet sich von jener durch die kurzgestielten, einigermaßen wellenförmig ausgebogenen Blätter und den gestreckten Stängel. Gemeiniglich sitzen zwey Blumen an jedem Blattwinkel.

Mehlfäßerchen.

S. Mehlbeerbaum.

Mehlfäßleinbaum.

Mehlfäßleinbaum wird sonst auch Feuerdorn, immergrüner Dorn genannt, und ist Mespilus pyracantha Linn. mithin eine Art Mispel, welche sich von den übrigen, so Herr v. Linné unter diesem Geschlechte begreift, durch die Stacheln leicht unterscheiden läßt. Wir führen solche hier besonders an, weil sie in den Apotheken vorkömmt, und die Arten des Mispel- und des damit genau verwandten Weißdorngeschlechts nicht von allen Kräuterlehrern auf einerley Art vertheilt werden. Es wächst dieser Strauch in der Provence und Italien, ist mit einer schwärzlichen Rinde bedecket, an den Aesten mit steifen Stacheln bewaffnet und mit immergrünenden, kurzgestielten, länglichtrunden, gegen das Ende breitern, fein eingekerbten, dicken, festen, oberwärts dunkelgrünen und glänzenden Blättern besetzet. Die weißen Blumen erscheinen häufig im Brach- und Heumonathe seitwärts an den Aesten in kleinen Büscheln. Die Beschaffenheit derselben kann man bey Mispel nachsehen. Die Kelchblättchen sind, nach dem Herrn von Linné, stumpf, Scopoli aber nennt solche spitzig. Die Früchte sind fast so groß, wie die Mispeln und anfangs hellroth, zuletzt feuerroth. Wenn sie recht reif sind, können sie gegessen werden. Sie haben einen zusammenziehenden Geschmack und wurden vor Zeiten wider den Durchfall gebrauchet. Man hat vorgegeben, dieser Strauch sey

derjenige Busch gewesen, in welchem Gott dem Moses erschienen, und ihm befohlen die Schuhe auszuziehen, weil er auf einem heiligen Erdboden stünde; daher auch dieser Strauch von einigen brennender oder feuriger Busch genannt wird. Es ist dieser Strauch zwar dauerhaft, und die Herren von Münchhausen und du Roi versichern, daß solcher auch die härtesten Winter aushalte, und zu dieser Zeit mit seinen grünen Blättern und rothen Beeren in den Lustgebüschen ein schönes Ansehen habe; wir haben jedoch solchen in Töpfen und den Winter über im Glashause unterhalten. Die Vermehrung durch Ableger geräth selten, man muß daher frischen Saamen zu erhalten suchen.

Mehlfisch.

Mehlfisch, in China. Bey stillem Wetter fangen sie eine andere wohlschmeckende Art, den Mehlfisch, wegen seiner außerordentlichen Weiße, genannt. Seine schwarzen Augäpfel sind in zween silberfarbene, glänzende Kreise eingeschlossen. Sie befinden sich in solchen erstaunlichen Haufen in der See, bey der Landschaft Krang-nan, daß sie gemeiniglich mit einem Zuge vierhundert Pfund von ihnen fangen. s. Sammlung all. Reisen, Band VI. S. 550.

Mehlkäfer.

Diesen Namen giebt Herr Müller demjenigen Geschlechte von Insecten mit ganzen Flügeldecken, welches von dem Herrn v. Linne Tenebrio, und von Hr. Sulzern Hausschaben genannt wird, obgleich nicht alle unter dieses Geschlecht gehörige Arten im Mehle ihre Nahrung suchen. S. Schaben.

Mehlkraut.

S. Geißbarth.

Mehlstrauch.

Verschiedene Bäume haben den Namen Mehlbaum erhalten, weil aber einige Arten, so zum Geschlechte Lantana gehören, amerikanische Mehlbäume, Viburna americana Linn. genannt, die übrigen Mehlbäume aber auch mit andern Namen beleget worden, haben wir bey der Lantana Mehlstrauch zum Geschlechtsnamen erwählen wollen, indem kein anderer schicklicher vorhanden, und die, von Herr Planern neugemachte, und auf die Beschaffenheit des Staubweges abzielende Benennung, Angelmund, dunkel und auch nicht recht schicklich scheint. Dieweil aber die Arten der Lantanae nicht wirkliche Bäume vorstellen, und die meisten davon nur krautartige Pflanzen sind, so haben wir statt Mehlbaum lieber mit Herr Gleditschen Mehl-

strauch wählen, und diesen zum Geschlechtsnamen annehmen wollen. Der kleine Kelch ist mit vier oder fünf Zähnchen geendiget; des Blumenblattes längere Röhre verbreitet sich in einen Rand, welcher in vier oder fünf stumpfe, ungleiche Einschnitte getheilet ist. In der Röhre des Blumenblattes liegen vier ganz kurze Staubfäden, deren jedoch zween länger, als die übrigen sind; der einfache dünne Griffel trägt einen schief angesetzten, und in Gestalt eines Hackens unterwärts gebogenen Staubweg, welcher das Hauptkennzeichen dieses Geschlechts abgiebt. Die rundliche Steinfrucht enthält eine zweyfächerichte Nuß. Herr von Linné hat neun Arten angegeben.

1) Der jährige Mehlstrauch, Lantana annua Linn. wächst in dem mittägigen Amerika und ist ein Sommergewächse. Der Stängel ist stark, aber krautartig, rauh anzufühlen, ohngefähr drey Schuh hoch und theilet sich oberwärts in einige Zweige. Die Blätter sind eyförmig, zugespitzt, am Rande gezähnelt, unterwärts wollicht, und stehen einander gegen über. Nach Millers Beschreibung sollen vier Blätter bey einander wirtelförmig gestellet seyn. Die großen purpurfärbigen Blumen zeigen sich im Heumonathe, stellen anfangs unter sich ein Köpfchen vor, welches sich aber nach und nach in eine länglichte Aehre verwandelt. Zwischen den purpurrothen Früchten kann man die lanzetförmigen Deckblätter am besten wahrnehmen. Man kann diese Art allein aus dem Saamen erziehen, und soll diesen in Töpfe, so mit leichter Erde angefüllet, aussäen und solche in ein Lohbeet eingraben, und weil die Saamen selten im ersten Sommer aufgehen, muß man diese den Winter über in ein warmes Glashaus setzen und im künftigen Frühjahre wieder auf ein frisches Mist- oder Lohbeet bringen. Die Pflanze wartet man sorgfältig, setzet die Töpfe bey guten warmen Wetter in die freye Luft, verwahret sie sorgfältig vor Kälte und setzet solche zeitig hinter die Fenster des Glashauses, damit die Blüthe und Frucht nicht zurück bleibe.

2) Der dreyblätterichte Mehlstrauch, Lantana trifolia Linn. hat mit der ersten Art gleichen Geburtsort und ist vielleicht nur eine Spielart derselben. Der staudenartige Stängel wächst bis drey Schuh hoch, hat eine graue, wollichte Rinde, und theilet sich gemeiniglich paarweise in Aeste. Die kurzgestielten Blätter sind eyförmig oder rundlich, gezahnet, rauch und runzlicht und stehen gemeiniglich zu dreyen bey einander, doch auch zuweilen nur zwey einander gegen über. Die fleischfarbenen Blumen stellen eine längliche Aehre vor,

vor, liegen aber dicht über einander. Die Frucht ist groß und purpurroth. Man findet auch Stöcke mit weißen Blumen. Man zieht solche aus Saamen, oder auch Zweigen, und behandelt die Pflanzen, wie von der ersten Art. Sie verlangen im Winter einen guten Stand im Glashause, damit sie zuweilen frische Luft, immer aber genugsame Wärme genießen können.

3) Der scheckichte Mehlstrauch mit Deckblättern, Lantana mista Linn. Dieses immergrünende Bäumchen wächst in dem wärmern Amerika. Der holzichte Stamm mit seinen Aesten erreichet bey uns die Höhe von einem bis zween Fuß. Die jungen Aeste sind viereckicht, mit Haaren und kleinen stachlichten Erhebungen besetzet; die Blätter sind gestielt, einander gegen über gestellet, eyförmig zugespitzt, ausgezacket, haaricht und rauh anzufühlen. Aus dem Blätterwinkel treiben die Blüthstiele, welche nach oben zu dicker werden, und ein Blumenköpfchen tragen; zwischen jeder Blume steht ein schmales, haarichtes Deckblatt. Der Kelch ist in zween, fast ganze, Lappen abgetheilet. Die viel längere Blumenröhre ist gebogen, und von den vier Einschnitten der obere und untere breit und kurz, die seitwärts gestellten aber sind länger und schmäler. Die Farbe ist roth saffranfärbig, verändert sich aber fast täglich, und indem einige Blümchen schon verschossen und blaßgelb geworden, sind die andern noch saffranfärbig.

4) Scheckichter Mehlstrauch ohne Deckblätter, Lantana Camara Linn. ist der dritten Art fast gänzlich ähnlich, und Hr. v. Linné hat beyde ehedem für eine Art ausgegeben, nachher aber wahrgenommen, wie bey dieser die Deckblätter mangeln, und deswegen diese von jener abgesondert; diese Sträucher werden zur Zierde in den Gärten unterhalten, aus Zweigen und Saamen erzogen, und wie die ersten Arten sorgfältig gewartet.

5) Wollichter Mehlstrauch mit Deckblättern, Lantana involucrata Linn. wächst auch im mittägigen Amerika; ist baumartig, trägt gestielte, einander gegen über, auch wohl zu dreyen bey einander gestellte, keil- oder verkehrt eyförmige, stumpfe, mit Linien durchzogene und ganz runzlichte wollichte Blätter. Die wohlriechenden Blumen stellen ein spanrichtes Köpfchen vor, und sind mit eyförmigen Deckblättern umgeben. Die Vermehrung und Wartung ist wie bey den vorigen Arten vorzunehmen.

6) Stachlichter Mehlstrauch Lantana aculeata Linn. hat gleiches Vaterland. Der holzichte Stängel wird gegen sechs Schuh hoch

hoch, und ist, noch mehr aber dessen Aeste, mit Stacheln besetzet. An den jungen Pflanzen mangeln diese. Die langgestielten Blätter stehen einander gegen über, sind ey- oder lanzenförmig und haaricht. Die Blumen stellen doldenartige Köpfchen vor, und sind anfangs helle, hernach purpurroth, oder anfangs gelb und zuletzt pomeranzenfärbig. Man muß diese, wie die vorigen Arten warten.

7) Der einzelnblühende Mehlstrauch. Afrikanischer unächter Jasmin. Iasminum ilicis folio. Lantana africana L. Dieser immergrünende, dauerhafte, schwache Strauch wächst in Afrika, erreichet die Höhe von vielen Schuhen, treibt unregelmäßige, haarichte, viereckichte Zweige, und ist mit steifen, blaßgrünen, eyförmig zugespitzten, ausgezackten, platt aufsitzenden Blättern wechselsweise besetzet, aus deren Winkel fast die meiste Zeit im Jahre weiße, wohlriechende, kurzgestielte Blümchen einzeln zum Vorscheine kommen. Gemeiniglich haben wir wahrgenommen, daß die Blätter einander gegen über und nur an dem obern Theile der Zweige wechselsweise gestellet gewesen. Beym Blüthstiele stehen eine, auch zwey kleine Deckblätter, zuweilen fehlen solche ganz. Der Kelch ist in fünf schmale Einschnitte getheilet. Die Röhre des Blumenblattes ist viel länger, unten weiter als oben, ganz wenig gekrümmet, und in fünf stumpfe, kaum merklich ungleiche Lappen verbreitet. Die obere Oeffnung der Blumenröhre ist mit Haaren verschlossen, und an dem Orte das weiße Blumenblatt mit fünf bläulichten Pünctchen bezeichnet. Wegen des schief angesetzten Staubweges gehöret die Pflanze zu diesem Geschlechte, und die Frucht kömmt auch mit den übrigen Arten überein. Es ist diese kugelförmig, zugespitzet, äußerlich durch eine Furche abgetheilet und enthält eine ähnliche, zweyfächerichte Nuß. Zweige, welche in Töpfe, so mit sandiger Erde angefüllet sind, gestecket werden, schlagen leichtlich Wurzeln. Die Stöcke hält man beständig in Töpfen, unterhält diese den Sommer über in freyer Luft, und im Winter in einem mäßig warmen Glashause. Im Sommer vertragen sie viel Nässe, im Winter aber faulen und schimmeln solche leichtlich.

Mehlthau.

S. Honigthau.

Mehlwurm.

Diejenigen Würmer, welche sich häufig im Mehle aufhalten, sind die Larven von gewissen schwarzen Käfern, welche gemeiniglich Stubenschaben oder Mehlkäfer genannt werden, und unter das-

jenige Geschlecht gehören, welches der Ritter von Linné Tenebrio, Herr Sulzer aber Hausschaben nennt. S. Schaben.

Meirich.

Wir verstehen mit Hr. Planern unter diesem Namen das Linnäische Geschlechte Stellaria, und wählen lieber diesen, als Sternpflanze, indem verschiedene Arten ehedem zu dem Geschlechte Alsine, oder Vogelmeier gerechnet worden. Herr von Linné selbst hat erst in den neuern Schriften dieses Geschlecht aufgebracht, und zuvor die, dahin versetzten, Arten unter dem Vogelmeier angeführt, und die Herren von Haller und Ludwig begreifen unter Vogelmeier nicht allein das ganze Geschlecht Stellaria, sondern noch andere damit nah verwandte Geschlechter. Scopoli hat gleichsam die Mittelstraße erwählet, und diejenigen, welche zehn Staubfäden haben, in ein Geschlecht vereiniget, und dieses Stellaria genannt, die andern aber wegen der vier, fünf oder acht Staubfäden in besondern Geschlechtern angeführet. Von diesen allen soll bey Vogelmeier umständlich gehandelt werden. Damit die Anzahl der Arten des Vogelmeiers nicht zu groß werde, wollen wir Hrn. v. Linné folgen, ob es gleich der Natur gemäßer scheint, die gekünstelten Geschlechter zu vermeiden und mit dem Vogelmeier zu vereinigen. Die Geschlechtskennzeichen des Meirich sind, nach Hrn. v. Linné, fünf eyförmig zugespitzte, vertiefte, ausgebreitete, stehenbleibende Kelch- und fünf länglichte, platte, in zween Lappen getheilte Blumenblätter, zehn kurze Staubfäden, welche aber unter sich wechselsweise länger und kürzer sind, drey Griffel mit stumpfen Staubwegen, und ein eyförmiges, einfächerichtes Saamenbehältniß, welches sich an der Spitze sechsfach öffnet und viele rundliche Saamen enthält. Durch die gespaltenen Blumenblätter unterscheidet sich der Meirich ganz allein von dem nahverwandten Sandspergel, bey welchem diese ungetheilet sind. Durch die drey Griffel und gespaltenen Blumenblätter von Knörerich, welchem man fünf Griffel und ungetheilte Blumenblätter zugeeignet, und von dem Vogelmeier durch die zehn Staubfäden, als welcher nur fünfe besitzet, auch überdieß eine dreyfächerichte Frucht zeiget. Das gleichfalls nahverwandte Geschlecht Sagina zeiget überall in der Blüthe und Frucht die gevierte Zahl. Von der Stellaria oder Meirich zählet Herr von Linné acht Arten. Alle haben ein schlechtes Ansehen und verdienen wenig Achtung, daher wir nur einige anführen wollen.

1) Der großblümichte Meirich mit gefranzten lanzettförmigen

migen Blättern, Augentrostgras, Blumengras, Jungfrauengras, Großnelkenmayer, Teufelsblume, Brustkraut, Sternpflanze, Alsine graminea, Stellaria holostea Linn. Blühet im April und Anfange des Maymonaths an den Hecken und Büschen, die von der Sonne zeitig erwärmet werden. Der Stängel erreichet einen Fuß Höhe, theilet sich in viele Zweige, und ist mit einander gegen über gestellten Blättern besetzet. Diese sind fast den Grasblättern ähnlich, lanzetförmig, gestreifet, unterwärts am Nerven, und am Rande mit zarten Haaren besetzet, oder am Rande ganz zart eingekerbet. Die untersten Blätter biegen sich gemeiniglich unterwärts. An den langen, in Zweige abgetheilten Blumenstielen stehen lanzetförmige, glatte Blätter und tragen wenig Blumen. Die weißen Blumenblätter sind fast zweymal so groß, als die Kelchblättchen, herzförmig, und bis zur Hälfte in zween Lappen gespalten. Herr Scopoli erwähnet noch der Honigdrüsen, welche den Fruchtkeim, wie eine Crone, umgeben.

2) Der kleinblümichte Meirich mit völlig ganzen Blättern, Stellaria graminea Linn. wächst um die Gärten und Zäune. Der schwache, viereckichte Stängel wird einen bis zween Fuß hoch, und theilet sich in viele Zweige. Die Blätter sind einander gegen über gestellet, lanzetförmig, gestreifet, völlig ganz. Die Blumen stehen auf langen, nackenden, in Zweige abgetheilten Stielen; die weißen Blumenblätter sind kleiner, als bey der ersten Art, jedoch länger, als der Kelch, und fast bis auf den Boden in zween Lappen zerschnitten.

3) Der herzblätterichte Meirich, großer Vogelmeier, Morsus gallinae Tabern. Stellaria nemorum Linn. Diese durchaus saftige Pflanze blühet im May und fast den Sommer über an den Zäunen und Hecken im feuchten und guten Grunde und ist in den Gärten ein gemeines Unkraut. Sie treibet aus der fäserichten Wurzel viele, unterwärts ausgestreckte, obenher aufgerichtete Stängel, und diese viele Zweige, aus welchen häufige Wurzelfäserchen hervorbrechen. Die kurzgestielten, einander gegen über gestellten Blätter sind eyoder mehr herzförmig zugespitzet und glatt. Aus dem Blätterwinkel entspringen Stiele mit einzelnen Blumen. Der Kelch ist haaricht; die weißen Blumenblätter sind nicht viel länger als der Kelch, und tief in zween Lappen gespalten. Die Zahl der Staubfäden ist veränderlich. Es sollen derselben, wie bey den übrigen Arten, zehen seyn, man findet aber öfters weniger, und nur drey,

fünfe, sechse. Herr von Linné erwähnet eine ähnliche Art unter Alsine media, unterscheidet diese von jener durch die Staubfäden, und eignet dieser fünfe, jener aber zehne zu. Beyde Pflanzen aber scheinen nur als Spielarten von einander abzuweichen, und die so genannte Alsine altissima und media nicht eigentlich von einander unterschieden zu seyn; wie denn auch Herr Scopoli angemerket, wie es eine Spielart gäbe, welche einen aufrechtstehenden, einen Fuß hohen und mit röthlichen Knoten abgetheilten Stängel, und unterwärts auf haarichten Stielen ruhende, oberwärts aber platt ansitzende Blätter, und zwischen den längern Staubfäden und dem Kelche eine Drüse zeiget. Die frische Pflanze ist den Vögeln ein angenehmes Futter, und man hat selbige auch in ältern Zeiten wider die Schwindsucht, und äußerlich wider die Blutflüße, Entzündung der Brüste und mehrere Krankheiten gelobet, nachher aber ganz außer Acht gelassen. Sie enthält vielen, etwas säuerlichen Saft.

Da die übrigen Arten weder schön, noch auf andere Weise nützlich sind, übergehen wir selbige.

Meirich, S. auch Vogelmeier.

Meise.

Ein Wort, welches richtiger Maise sollte geschrieben werden, weil die Alten Mase, Colmase, u. s. w. schrieben, und der Name selbst, wie Frisch angiebt, wegen Gleichheit mit einer kleinen Maus, oder Mäuschen, dem Vogel beygeleget zu seyn scheint. Die Engländer haben daher den Namen auch meist einerley behalten, wenn sie Maus und Maise ausdrücken wollen. Der deutsche Name Meese ist aus dem holländischen, und das platte. Die Maisen an sich sind alles kleine Vögel, die unter die große Zahl derjenigen zu stehen kommen, welche mit drey Zehen vornen, und einem hinten versehen sind. Sie haben insgesammt etwas eckichte, gerade Schnäbel, deren Kiefern einander gleich und schneidend, auch scharf an der Spitze und an der Wurzel borstig sind. Die Zunge hat an der stumpfen Spitze einen mehr oder weniger tiefen Einschnitt; die Naslöcher sind durch die Federn am Grunde des Schnabels bedecket; Füße durchgehends bleyfarben. In der Beschreibung will ich zuförderst die vornehmsten bey uns bekannten Arten vorzüglich in Betrachtung ziehen, und denn zu den andern übergehen. 1) Kohlmaise, Spiegelmaise, parus maior. Sie ist die größte unter den übrigen, hat den Namen von der schwarzen glänzenden Farbe am Kopfe und Bauche. Der Schnabel auch schwärzlich mit

weiß

weiß untermischet. Beyde Backen hellweiß und umber schwarz. Oben am Nacken ein weißgrünlicher Flecken, wodurch sich das Schwarze und Blaugrüne, welches über den Rücken bis zum Bürzel geht, unterscheidet. Bürzel aschblau, so auch der Schwanz, wo jedoch die Seitenfedern weiße Spiegel haben. Brust und Bauch schön hochgelb, durch welche von der Kehle an ein glänzend schwarzer breiter Streif hindurch geht. Flügel aschblau, doch die Flugfedern mit etwas weißem an der Fahne eingefasset; die Deckfederchen weiß getüpfelt. Die Füße stark mit spitzigen Klauen. Das Weibchen hat den Streif am Bauche bey weitem nicht so groß, und das gelbe ist da nicht so hoch; auch fallen dessen schwarze Federchen am Kopfe zu den Seiten etwas ins weißliche. 2) Blaumaise, Käsemaischen, Pimpelmaise, parus coeruleus, heißt also von der schönen blauen Farbe ihres Körpers, ist weit kleiner, als die Kohlmaise und fast die kleinste unter den übrigen. Auf dem Kopfe ist der schönste glänzend blaue Fleck mit weiß eingefasset. Die Schläfe weißgelb, mit einem blauen Ringe umgeben. Die Kehle blau. An der Brust schöngelb, doch nicht so hoch, als die Kohlmaise, hat auch allda einen kleinen, bläulichen Streif, aber nicht bis an den Schwanz, wie bey jener. Rücken blau, Schwanz und Schwingfedern höher blau. Die kleinen Flügelfederchen mit weißen Einfassungen und Tüpfeln, welche einen Strich ausmachen. Beym Weibchen fallen die Farben durchgängig etwas ab, und dies giebt dessen Unterschied vom Männchen. 3) Die Tannenmaise, Waldmaise, parus syluaticus, ater. Giebt der Blaumaise an Kleinheit nicht viel nach, hat einen schwarzen Kopf und Kehle, dunkel- und schmutzigweiße Schläfe, und so auch Brust und Bauch. Am Nacken ein weißer kleiner Fleck, wodurch das Schwarze am Kopfe, und das aschgraue auf dem Rücken getrennet wird. Flügel- und Schwanzfedern aschgrau, die Deckfederchen auf den Flügeln zum Theil an den Spitzen weißgetüpfelt, und so auch weiße Strichelchen über die Flügel. Das Weibchen hat die nämlichen Farben und ist schwer zu unterscheiden. 4) Graumaise, Plattenmaise, Nonn- oder Mönchmaise, Aschmaise, Hanfmaise, parus atricapillus, ist etwas größer als die Tannenmaise; denn sie hat höhere Füße, auch einen längern Schwanz. Oben auf dem Kopfe eine schwarze Platte, Backen, Brust, Kehle, Bauch, schmutzig weiß; Rücken, Flügel, Schwanz aschgrau. Wegen der Kappe auf dem Kopfe, und des weißgrauen Körpers hat

sie den Namen Mönchmaise; andere nennen sie auch schwarzköpfigen Dornreich. Liebet unter allem Gefräße den Hanf am meisten. Vielleicht gehöret Kleins schwarzgekappte Maise, Parus cucullo nigro, auch hieher. 5) Die Schopfmaise, Hauben-, Kobel-, Heidenmaise, parus cristatus, hat einen schwarz- und weißbunten Schopf, davon auch ihre Benennung kömmt. Backen weiß, an der Kehle ein schwarzer Fleck, unterm Kinne und überm Genicke schwarze Einfassungen, am Rücken, Flügeln und Schwanz tief aschgrau, Bauch und Brust schmutzig weiß. Kobelmaise heißt sie, weil sie gern in den Köbeln der Eichhörner brütet, doch oftmals auch in hohlen Bäumen. Männchen und Weibchen sind schwer zu unterscheiden. 6) Die Schwanzmaise, Zahlmaise, parus caudatus. Es ist ebenfalls eine sehr kleine Maise. Sie hat unter den Vögeln den kürzesten Schnabel. Kopf, Brust, Unterleib weiß. Rücken und Schwanz schwarzbraun oder röthlicht; unterm Schwanze sind weiße Federn. Die Flügel schwarz und weißbunt. Die mittelsten Federn des Schwanzes länger, als die an den Seiten, welche kurz und weiß gespiegelt sind. Und dieses sind bey uns zu Lande die bekanntesten Maisearten. Es folgen darnächst einige, die in andern Ländern, auch in andern Welttheilen zu Hause sind. 7) Spitzbärtiger Langschwanz, parus barbatus indicus; hat einen gelben Schnabel, aschgrauen Kopf, dunkelrothen Rücken und Schwanz, weiß und schwarzgesäumte Deckfedern der Flügel; von den Augen hängen schwarze spitzige Federn herab, die einen Bart vorstellen. 8) Buntköpfige Schwanzmaise; der Rücken röthlicht mit zween schwarzen Flecken; Brust schmutzigweiß mit einem länglichten schwarzen Fleck; die drey äußersten Schwingfedern schwärzlich, mit schmalen weißen Querstreifen; Schwanz oben schwarz, unten weiß. 9) Volhynische Beutelmaise, Remiz oder Pendulino der Italiener, parus minimus nidum suspendens; röthlicht rostfärbiger Kopf mit schwarzen Augenbanden, braune Flügel und Schwanz, beyde mit rostfärbigen Banden; heißt Pendulino wegen seines Hängenestes. 10) Gelbe Maise; Kopf, Brust und Bauch citronfärbig, der Rücken grünlicht; Schwanz braun und gelbbunt. In Carolina. Mit dieser kann man eine andere verbinden, 11) die blaue amerikanische, am Körper blaugelbe Schläfe, Bauch, Rücken und die Seiten purpurfarben. Sie hält sich in Nordamerika auf. 12) Rothbrüstige Kobelmaise, Kammmaise. Schnabel schwärzlicht, an der Wurzel mit Haaren

besetzt.

besetzet, Oberleib aschgrau, Unterleib weiß und röthlicht, unter den Flügeln roth, hat einen Schopf, den sie aufrichten kann. 13) Gelbkehlichte Maise, Schnabel schwarz, an der Wurzel gelb, von da ein schwarzer Strich bis auf die Brust, Körper aschfarben, auf den Flügeln drey weiße Querstreifen. 14) Spechtartige Maise, oder der Blauspecht, picus cinereus. Ist kein Specht, sondern eine wirkliche Maisenart, davon schon unter Blauspecht gehandelt worden. 15) Rothköpfichter Dornreich; Körper schwarz mit angefrengtem Purpur, kurzer Schwanz, kurzer weißer Schnabel, auf dem Kopfe und Halse goldfarben. 16) Blaugeschopfte Maise; hat den Namen vom blauen Schopfe, weiße Schläfe, schwarze Kehle, am Leibe grün, blaue Flügel. Findet sich hin und wieder in Europa. 17) Rohrmaise, parus palustris, mit schwarzem Kopfe, aschgrauen Rücken, und weißen Schläfen. Wird vom Büffon mit Unrecht unter die Maisen gerechnet. 18) Weißschnabel, cela, schwarz am Körper, mit weißem Schnabel, der Fleck auf den Flügeln, und beym Anfange des Schwanzes gelb. In Indien.

Alle Maisen nähren sich im Frühling und Sommer von kleinen Würmern und allerley Insecten, im Herbst und Winter aber von unterschiedlichem Gesäme und Körnern; besonders von Fichten- und Fohrnsaamen, von den Knospen der Bäume, woraus sie den Saft und das Mark herausfuchen, ingleichen von den Puppen und Eyern von Insecten an der Rinde der Bäume, an den Gemäuern und Zäunen. Die Mönch- oder Graumaise insbesondere suchet den Saamen von Disteln, Kletten, Nesseln, vornehmlich vom Hanfe auf, versteckt sich denselben hin und wieder in Ritzen und Höhlungen, um von dem gesammleten Vorrathe nachher zu leben. Die bekannten Maisen nisten das Jahr zweymal, machen das Nest in Vorhölzern, Feldern, Gärten, in hohlen Bäumen, hoch und niedrig, legen von sechs bis zehen Eyer, und bringen sieben bis acht Junge aus. Die Schwanzmaise insbesondere bauet ein sehr künstliches Nest von Moos und weichen Federn, hängt es an die Bäume schwebend, und sichert es vor den Nachstellungen der Thiere, und den Ungemächlichkeiten der Witterung. Weit künstlicher noch ist das Hängnest der kleinsten volhynischen Maise, des Remitz, oder sogenannten Pendulino, der Italiener. Dieses ist aus den weichsten, wollichten und seidenen Materialien, überaus dick und dicht, wie ein Beutel gearbeitet, überall zu, und mit einem hervorragenden Ausgange versehen, wodurch

durch der Vogel ein- und ausflieget. Darneben hängt er es an die dünnsten, geschlankesten Zweige der Bäume, vorn an ihre Spitze, gemeiniglich wenn er kann, übers Wasser oder Sümpfe; so daß sich ein anderes größeres, weder kriechendes noch fliegendes Thier, nicht hinanwaget. Die mehresten Maisen bleiben den Winter bey uns, doch verbergen sich auch andere in Klüfte, hohle Bäume, Brüche u. s. w. Von einer Gattung derselben, bleiben welche den Winter da, andere nehmen um Michaelis, und weiter hin, ihren Strich fort, und ziehen nach einander, nicht zusammen und in Haufen, weg. Die Kammmaise geht meistens weg. Aber wer weis, ob sie nicht in die dickſten Fichtenwälder zieht, wohin ihr niemand leicht nachspüret. Ueberhaupt bedarf das Ziehen der Vögel noch bessere Untersuchung. Etliche Maisen haben einen guten Gesang, wie die Kohlmaise, und werden theils dazu, theils zu Wegfangung der Fliegen in Zimmern gehalten. Die mehresten aber halten gar keine Abwechselung im Tone, sondern haben nur ein kurzes Pfeifen an sich. Man fängt sie mit Leimruthen und Kloben, mit Schlingen, mit Kasten oder Fällern, auch in Heerden u. s. w. Die Eyer der Maisen sind, wie gehörig, klein, meist kugelförmig, wenigstens nur etwas gestrecket; an Farbe bey den Gattungen unterschieden. Der Tannenmaise ihres sonder Flecken und hellweiß; der Blaumaise gegen das stumpfe Ende mit wenigen und subtilen braunen Puncten gezeichnet; der Schopfmaise am stumpfen Ende mit einer Binde von stärkern rothbraunen Flecken versehen.

Meisterwurzel.

Unter diesem Namen kommen zwo ganz unterschiedene Pflanzen vor. Die eine wird auch sonst Magistranz, Ostritz, Kayserwurz, Wohlstand und im lateinischen Magistrantia, Imperatoria offic. und beym Herrn von Linné Imperatoria Ostruthium genennet. Es machet diese schirmtragende Pflanze bey den meisten Schriftstellern ein eigenes Geschlechte aus, nur Herr Cranz vereiniget solche mit dem Gelsenich, Selinum. Sie wächst in Deutschland auf den Gebirgen, und blühet im Sommer. Die ausdaurende Wurzel liegt schief in der Erde, und verlängert sich nach Art der kriechenden, ist aber eines Fingers dicke, knoticht, mit Cirkeln umgeben, und unterwärts mit Fasern besetzet. Aus dieser treiben langgestielte, hellgrüne, gefiederte Blätter, wovon die Blättchen, deren gemeiniglich fünfe, am Rande eingekerbet, auch zuweilen in drey Lappen zerschnitten

ten sind. Der starke, gestreifte, ohngefähr zwo Ellen hohe Stängel treibt viele Zweige, und ist mit ähnlichen Blättern wechselsweise besetzet, welche aber platt aufsitzen, oder vielmehr mit einer Scheide den Stängel und die Zweige umgeben. Diese endigen sich mit weißen großen Blumendolden. Die Hauptdolde zeiget keine gemeinschaftliche Hülle; doch stehen unter derselben zwey, den übrigen ähnliche, aber einander gegenüber gestellte Blätter; auch bey den kleinen Dolden ist die Hülle nicht merklich, und besteht nur aus ganz schmalen Blättchen oder Fäden. Die fünf weißen Blumenblätter sind einwärts gebogen und eingekerbet, und die rundlichte Frucht theilet sich in zween gleichgestaltete, plattgedrückte, erhabene und mit einem besondern Rande eingefaßte Saamen. Alle Blumen sind Zwitter und einander ähnlich, und kommen in der übrigen Beschaffenheit mit andern Dolden überein. Die ganze Pflanze besitzet zwar viele wirksame Theile; man erwählet aber in den Apotheken allein davon die Wurzel. Diese ist länglicht, etwan einen Zoll dicke, runzlicht, gleichsam gegliedert, mit wenig Fasern besetzet, auswendig braun, inwendig weißlicht, und hat einen scharfen, gewürzhaften Geschmack und starken besondern Geruch. Die getrocknete soll auch, wenn sie gut beschaffen ist, und der Länge nach zerschnitten wird, viele gelbe, glänzende, harzichte oder balsamische Körnerchen oder Puncte zeigen; wie denn auch aus der frischen im Frühjahre oder späten Herbst gegrabenen Wurzel ein dergleichen ölichter Saft quillet, und aus diesem ölicht harzichten Wesen kann man leicht urtheilen, daß die Wurzel unter die hitzigen Arzneyen gehöre, und daher mit Vorsicht zu gebrauchen sey. In Krankheiten, welche von einem zähen Schleime entstehen, und überhaupt bey phlegmatischen Körpern wird sie vortreff lichen Nutzen wirken, die stockenden schleimichten Säfte kräftig auflösen, die festen Theile reitzen, und den Umtrieb der Feuchtigkeiten befördern, auch die Absonderungen vermehren, sonderlich den Schweiß erregen. Sie kann daher der Angelicke, Liebstöckel, Biebernell und andern Wurzeln von den Doldengewächsen gleich geschätzet und damit vereiniget werden. So wie aber diese alle den Namen eines Gegengiftes, Alexipharmaci, gar nicht verdienen, und die bößartige schädliche Materie nur unter gewissen Umständen ausführen können, eben so eingeschränket soll auch der Gebrauch der Meisterwurzel seyn, und selbst bey den Thieren, welchen die Viehärzte selbige öfters eingeben, kann

leicht

leicht mehr Schaden als Nutzen bewirket werden. Man gebrauchet die Wurzel selten in Pulver, gemeiniglich bereitet man daraus einen Trank, oder bedienet sich der Ess. alexipharmaca Stahlii, deren Wirksamkeit auch eines Theiles von dieser Wurzel abhanget. C. Hoffmann empfiehlt den Gebrauch derselben besonders denjenigen, welche viel mit Blähungen beschweret sind, und Herr Lange versichert, daß dadurch zuweilen Wechselfieber getilget worden, welche die Chinarinde nicht überwinden können. Die getrocknete Wurzel wird leicht wurmstichicht. Die frischen, mit Salz und Essig zerstoßenen Blätter sollen äußerlich bey Kröpfen nützlich zu gebrauchen seyn.

Wir unterhalten die Pflanze im Garten an schattichten, feuchten Oertern, und vermehren solche durch die Wurzel.

Die andere Pflanze, welche wir zum Unterscheide die schwarze Meisterwurzel nennen, ist die Imperatoria nigra, oder Astrantia maior Linn. Sie hat auch den Namen Ostrich oder Astrenz erhalten, und den letzten hat Herr Planer angenommen. Es wird dieses Geschlechte zwar billig mit der Familie der doldentragenden vereiniget, ist aber von den übrigen dem äußerlichen Ansehen nach merklich unterschieden. Die Dolde stellet ein kleines Büschelchen oder halbe Kugel vor, und diese besteht äußerlich aus vielen, langen, schmalen, ganzen oder zerschnittenen, weiß oder blaßröthlichten Blättern, welche die gemeinschaftliche Hülle ausmachen, und über die Blümchen hervorragen. Die zarten Blumenstiele tragen einzelne Blumen, und kommen nur in sofern mit den Dolden überein, daß solche alle aus einem gemeinschaftlichen Punct entspringen, mithin eine einfache Dolde abbilden. Die meisten von den Blümchen sind Zwitter, und bestehen aus fünf Blumenblättern, fünf Staubfäden und zween Griffeln, bey vielen aber, sonderlich den Randblümchen, fehlen die Griffel nebst dem Fruchtkeime. Die Frucht ist länglicht, gestreifet, mit dem, nunmehro deutlich zu bemerkenden, besondern fünfblätterichten Kelche besetzet, und theilet sich in zween, auf der einen Seite erhabene, und mit verschiedenen krausen Flügeln besetzte Saamen. Man unterscheidet zwo Arten.

1) Die große schwarze Meisterwurzel, Astrantia maior L. ist eine Alpenpflanze, und in der Schweiz, auch in Böhmen anzutreffen. Sie blühet im Sommer. Die schwarze, fäserichte Wurzel treibt einen aufgerichteten, ohngefähr einen Fuß hohen, und mit wenig Zweigen besetzten Stängel. Die untern Blätter sitzen auf einem

nem Stiele, dessen unterster Theil breit und ausgedehnet ist, und den Stängel mit einer Scheide umfasset; bey den obern fehlet der Stiel, und nur die Scheide ist zugegen, auf welcher das Blatt selbst ruhet. Dieses ist in fünf Lappen tief zerschnitten, und die Lappen sind wiederum dreyfach abgetheilet und eingekerbet. Man findet auch an einem Blatte bisweilen sieben Lappen. Die Blümchen sind röthlicht, und die Blätter der Hülle gemeiniglich ganz und nicht eingeschnitten. Die unfruchtbaren Blümchen stehen nicht allein am Rande, sondern auch zwischen den übrigen zerstreuet, sitzen auf längern Stielen und ragen über die andern hervor.

2) Die kleine schwarze Meisterwurzel, Astrantia minor L. hat mit voriger gleichen Geburtsort. Der Stängel ist niedriger, und die Blätter sind nicht sowohl in Lappen abgetheilet, sondern vielmehr aus fünf, sechs auch wohl neun besondern, langen, schmalen, scharf eingekerbten, ganzen, und nicht zerschnittenen Blättchen zusammengesetzet. Auch die Dolde ist kleiner und weiß.

Die Wurzel von der ersten Art ist scharf, und obgleich vorgegeben wird, daß solche dem Geruche und Geschmacke nach mit der Contrayerve übereinkomme, so kann selbige doch, der Wirkung nach, der schwarzen Nießewurzel an die Seite gestellet werden, doch purgiret solche etwas gelinder. Die neuern Aerzte machen davon keinen Gebrauch. Im Garten unterhält man die Pflanze im freyen Lande ohne alle Kunst, und vermehret solche durch die Wurzel.

Melaleuca.

Planer nimmt statt des griechischen den deutschen Namen Schwarzweiß an, und weil der darunter begriffene Baum beym Rumph der weiße Baum heißt, so nennet solchen Herr v. Linné Melaleuca Leucadendra. Es wächst derselbe in Amboina und zeiget viel ähnliches mit dem Myrtenbaume, daher auch Herr von Linné solchen ehedem als eine Art Myrten, unter dem Namen Myrtus leucadendron, angeführet. Der Stamm wächst mehr krumm als gerade, erreichet die Stärke eines, auch wohl zweyer Menschen, und treibt oberwärts eine Krone von krummen und unordentlich gestellten Aesten. An diesen stehen die Blätter auch unordentlich, sitzen platt auf, sind fast den Weidenblättern ähnlich, schmal, lang, an beyden Enden spitzig, gemeiniglich vorwärts säbelförmig gekrümmet, mit vielen vorragenden Nerven der Länge nach gezieret, blaßgrün, oder bläulicht angelaufen, spröde und von einem starken gewürzhaften Geruch. An dem Blätterwinkel und an den Enden

der

der Aeste stehen lange Stiele, und auf diesen sitzen länglichte, grüne, oberwärts weiße Köpfchen, welche sich nachher bey der Blüthe in eine Aehre verlängern. Auf dem Fruchtkeim ruhet der fünffach getheilte Kelch, und dieser umgiebt fünf weiße, schmale Blumenblätter. Die vielen Staubfäden sind in fünf Haufen verwachsen, und diese umgeben den einfachen Griffel. Der Geruch der Blumen ist stark, aber nicht sonderlich angenehm. Das schwärzlichte Saamenbehältniß wird einigermaaßen von dem, mehr saftig und fleischicht gewordenen Kelche umgeben, öffnet sich mit drey Klappen, und zeiget drey Fächer. Gemeiniglich stehen drey dergleichen Früchte dichte beyeinander, und sitzen in der gedritten Zahl wechselsweise und platt auf dem gemeinschaftlichen Stiele. Der Stamm des Baumes ist mit einer dicken, aschgrauen, und wie bey der Birke, aus vielen dünnen Häutchen zusammengesetzten Rinde bedecket, der untere Theil aber ganz schwarz und gleichsam verbrannt; Rumph behauptet aber, daß solches Ansehen nicht durch ein wirkliches Anbrennen entstanden, sondern dem Baume ganz eigen sey, oder durch die Sonnenhitze in diesen verbrannten Zustand gesetzet worden, ohne daß solcher wirklich sich entzünde. Die Malayer nennen diesen Baum Caju Puti. Aus den Blättern kann ein Oel bereitet werden, welches den stärksten Geruch von Carbamome besitzet, und daher will man glauben, daß das Cajeputöl von diesem Baume bereitet werde, zumal selbiger auch diesen Namen führet.

Melanterie.

Schwarzer Atrament oder Vitriolstein, Melanteria; ist eine schwarze mit Vitriol durchdrungene und verhärtete Thonerde, so an der Luft zerfällt, und zum Vitriolsieden genommen werden kann.

Melanthium.

In den neuesten Schriften giebt Herr von Linné folgende Kennzeichen dieses Pflanzengeschlechts an: Die Blumendecke ist einfach und besteht aus sechs Kelch- oder Blumenblättern, welche nicht abfallen, eyförmig gestaltet sind, auf schmalen, langen Nägeln ruhen, und ausgebreitet stehen. Auf diesen Nägeln der Blumenblätter stehen sechs dünne, gleichlange Staubfäden, und der Fruchtkeim trägt drey krumme Griffel mit stumpfen Staubwegen. Das eyförmige, dreyeckichte Saamenbehältniß ist mit drey Furchen vertiefet, und enthält in drey Fächern viele Saamen. Es ist dieses Geschlechte mit der Ackerzwiebel nahe verwandt, und nur in der

der Zahl der Griffel davon unterschieden, folglich könnten beyde füglich mit einander vereiniget werden. Der Schwarzkümmel, welcher von einigen auch Melanthium genennet worden, ist hiervon ganz unterschieden. Herr v. Linné hat vier Arten bestimmet, welche zur Zeit in hiesigen Gärten unbekannt sind.

Melastoma.

Alle Arten dieses, von Herr Burmann und Linné also genannten und bestimmten Geschlechtes tragen schwarze Beeren, welche bey dem Kauen den Mund dergestalt schwarz färben, daß diese Farbe kaum unter vierzehen Tagen wieder vergehet; und daher hat auch Plüner diesen Namen Schwarzmund übersetzet. Der einblättrichte, glockenförmige, stehenbleibende Kelch ist fünffach eingekerbet; auf diesem sitzen fünf rundlichte Blumenblätter, und zehen, auch nur acht kurze Staubfäden, von welchen einige in der Mitte mit einem besondern Fortsatze gezieret sind; der einfache Griffel trägt einen stumpfen Staubweg. Die Frucht ist eine rundlichte Beere, welche von dem Kelche bedecket, und mit einem besondern Rande gekrönet ist; in dieser liegen viele Saamen. Es hat solche einige Aehnlichkeit mit unsern Stachelbeeren, daher man auch die Arten amerikanische Stachelbeeren genennet. Herr v. Linné hat zwölf Arten angegeben, welche alle in beyden Indien, vornehmlich in Amerika wachsen, süße und angenehm schmeckende Beeren tragen, aber selten in hiesigen Gärten vorkommen werden, indem der Saame schwerlich aufgehet, und junge Pflanzen aus ihrem Vaterlande schwerlich zu erhalten seyn dürften. Daher wir auch solche nicht besonders angeben wollen.

Meleguette.

S. Cardamome.

Meliloten.

S. Klee.

Melis. S. Zucker.

Melisse.

Dieser Name ist sowohl im lateinischen, als deutschen verschiedenen Pflanzen beygeleget worden. Die Molukkische Melisse machet ein eigenes Geschlechte aus. Citronmelisse ist eine Art des Drachenkopfes. Das Grießkraut nennete Herr v. Haller Melissa, und weil die Bergmünze, von der bekannten Gartenmelisse nicht füglich getrennet werden kann, belegete derselbe dieses vereinigte Geschlecht mit dem Namen Calamentha, da hingegen Herr v. Linné dafür Melisse erwählete. In dem Göttingischen Verzeichnisse der Pflanzen hat Herr von

Haller das Grießkraut, die Bergmünze und Melisse vereiniget, und den letzten zum Geschlechtsnamen erwählet, auch diesen in der Histor. Stirp. Helvet. beybehalten. Das Grießkraut kann füglich ein eigenes Geschlechte ausmachen; die Bergmünze aber und Melisse sind der Blüthe und Frucht nach nicht wesentlich unterschieden, und können daher entweder unter dem Namen Calamintha oder Melissa vereiniget werden. Da aber beyde Namen in den Apotheken und fast überall vorkommen, wollen auch wir die Bergmünze besonders anführen, und hier nur die Apothekermelisse, nebst einigen andern Arten erwähnen. Die Geschlechtskennzeichen sind: der glockenförmige, eckichte Kelch theilet sich in zwo Lippen, davon die obere platt, etwas zurückgeschlagen und dreyspaltig, die untere aber kleiner, spitziger und in zween Einschnitte getheilet ist. Des Blumenblattes walzenförmige Röhre verbreitet sich auch in zwo Lippen; die obere ist kurz, aufgerichtet, gewölbet und eingekerbet; die untere aber in drey Lappen getheilet, und der mittlere davon herzförmig und größer als die beyden übrigen. Von den vier Staubfäden sind zween fast so lang als die obere Lippe des Blumenblattes, zween aber viel kürzer. Diese und der einfache Griffel mit dem zarten gespaltenen Staubwege, liegen unter der obern Lippe. Der Kelch umgiebt vier eyförmige nackende Saamen.

1) Die Apothekermelisse mit einfachen Blumenstielen, Bienenkraut, Honigblume, Mutterkraut, Citronmelisse, Citronkraut, Immenkraut, Ivenblatt, Herzkraut, Melissa officin. L. wächst auf den Gebirgen in Italien und der Schweiz wild. Die Wurzel ist fäsericht und ausdauernd; der Stängel zween bis drey Fuß hoch, viereckicht, und mit vielen Nebenzweigen versehen, welche selten den Winter über ausdauern, sondern gemeiniglich bis auf die Wurzel absterben, und im Frühjahre von neuem hervorsprossen. Die kurz gestielten, einander gegen über gestellten Blätter sind ey- oder mehr herzförmig, zugespitzt, am Rande ausgezahnt, dunkelgrün, oberwärts haaricht, unterwärts mehr glatt. In den Winkel der obern Blätter stehen einfache Stiele, deren jeder mit eine fleischfarbene Blume trägt. Zuweilen sind die Zweige der ganzen Länge nach, zwischen den in Größe abnehmenden Blättern damit wirtelförmig besetzet. Die Blumenwirtel sind kürzer als die Blätter, die dabey gestellten Deckblätter eyförmig zugespitzet, und die Kelcheinschnitte gleichsam mit Grannen geendiget. Das Kraut oder die Blätter allein werden in der Arzeneykunst gebraucht.

Sie

Sie haben einen angenehmen gewürzhaften Geschmack, und durchdringenden lieblichen Geruch, welcher der Citrone gleichet. Man soll solche aber im Frühjahre sammlen, wenigstens ehe die Blüthe, welches im Juni und Juli geschieht, hervortreibt. Denn ob wir gleich niemals bemerket, daß solche zur Blüthzeit, wie Caspar Hofmann und andere vorgeben, einen stinkenden Geruch besitzen, so sind sie doch weniger würksam und enthalten alsdenn weniger flüchtiges ätherisches Wesen, von welchem alle Kräffte abhangen, und wodurch sich die Pflanze in der Schwachheit der Nerven, bey Lähmungen von Schlagflüßen, wider die Blähungen, Mutterbeschwerung und besonders den Mangel der monathlichen Reinigung empfohlen hat. Man gebrauchet nach Verschiedenheit der Umstände das abgezogene Wasser, oder Oel, oder auch die frischen und getrockneten Blätter. Das abgezogene Wasser wird billig hochgeachtet, es enthält die wirksamsten Theile, zumal wenn solches etlichemal, und wie Boerhaave gethan, vierzehenmal auf frisches Kraut gegossen, und davon abgezogen, oder, wie die Chymisten zu reden pflegen, cohobiret worden. Boerhaave versichert an sich selbst erfahren zu haben, wie kräftig ein solches Wasser stärke, wenn man alle Morgen nüchtern etwas davon trinke, und wie schwerlich ein Mittel sey, welches diesen Wasser in der Melancholie, Milzsucht, Bleichsucht, Mutterbeschwerung, Herzklopfen und dergleichen Zufällen gleichkommen dürfte, besonders, wenn diese Zufälle mehr von einer Beunruhigung der Lebensgeister als von einer besondern schädlichen Feuchtigkeit herrühren. Von dem, in den Apotheken gewöhnlichen Wasser, wird man freylich dergleichen Wirkungen nicht verlangen können, doch ist solches nicht ganz zu verachten. Man verfertiget auch zweyerley Wasser, mit und ohne Wein, und das letztere, oder Aqua Melissae vinosa ist dem andern, oder Aqua Melissae sine vino billig vorzuziehen. Das bekannte und berühmte Carmeliterwasser, Eau des Carmes, soll von der Melisse vorzüglich seine Kraft und Annehmlichkeit erhalten; die eigentliche Zubereitung des Carmeliterwassers wird zwar geheim gehalten, doch ließt man in den Breßlauischen Sammlungen Versuch 32. S. 420. folgende: Nehmet frische Melissenblätter sechs handvoll, Citronen- und Pomeranzenschalen, Muscatennuß und Coriandersaamen von jeden zwey Loth, Gewürznelken und Angelikenwurzel von jedem ein Loth, weichet dieses alles in zwey Pfund Weinbrandewein und einen halben Pfund Wasser, und destilliret es aus dem Ma-

rienbade. Man bereitet ferner aus der Melisse das angenehme wesentliche Oel; um dieses in mehrerer Menge zu erhalten, sammlet man die Pflanze, wenn sie verblühet, und bereits Saamen trägt. Von den frischen, oder auch getrockneten Blättern pfleget man mit kochenden Wasser einen Thee zu bereiten, welcher besonders zur Beförderung der monathlichen Reinigung im Gebrauche ist. Bey dieser Krankheit kann sich die Melisse sonderlich kräftig bezeigen, wenn durch krämpfichte Spannungen der Abgang des Geblütes verhindert worden; doch wird alsdenn das kräftige abgezogene Wasser noch wirksamer seyn. Das Bier soll durch Zusatz der Melisse eine mehr berauschende Kraft erhalten. Man hat selbige von alten Zeiten her als eine recht nützliche Bienenpflanze ausgegeben, und Herr Gleditsch empfiehlt sie auch zur Bienenzucht, doch wollen einige neuere sie zu dieser Absicht für ganz unkräftig erklären. Man unterhält diese Melisse überall in den Gärten, erzieht sie aus den Saamen, oder vermehret selbige durch Theilung der Stöcke. Sie kommt fast in jedem Boden fort, und verlanget keine besondere Wartung.

2) Die rauche Melisse mit langen ästigen Blumenstielen, poleyartige Melisse, Ackermünze, Calamintha pulegii odore, Melissa nepeta Linn. wächst in sandichten Gegenden in Italien, Frankreich und der Schweiz. Die fäserichte, ausdauernde Wurzel treibt schwache, aber nicht gestreckte, rauche Stängel, wenigstens richten sich die Zweige derselben in die Höhe; die Blätter sind eyförmig zugespitzet, schwach eingekerbet, und rauch. Aus dem Winkel der Blätter treiben ästichte, vielblümichte Stiele, und diese wirtelförmig gestellten Blumenbüschel sind länger als die Blätter, und die Deckblätter ganz schmal. Der Kelch ist gestreifet und rauch, bisweilen auch glatt; das Blumenblatt klein, blaßviolet, zuweilen auch weiß. Diese Art wird in England in den Apotheken aufbehalten und Calamintha genennet, auch daraus ein wohlriechendes Wasser und wesentliches Oel bereitet. Herr von Haller vergleichet solche in Ansehung der Kräfte mit der Poley, Pulegium, und erinnert, wie selbige zerquetschet und auf die Haut geleget, Blasen aufziehe. Die Melissa pulegioides, welche Kalm in der Reisebeschreibung 2 Theil, 337 S. anführet, scheint die nämliche zu seyn. Sie wächst in Pensylvanien auf dürren Stellen, hat einen starken besondern Geruch, und wird von den Einwohnern als Thee gebrauchet, wenn man sich erkältet, oder

oder sonst zu schwitzen nöthig hat. Der Schmerz in den Gliedern soll in kurzer Zeit gelindert werden, wenn man die Pflanze warm auf den leidenden Ort leget. Man muß die Stöcke in Töpfen unterhalten, und gegen den Winter in ein mäßig warmes Glashaus setzen. Uns hat die Pflanze zärtlich geschienen, sie ist immer grünend geblieben, hat selten reifen Saamen gegeben, und die Vermehrung durch die Wurzel oder auf andere Art hat selten geglücket.

Moluckische Melisse. Ist ein eigenes, von der Melisse ganz unterschiedenes Geschlecht, welches von Tournefort Molucca, von Herrn v. Linné Moluccella und von Herr Planern Herzkraut genennet wird. Der Kelch machet selbiges vorzüglich kenntlich. Es ist solcher glockenförmig und weit, stehet von dem Blumenblatte ab, und zeiget am Rande stachlichte Einschnitte, welche bey den Arten einige Verschiedenheit haben. Das Blumenblatt ist kürzer, zuweilen auch länger als der Kelch, und in zwo Lippen abgetheilet; die obere Lippe aufwärts gerichtet, vertiefet und ganz, die untere in drey Lappen getheilet, und der mittelste Lappen etwas länger und eingekerbet. Unter der obern Lippe liegen zween kurze und zween längere Staubfäden, und der Griffel mit dem zweyspaltigen Staubwege. Auf dem Boden des Kelches stehen vier nackende, eckichte Saamen. Es sind drey Arten bekannt

1) die unbewehrte moluckische Melisse, Moluccella laevis L. Diese jährige Pflanze wächst in Syrien. Die Wurzel ist fäserricht; der viereckichte Stängel erreichet gegen zween Fuß Höhe, und treibet viele Zweige; die gestielten, einander gegenüber gestellten Blätter sind bläulicht angelaufen, fast keilförmig und eingekerbet. Die Blumen stehen wirtelförmig, und äußerlich um die Kelche einige, nicht stachlichte Deckblätter; der Kelch ist sehr weit, glockenförmig, länger als das weißlichte Blumenblatt, nicht lippenartig abgesondert, und am Rande mit fünf kleinen, nicht merklich stachlichten Zähnchen besetzet.

2) Die moluckische Melisse mit vielstachlichten Kelche, Moluccella spinosa L. Diese stammet aus den moluckischen Inseln ab, ist gemeiniglich zweyjährig, und treibt einen hohen, viereckichten, in wenig Zweige verbreiteten Stängel; die Blätter sind fast herzförmig, und in fünf auch sieben Lappen zerschnitten; jeder Wirtel besteht ohngefähr aus sechs Blumen, und um denselben stehen vier Stacheln. Der Kelch ist viel kleiner als das Blumen-

blatt und in zwey Lippen abgetheilet, die obere endiget sich mit einer, die untere aber mit sechs oder sieben, auch nach des Hrn. v. Hallers Beobachtung nur mit vier festen Stacheln. Es läßt sich der Kelch durch die Fäulniß im Wasser vortrefflich schön seleticren.

3) Moluckische Melisse mit fünfstachlichten Kelche. Moluccella fruteſcens L. Wächst in Piemont. Ist ein kleiner Strauch. Die Blätter sind gestielet, eyförmig, haaricht, und am Rande mit zween oder drey tiefen Einschnitten versehen. Bey den Blumenwirteln stehen auf beyden Seiten drey untereinander vereinigte Stacheln. Der kleine, trichterförmige, zehneckichte Kelch hat fünf stachlichte Einschnitte. Das Blumenblatt ist größer, und die obere Lippe haaricht. In der Murrayischen Ausgabe erinnert Herr v. Linné, wie dieser Strauch eigentlich aus Persien abstamme, und von da nach Italien gewandert sey, und erwähnet zugleich, wie die persische Stammart mehr haarichte und spitziger eingekerbte Blätter, und mehr eyförmige, dreyspaltige Kelcheinschnitte habe.

Die beyden ersten Arten unterhalten wir in Gärten, obgleich weder Schönheit noch Nutzbarkeit solche besonders empfehlen. Man erzieht beyde aus den Saamen auf dem Mistbeete. Die erste blühet im Sommer und giebt auch gemeiniglich reifen Saamen; die zweyte aber treibt entweder spät im Herbste, oder im zweyten Jahre im Frühlinge Blüthen; und damit man um desto gewisser reifen Saamen erhalte, pflegt man die Pflanzen in Töpfe und in gute lockere Erde zu setzen, und den Sommer über einigemal umzupflanzen, damit die Blüthe zurückgehalten werde. Im Winter unterhält man solche in einem mäßig warmen Glashause, verstattet im Frühjahre der Luft freyen Zugang, und begießt die Stöcke fleißig, wenn der Blüthstängel hervortreibt. Ohne diese Wartung wird man selten Blumen, und niemals Saamen erlangen.

Melisse, amerikanische, S. Monarde.

Melisse, Bienen-, S. Katzenmünze.

Melisse, türkische, S. Drachenkopf.

Melissenblatt.

S. Grießkraut.

Melitenserschwamm.

S. Cynomorion.

Melone.

Die Melonen, welche auch Pfeben genennet werden, kommen in

in den Geschlechtskennzeichen völlig mit der Gurke überein, daher wir diese nicht wiederholen; es ist auch schwer die gemeine Saatgurke von der Melone gehörig zu unterscheiden, indem die Blätter und Früchte sich oftmals verändern. Herr v. Linné eignet der Melone Blätter mit rundlichten Winkeln und höckerichte Früchte zu; da hingegen bey der Gurke die Blätter mehr nach rechten Winkeln ausgeschnitten, und die Früchte länglicht und rauh sind. Herr v. Münchhausen unterscheidet beyde vornehmlich durch den Gebrauch. Melonen ißt man, wenn sie reif sind, grün oder unreif sind sie nicht zu nutzen. Die Gurken hingegen genüßet man grün, und die reifen gebrauchet man nur wegen des Saamens. Die Melonenfrüchte sind gemeiniglich größer, und fallen mehr in die Gestalt einer Kugel; die Gurken sind mehrentheils länglicht, mehr oder wenig dreyeckicht und kleiner. Alle Melonen haben eine fäserichte Wurzel, welche nur einen Sommer dauert; lange, und mit Zweigen verbreitete, rauche, auf der Erde hinkriechende Ranken, und an diesen sowohl Gäbelchen, als wechselsweise gestellte, gestielte, rauche, herzförmige, rundlicht ausgeschnittene und eingekerbte Blätter. Die männlichen Blumen treiben aus dem Blattwinkel der untern, und die weiblichen aus den obern Zweigen hervor. Die Gestalt und übrige Beschaffenheit der Frucht ist sehr verschieden, und dadurch unterscheidet man vorzüglich die vielerley Sorten, welche in den Gärten vorkommen, ob es gleich nicht ganz gewiß und ausgemachet ist, daß alle von einer Stammpflanze entstanden, und nur für Spielarten zu halten, oder ob es darunter eine und die andere beständige Art gäbe, hat doch Herr v. Linné alle mit einander unter dem Namen Cucumis Melo vereiniget. Gewiß ist es, daß die Sorten, wenn man einige neben- und untereinander bauet, sich weiter verändern, und dadurch zu neuern Gelegenheit gegeben wird, indem die weiblichen Blüthen von den männlichen der in der Nachbarschaft stehenden Stöcke können befruchtet und dadurch neue Bastarde erzeuget werden. Wenn man hingegen in einem Garten nur eine Sorte Melonen bauet, wird diese unverändert bleiben, und sich durch den Saamen fortpflanzen. Um die verschiedenen Sorten der Melonen zu erkennen, sieht man allein auf die Frucht, ihre Gestalt, Größe, Beschaffenheit der Oberfläche, Farbe, das Fleisch und andere Umstände. Die mehresten sind eyförmig, andre mehr kugelrund, man findet auch platt gedrückte. Einige sind glatt, andere gereifelt,

höckericht und unförmlich. Es giebt große, welche viele Pfunde wiegen. Wir haben dergleichen von vierzehn Pfunden gesehen. Es giebt aber auch ganz kleine von der Größe einer Pomeranzen. Die Schale ist glatt, oder mit kleinen Haaren, auch weichen kleinen Stacheln besetzet; bey vielen springt die junge Frucht in das Kreuz und die Quere auf, und die Narben wachsen mehr aus, und dadurch werden solche gleichsam mit einem Netze überzogen. Man nennt dergleichen überstrickte oder Netzmelonen. Die so genannten Kandaluppen sind mit hervorstehenden und krausen Warzen besetzet. Der Farbe nach findet man grüne, gelbe, weiße, oder auf mancherley Art geschäckte und gestreifte. Das Auge oder der Nabel, wo ehedem die Blume gestanden, ist zwar der Größe nach verschieden, jedoch allemal größer als bey den Gurken und niemals eingedrücket, wie bey den Wassermelonen. Auch der Stiel ist merkwürdig. Er ist kurz und mit dem untern Ende der Frucht verwachsen, und löset sich oben, wenn diese reif ist. Die mehresten Früchte sind beym Stiele zugerundet, die weißen Melonen aber pflegen bey dem Stiele spitz abzulaufen; einige Kandaluppen sind daselbst ganz platt. Niemals wird man die Frucht um den Stiel eingedruckt finden. Starke Stiele sind das Zeichen einer guten Melone; ist solcher schwach und dünne, so wird gemeiniglich auch die Frucht unvollkommen seyn. Einige haben eine dünne Schale und viel Fleisch, bey andern findet das Gegentheil statt. Beydes ist gemeiniglich von einander merklich unterschieden; die Schale dunkelgrasgrün, holzicht, unschmackhaft, das Fleisch aber goldgelb, weich und süße; man findet aber auch einige, sonderlich die weißen Sorten, deren Schale und Fleisch man nur allein durch den Geschmack unterscheiden kann. Das Fleisch selbst ist mehr oder weniger saftig, wässericht, mehlicht, zart, schmelzend oder feste, und dessen Farbe grün, weiß, blaß, dunkel und orangegelb, auch roth. Der mittelste oder markichte Theil, welcher aus Gefäßen und daran hängenden Saamen besteht, ist gemeiniglich von dem übrigen Fleische, der Farbe und Festigkeit nach, leicht zu unterscheiden, und bey wässericht und unschmackhaft; bey andern ist Fleisch und Mark einander ähnlich, genau mit einander verwachsen und von einerley Güte und Geschmack. Die drey Fächer der Frucht kann man an den jungen leicht erkennen, an den reifen aber nicht mehr bemerken. Die Kerne liegen in großer Menge, reihenweise, in dem Marke; sie sind länglicht oder eyförmig, auf beyden Seiten platt gedrückt

drückt und ganz glatt, der Größe nach sehr verschieden, die kleinen gemeiniglich hochgelb und die großen weiß. Geschmack und Geruch ist gleichfalls verschieden. Nach allen jetzt bemerkten Verschiedenheiten bestimmet man die mancherley Sorten und beleget diese mit besondern Namen. Man wird aber durch die Namen gar öfters betrogen, und Herr von Münchhausen, welcher dreyßig bis vierzig Jahre über mehr als hundert Sorten gebauet, getrauet sich nicht einige Sorten nach den Namen hinlänglich zu bestimmen. Er erwähnet jedoch acht Sorten und suchet diese von einander zu unterscheiden. S. Hausvater III. Th. 770. S. als:

1) die Kandalupmelone oder Cantelupe, le Melon de Florence, welche den Namen von einem kleinen Orte nicht weit von Rom führet, woselbst sie in Menge gebauet wird. Nach dem Miller kammet solche aus Armenien her. Sie wird auch bey uns, auch in England und andern Ländern, am mehresten geachtet. Die Frucht stellet eine plattgedrückte Kugel, aber von unförmlicher Gestalt vor und ist über und über mit Warzen oder Beulen besetzt. Es scheint diese deswegen eine eigene Art auszumachen. Wächst selbige in Gesellschaft anderer, so wird man im folgenden Jahre aus den Kernen von einer platten und höckerichten Frucht andere ziehen, welche, wie die gewöhnlichen Melonen, glatt und eyförmig sind. Herr von Münchhausen hat beobachtet, daß an der nämlichen Pflanze eine Ranke eine noch etwas höckerichte runde Frucht, die andere hingegen eine ganz glatte getragen habe. Von der Kandaluppe bemerket man, in Ansehung der Farbe, viererley Unterschied, als

a) die schwarze, welche von außen dunkel schwarzgrün gefärbet ist, auch diese Farbe nicht ändert, wenn sie reifet. Sie gehöret unter die größten und besten Sorten. Sie enthält ein dunkelgelbes Fleisch von einem angenehmen Geschmacke. Die Schale ist dicke, schwammicht und die ganze Frucht ungestaltet. Man nennt sie in Italien die Melone der Heiligen, Il Melone degli Santi.

b) Die Orangenkandaluppe, ist mehr länglicht, mit wenigern Warzen besetzet, gelb vom Fleische und die Schale färbet sich, wenn sie reifet, etwas gelblicht. Das Fleisch ist weniger zart und der Geschmack etwas geringer.

c) Die grüne Kandaluppe, hat eine mehr platte Gestalt und wenig Warzen, zuweilen ist sie etwas geribbet und die Schale bleibt grün, oder fällt nur etwas ins gelblichte, wenn die Frucht reif ist. Das Fleisch ist dunkelgelb. Bey vieler Sonne und Wärme er-

hält sie einen vortrefflichen Geschmack. In unsern Gegenden wird sie selten gerathen und gemeiniglich vor der Reife aufspringen.

d) Die weiße Kandaluppe ist groß, etwas geribbet, platt, warzicht, auswendig grün und aus dem weißen geflecket, das Fleisch aber weiß, süße und sehr saftig; doch beträgt dieses wenig, die Schale aber ist außerordentlich dicke.

Man findet bey den Gärtnern mehrere Sorten Kandaluppen angegeben, welche sich aber nicht durch eigene Merkmale unterscheiden lassen. Alle Kandaluppen sind weichlicher, als die gemeinen Melonen, sie setzen weniger und später Früchte an, reifen später, verlangen wegen der dickern Schale mehr Wärme und Sonne und enthalten weniger eßbares Fleisch. Der vortreffliche Geschmack allein machet solche schätzbar.

2) Die Netzmelone, les Melons brodés, oder le Melon Mareché, sind die gewöhnlichsten. Es giebt auch davon viele Nebensorten. Die besten müssen groß, lang und über und über mit einem erhabenen weißen Netze überzogen seyn. Die Fächer des Netzes sind anfangs grün und werden endlich hellgelb. Die aufgeschnittene Frucht zeiget eine dünne Schale von dunkler, grasgrüner Farbe, und ein dunkles, orangengelbes, saftiges, dickes Fleisch, auch dergleichen eßbares Mark. Die Kerne sind klein, dicke, gelb. Diese pfleget leicht in allen Jahren zu gerathen, und wird von denjenigen geachtet, welche ein festes Fleisch lieben.

3) Gereifelte oder gefurchte Melonen, le Melon à côtes. Die Frucht ist gemeiniglich durch zwölf Reifen oder Furchen gestirnet, zwischen welchen sich das Fleisch merklich erhebt; die Furchen sind gemeiniglich glatt und grün, die hervorstehenden Ribben aber genetzt, und werden zwischen durch mehr gelb. Die Schale ist vom Fleische merklich unterschieden und grün, das Fleisch aber schön gelb und saftig, doch nicht wässericht. Die Frucht hat in der Mitte eine Höhlung und das Mark ist vom Fleische gänzlich unterschieden. Das eßbare beträgt daher weniger, als bey den vorigen Sorten. Die Frucht aber wird zeitiger reif. Zuweilen ist solche unschmackhaft, wässericht oder mehlicht.

4) Die frühe Melone, le Melon des Carmes. Melo moschatellinus oder saccharinus, ist nicht gar groß, und wird dabey früher, als die übrigen Sorten reif. Sie ist mehr rund, als lang, etwas netzartig überzogen, ohne merkliche Reifen und inwendig goldgelb; vom Geschmacke ange-

nehm

nehm, doch zuweilen etwas mehlicht.

5) Die weiße Melone. Die Holländer nennen solche Spek-Meloenen. Herr von Münchhausen hat selbige auch unter dem Namen der astrakanischen Melone erhalten. Sie ist länglicht, und pfleget gegen den Stiel etwas abzulaufen, deswegen sie sich vom Stiele nicht leicht ablöset. Anfangs ist sie mit feinen Haaren besetzet, nachher aber ganz glatt und immerfort weiß. Die Schale ist dünne, dunkelgrün, das Fleisch weißlicht, das Mark gelblich, und die ziemlich großen Kerne sind weiß. Das Fleisch zerschmelzet leicht auf der Zunge, und muß sehr süße, etwas müßkirt, und gleichsam gepfeffert seyn. Diese angenehme Schärfe vermehret sich, wenn die Frucht überreif ist; und weil sich diese bey der Reife nicht verändert, muß man acht geben, damit sie nicht überreif werde. Sie hat den Fehler, daß sie nicht viel Früchte ansetzet und diese später reif werden. Hr. v. Münchhausen zieht diese allen übrigen vor, und glaubet, daß sie auch gesünder sey.

6) Die rothe Melone, le Melon cramoisi. In Italien wird diese Sorte hoch geschätzet, in Deutschland aber wenig gebauet, indem sie bey uns selten zur Vollkommenheit gelanget. Die Frucht ist länglicht, weiß, glatt, oder wenig genetzet, das Fleisch dunkelroth, und enthält sehr große, weiße Kerne.

7) Die Wintermelone, le Melon de Moreé verd, le Melon de Candie. Die Frucht ist länglicht, den Gurken ähnlich, mit einer glatten, grünlichen Schale, und weißen, gar süßen Fleische. Man kann solche bis in den Winter erhalten, wenn sie an einem trockenen, luftigen Orte aufgehangen wird. Bey uns scheint es für sie zu kalt zu seyn.

8) Die kleine Orangenmelone, le petit carmehatif. Diese führet Herr von Linné unter dem Namen Cucumis Dudaim an, und hält selbige für eine besondere wahre Art. Die ganze Pflanze nebst der Frucht ist mit zarten weichen Haaren besetzet, und die Frucht nicht größer, als eine Pomeranze, kugelförmig, von außen gestreifet und grüngelblicht gescheckt. Es hat selbige einen starken Geruch und ein gelbes, süßes Fleisch. Sie wächst in Persien, Arabien und Egypten, und wird bey uns nur der Seltenheit wegen gebauet, obgleich von einigen behauptet wird, daß diese, wegen des Geschmacks, allen andern Sorten vorzuziehen sey. Hr. v. Haller will beobachtet haben, daß an dieser Pflanze, außer den männlichen, auch vollkommene Zwitterblumen anzutreffen. S. Hort. Goetting. p. 208.

Bobora oder Urama wird in Brasilien eine Art Melonen genannt, welche groß, rund, saftig und dünnschälicht, äußerlich zinnoberfärbig mit weiß untermischt, inwendig saffrangelb und von guten Geschmacke ist. Die Brasilianer pflegen solche mit Honig zu essen und halten sie für gesund. Man findet noch andere Namen, womit verschiedene Sorten von Melonen beleget werden, welche aber nicht genugsam bestimmet und durch hinlängliche Merkmale zu unterscheiden sind; als Romana oder Romanetto, Succado, Tattemelone, welche alle äußerlich rauh und vielleicht Unterarten von der Kandaluppe sind. Die Tatte ist selten größer als eine Mannsfaust und innerlich sehr roth. Die Succado ist größer, länglicht, und innerlich gleichfalls roth. An der Romanetto ist die Schale grün und weniger rauh. Ferner nennt man die kleine portugiesische, welche auch die Dormamelone genannt wird; die schwarze Galloway, welche aus Portugall von dem Lord Galloway gebracht worden; andere zu geschweigen.

Weil man die Melonen, wegen des angenehmen Geschmacks, bloß roh zu essen pfleget, so wollen wir die Eigenschaften einer guten Melone überhaupt angeben. Das äußerliche Ansehen ist sehr betrüglich. Die kleinsten sind öfters die besten, und die größten gemeiniglich mehlicht oder wässericht. Wenn selbige, nach Verhältniß der Größe, schwer sind, kann man sie für gut, fleischicht und recht ausgewachsen halten. Wenn sich die Frucht welk anfühlen läßt, ist sie nur Nothreif, und wenn sie hohl klingt, wenn man mit dem Finger daran klopfet, ist sie hohl. Die übergestrickten hielt man ehedem für die besten; jetzo erhalten vielmehr die Kandaluppen den ersten, hingegen die rauhen und gerippten den letzten Platz. Früchte, welche eine dicke Schale haben, können vorzüglich schmackhaftes Fleisch enthalten. Wenn Schale und Fleisch der Farbe nach merklich verschieden ist, kann man urtheilen, daß die Frucht nicht ausgewachsen. Wenn die Schale stark ins gelbe fällt, ist die Frucht überreif und tauget nichts. Eine gute Melone soll einen kurzen, dicken, fleischichten Stiel haben. Das Fleisch muß saftig, aber nicht wässericht, zart und schmelzend, aber nicht mehlicht seyn; der Saft soll süße, etwas biesamartig, und einige, auf der Zunge angenehm fallende, Schärfe haben; deswegen pflegen einige durch den Zucker, andere durch Salz die natürliche Süßigkeit zu vermehren oder zu dämpfen. Der Geruch muß süße, angenehm, durchdringend, und, nach Hrn. von Münchhausens

hausens Angeben, ohngefähr dem Geruche vom weißen Peche ähnlich seyn. Das Mark muß einen kleinen Theil der Frucht einnehmen. Es ist gemeiniglich ein übles Zeichen, wenn solches größtentheils aus einem trüben gelben Wasser besteht, und welches, wenn man die Frucht aufschneidet, herausläuft.

Die gute und schlechte Beschaffenheit aller dieser Früchte hängt vorzüglich von der rechten Reife ab. Aber auch diese läßt sich nicht genau bestimmen. In unsern Gegenden kann man vor der Mitte des Junius nicht leicht reife Früchte haben, indem die Sonnenwärme nothwendig erfordert wird, die Säfte gehörig zuzubereiten und angenehm zu machen. Werden die jungen Pflanzen einigemal auf neue warme Mistbeete verpflanzet, werden sie in sieben bis acht Wochen blühen, und nach der Blüthe in vierzig Tagen, wenn die Witterung recht warm ist, reife Früchte liefern; oft sitzen sie aber über zween Monathe, ehe sie diese Vollkommenheit erlangen. Der Gärtner soll täglich nachsehen, wenn die Frucht zu wachsen aufhöret. Manche Sorten verändern bey der Reife die Farbe und werden mehr gelb; die Netzmelonen bekommen zwischen dem Netze kleine Flecken. Bey vielen, sonderlich den Netzmelonen, löset sich der Stiel durch kleine Ritze von der Frucht ab. Der merkliche Melonengeruch äußert sich erst bey der Reife; bey den dickschalichten ist solcher jedoch kaum merklich, und wenn man die Früchte von weiten riechen kann, sind solche schon überreif. Die sicherste Probe ist, daß man mit einem spitzigen Messer unten nicht weit vom Stiele ein dreyeckichtes Stückchen herausschneide, das Fleisch untersuche, und wenn solches noch nicht reif genug scheinen sollte, es wieder an seinen Ort lege, und die Melone noch einige Tage im Keller liegen lasse. Ueberhaupt ist es dienlich eine frisch abgenommene Frucht nicht sogleich zu speisen, sondern zuvor ein paar Tage im Keller liegen und nachreifen zu lassen. Wenn man die Zeitigung der Früchte befördern will, soll man um das ganze Beet den alten Mist wegstechen und solches wieder mit frischen warmen Miste anheitzen, wodurch die Wurzeln der Stöcke verbrannt und der weitern Nahrung beraubet, die Reife der Frucht aber befördert wird. Doch fehlet dergleichen Früchten etwas an ihrer Vollkommenheit und die kleinen, an diesem Stocke ansetzenden, gehen ganz verlohren.

Um gute Melonen zu erziehen, soll man vorzüglich wegen der Kerne besorgt seyn. Viele glauben, die Güte der Melonen nehme stufenweise ab, wenn sie immerfort aus solchen Saamen erzogen wür-

den,

den, welche man in seinem Garten selbst erbauet hat, und verlangen daher zuweilen fremden Saamen anzuschaffen. Es hat dieses auch einigen Grund. Die Ausartung aber des selbst erzeugten Saamens ist, wie schon angemerket worden, leicht möglich. Denn will man eine Art Melonen unverändert erhalten, so muß keine andere, auch nicht einmal Gurken und Kürbisse, nahe dabey geduldet werden, indem durch die Zulassung des fremden Befruchtungsstaubes die Frucht und deren Saame sich verändert und ausartet. Wer demnach nur eine Sorte in seinem Garten unterhält, wird nicht nöthig haben um fremden Saamen besorgt zu seyn. Es ist auch schwer von andern guten Saamen zu erhalten. Viele sind in der Einsammlung nachläßig, und es ist etwas seltenes, aus Italien, England, Aleppo und andern türkischen Gegenden dergleichen zu erhalten, und daraus gute Früchte zu erziehen. Man soll die Saamen von den besten Früchten sammlen und man kann von den nämlichen Kernen etliche Jahre hinter einander säen. Man hebt daher, wenn man Melonen speiset, von den frühesten und wohlschmeckendsten die Kerne auf, oder läßt eine Frucht, von deren Güte man überzeuget ist, an dem Stängel überreif werden, und nimmt erst, wenn sie verfaulen will, die Kerne heraus. Da auch die Kerne in einer Frucht nicht alle von einerley Güte sind, soll man solche in ein langes Glas thun, Wasser darauf gießen, dieses gelinde umrühren und die schwimmenden mit einem Löffel herausnehmen und nur die auf den Boden liegenden, als die vollkommensten, zum Gebrauche verwahren. Die frischen Kerne sind von einem Schleime umwickelt, dieser soll, nach einiger Vorgeben, etwas zur künftigen Süßigkeit der Frucht beytragen, daher man die Kerne im Wasser nicht allzustark schütteln, und zu lange darinnen auch behalten soll, damit dieser Schleim nicht abgewaschen werde. Man pfleget auch den markichten Theil mit den Kernen herauszuschaben und diese darinnen zween oder drey Tage liegen zu lassen, ehe man jenes auswäscht. Die Kerne legt man nachher auf Papier, läßt solche gut abtrocknen, und verwahret sie am besten in leinenen Beuteln, welche man unter der Decke einer trockenen Kammer aufhängt. Frische Kerne soll man zur Aussaat nicht gebrauchen, sie enthalten noch zu viel wäßerichtes und flüchtiges, und man behauptet, daß die daraus erzogenen Pflanzen zu stark in Ranken und Laub treiben, und nicht leicht Früchte ansetzen. Sollte man dergleichen zu gebrauchen genöthiget werden, so soll man

man solche den Winter über in einer eingeheitzten Stube aufbehalten. Miller meynet, man könne die Kerner schon im dritten Jahre gebrauchen, Herr von Münchhausen aber behauptet, wie es sicherer sey, sie fünf bis sechs Jahre alt werden zu lassen. Sie behalten ihre keimende Kraft bis in das zwölfte Jahr, endlich aber werden die daraus erzogenen Pflanzen zu schwach, und Herr Dyck will nicht ältere als von sechs bis sieben Jahren gebrauchen. Es ist sonderbar, daß die Saamen, welche von Früchten genommen werden, so bey Eis gelegen, zur Fortpflanzung nichts taugen. Die Saamen vor der Aussaat in süßen Wein oder Milch einzuweichen, ist vielleicht mehr schädlich als nützlich.

Wie nun die Aussaat geschehen, und ferner die Wartung der Melonen anzustellen, müssen wir noch beschreiben, indem hierbey genaue Vor- und Aufsicht erfordert wird. Vor der Mitte des Märzes kann man in hiesigen kältern Gegenden nicht füglich Kerne stecken, indem die jungen Pflanzen aus Mangel der Luft ersticken und verderben. Hat man frühe Mistbeete mit Gurken angeleget, so kann man die ersten Kerne nebenher an der Seite desselben stecken; es thut diesen Gurken keinen Schaden, und ehe diese sich ausbreiten, werden die Melonenpflanzen weggenommen. Machet man zu den Melonen ein eigenes Beet, so ist es besser einige kleine, als ein großes anzulegen, damit jeder Sorte ein besonderes Beet könne eingeräumet werden. Man bringt die Kerne darauf, ehe die starke Hitze sich mindert, indem diese den Kernen nicht schadet, vielmehr solche eher zum Keimen bringt. Wenn das Beet die rechte Hitze hat, müssen die Kerne am sechsten Tage, auch bey guter Witterung schon am fünften auskeimen. Um einige Monathe reife Melonen zu haben, pfleget man die Kerne zu drey verschiedenen Zeiten zu stecken. Als die ersten in der Mitte, die andern mit Ende des Märzes und die letzten gegen die Mitte des Aprils. Die Kerne stecket man einzeln, so, daß zwischen jeden zween Zoll Platz bleibe. Man kann nachher die jungen Pflanzen um desto leichter ausheben. Man bringt solche nur flach unter die Erde. Die jungen Pflanzen verlangen bey Zeiten Luft, sonst werden sie von der Hitze verbrennen oder frech und weichlich aufschießen. Man wird daher nach Beschaffenheit der Witterung die Fenster öffnen, oder zuhalten, und sich wohl erinnern, wie der Zugang der Kälte eben sowohl Schaden bringe, als wenn die feuchteste Luft unter den Fenstern eingeschlossen bleibt, oder die Sonnenhitze allzu-

allzustark durch die Fenster auf selbige wirke. Wenn die Pflanzen etwan vierzehen Tage alt sind, werden solche gemeiniglich schon zum Verpflanzen stark genug seyn. Man bringt sie alsdenn auf ein neues Mistbeet, welches aber die stärkste Hitze bereits verloren haben muß, und setzet solche weitläuftiger und mit Vorsicht vier bis fünf Zoll tief in die Erde, damit die Wurzeln nicht beschädiget werden. Auf dem zweyten Beete bleiben die Pflanzen etwan drey Wochen stehen, hierauf macht man das dritte frische Mistbeet, und bringet darauf ohngefähr vier Zoll hoch Erde. Hier werden die Pflanzen noch weiter von einander gesetzet, und wenn der Stängel wächst, wird er mit frischer trockner Erde angehäufet, welches das Wachsthum sehr befördert. Wenn nach dieser zwoten Versetzung die Pflanze das dritte Blatt, oder das sogenannte rauhe Blatt zeiget, ist es Zeit, solche an den Ort zu verpflanzen, wo sie stehen bleiben soll. Man kann unter ein Fenster zwoe, auch wenn diese breit sind, drey bis vier Pflanzen bringen; die zarten kleinen Wurzeln breiten sich mehr aus, als man glaubet, und benehmen einander die Nahrung, daher man lieber die Stöcke weit von einander entfernen soll. Diese letzten Mistbeete sollen nur viertehalb, höchstens vier Zoll Erde haben, indem die Melonenwurzeln eben nicht viele, sondern gute Nahrung und beständige Wärme verlangen. In viele Erde wachsen sie zu frech, treiben viele Ranken und Laub, und lassen die zuerst hervorkommenden Früchte gemeiniglich fallen. Die viele Erde behält auch zuviel Nässe in sich, und der Mist wird dadurch zeitig erkalten. Herr Miller pfleget den Beeten nur zwey Zoll hoch Erde zu geben, und in der Mitte einen Berg von acht zehen Zoll hoch zu machen, und darauf die Pflanzen zu setzen, auch in der Folge die Erde anzuhäufen, daß sie anderthalb Schuh hoch über den Mist liege, welches aber Herr v. Münchhausen nicht billiget. Das öftere Verpflanzen wird vornehmlich deswegen veranstaltet, damit die Pflanzen, wenn sie der Wärme und Feuchtigkeit von drey neuen Mistbeeten genüßen, nicht so weichlich noch hochbeinicht aufwachsen, daß ihr Fuß bessere Wurzeln mache und stärker werde, und daß sie nicht so leicht verfaulen. Diejenigen, welchen es an Mist fehlet, oder nicht Platz zu vielen Kästen, oder wenig Fenster haben, können zu Anfange des Mayes die Kerne auf ein Mistbeet stecken, und die Pflanzen daselbst, ohne weiteres Versetzen, aufwachsen lassen. Man wird hierbey wohl spätere Früchte erhalten, doch können

können solche wohl gerathen. Die Melonenpflanzen vertragen nicht viel Wasser, erfordern aber mehr Luft, als die Gurken. Das Mistbeet wird nicht leicht dergestalt austrocknen, daß ein Begießen nöthig seyn sollte. Man soll das Begießen nicht eher vornehmen, bis die Blätter welk werden. Man soll auch das Wasser nicht an den Stängel bringen, sondern die junge Pflanze aus Vorsicht mit einem Topfe bedecken und das Beet mit der Gießkanne durch die Spritze über und über anfeuchten. Der warme Regen erquicket die Pflanzen ungemein, öfterer Regen aber ist auch den Früchten schädlich, und man soll bey anhaltender Nässe solche mit Blumentöpfen bedecken, zumal wenn die Pflanzen in freyer Erde stehen. Wie lange die Fenster auf dem Mistbeete beyzubehalten, wie lange und oft an dieses von außen neuer Mist zu legen, ob und wenn der Kasten vom Mistbeete in die Höhe zu heben, damit die Wurzeln und Ranken darunter wegkriechen können, und was etwa ferner zum gedeihlichen Wachsthum erforderlich seyn könnte, muß ein geschickter Gärtner nach eigner Einsicht anzuordnen und zu beobachten wissen. Will man die jungen Pflanzen mit gläsernen Glocken bedecken, so muß man auch hierbey solche zuweilen entweder auf einer Seite lüften, oder auf Ziegelsteine stellen, und dadurch die Glocken einige Zoll hoch von der Oberfläche des Beetes erhöhen, welches sonderlich nöthig ist, so bald die Pflanze mehr ausgewachsen, und die Ränder der Glocke berühret, damit die Ranken unter selbiger hervorlaufen können. Damit man aber auch, wenn man keine Glocken hat, die jungen Pflanzen gehörig gegen die Kälte schützen könne, hat man geölte Papierdecken erfunden, welche man über die Pflanzen ausspannet. Man klebet einige Bogen von starken, aber nicht zu dunkelfarbenen Papiere dicht an einander, daß man sie über die zu gebrauchenden Rähme ausbreiten könne. Diese befestiget man an dem Rande und bestreicht sie mit Leinöl, welches bald abtrocknet. Es muß auch aller Gestank vergangen seyn, ehe man die papiernen Rähme über die Pflanzen leget, weil sie außerdem dadurch Schaden leiden. Herr Reynold in des Robert Dossie Memoirs of agriculture Vol. 2. hat statt der Mistbeete, Lohbeete zur Melonenzucht empfohlen. Er machet aus verbrauchter Gerberlohe ein Beet vier Fuß tief, sechs Fuß weit und zwölf Fuß lang, und versieht solches mit Rahmen und Fenstern. Das Beet richtet er einen Monath vor der Aussaat zu, und wenn sich solches erhitzet, so gemeiniglich in zwanzig Tagen geschieht, wirft

er den Saamen in ein irdenes Gefäße, welches mit warmer Milch angefüllet ist, und setzet dieses sechs und dreyßig Stunden in das Lohbeet, um die Keimung zu befördern; alsdenn sollen vier Löcher in das Beet, in gleicher Entfernung von einander, etwa neun Zoll im Durchmesser, und fünf Zoll tief gemachet werden; zugleich soll man eine Metze Borke, die so fein als Sägespähne zerstoßen, zur Hand haben und damit diese Löcher drey Zoll hoch ausfüllen; hierauf werden die Saamen mit den Fingern gelinde in diese ausgefüllten Löcher gedrücket und zween Zoll hoch mit dem Lohpulver bedecket. Herr Reynold lobet diese seine Erfindung ungemein. Asche von Steinkohlen mit dem Miste, welchen man zum Beete gebrauchen will, zu vermischen, kann Herr Müller wohl anrathen, ist aber bey uns, aus Mangel dergleichen Kohlen nicht, wie in der Onomat. botanica geschehen, zur Nachahmung zu empfehlen. Wir können aber überhaupt nicht einsehen, wozu eigentlich diese nutzen, und ob nicht jede andere Asche den nämlichen Nutzen leisten solle, wenn anders wirklich davon einer zu erlangen. Wenn die Pflanzen im vollen Wachsthume stehen, soll man das Beschneiden nicht verabsäumen. Wenn man die unnützen Ranken wegnimmt, wird man die fruchttragenden stärken, und verursachen, daß die Früchte eher ansetzen, gewisser bleiben und vollkommener werden. Es geschieht dieses zum erstenmale, wenn die Pflanzen nach dem letzten Umsetzen stark genug bewurzelt sind, und, nach der Sprache der Gärtner, den zweeten Knoten angesetzet haben; man kneipet alsdenn mit dem Finger und dem Nagel des Daumens den Trieb über dem zweyten Blatte, und zugleich die beyden Saamenblätter ab. Das Abkneipen ist besser, als das Abschneiden, indem die Wunde eher verwächst; doch will Hr. Reichard das Schneiden dem Abbrechen vorziehen. Es scheint aber überhaupt dieser sonst getreue Lehrer bey der Melonenzucht nicht die beste Anweisung gegeben zu haben. Herr Grotian hat solche doch getreulich wiederholet. Sobald der abgekürzte Stängel Nebenzweige treibt, kneipet man auch diese über dem zweyten Auge ab, und wiederholet dieses bey allen neuen sich zeigenden Ranken, bis sich junge Früchte, oder die weiblichen Blüthen zeigen. Einige kneipen über dem ersten Auge, und lassen jedesmal nur ein Auge stehen, wodurch aber der Saft und dessen Bewegung leichter Schaden leidet. An dem Hauptstamme läßt man nur zween Ranken, alle übrigen, welche hervortreiben, werden weggeschnitten, weil es nur

Wasser-

Wasserreiser sind, und den guten Ranken die Nahrung benehmen. Sollte jedoch zwischen den beyden Hauptranken in der Mitte noch die dritte hervorbrechen, so läßt man solche stehen, indem diese, nach der Erfahrung, am ersten Frucht ansetzet. Wenn der Hauptstamm beschnitten wird, soll die Wunde der Sonne und Luft nicht ausgesetzet bleiben; steht demnach kein Blatt nahe an der Wunde, wodurch diese könnte bedecket werden, so soll man ein abgeschnittenes Blatt darüber legen, oder eine Ranke zurück biegen, damit deren Blätter den beschädigten Stamm beschützen. Wird eine Ranke oder Blatt schadhaft oder trocken, so soll man es gleich am Gesunden Theile abkneipen, indem sich das Uebel leicht durch die ganze Pflanze verbreitet. Die kleinen an den Ranken hervortreibenden Gabeln können auch weggenommen werden. Alle ungestaltete, platte und nicht runde Ranken soll man wegnehmen. Bey dem Beschneiden soll man besonders auf den Unterschied der Wasser- und Fruchtranken Achtung geben. Die Wasserranken erkennt man an ihrem frechen Wachsthume und an ihrer Dicke. An den Fruchtranken stehen die Augen näher bey einander. Je näher diese an dem Hauptstamme hervortreiben, desto größere und schmackhaftere Früchte kann man davon erwarten. Die abgeschnittenen Ranken kann man auf ein Mistbeet stecken, es werden selbige leicht Wurzeln schlagen und neue Ranken hervortreiben; doch möchte es mit solchen Pflanzen wegen der Früchte mißlich stehen. Bey dem Beschneiden leget man auch zugleich die Ranken fein ordentlich, damit solche das ganze Beet bedecken, und wenn diese mit der Zeit den Rand des Kastens berühren, bieget man sie zurück gegen den Stamm; wobey auch Behutsamkeit nöthig, damit Zweige und Blätter nicht beschädiget werden. Damit die Früchte, welche sich zeigen, erhalten und zur Vollkommenheit gebracht werden, müssen die männlichen Blüthen nicht fehlen. Gleich nach dem ersten Beschneiden pflegen sich schon dergleichen zu zeigen, und man kann solche so lange abbrechen, so lange sich noch keine Früchte oder weibliche Blüthen einfinden, damit sie nicht die besten Säfte aus der Pflanze vergebens wegnehmen; hingegen muß man jene unberührt liegen lassen, so bald diese zum Vorschein kommen. Fehlet es alsdenn an männlichen Blumen, so wird der Fruchtkeim nicht gedeihen, und jemehr alsdenn Männer zugegen, desto sicherer kann man gute Früchte hoffen. Wenn die ersten Fruchtblüthen sich zeigen, soll man die Ranken, woran sie sitzen, nicht

verkürzen, auch die Blätter nicht abschneiden. Die Blätter bereiten den Nahrungssaft für die Frucht, und jemehr Blätter um diese sitzen, je besser ist es, und kann der Saft aus den Ranken nicht in die Blätter gehen, so wird die Frucht erstücket und fällt leicht ab. Wenn aber die junge Frucht einige Größe, ohngefähr einer Wallnuß, erreichet, kann man die Ranken, ohne Gefahr, etwas verstutzen und die Nebenzweige wegnehmen. An jeder Ranke soll man nur eine Frucht sitzen lassen. Ja einige wollen an dem ganzen Stocke nur eine oder zwo Früchte dulden. Es kann aber ein gesunder Stock bey guter Witterung und genugsamer Nahrung fünf, sechs bis sieben zur Reife bringen. Man bricht daher die schlechten und unvollkommenen immerfort ab, und läßt die stärksten, und welche am besten gestellet sind, stehen. Junge Früchte soll man vor der Sonne schützen, und es ist gut, wenn solche von den Blättern bedecket werden. Wenn aber die Frucht zeitigen soll, muß sie von allen Seiten frey liegen, und alsdenn kann man die herumstehenden Blätter wegnehmen. Die Früchte, wenn sie mehr herangewachsen, auf Steine zu legen, ist weder nöthig, noch nützlich. Man will dadurch verhüten, daß die aus der Erde aufsteigenden Feuchtigkeiten nicht schädlich seyn möchten. Bey Mistbeeten, welche gut angeleget und warm sind, werden die aufsteigenden Dünste den Früchten mehr vortheilhaft, als schädlich seyn. Die Steine kälten, und die Früchte sind da, wo sie auf dem Steine gelegen, unvollkommener, blässer von Farbe und weniger schmackhaft, hingegen pflegen sie auf der Seite, wo sie auf der Erde gelegen, eher zu reifen und ein zärteres Fleisch zu haben. Am besten ist es, wenn man die Früchte von Zeit zu Zeit umwendet, doch so, daß der Stock nicht zu stark gedrehet werde. Wenn zur Zeit, als die Früchte reifen sollen, häufiger Regen einfällt, pflegen solche leicht aufzuberßten, und werden dadurch mehlicht, verlieren den guten Geschmack und faulen leicht. Sobald man das erste einigermaßen wahrnimmt, soll man den Stock ein paar Finger breit von der Frucht mit dem Nagel des Fingers etwas eindrücken, wodurch der starke Zufluß von Säften in die Frucht ein wenig gehemmet wird. Einige pflegen alsdenn die Spitze der Frucht gegen Norden zu kehren, weil das Aufspringen gemeiniglich an der Spitze geschieht, und diese nunmehr von der Sonne nicht mehr beschienen werden kann. Die Früchte, so man essen will, soll man, ehe die Sonne darauf scheint, abpflücken, oder solche zuvor an einen kühlen Or-

Ort legen, indem die gleichsam erwärmte Frucht viel von dem angenehmen Geschmacke verliert. Will man Melonen verschicken oder aufheben, so müssen sie, eben wenn sie reifen wollen, abgeschnitten, und der Stiel davon lang mit einigen Blättern gelassen werden.

In Italien und andern wärmern Ländern pfleget man die Melonenfrüchte unreif, wie die Gurken, mit Salz und Essig einzulegen. Bey uns werden nur die reifen roh gespeiset. Sie geben eine leichte Nahrung, dämpfen die Hitze des Bluts, können die schleimichten Säfte auflösen und die trockenen Fibern anfeuchten und schlapp machen. Der häufige Genuß aber kann leicht schädlich seyn, Blähungen, Colikschmerzen und Durchfall verursachen, auch zu Wechselfiebern Gelegenheit geben. Den übeln Folgen vorzubauen, pflegen die Franzosen nach den Melonen Rettig zu speisen, und die Deutschen diese Früchte mit Salz und Pfeffer zu essen, und dabey ein Glas Wein zu trinken. Zucker auf das Fleisch der Melonen gestreuet wird dessen Beschaffenheit nicht verbessern.

Die Melonenkerner gehören zu den vier größern kühlenden Saamen, so man in der Apotheke aufbewahret. Ihr ölichtes, und mit Wasser aufgelößtes, milchartiges Wesen wird in allen Fällen nützen, wo Mandeln, Kürbiskerne und dergleichen dienlich sind. An einigen Orten verfertiget man aus diesen Kernen einen Teig, um daraus auf Reisen oder in Krankheiten in der Geschwindigkeit eine kühlende Milch oder Orgeat zu machen. Mann nimmt von den vier kühlenden Saamen, als Gurken, Kürbissen, Angurien und Melonen, von jeden ein halb Pfund, wäscht und trocknet sie wieder ab, thut dazu zwölf Loth süße, und vier Loth bittere geschälte Mandeln, stößt alles wohl mit Wasser in einem steinernen Mörsel, setzet zwey Pfund auf Citronen abgeriebenen Zucker dazu, reibet alles wohl unter einander, und drücket die Masse in ein steinernes oder blechernes Gefäße feste ein. Wenn man davon Gebrauch machen will, nimmt man zu einem halben Nößel Wasser ohngefähr eines Eyes groß von diesem Teige, reibet dieses mit einander, seiget es durch, und setzet dazu einige Tropfen Orangenwasser. Die Bienen besuchen die Blumen häufig.

Nach diesen Melonen betrachten wir auch hier die

Wassermelone, welche auch Angurien, Citrullen genannt werden. Citrullus officin. Herr von Linné hat solche ehedem mit den Gurken, nachher aber, wie fast alle neuere Schriftsteller, mit dem Kürbisgeschlechte vereinigt, und

und ist demnach Cucurbita Citrullus Linn. Ehedem nannte man solche Anguria, und es führet auch ein anderes Geschlecht diesen Namen, daher man beyde mit einander nicht verwechseln soll. Unsere Angurie oder Wassermelone wächst in Apulien, Calabrien und Sicilien wild; es wird solche aber häufig in Italien, Spanien, Portugall, Ungarn, auch in beyden Indien, seltner in Deutschland gebauet. Das Wachsthum und ganze Ansehen kömmt mit den andern Melonen überein. Die dünne zäserichte Wurzel treibt viele schwache, auf der Erde hinlaufende Ranken, an welchen gestielte, große, rauhe, in viele ausgezackte Lappen geschnittene Blätter, und an dem Winkel Gäbelchen sitzen. Die gelblichte, männliche und weibliche Blüthe ist, wie bey den Kürbsen, beschaffen. Die Frucht leidet mancherley Veränderungen und man findet verschiedene Spielarten. Gemeiniglich ist solche von der Größe eines mäßigen Kürbses, rundlich, hart, glatt, schwarzgrün und mit blaßgrünen oder weißlichten Flecken besprenget. Das Fleisch ist feste, gleichsam gefroren, röthlich, manchmal auch weißgelblicht, und von einem wässerichten Geschmacke. In dem mittlern schwammichten Marke liegen breite, platte, schwarze Saamen.

Es werden diese Früchte bey uns weniger als die Melonen geachtet, indem ihnen das Angenehme im Geruche und Geschmacke fehlet, welches diese besitzen. Das Fleisch kühlet ungemein stark, und ist daher denjenigen, welche in warmen Ländern wohnen, und überdieß hitzige Getränke genießen müssen, höchst zuträglich. Wollte man aber bey uns dergleichen häufig speisen, so möchte leicht Colik, Durchfall und Ruhr daraus entstehen. Um diese nachtheilige Wirkung desto sicherer zu verhüten, soll man Salz und Pfeffer dabey gebrauchen. In Frankreich und andern Ländern werden diese Früchte auch in der Küche durch Braten und Kochen verschiedentlich zugerichtet. Man pfleget auch daselbst das gekochte Fleisch davon mit Mehl zu vermischen und Brod daraus zu backen, welches schön gelb und schmackhaft, und denjenigen sehr gesund seyn soll, die einer Erfrischung benöthigt sind. Der Saame wird in den Apotheken unter die vier großen kühlenden Saamen gerechnet und mit den Melonenkernen gleiche Wirkung haben.

In unsern Gegenden werden die Wassermelonen selten gebauet, auch selten die nöthige Vollkommenheit erreichen, indem die Witterung schon zu kalt scheint. Wer aber dergleichen erziehen will, muß sie wie die Melonen warten, und

soll man die Ranken nicht beschneiden, und selbigen auch mehr Platz, sich auszubreiten, verstatten. Es darf daher unter ein Fenster nur eine Pflanze gesetzet werden, und wenn sie unter dem Rahmen keinen Platz mehr hat, muß man diesen heben und die Ranken unten weg laufen lassen, ihnen auch umher frische Erde geben. Einige Gärtner pflegen die Früchte, wenn sie bald ihre Größe erlangt haben, ganz in die Erde zu scharren, in der Meynung, daß sie davon noch größer werden sollen; es scheint aber schädlich, die Sonnenstrahlen ganz davon abzuhalten. Die Reife der Frucht erkennt man am besten durch den Klang. Man kann diese viel länger, als die Melonen, gut erhalten, wenn sie gleich schon abgenommen worden.

Melonenbaum.

S. Papayabaum.

Melonendistel.

Melonendistel oder Dornapfel ist Melocactus Tourn. Dieses Geschlecht, nebst der Fackeldistel, Indianischen Feige und Peresia hat Herr von Linné unter dem Namen Cactus vereiniget; wir haben aber alle besonders anführen wollen, ob wir gleich zugeben müssen, daß in der Blume und Frucht kein wesentlicher Unterschied zu finden, und diese angenommenen Geschlechter sich nur dem äußerlichen Ansehen nach von einander unterscheiden. Und wegen dieses nehmen wir zwo Arten von der Melonendistel an, nämlich

1) die höckerichte Melonendistel. Echinomelocactus minor. Cactus mammillaris L. wächst in Amerika, sonderlich in Curassao, auf den Felsen. Die Wurzel besteht aus zarten, graulichten Fasern. Wenn die Pflanze ihre Vollkommenheit erreichet, stellet selbige gemeiniglich eine Kugel vor, oder kömmt doch wenigstens der kugelförmigen Gestalt am nächsten, und wird nur bey mehrern Alter länglicht oder walzenförmig erscheinen. Sie sitzt platt auf der Erde auf. Die Größe ist nach dem Alter verschieden. Man findet dergleichen von zween oder drey Zoll, auch andere, welche einen halben Fuß groß sind; gemeiniglich steht die Pflanze aufgerichtet, die ältern liegen zuweilen mehr gestrecket. Die Pflanze besteht aus einem weichen, fleischichten Körper, welcher über und über mit kegelförmigen, stumpfen, von einander abgesonderten grünen Höckern, oder erhabenen Warzen besetzet ist. Auf der Spitze derselben sitzt ein kurzes, weißes, wollichtes Wesen und viele röthlichbraune, steife, spitzige Stacheln, welche der Länge nach verschieden, aber also gestellet sind, daß die mittlern und längern aufrechts

rechts stehen, die am Rande befindlichen kleinen aber auf- und unterwärts sich richten und sternförmig ausgebreitet sind. Da die Stacheln von einem Höcker bis zu dem andern reichen, erscheint die ganze Oberfläche stachlicht, und kann ohne Verletzung mit den Fingern nicht füglich berühret werden. Die ganze Pflanze enthält einen milchichten Saft. In diesem gleichsam einfachen Zustande verharret die Pflanze viele Jahre; endlich treibt solche Aeste, oder vielmehr junge, ähnliche Pflänzchen, die mit der Mutter vereinigt, Blumen und Früchte tragen. In dem untern schmalen Zwischenraume der Warzen, woselbst zu anderer Zeit die Blüthen ihren Sitz haben, erscheinen anfangs einige kleine Erhebungen, welche die Haut durchbohren, und da selbige an der Zahl immerfort sich vermehren, die anliegenden ältern Höcker auf die Seite drücken, und sich dadurch Platz machen, zwischen selbigen mehr und mehr hervorzuwachsen, und auf selbigen ihre Lagerstatt zu erhalten. Dergleichen junge Pflanzen treiben auch zuweilen nahe an der Wurzel hervor, und zwoe auch mehrere scheinen einen gemeinschaftlichen Ursprung zu haben. Niemals lößet sich eine junge Pflanze von der Mutter ab, sondern alle wachsen mit einander fort, bis die Mutter endlich vertrocknet und abstirbt, oder eine Menschenhand die Trennung unternimmt. Zwischen den Warzen, niemals aber, wie Herr Hermann falsch angegeben, aus der Spitze derselben, oder zwischen den Stacheln, treiben einzelne Blumen hervor. Nicht alle erscheinen zu einer Zeit, sondern viele Wochen hintereinander kommen an andern Oertern neue zum Vorscheine. Daß aus dem nämlichen Orte, wo dergleichen ehemals gestanden, zum zweytenmale eine Blüthe hervorbreche, haben wir niemals wahrgenommen. Da aber in dem Wachsthume der Pflanze immer neue Warzen erzeuget werden, ist immer genug Platz für die neuen Blüthen vorhanden. Ehe die Blüthe hervorbricht, erscheint ein zartes wollichtes Wesen, und nachher wird selbige mehr sichtbar. Der röhrenförmig bauchichte, weißgrünlichte Kelch ist gemeiniglich in sechs Einschnitte getheilet. Die vielen zarten Blumenblätter sind mit dem Kelche gleichsam in eine Röhre verwachsen, und endigen sich mit purpurfärbigen Spitzen. Die vielen kürzern Staubfäden sitzen auch an dem Kelche an, und der gleichlange Griffel trägt einen vielfachen Staubweg. Zur Blüthezeit kann man den Fruchtkeim nicht bemerken, und der Griffel dringt fast in das innerste der Pflanze, wenn aber die Blüthe zu vertro-

ne

nen anfängt, erscheint zwischen den Warzen unter dem Kelche ein weißlicht oder gelblichter platterhabener Körper, welcher sich langsam vergrößert, und in eine blutrothe, glänzende, umgekehrt kegelförmige, mit den vertrockneten Blumendecken und Griffel gekrönte Beere verwandelt, welche einigermaaßen über die Warzen herausraget, und unter einer sehr zarten Haut viel saftiges Wesen und ungemein kleine schwärzlichte Saamen enthält. Die Beere fällt von sich selbst nicht ab, vertrocknet vielmehr nach und nach, und zuletzt bleibt nur ein graulichtes, dünnes, häutichtes Behältniß übrig. Wenn man die Beere abbricht, kömmt das zuvor bemerkte wollichte Wesen wieder zum Vorschein, und hanget sowohl am Boden zwischen den Warzen, als an der Beere selbst an.

Die besondere Gestalt machet uns die Pflanze schätzbar. Die Amerikaner pflegen solche unter der Asche zu braten und zu essen. Die Vermehrung geschieht am füglichsten durch die Sprößlinge, oder vielmehr durch die an der Mutter aufsitzenden jungen Pflanzen, welche man behutsam abschneidet, und einige Tage in dem Gewächshause liegen läßt, damit der Schnitt vertrockne, und die Pflanze nicht so leicht faule, wenn sie in die Erde gesetzet wird. Man kann aber auch den Saamen nutzen, nur ist diese Vermehrung bey uns mühsam und langsam. Man muß wohl durchgesiebte und mit klarem Sande vermischte Erde wählen, damit kleine Scherbel anfüllen, mäßig anfeuchten, und oben darauf die Saamen ausstreuen, solche aber nicht mit Erde bedecken, und hierauf den Scherbel in ein Mist- oder Lohbeet eingraben. Um die Erde einigermaaßen feuchte zu erhalten, kann man ein wollenes Läppchen oder Mooß darauf legen, und solches zuweilen anfeuchten; man läßt dieses auch hernach liegen, wenn die kleinen haarichten Pflänzchen hervorkeimen, indem diese auf das sorgfältigste sowohl vor Näsſe, als Hitze zu bewahren sind. Daher soll man nicht leicht das Wasser daraufgießen, aber auch das gänzliche Austrocknen verhindern. Dergleichen aus Saamen erzeugtes Pflänzchen wächst sehr sparsam, wenigstens in unsern Gärten bey weiten nicht so hurtig, wie Herr Dyck angiebt, und es werden viele Jahre erfodert, ehe es einige Zoll Höhe erreichet. Eben so behutsam muß man auch die ältern Stöcke unterhalten. Sie müssen das ganze Jahr über in einem warmen Glashause, in kleinen Scherbeln und lockerer sandiger Erde unterhalten, und sparsam begossen werden. Es lassen sich solche auch im Mooß,

ohne Erde, unterhalten. Der Saame der Melonendistel keimet nur mit einem Blatte, oder treibet nur einen Körper aus, wodurch sich diese Pflanze von den nahverwandten unterscheidet, als welche mit zween Saamenlappen hervorkeimen sollen. Vielleicht aber ist das letzte Vorgeben nicht gegründet, indem die Fackeldistel und indianische Feige noch viel seltener bey uns aus Saamen erzogen werden, und daher das Auskeimen nicht gehörig beobachtet worden. Melonen- und Fackeldistel scheinen überhaupt am nächsten mit einander verwandt zu seyn, indem sogar Beyspiele vorhanden, daß jene in diese sich verwandelt habe. Breyn. und Böhmer haben dergleichen wahrgenommen, und letzterer hat davon in einer besondern Einladungsschrift gehandelt. Auch die andere Art zeiget der Gestalt nach einige Aehnlichkeit mit der Fackeldistel, wir nennen daher selbige:

2) eckichte Melonendistel, welche auch in Westindien der türkische Bund, oder die Pabstcrone genennet wird, Cactus melocactus L. Sie wächst gleichfalls in Amerika, sonderlich in Jamaika, hat eine rundlichte Gestalt, und ist füglich mit einer Melone zu vergleichen, zeiget aber statt der Warzen dicke schwielichte Furchen und viele Seiten oder Ecken, welche von dem untern breitern Boden an nach der Länge einen stumpfen Kegel vorstellen. Auf den Ecken sitzen die Stacheln, welche die ganze Oberfläche bedecken. Blüthe und Frucht ist, wie bey der ersten Art beschaffen. Es sitzet aber diese nicht zwischen den Ecken sondern oben gleichsam am Gipfel. Die Pflanze lieget oder berühret auch beständig die Erde, wird aber viel größer, als die vorige Art, indem solche manchmal neun Pfund wiegen soll. Die Anzahl der Ecken scheint verschieden zu seyn, gemeiniglich zählet man derselben vier zehen; Herr Miller unterscheidet die Stöcke, welche funfzehen Ecken haben, ingleichen diejenigen, worn an die Ecken gewunden, die Stacheln aber gerade oder gekrümmt sind, und nimmt daher mehrere Arten an, welche man aber mit Herr v. Linné billig nur als Spielarten ansehen kann. Die Wartung ist, wie bey der ersten Art zu veranstalten, doch ist diese noch zärter und verlanget noch mehr Sorgfalt.

Meloten. S. Klee.

Melotengras. S. Rüchgras.

Melte.

Melte oder Melde. Einige unter sich, auch dem Geschlechte nach, verschiedene Pflanzen füh-

ren diesen Namen, so wie hingegen einige, welche unter ein Geschlecht gehören, auch mit andern Namen beleget werden. Da wir nun in solchen Fällen schon mehrmals, und vielleicht nicht ohne Beyfall, nahe verwandte, oder ehedem vereinigte Geschlechter bey einander gelassen, und mit einerley, aber etwas veränderten Namen beleget haben, so wollen wir auch unter dem Namen Melte drey Geschlechter anführen, nämlich Atriplex, Chenopodium und Atraphaxis, und das erste Melte, das zweyte Zwittermelte, und das dritte Strauchmelte nennen. Das erste hat wohl keinen andern deutschen Namen. Gänsefuß, worunter einige gemeine Arten des zweyten vorkommen, ist vor andern ganz unschicklich, und überhaupt vermindern wir dergleichen Thiernamen gerne, wenn andere füglich dafür zu gebrauchen; Schmerbel, womit Planer das Chenopodium beleget, ist ganz ungewöhnlich. Das dritte nennen andere Staudrich; unser Name zeiget nicht allein von dem Ansehen der Pflanze, sondern auch auf die nahe Verwandschaft mit der Zwittermelte. Wie denn auch Atriplex nur wegen der mit weiblichen vermengten Zwitterblumen von dem Chenopodio unterschieden ist, und dieses mit dem Atriplex völlig, außer den mangelnden weiblichen Blumen, übereinkommt; mithin alle in weitläuftiger Betrachtung Melten sind.

Die Melte oder auch Milte und Molte, Atriplex, zeiget demnach Zwitter- und weibliche Blumen auf einer Pflanze. Beyde haben nur eine Blumendecke, welche man billig für den Kelch annimmt. Der Kelch bey den Zwitterblumen besteht aus fünf kleinen, eyförmigen, vertieften, und gleichsam besonders geränderten Blättchen, da man hingegen bey den weiblichen nur zwey eyförmig zugespitzte, platte, aber größere Kelchblättchen antrifft. Die erstern enthalten fünf, den Kelchblättchen gegenüber gestellte, und längere Staubfäden und beyde einen kugelförmigen Fruchtkeim mit kurzen gespaltenen Griffel, und auswärts gebogenen Staubwegen. Beyde Blüthen liefern einen rundlichten, plattgedrückten, nackenden Saamen, welcher von dem Kelche genau umschlossen ist. Herr von Haller hat auch männliche, den Zwitterblümchen ähnliche wahrgenommen, und bey den Zwitterblümchen zuweilen nur vier Kelchblättchen und vier Staubfäden gezählet. Die Blüthen stehen platt und dichte bey einander, und stellen kleine Köpfchen, und diese untereinander Aehren vor. Herr v. Linné hat zwölf Arten angeführet. Alle haben wegen der kleinen Blüthe

kein

kein sonderliches Ansehen, und nur eine ist im gemeinen Leben nützlich, daher wir nur einige anführen wollen.

1) Die hohe Gartenmelte mit dreyeckichten Blättern, Miltenkraut, Mölte, Atriplex hortensis L. Soll ursprünglich aus der Tartarey abstammen. Die jährige, fäserichte Wurzel treibt einen aufgerichteten, sechs bis acht Fuß hohen, ästlichten Stängel, welcher mit gestielten, weichen, glatten, gleichsam bestaubten, dreyeckichten, völlig ganzen, oder zuweilen etwas ausgeschweiften Blättern wechselsweise besetzet ist. An den Spitzen der Zweige stehen die kleinen Blümchen in Absätzen gleichsam ährenweise, mit untermischten, länglichten Blättchen. Alle diese Theile fallen entweder aus dem grünlichten ins weiß- und gelblichte, oder zeigen eine verschossene Purpurfarbe. Daher die Schriftsteller ehedem zwo Arten daraus gemachet, als die weiße und rothe Melte, Atriplex alba et rubra. Es sind aber wirklich nur Spielarten. Diese Pflanze hat man ehedem zu den Kohlkräutern gerechnet, und zur Speise angewendet. Sie kann auch billig mit dem Spinate in Vergleichung gestellet werden, wird aber jetzo wenig weder in der Küche, noch Apotheke geachtet. Die Aerzte halten solche für kühlend und erweichend, und wenn man die frischen Blätter, mit Fleischbrühe abgekochet, genüßet, kann dadurch der Leib geöffnet, die trockenen Gedärme angefeuchtet, und die Schärfe derselben gedämpfet werden. Man kann auch äußerlich erweichende Umschläge davon bereiten. Die frischen Saamen sollen Stuhlgang und Erbrechen erregen. Der Anbau dieser Melte geschicht ohne alle Kunst. Die von selbst ausgefallenen, oder im Frühlinge ausgestreuten Saamen keimen leichtlich, und die Pflanzen darf man nur vom Unkraute reine halten, so werden solche freudig wachsen, und gegen den Herbst häufig reifen Saamen liefern. Das Versetzen wollen diese Pflanzen nicht vertragen, daher man solche stehen läßt, wenn sie ausgekeimet, und nur die überflüßigen ausziehet.

2) Die schmalblätterichte Melte mit höckerichten Saamenkelchen, wilde lang- und schmalblätterichte Miststelde. Atriplex patula L. wächst auf ungebauten Oertern und Miststellen, auch an den Gräben. Die Wurzel ist jährig. Der gefurchte Stängel treibt ausgebreitete Zweige. Die Blätter sind bläulicht angelaufen, lang, schmal, einigermaaßen dreyeckicht, und die obersten lanzetförmig und völlig ganz. Die Blüthährchen sind dünne und stehen aufgerichtet. Man

Man bemerket viele vierblätterichte männliche Blüthen. Der Fruchtkelch von den weiblichen ist auf dem gewölbten Rücken rauh anzufühlen, und gemeiniglich mit zehen kleinen Erhebungen besetzet. Sie ist wässericht, kühlend und blähend, wie die meisten Arten dieses Geschlechtes.

3) Die spießblätterichte Melte mit dreyeckichten rauhen Saamenkelchen, wilde Melte mit gezackten spießförmigen Blättern, Atriplex hastata L. hat mit der vorherstehenden Art gleichen Geburtsort, und überhaupt viel ähnliches. Der Stängel ist aufgerichtet, eckicht und in Zweige verbreitet. Alle Blätter sind dreyeckicht oder spießförmig, einwärts mit zween vorragenden Lappen verlängert, und gemeiniglich völlig ganz. Die Blumenährchen stehen aufwärts, und erscheinen dreyeckicht; die Saamenkelche sind dreyeckicht, und überall rauh anzufühlen.

4) Die strauchartige Melte mit dreyeckichten Blättern, Meerportulac, Atriplex Halimus L. wächst in Spanien, Portugall, auch Virginien nahe an der See. Der ganze Strauch ist silberfärbig und glänzend, auch immergrünend; der Stamm holzicht, in den Gärten einige Fuß hoch, und überall mit Aesten besetzet. Die Blätter sind kurzgestielet, klein, fast dreyeckicht, gemeiniglich völlig ganz, zuweilen etwas ausgeschweifet. Er blühet selten im Garten, läßt sich aber aus Zweigen vermehren; ist dauerhaft, muß aber doch im Winter in das Glashaus gesetzet, auch öfters versetzet werden. In Holland und England pfleget man die Blätter und jungen Zweige einzulegen, und statt Salat zu essen. Diesen Strauch zu lebendigen Hecken anzuwenden, wird wenigstens in Deutschland wohl niemanden in Sinn kommen.

5) Die strauchartige Melte mit eyförmigen Blättern, portulacartige Melte, Halimus. Portulaca marina, Atriplex portulacoides L. wächst an dem Ufer der See in nordlichen Gegenden; ist auch ein immergrünender, aber niedriger, weniger holzichter, und mit schwachen Zweigen besetzter, auch weniger weißlichter Strauch; mit schmälern, mehr eyförmigen, doch gegen den Stiel schmal zulaufenden, völlig ganzen Blättern. Bey den Zwitterblumen scheint der Fruchtkeim unvollkommen und der Griffel theilet sich nicht in besondere Wege, da hingegen in den weiblichen zwo auch drey lange, rückwärts geschlagene, röthlichte Staubwege zugegen. Man hält selbigen nur wegen der Verschiedenheit in botanischen Gärten, indem weder Schönheit noch Nutzbarkeit solchen empfehlen.

Die

Die Vermehrung geschieht aus Zweigen, und die Wartung kommt mit der vorherstehenden Art überein.

Das mit dieser Melte nahverwandte Geschlecht nennen wir Zwittermelte und ist Chenopodium, Gänsefuß, Schmerbel von einigen genannt. Andere Namen sind nur denen Arten eigen. Von den Geschlechtskennzeichen dürfen wir nichts erwähnen; Blüthe und Saamen kommt mit der Melte überein, nur mangeln die weiblichen Blüthen, indem alles Zwitterblumen sind. Auch die Blüthen sind bey allen Arten klein, unansehnlich, grünlicht, und gemeiniglich viele mit einander in ein Köpfchen vereiniget, und diese ährenweise gestellet. Herr v. Linné führet achtzehen Arten an, von welchen verschiedene bey uns wild wachsen, auch einige in den Gärten unterhalten werden. Zwo Arten, welche zu diesem Geschlechte gehören, sind bereits unter dem Namen Botryskraut beschrieben worden; wir bemerken demnach allhier:

1) die pfeilblätterichte Zwittermelte, guter Heinrich, stolzer Heinrich, Schmirgel, schmierichter Mangold, Allgut, Langwurz, Backenschar, Lämmerohren, Bonus Henricus, Lapathum vnctuosum, Chenopodium bonus Henricus Linn. wächst überall in ungebauten Oertern, und blühet im May und Juni. Die dicke, fäserichte, gelblichte, ausdaurende Wurzel treibt aufgerichtete, einen bis zween Fuß hohe, gestreifte, rauche Stängel, woran die Blätter einander gegenüber auf langen, unterwärts ausgebreiteten Stielen sitzen. Diese sind weich, saftig, auf der obern Fläche klebricht, auf der untern bestäubet, dreyeckicht, oder wegen der hinten vorragenden Lappen pfeilförmig, und am Rande völlig ganz, zuweilen aber mit einigen Falten ausgebogen. Am Ende des Stängels und in dem Blätterwinkel stehen die nackenden Blüthähren, welche aus kleinern, wechselsweise gestellten Aehrchen, und diese aus platt aufsitzenden Knöpfchen zusammengesetzet sind. Die Pflanze kommt in Ansehung der Bestandtheile mit der Gartenmelte und Spinat überein. Die jungen Keime und Blätter, wenn sie noch zart sind, werden in einigen Oertern mit Fleischbrühe gekochet und gespeiset; man will aber wenig Nahrung davon erhalten. Denjenigen kann jedoch dergleichen Speise nützlich seyn, welche trockne Gedärme und Verstopfung des Leibes haben. Die Pflanze besitzt überhaupt eine erweichende Kraft, und es werden daraus Umschläge gemachet, und diese zu Erweichung der Eyterbeulen, auch zu Linderung der Schmer-

Schmerzen bey der Gicht, dem Seitenstechfieber und dergleichen Krankheiten empfohlen. Frische Blätter mit Milchrahm oder Buttermilch zerstoßen, geben eine Salbe, welche bey der schmerzhaften güldenen Ader nützlich zu gebrauchen ist. Durch die frischen Blätter, wenn man sie auf die geschwollenen Füße leget, sollen die Feuchtigkeiten ausgezogen werden. In Upland wird die Wurzel den lungensüchtigen Schaafen gegeben.

2) Spitzig ausgezackte rothe Zwittermelte, wilde Melte, Gänsefuß, Pes anserinus, Chenopodium rubrum L. Dieses Sommergewächse wächst gleichfalls an ungebauten Oertern, und ist ein gewöhnliches Unkraut in den Gärten. Es wird einige Fuß hoch, treibt viele Zweige, und wenn solches sich zum Untergange neiget, erhält es in allen Theilen eine röthlichte Farbe. Der Stängel ist fast jederzeit roth. Die gestielten Blätter sind herzförmig, oder mehr dreyeckicht, am Ende scharf zugespitzet, und am Rande ungleich, scharf, ausgezacket, glatt, glänzend, und überall grün, die jungen Blätter aber unterwärts bestäubet. Aus den Blätterwinkeln treiben viele Blüthähren, welche aber kürzer, als die Blätter sind. Der Kelch scheint röthlicht. Herr v. Linné bemerket noch, wie zwischen den Blüthknöpfchen schmale Blättchen ansitzen, und unterscheidet dadurch vornehmlich diese von der folgenden Art.

3) Spitzig ausgezackte grüne Zwittermelte, Chenopodium murale L. Nach Herr von Linné sind die Blätter eyförmig, spitzig ausgezacket, und die Blüthähren in Zweige abgetheilet, und nackend, ohne dazwischen gesetzte Blätter. Herr v. Haller aber hält davor, wie diese mit der vorherstehenden Pflanze nur eine Art ausmache, und beym Tabernämontan, welchen Herr v. Linné angeführet, keine Abbildung mit eyförmig zugespitzten Blättern vorkomme.

4) Bestäubte Zwittermelte mit verschiedenen Blättern, Scheißmelte, Atriplex folio candicante, Chenopodium album L. wächst auf den Aeckern, und in den Gärten. Die Wurzel ist jährig. Die Zweige des aufgerichteten Stängels verbreiten sich wenig. Die Blätter sind langgestielt, und auf der untern Fläche häufig mit Mehl bestreuet, der Gestalt nach verschieden; die untersten sind einem geschobenen Viereck ähnlich oder dreyeckicht, die obern länglicht und zuletzt lanzetförmig, jene mehr oder weniger eingekerbet, diese völlig ganz. Aus dem Blätterwinkel treiben aufrechtsstehende, zweigichte Blüthähren. Der Blüthkelch ist

auch

auch bestäubet; und wenn die Pflanze abzusterben anfängt, erscheint sie ganz weiß, zumal nach und nach die Blätter abfallen und die Fruchtähren allein übrigbleiben. Arme Leute sammlen im Frühlinge die Blätter, und essen solche statt eines andern Zugemüses. Mit dieser Art ist nahe verwandt:

5) Die bestäubte Zwittermelte mit roth gestreiften Stängeln, Chenopodium opuli folio, Chenopodium viride Linn. hat mit der vorherstehenden Art gleichen Geburtsort und fast gleiches Ansehen. Die Herren von Linné und von Haller unterscheiden zwar beyde, zweifeln aber selbst, ob es wirklich zwo Arten sind. Der aufgerichtete, zweigichte Stängel ist grün, an den Ecken aber purpurfärbig. Die Blätter sind eben so der Gestalt nach verschieden, wie bey der vorigen Art, die untern einem geschobenen Viereck ähnlich und fast ganz, die folgenden mit kurzen Spitzen mehr oder weniger ausgezacket und die obersten lanzetförmig und völlig ganz, oder nur mit einem Zäckchen besetzet, alle aber oberwärts grün, unterwärts bestaubt. Die Blüthähren sind zweigicht, dünne, lang, nackend. Der Kelch soll fünf spitzige Ecken zeigen.

6) Stinkende Zwittermelte mit vielzackichten Blättern, Chenopodium stramonii fol. Chenopodium hybridum Linn. hat ihren Geburtsort mit der vierten Art gemein, ist auch jährig, und machet große, breite Stöcke. Die Blätter sind dunkelgrün, nicht bestäubt, ey- oder herzförmig, und in sieben auch neun große, spitzige Zacken abgetheilet. Die Blüthen stehen in langen, zweigichten, nackenden Trauben, welche sowohl an dem Blätterwinkel als den Enden der Zweige sitzen. Die Kelchblättchen sind weißlicht, ihr Rand aber grünlicht. Wenn der Same reif ist, erscheinen die Knäuelchen purpurfärbig. Der Geruch der Pflanze kömmt mit dem Stechapfel überein; daher sich leicht vermuthen läßt, daß die Pflanze unter den schädlichen zu rechnen. Herr Gmelin, in der Geschichte der Pflanzengifte, führet aus Herrn Rüstes Disput. de Balsamo vulnerario ein Exempel von der schädlichen Genusse dieser Blätter von einem Sprachmeister an, und Trajus hat schon angemerket, daß der Genuß derselben den Schweinen tödtlich sey; daher auch die Art von einigen Säutod, oder wegen der Blätter Neunspitzen genannt worden. Beyde Namen erhält zuweilen auch die dritte Art.

7) Gestreckte, graue Zwittermelte, Atriplex angustifolia laciniata, Chenopodium glaucum Linn. Wächst vorzüglich

auf den Miststätten häufig. Die jährige Wurzel treibt gestreckte, zweigichte Stängel, ohngefähr einen Fuß lang. Die gestielten Blätter sind unterwärts grau angelaufen, oder weißlicht überzogen, länglicht eyförmig und am Rande ausgeschweift. Die Blüthähren sind einfach, ohne Zweige, nackend, kürzer als die Blätter, und bestehen aus weit von einander gestellten Knöpfchen.

8) Gestreckte Zwittermelte mit ganzen eyförmigen Blättern, Stauderich, Blitum polyspermum, Chenopodium polyspermum Linn. ist auf den Feldern und Aeckern ein gemeines Unkraut und besaamet sich jährlich durch die häufig ausfallenden Saamen. Der Stängel ist, wo nicht immer, doch mehrentheils gestrecket, nach Herr v. Hallern aber steht selbiger aufgerichtet. Die gestielten Blätter sind etwas rauchlicht, eyförmig, völlig ganz. Aus dem Winkel treiben nackende, aufrechtsstehende, gemeiniglich zweyspaltige Blüthähren. Die Blüthen sind grün, und zeigen meistentheils nur vier Kelchblättchen. Die Fische sollen diese Pflanze gerne genießen; daher sie von einigen in die Teiche geleget wird.

9) Stinkende gestreckte Zwittermelte, Hundsmelte, stinkende Melte, stinkende Hure, Wühlkraut, Bublkraut, Schaam-

kraut, Bockskraut, Mauzenkraut, Chenopodium vulvaria L. wächst an ungebauten Oertern wild. Die jährige, fäserichte Wurzel treibt gestreckte, lange, und mit vielen, gleichfalls gestreckten Zweigen, besetzte Stängel. Die Blätter sind einigermaßen viereckicht geschoben, oder mehr eyförmig, meistentheils völlig ganz, zuweilen mit wenigen Zähnen besetzet, und mit weißlichten Staube gepudert. Aus dem Winkel der obern entstehen kurze, aufrechtsstehende, mit platt ansitzenden Blüthknöpfchen besetzte Zweige. Der besonders stinkende Geruch machet diese Art leicht kenntlich, und dieser ist so durchdringend, daß die Finger, welche nur die Pflanze berühret, lange Zeit damit angestecket bleiben. Wegen dieses hat besonders Herr Fuller den Gebrauch bey der Mutterbeschwerung empfohlen, und es läßt sich leicht vermuthen, daß einigen Weibern dieser Gestank angenehm, und bey Nervenkrankheiten zuträglich seyn möge. Man empfiehlt besonders die daraus bereiteten Clystire; Tournefort lobet die mit Brandewein davon verfertigte Essenz in ähnlichen Krankheiten.

Außer diesen, bey uns wildwachsenden Arten bemerken wir noch:

10) die leinblätterichte Zwittermelte, Besenflachs, Studen-

tenkraut, Belvedere, Sommercypresse, Chenopodium lini folio, Chenop. scoparia L. wächst in Griechenland, Japan und China, und wird ohne Kunst in unsern Gärten jährlich aus Saamen erzogen. Der Stängel mit seinen Zweigen ist bräunlicht oder röthlicht, schießt drey bis fünf Fuß gerade in die Höhe, und erhält dadurch von selbst eine pyramidenförmige Gestalt. Die Blätter sind schmal, länglicht, spitzig, völlig ganz, jedoch am Rande mit einigen Haaren besetzet. Die kleinen, grünlichten Blüthknöpfchen sitzen häufig der Länge nach an den Zweigen, und dem Blätterwinkel. Der kleine, schwarze Saamen wird im Herbste reif. Man kann dieser Pflanze durch die Scheere allerley Gestalt geben, allein diese dauret nicht lange, wenn man nicht die forttreibenden Zweige immerfort abstutzet. Ueberhaupt können wir das prächtige Ansehen an dieser Pflanze nicht finden, und doch ist solche deswegen Belvedere genennet worden. Wir zweifeln auch, daß selbige besonders wirksame Bestandtheile besitze, obgleich verschiedene Schriftsteller und vornehmlich der Pater du Halde, nach einer chinesischen Handschrift solche deswegen angerühmet, aber auch selbst bekennet, daß man gewissen chinesischen Schriftstellern nicht trauen dürfe. Man kann hierüber Buchotz Briefe 2 Theil nachlesen. Die Chineser nennen die Pflanze Kiot, und verfertigen auch daraus Besen.

11) Die grannichte Zwittermelte, Chenopodium aristatum L. wächst in Virginien und Sibirien. Ist ein ganz niedriges, in viele Zweige abgetheiltes Sommergewächse, mit fleischichten, kleinen, länglichten, völlig ganzen, grünen, zuletzt aber röthlichten Blättern besetzet. Die ganz kleinen Blüthen erscheinen in ausgebreiteten, zarten, langen Sträußern, deren Zweige gemeiniglich zweyspaltig, und am Ende mit einer Granne oder schwachen Stachel besetzet sind. Dieses schöne Pflänzchen erziehen wir jährlich auf dem Mistbeete aus dem Saamen, welcher auch häufig ausfällt, und von selbst neue Stöckchen liefert. Es brauchet dabey keine Kunst, nur muß man solche an ihrem Orte unversetzet stehen lassen.

12) Die ausdaurende Wurmzwittermelte, Chenopodium anthelminticum L. wächst in Pensylvanien und Bonarien. Hat den steifen, aufrechtstehenden, gestreiften, haarichten, zuweilen röthlichten, und in Zweige ausbreiteten Stängeln sitzen viele länglichte, spitzige, spitzig ausgezackte Blätter. Die kurzen Blüthähren treiben aus den Winkeln der obern viel kleinern Blätter hervor, und sind nackend. Diese Pflanze

Pflanze verdienet Achtung. Es ist solche dem Geruche nach mit dem Botrysskraute verwandt, doch ist solcher bey unserer mehr unangenehm, und der Saamen wird in Pensylvanien als ein zuverläßiges Mittel den Kindern wider die Würmer eingegeben. Nach Herr Kalms Berichte, S. dessen Reisebeschreibung 2 Th. 312 S. wird der Saame in Brandtewein geleget, nach einer Stunde wieder herausgenommen, getrocknet, und den Kindern entweder in einem durch Syrup versüßten Biere, oder sonst in einem andern Getränke gegeben. Sollte wohl der, in den Apotheken gebräuchliche Wurmsaamen von dieser Pflanze abstammen?

Das dritte verwandte Geschlecht ist die

Strauchmelte oder Staudemich, Atraphaxis L. Bey diesem besteht die Blüthe aus zwey gefärbten, stehenbleibenden, lanzetförmigen Kelch- und zwey größern, rundlichten, ausgeschweiften, nicht abfallenden Blumenblättern, sechs Staubfäden und einem Griffel mit zween knöpfichten Staubwegen. Der geschlossene Kelch umgiebt einen nackenden, rundlicht platten Saamen. Es sind davon zwo Arten bekannt:

1) die stachlichte Strauchmelde, Atriplex orientalis, Atraphaxis spinosa L. wächst in Medien an den Flüssen. Der holzichte Stängel und dessen Aeste erreichen die Höhe von einer bis zwo Ellen, und sind mit kleinen, länglichten, völlig ganzen, glatten Blättern und Blüthen besetzet. Die Kelchblättchen sind klein, schmal, grünlichtweiß; die beyden Blumenblätter viel größer, ganz weiß oder blaßpurpurfärbig, und am Rande gefalten oder krauß. Die Aeste endigen sich mit einem geraden, grauen Stachel.

2) Die unbewehrte Strauchmelde, Atraphaxis inermis oder vndulata L. wächst in Afrika, häufig auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung. Dieser Strauch treibt zwar holzichte, aber schwache, eckichte, gestreifte Aeste, und wenn diese nicht angeheftet werden, kriechen solche auf der Erde hin. Die Blätter stehen wechselsweise, und umgeben mit einer ganzen oder gespaltenen Scheide die Aeste; sie sind gestielt, eyförmig, stumpf, und am Rande wellenförmig gefaltet, die untern klein, die obern größer, doch nicht über einen halben Nagel groß. Die Aeste endigen sich mit Blumenähren und zwischen den Blüthen sitzen ganz kleine, spitzige Deckblätter. Nach Herr Bergius Beschreibung besteht die Blume aus vier eyförmigen, vertieften Kelcheinschnitten, ohne Blumenblätter. Zuweilen hat derselbe auch am Kelche sechs Einschnitte

und acht Staubfäden wahrgenommen. Er hat diese Pflanze, mit dem Wegetritt, Polygonum, vereiniget, zumal auch die Blattansätze mit diesem übereinkommen.

Beyde Arten müssen im Scherbel, und den Winter über im Glashause unterhalten, und die Vermehrung durch Zweige veranstaltet werden, indem wir niemals reifen Saamen erhalten.

Memphit.

S. Camehuja.

Menais.

Diese daurende Pflanze hat Löfling in dem mittägigen Amerika entdecket. Der rundlichte Stängel ist etwas haaricht, die Blätter sind wechselsweise gestellet, rauh anzufühlen, eyförmig, und fast völlig ganz. Der Kelch besteht aus drey stehenbleibenden, kleinen, vertieften, spitzigen Blättern; das Blumenblatt gleichet einem Präsentirteller; die Röhre desselben ist länger, als der Kelch, und der Rand in fünf rundlichte Einschnitte getheilet. In der Röhre sitzen fünf kurze Staubfäden. Der Griffel trägt zween Staubwege. Die kugelförmige Beere enthält vier Saamen.

Menderle.

Mit diesem Namen hat Herr Planer das Linnäische Pflanzengeschlecht Eranthemum beleget, aber auch in dem Nomenclator angemerket, wie man solches nach der griechischen Ableitung Erdblume, oder auch Lenzblume nennen könnte. Der kleine, enge, röhrenförmige Kelch umgiebt ein trichterförmiges Blumenblatt, dessen dünne und sehr lange Röhre sich in vier oder fünf eyförmige Einschnitte verbreitet. Zween kurze Staubfäden stehen in der Röhre und die zween Staubbeutel ragen darüber heraus. Der Griffel trägt einen einfachen Staubweg. Die Frucht ist noch unbekannt. In der Murrayischen Ausgabe hat Herr v. Linné drey Arten bestimmet.

1) Menderle mit gestielten lanzetförmigen Blättern, Eranthemum Capense, wächst in Aethiopien. Die Pflanze gleicht der Flammenblume. Die Blätter stehen auf langen Stielen einander gegenüber, sind groß, lanzetförmig, doch an beyden Enden zugespitzet; die hohen Stängel endigen sich mit einer oder mehrern Blumenähren, und diese bestehen aus grünen, lanzetförmigen, übereinander liegenden Deckblättern, zwischen welchen die langen purpurfärbigen Blumen stehen.

2) Menderle mit dicht übereinander liegenden schmalen Blättern, Eranthemum paruifolium, wächst auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung. Der Stängel ist strauchartig, und die

Aeste

Aeste unterwärts von den abgefallenen Blättern rauh und knotricht; die kleinen, schmalen, platt aufsitzenden, eyförmig zugespitzten Blätter stehen dicht an, oder liegen vielmehr übereinander. Die Aeste endigen sich mit einer Blumenähre. Die Deckblätter sind eyförmig, vertiefet. Der Kelch ist fünfeckicht und mit fünf Einschnitten geendiget; die Röhre des Blumenblattes raget über die Deckblätter hervor, und von den Lappen sind drey einander ähnlich, der vierte aber breiter und gespalten.

3) Menderle mit schmalen, locker gestellten Blättern, Eranthemum angustifolium. Ehedem nannte Herr v. Linné diese Art Selago dubia. Wächst in Aethiopien. Der aufgerichtete, ästichte Stängel trägt kleine, schmale, linienartige Blätter, wie die zwote Art, selbige stehen aber von einander entfernet, und sind mehr auswärts gebreitet. Die Blumenähren sind lang. Diese Arten werden in hiesigen Gärten selten vorkommen.

Menderle, S. auch Päderote.

Mengel. S. Axyris.

Mengelwurz. S. Grindwurzel.

Menkar.

Ein Fixstern zwoter Größe im Sternbilde des Wallfisches. S. Wallfisch.

Mennige.

Minium, ist ein rother Bleykalch, welcher aus dem calcinirten Bley oder Bleyasche gemachet wird. Man calciniret nämlich das Bley und läßt es so lange im Feuer, bis es zu einem grauen Kalch oder Asche wird, und diese behandelt man mit einem stärkern Feuer, bis der Kalch eine gelbe Farbe erhält, da er denn Bleygelb heißt. Dieses Bleygelb wird einem noch längern Calcinir- und Reverberirfeuer ausgesetzet, so daß die Flamme über den Bleykalch wegstreichen kann; hierdurch erlanget derselbe eine rothe Farbe und heißt alsdenn Mennige. Merkwürdig ist, daß man nach der Calcination dem Gewichte nach mehr Mennige erhält, als man Bley darzu genommen hat; denn es geben gemeiniglich eilf Pfund Bley, zwölf Pfund Mennige. Eine gute Mennige muß trocken, klar und schön roth seyn. Die beste wird in Nürnberg gemachet.

Wenn man Mennige mit Essig kochet, so läßt sie sich auflößen, und man erhält alsdenn einen Bleyessig, aus welchem man, wie aus der mit Essig gemachten Auflösung der Silberglätte, durch das Abdampfen und Crystallisiren den sogenannten Bleyzucker

erhalten kann In einem mäßigen Schmelzfeuer wird die Mennige zu einem bräunlichtgelben Glase, welches so dünnflüßig ist, daß es durch die Tiegel durchgeht. Dieses Glas löset im Fluß fast alle Erden und Steinarten auf, und verwandelt sich mit ihnen in ein gelbes oder bräunlichtgelbes Glas. Mennige mit Sand oder calcinirten Kieselsteinen vermischet, machet den Grund von den Glasflüssen aus, und wird daher mit vielen Nutzen in der Glasmacherkunst, von den Töpfern zu Glasuren und andern Arbeiten, welche mit Schmelzen sich beschäftigen, gebrauchet. Die Maler gebrauchen die Mennige zur Farbe, und in den Apotheken wird sie zur Bereitung austrocknender Pflaster und Salben genommen. Innerlich ist sie ein langsamer Gift, und giebt zu unheilbaren Colicken, Nervenzufällen und Auszehrungen Gelegenheit.

Mennonitentute.

S. Tute.

Mensch.

Homo. Wenn ich mit Hrn Linnäus den Menschen am kürzesten beschreiben wollte: so wäre das nosce te ipsum freylich alles, was man von ihm sagen könnte. Indessen da die wenigsten damit zufrieden sind, und gern mehr von sich wissen wollen, zum Beweise, daß sie sich gar nicht kennen: so ist ihnen auch hierinn Linnäus zu statten gekommen, wenn er auf eine sinnreiche Weise den Menschen physiologisch, diätetisch, pathologisch, natürlich, politisch, moralisch und endlich theologisch betrachtet. Zu gleicher Zeit zeichnet er den Menschen charakteristisch nach der Naturgeschichte, und giebt auf die mancherley Merkmale Achtung, welche die unterschiedlichen Menschenarten auf dem Erdboden haben sollen. Freylich ist hierinn viel unvollkommenes, noch mehr unrichtiges, und sogar das meiste ungewiß: ob es jemals wirklich verschiedene Arten von Menschen giebt, oder ob nicht mit größerm Rechte, alles, was bisher hiervon gelehret worden, von den bloßen Mannichfaltigkeiten einer derselben Menschengattung gelten könne. Denn auch die Eintheilung in verständige und unverständige oder wilde Menschen giebt keine besondere Art an. Die letztern sind zuletzt zu allen Fähigkeiten gelanget, welche die gemeine Gattung von Leuten gewöhnlichermaßen an sich haben. Daß der wilde Mensch stäts auf vierfüßig, stumm und rauh sey, ist nicht überall so gefunden worden. Aber die übrigen Gattungen der Menschen auf dem Erdboden, wie sie Herr Linnäus schildert, sind nichts als Varietäten, die ihren Grund im Erdstriche, Luft, Nahrung

rung und Gewohnheiten haben. Solchergestalt bestimmet das Natursystem die Menschen nach den Welttheilen. Der Europäer ist weiß, wollüstig, fleischicht, mit gelblichen langen Haaren und blauen Augen, munter, scharfsinnig und erfinderisch, läßt sich nach Gebräuchen beherrschen. Der Asiater ist schwarzgelblich, melancholisch und steif, mit schwärzlichen Haaren und röthlichen Augen, ernsthaft, stolz und geizig, läßt sich nach Meynungen regieren. Der Afrikaner ist schwarz, phlegmatisch und weich, mit schwarzen krausen Haaren, einer Sammthaut, stumpfer Nase, dicken Lippen und großen Brüsten. Der Amerikaner rothgelb, cholerisch und langstreckig, mit schwarzen, langen, geraden und dicken Haaren, großen Nasenlöchern, schwarzröthlichem Gesichte, und ziemlich ohne Bart, hartnäckig, lustig und Freyheit liebend, richtet sich nach seiner Gewohnheit. Betrachtet man diese so genannte Arten nach den Welttheilen, so sieht man, daß im Grunde gar kein rechter Unterschied unter ihnen ist. Die Farbe, Bildung, Sitten und Geberden geben keine Abweichungen der Art. Es sind kaum Spielarten oder Varietäten. Auch das Monströse, welches Linnäus bey dem Menschen anführet, giebt nicht den Grund zu absonderlichen Spielarten. Wollte man nach solchen Charakteren verfahren, so fänden sich weit mehr und weit beständigere Mannichfaltigkeiten unter den vielen menschlichen Völkern. Man dürfte nur die Tartaren, Kalmücken, Chineser, verschiedene andere nordische, morgenländische, oder auch südliche Nationen nehmen, um dies zu beweisen. Aber so scharf man auch die Unterscheidungscharaktere bey dem Menschen immer nehmen will, so wird man zuletzt doch inne, daß es wirklich nur eine einzige Art des menschlichen Geschlechts giebt, und daß sich diese Art sehr deutlich von allen andern Thieren unterscheide. In Ansehung des Körpers wird man diesen Unterschied am aufrechten Gange, an den eigentlichen zwo Händen, an dem wehrlosen Körper, einige setzen noch hinzu, an der Gegenwart des Jungferhäutchens und der monathlichen Reinigung bey den Weibern, als welche diesem Geschlechte unter den übrigen Thieren fehlen sollen. Aber in Ansehung der Handlungen unterscheidet sich der Mensch von den Thieren, daß er eine Sprache hat und durch die Vernunft regieret wird; da sich gegentheils die Thiere bloß nach ihren Kunsttrieben einrichten. Gleichwie aber die jungen Thiere nach und nach von den ältern abarten: so hat auch der Mensch dieses mit ihnen gemein. Und daher

daher ist es kein unrechter Gedanke, daß vorzeiten das menschliche Geschlecht viele andere, bessere und dauerhaftere Beschaffenheit möge gehabt haben, die es in der Folge der Jahrhunderte nach und nach, wo nicht wesentlich, doch in den Stufen der Vollkommenheit verlieren mag. Das Clima, die Erziehung, Nahrungsmittel und Lebensart, die mancherley Vermischungen der Nationen mit einander tragen hierzu ein großes bey. Wenn nun der Mensch seiner thierischen Natur nach betrachtet wird: so sieht man leicht, daß er mit den übrigen Thieren vieles gemein, ja mit einigen noch überdies eine große Aehnlichkeit haben müsse. Die nächsten Thiere also, welche an den Menschen gränzen, sind die Affen, und unter diesen der Troglodit des Tulpius, den einige unterm Namen des Nachtmenschen vorgestellet haben; ferner Tysons Satyr, und der langarmige Affe. Allgemeine Betrachtungen über das Leben des Menschen anzustellen, so wären dies die vornehmsten; denn seine Structur und innerer Bau gehöret nicht hieher. Ein Kind, das völlig ausgetragen, ist ordentlich ein und zwanzig Par. Zoll lang, und wiegt etwa zwölf bis vierzehn Pfund. Erst nach vierzig Tagen fängt es an gewisse Empfindungen zu haben. Die ganze Bildung des neuen Kindes, besonders das Gesicht ist schlecht gezeichnet und drücket noch wenig aus. Erst in drey oder vier Monathen fängt es an sich etwas zu entwickeln. Mit sieben bis acht Monathen fangen die Vorder- oder Schneidezähne an hervor zu stechen; die übrigen kommen erst mit einem und zween Jahren zum Vorscheine und die hintern Backenzähne noch viel später. Mit zwölf bis funfzehn Monathen fängt ein Kind gewöhnlicherweise an zu lallen, redet unförmlich und wenig articulirt. Gegen das dritte Jahr wird sein wankendes Leben mehr dauerhaft, und erst mit sieben bis acht Jahren hat es die ersten Gefahren des menschlichen Lebens überstanden. Mit vierzehn und funfzehn Jahren ist der Mensch so weit ausgewachsen, daß er zum Erzeugen von seines gleichen fähig wird. Und vor dem dreyßigsten Jahre hat er im Wachsthume den Punct seiner Vollkommenheit erreichet. Mit vierzig Jahren, und noch wohl ein paar Jahr eher, verringern sich schon wieder die Kräfte und die Bewegungen sind nicht mehr so lebhaft. Selten daß man diesen Anfang zur Abnahme der Kräfte, bey einer mäßiger Lebensart, nach funfzig Jahren hinaussetzen kann. Gleichwie dieses männliche Alter den Körper in seiner größten Vollkommenheit zeiget, so ist es auch für die Seele dasjenige, worinn sie

sie ihre größte Stärke zeiget und die herrlichsten Wirkungen in allerley Arten von Künsten und Kenntnissen darinnen an den Tag leget. Das ordentliche Maaß eines menschlichen Körpers ist in diesen Jahren, da er völlig ausgewachsen ist, gemeiniglich zehnmal die Länge von seinem Gesichte. Und das Gesichte wird in drey Theile getheilet, davon ein Drittel auf die Länge der Nase geht, ein Drittel über derselben bis zur äußersten Stirne, und eines unter derselben bis zum Ende des Kinnes. Die ansehnlichste, gewöhnliche Größe des Menschen ist fünf Fuß, fünf bis neun Zoll; die mittlere fünf Fuß, einen bis vier Zoll, die geringe ist gemeiniglich unter fünf Fuß. Bey Weibspersonen zween bis drey Zoll weniger. Nach Erreichung des vollkommenen männlichen Alters, nimmt der menschliche Körper an Kräften wieder ab, und da fängt das Alter an; welches nach dem fünf und funfzigsten Jahre geschieht, und bis an sein Ende dauert. Dieses dehnet sich bey vielen auf achtzig, neunzig und mehrere Jahre hinaus. Hundertjährige Alter sind anjetzt große Seltenheiten. Da die Thiere überhaupt ziemlich siebenmal so lange leben, als sie Zeit zum männlichen Alter gebrauchen: so trifft dies auch beym Menschen ein, und er kann daher durch ordentliches Verhalten, siebenmal vierzehn Jahre, das ist ein Jahrhundert, hinan reichen. Und die sichersten Mittel hierzu zu gelangen sind Nüchternheit oder Mäßigkeit, Arbeit, ein einfaches und ruhiges, nicht an eine gar zu genaue Ordnung gewöhntes Leben, in freyer gesunder Luft, und wo möglich auf dem Lande. Man hat die Dauer des menschlichen Lebens nach richtigen Sätzen der Wahrscheinlichkeit berechnet, und diese wiederum aus der Sterblichkeit, das ist aus den Todesfällen großer Zahlen von Menschen, hergenommen. Die mehresten Menschen sterben in der Jugend, und darunter die allermehresten vor Ablaufe des ersten Lebensjahres. Ein Kind, so bald es gebohren, hat gleiche Wahrscheinlichkeit entweder im ersten, oder vor dem siebenten Lebensjahre, zu sterben. Folglich kann es gleich bey der Geburt wahrscheinlichermaßen wenigstens ein Alter von acht Jahren hoffen; nach dem ersten Jahre ein Alter von drey und dreyßig; nach dem zweyten eins auf acht und dreyßig, nach dem dritten eins von vierzig, u. s. w. welches alles die Mortalitätstabellen ausführlich darlegen. Auch ersieht man aus diesen, der wievielste Mann jährlich unter einer gewissen Anzahl Menschen, von gegebenem Alter stirbt, ingleichen wie viel jährlich unter den an ei-

nem Orte lebenden, sowohl auf dem Lande, als in den Städten, männlichen und weiblichen Geschlechts, sterben. Unter den Werkzeugen, wodurch der Mensch seine Seelenkräfte äußert, und sich von andern Thieren merklich unterscheidet, sind vornehmlich die Sinnen, die er, zusammengenommen, am vollkommensten besitzt, und sie am besten gebrauchen kan. Denn hier unterstützt ein Sinn den andern, und durch ihrer aller Beystand, gelanget der Mensch zu einem solchen hohen Grade der deutlichen Empfindung, worinn es ihm kein Thier gleich thut. Es ist wahr, daß die Einwirkung der Seele auf diese und andere Theile des Körpers, ihnen ganz eigene Grade der Vollkommenheit durch die öftere Uebung und Anstrengung zu Wege bringt. Aber es ist doch auch gewiß, daß die ganze Bauart aller dieser Theile so eingerichtet seyn muß, damit sie sich für die Einwirkung der Seele schicke; weil sonst kein Grund vorhanden wäre, warum nicht jeder anderer thierischer Körper auch eine vernünftige Seele haben könnte. Ein Satz, der aus den innersten Gründen der Zergliederungskunst sowohl, als der Seelenlehre, zur Ehre der menschlichen Natur, noch mehr sollte ins Licht gesetzet werden.

Menschenfresser.

Eine Gattung der Haayfische, nach Müllern, Squalus Carcharias, Linn. gen. 131. sp. 12. Cynocephalus, 1. des Kleins, ein Hundskopf; s. diesen Artikel Th. IV. S. 162. und Hayen Th. III. S. 708.

Menschenherz.

S. Venusherz.

Menschensteine.

Calculi humani, sind steinartige Verhärtungen, welche wider die Natur in verschiedenen Theilen des Menschen gefunden werden. Am meisten finden sich dieselben in der Urinblase, in den Nieren und in der Gallenblase und heißen daher auch Blasensteine, Nierensteine und Gallensteine. Diese Steine sind einander sehr ungleich. Die Blasensteine z. E. welche in verschiednen menschlichen Körpern gefunden worden, sind, wenn sie gegen einander gehalten werden, von einander sehr verschieden, und selten findet man ein paar Steine, so in zween verschiedenen Körpern gefunden worden, die einander ganz ähnlich sind. Auch in der chymischen Untersuchung findet man sie sehr verschieden; doch haben die Untersuchungen dieses gelehret, daß die meisten aus einem zähen Schleime erzeuget werden, welcher aber nach den verschiedenen Graden der Verhärtung und anderer beygemischten Substanzen verschiedentlich aus-

gefallen

gefallen. In den Lungen erzeugen sich bisweilen Steine, welche von eingeathmeten Steinstaube entstanden sind, welches die Körper derjenigen Personen beweisen, so im Leben in Stein gearbeitet haben. Die in dem Canal der Gedärme erzeugten Steine sind oft von verhärteten Excrementen entstanden, und sind von den Gallensteinen verschieden.

Mentzelie.

Auf dieses Pflanzengeschlecht können drey Beförderer der Kräuterlehre Anspruch machen. Philip und dessen Sohn Albert Mentzel haben die um Ingolstadt wachsenden Pflanzen 1618. beschrieben, und Christian Mentzel im Jahre 1650 die um Danzig wachsenden verzeichnet. Letzterer ist aber vorzüglich wegen des Indicis polyglotti Plantar. berühmt. Die Pflanze, welche Mentzelia aspera heißt, wächst in Veracrux, treibt aus der jährigen Wurzel schlanke, steife, glatte, ohngefähr drey Fuß hohe Stängel und dieser Zweige, welche gedrehet sind und sich unter einander verwickeln. Die Blätter sind kurz gestielet, wechselsweise gestellet, der Spitze einer Hellebarten ähnlich und mit kurzen, hackichten Stacheln besetzet. Die Blumen stehen einzeln an den Knoten der Stängel. Der Kelch besteht aus fünf abfallenden Blättchen; die fünf blaßgelben Blumenblätter sind etwas länger, eyförmig und ausgebreitet. Von den vielen Staubfäden werden die äußerlich gestellten oberwärts breiter. Der lange, walzenförmige Fruchtkeim sitzt unter dem Kelche, und der Griffel endiget sich mit einem stumpfen Staubwege. Das lange, walzenförmige Saamenbehältniß öffnet sich an der Spitze mit drey Klappen, ist einfächericht, enthält viele eckichte Saamen, und ist äußerlich mit Stacheln, wie die Blätter, besetzet. Die Vermehrung geschieht jährlich aus dem Saamen auf dem Mistbeete, und um desto gewisser reifen Saamen zu erhalten, pflanzet man einige Stöckchen in Töpfe und setzet diese in ein Lohbeet, oder bringt solche gegen den Herbst ins Glashaus. Wenn man die Pflanze berühret, gehen die Stacheln leicht loß.

Mercurialerde.

Terra mercurialis. Unter diesem Namen wird in der Chymie eine Grundsubstanz verstanden, welche, nach des berühmten Bechers Meynung, der am ersten derselben gedacht, und sie als eine Grundsubstanz zu erweisen gesuchet hat, zur Mischung vieler Körper, vornehmlich metallischer kommen soll. Von dieser Erde soll die leichtflüßige Beschaffenheit der Körper vorzüglich herkommen; auch soll dieselbe von dem Queckſilber

silber und dem Salzsauren den wichtigsten Bestandtheil und die Metalle zu Metallen machen. Es ist aber zweifelhaft, ob eine dergleichen Erde wirklich vorhanden. Vielleicht ist das, was von den Eigenschaften der Mercurialerde gesaget wird, der Mischung eines sehr feinen und mit der so genannten glasächtigen Erde genau und häufig verbundenen brennbaren Wesens zuzuschreiben.

Mercurificirung.

Mercurificatio, ist eine chymische Operation, durch welche, nach dem Begriffe der so genannten Alchymisten, die Metalle in eine schwere und glänzende flüßige Substanz, wie das gemeine Queckſilber ist, verwandelt, oder der vermeynte mercurialische Theil der Metalle von den andern Theilen geschieden und als ein flüßiges Queckſilber erhalten wird. Es giebt einige, welche von dieser Sache gänzlich überzeugt sind, und sich deshalben auf die Erfahrung berufen, und zur Ueberzeugung die Metalle und metallischen Substanzen, vorzüglich den Spießglaszinnober, mit Queckſilbersublimat zu behandeln anrathen, und versichern, daß man bey dergleichen Verfahren, wenn das Queckſilber reduciret werde, mehr Queckſilber erhalte, als in dem ätzenden Queckſilbersublimate befindlich gewesen. Es ist aber dergleichen Verfahren sehr zweifelhaft und hat man wohl zu untersuchen, ob die vermeinte Vermehrung des Queckſilbers wirklich von einem zu Queckſilber gewordenen Metalle herrühre oder nicht. Denn es ist zu bedenken, daß der Queckſilbersublimat wegen seiner flüchtigmachenden Kraft etwas von einem Metalle, wenn die Vermischung der Destillation oder Sublimation unterworfen wird, mit sich in die Höhe reißen, und alsdenn eine scheinbare Vermehrung des Queckſilbers machen könne, die aber bey einer genauen Untersuchung oft nichts anders als eine Art eines sehr flüßigen Amalgama gewesen, in welches das Metall seiner Natur nach unverändert, in sehr häufige, aber allezeit gleichartige Theile, getheilet worden.

Mercurius.

So heißt derjenige Planet, welcher der Sonne am nächsten, und nur in den Früh- und Abendstunden sichtbar ist, weil er sich niemals über acht und zwanzig Grad von der Sonne entfernet. Er hat ein sehr helles weißglänzendes Licht und ist der kleinste unter allen Planeten; denn sein Durchmesser beträgt etwa $\frac{1}{3}$ von dem Erddiameter; woraus erhellet, daß er sieben und zwanzigmal kleiner seyn muß, als unsere Erde, weil sich die Kugeln wie die Cubikzahlen

bitzahlen ihrer Durchmesser verhalten. Seine Bahn um die Sonne, welche die Ecliptik unter einem Winkel von 6 Grad, 29 Minuten und 20 Secunden durchschneidet, und, wie die Bahnen der übrigen Planeten, eyförmig ist, durchläuft er in 87 Tagen, 23 Stunden und 25 Minuten. Sein geringster Abstand von der Sonne beträgt 6754 und der größte 10274 halbe Erddiameter. Es ist sehr wahrscheinlich, daß er sich um seine Axe beweget, weil man diese Bewegung, welche auch zur Abwechselung von Tag und Nacht nöthig ist, bey den übrigen Planeten bemerket hat. Bey dem Mercur hat man sie deswegen noch nicht bestimmen können, weil sich, wegen seines sehr hellen Lichtes, keine Flecken auf seiner Oberfläche bemerken lassen. Wenn man ihn eine Zeitlang durch Ferngläser betrachtet, so nimmt man bey ihm eben die Veränderungen in Ansehung seines Lichtes wahr, die sich bey dem Monde zeigen; denn bisweilen ist er ganz, bisweilen aber nur zum Theil erleuchtet, und zwar so, daß die erleuchtete Seite der Sonne zugekehret ist. Wenn er in gerader Linie zwischen der Sonne und der Erde steht, wie z. E. den 2ten May im Jahre 1761, so erblickt man ihn auf der Sonnenscheibe als einen runden, schwarzen Flecken. Hieraus ist offenbar, daß der Merkur, seines hellen Glanzes ungeachtet, ein dunkler Körper ist und sein Licht bloß von der Sonne empfängt.

Mercurius, S. auch Queckſilber.

Mercuriuskraut.

S. Bingelkraut.

Mergel.

Marga. Dieser Name wird von vielen sehr unbestimmt gebraucht; wir halten aber dafür, daß dieses der beste Begriff ist, den Cronstedt Mineral. S. 31. von dem Mergel giebt; er saget nämlich: der Mergel sey eine mit Kalch vermischte Thonerde. Die Kennzeichen, so er von dem Mergel angiebt, sind folgende: 1) roh brauset er mit Sauren, aber 2) nicht, nachdem er gebrannt worden; 3) er schmelzt leicht zu Glase; 4) er ist zur Beförderung des Wachsthums der Pflanzen sehr geschickt; 5) er zieht, wenn er calciniret worden, das Wasser leicht an sich, und zerfällt allmählig. Der Mergel ist sehr verschieden; doch verdient diejenige Art, welche beynahe aus gleichen Theilen Thon und Kalcherde besteht, eigentlich den Namen Mergel; wenn aber in der Mischung eine dergleichen Erde der Thon oder der Kalch die Oberhand hat und noch dazu eine andere Erdart, z. E. Sand oder

Gyps

Gyps beygemischet ist, so scheint es nicht ohne Nutzen zu seyn, weñ man eine dergleichen Mergelart mit einem Beynamen bezeichnet, um sie von andern deutlich zu unterscheiden. Herr Andreä giebt in seiner Abhandlung über eine beträchtliche Anzahl Erdarten ꝛc. Hannover, 1769. 8. S. 204. u. f. einen richtigen und deutlichen Begriff von dem Mergel, und zeiget die vornehmsten Arten desselben unter folgenden Namen an; als: 1) Kalchmergel, welcher ohngefähr aus drey Theilen Kalch und einem Theile Thon besteht; 2) Thonmergel, bey welchem drey Theile Thon mit einem Theil Kalch vermischet sind. Wenn aber mit drey Theilen Mergel ein Theil Gyps vermischt ist, so heißt er denselben 3) Gypsmergel, oder 4) gypsichten Kalchmergel, oder 5) gypsichten Thonmergel. Ist ein Theil Sand mit drey Theilen Mergel u. s. f. vermischet, so nennt er solchen 6) sandichten Mergel, oder 7) sandichten Kalchmergel, oder 8) sandichten Thonmergel. Sind aber gleiche Theile Sand und Mergel mit einander vermischet, so heißt er dergleichen Mergel, zum Unterschiede des sandichten Mergels, 9) bloß Sandmergel. Sind über drey Theile Kalch mit Thon, oder über drey Theile Thon mit Kalch vermischet, so höret der Name Mergel auf und alsdenn heißt die Vermischung entweder thonichter Kalch, oder kalchichter Thon, oder wenn der Sand über drey Theile beträgt, und das übrige aus Kalch und Thon besteht, so wird die Vermischung kalchichtthonichter Sand genannt.

Aus der Beschreibung und Benennung dieser Mergelarten kann man sich in Betrachtung der Mischungen deutliche Begriffe machen, welche bey dem Gebrauche des Mergels in der Oekonomie von guten Nutzen seyn werden. Wenn z. E. ein Boden mit Mergel gedünget werden soll, so ist nöthig, daß man erst die Beschaffenheit des Bodens und auch die Art des Mergels untersuche, und wohl aufmerke, welche Art des Mergels zu wählen, weil ein eigentlich so genannter Mergel anders als ein Kalchmergel, und dieser anders als ein Thonmergel wirkt, dieser wiederum anders als eine andere Mergelart wirkt. In einen recht lehmichten und thonichten Boden, der nicht viel Sand hat, schickt sich ein Kalchmergel oder sandichter Kalchmergel am besten, so wie in einen sandichten Boden der eigentliche Mergel und Thonmergel der beste ist. Der eigentliche Mergel, welcher fast aus gleichen Theilen Kalch und Thon besteht, schicket sich fast zu jeden Boden, es wäre denn, daß der Boden, wie an verschiedenen Orten in Thüringen, bereits ein gu-

ll gutes und starkes oder so genanntes fettes Erdreich hätte, oder in einem andern Falle allzu lehmicht und thonicht wäre. Bey jenem würde die Düngung durch Mergel vergebens, und wohl noch dazu schädlich, bey letzterm aber nicht zureichend seyn, indem ein schwarzer fetter Boden keiner Verbesserung durch Mergel bedarf, und ein sehr lehmichter Boden durch Sandmergel oder sandichten Kalchmergel zu verbessern ist, weil ein dergleichen Boden zu hart ist, und die Feuchtigkeit allzu lange in sich hält, und daher erst aufgelockert werden muß, welches am besten durch eine sandichte Mergelart erhalten wird; so wie ein sandichter Boden durch eigentlichen Mergel oder Thonmergel eine mehrere Festigkeit, und folglich eine solche Verbesserung erhält, daß hernach die eigentliche Düngung durch Mist mit Nutzen vorgenommen werden kann.

Die eigentliche Wirkung der Mergelerden besteht darinne, daß der Boden erwärmet und aufgelockert wird, und zugleich eine Festigkeit erhält, welche Eigenschaften aber bey einer Art mehr, bey einer andern weniger zu finden sind. Je kalchichter die Mergelerden sind, jemehr ziehen sie die Säure und die Feuchtigkeit aus der Luft an sich, welches alsdenn dem Boden, wenn er lehmicht und thonicht ist, eine solche Verbesserung verschaffet, daß er wirklich fruchtbar wird, obwohl nicht zu läugnen, daß ein mit Mergel verbesserter Boden demohngeachtet die Düngung mit Mist verlanget, wiewohl solches mit weniger Menge, als vorher, bewerkstelliget werden kann.

Manche Mergelarten sind in Stein verhärtet, und heißen alsdenn Duckstein, Steinmergel, Marga indurata, Marga lapidifica. Wird ein versteinerter Mergel in zusammenhangenden Lagen gefunden, so daß er sich blättern oder in Blättchen theilen läßt, so heißt er Mergelschiefer.

Es gehören auch zu den Mergelarten einige Walkerden, diejenigen nämlich, welche mit den Säuren brausen; die es aber nicht thun gehören zu den Thonerden. Eben so ist es auch mit verschiedenen Arten Pfeifenerden beschaffen, davon einige zu den Mergel andere zu den Thonarten gehören. Eigentlich sollte man zu den Mergelarten keine andern, als diejenigen Erd- und Steinarten zählen, welche offenbar mit den Säuren brausen, und bey der Untersuchung zeigen, daß sie aus Thon- und Kalcherden bestehen; daher also auch ein Mergel, wenn er nicht zu Stein verhärtet ist, sich im Wasser aufweichen, und auf der Scheibe etwas drehen lassen muß.

Mergenrößlein.
S. Lychnis.

Mergente.
Merglein, ist die Halbente, Mergus, s. Halbente.

Mergenträger.
S. Knabenkraut.

Meriane.
Die berühmte Malerin, Maria Sibylla Merian, ist nicht sowohl wegen des herausgegebenen Blumenbuches, als vielmehr wegen der prächtig abgemalten Surinamischen Insecten, und dabey zugleich angebrachten raren Pflanzen berühmt, und hätte wohl dadurch ein Andenken im Pflanzenreiche verdienet. Die Meriane aber, welche Herr Trew bestimmet, hat Herr v. Linné mit der Antholyza vereiniget.

Meriane, S. auch Antholyza.

Merk. S. Eppich.

Merister. S. Birke.

Meros.
Meros wird von den Portugiesen der Jacob Eversonfisch, und Cugupu-guacu von den Brasilianern bey dem Marcgrav, genennet. s. unsere Artikel, Cugupu-guacu, Th. II. S. 261. und Jacob Everson, Th. IV. S. 204.

Merzbecher.
S. Narcisse.

Merzblume.
S. Hyacinthe, Narcisse und Schneeglöckchen.

Merzwurzel.
S. Benedictkraut.

Meserich.
S. Waldmeister.

Mespel. S. Mispel.

Mesquite
Unter diesem Namen wird ein amerikanischer Baum angeführt, welcher an Größe und Stärke der Eichen gleichet, aber kleiner bleibt und eine Hülsenfrucht trägt, worinnen drey bis vier dicke Saamen liegen, welche Huizathe genennet werden. Die getrocknete Frucht wird, statt der Galläpfel, zur Dinte gebrauchet; auch dann das Vieh, insonderheit die Ziegen gemästet, welche auch wegen dieser Nahrung höher und besser geachtet werden. Fehlet es den Indianern an Getraide, bereiten sie auch aus diesen Saamen Brod. Bessere Nachrichten haben wir nicht auffinden können, und sind daher ungewiß, ob dieser Baum vielleicht unter einem andern Namen bekannt seyn dürfte.

Messer, Federn
S. Meereichel.

Messerfisch.

Messerfisch, nach Müllern eine Gattung seiner Schildfische, Centriscus Scutatus, Linn. gen. 140. sp. 1. Amphisilen, Janusfisch des Kleins, Miss. IV. p. 28. s. unsern Artikel, Amphisilen.

Messerheft.

Einige Arten von den Scheiden, sonderlich das Rinnendoublet, kommen unter obigem Namen vor; Herr Müller aber versteht darunter diejenige Scheide, welche Herr v. Linné Solen siliqua heißt. Holländisch Messehechr, Italienisch Languetti. Beyde Schalen sind bläulicht, mit weissen Strichen in der Quere, und gelben in der Länge, gerade, und durchaus von gleicher Breite; die eine hat am Schlosse zwey Zähnchen. Das Thier zieht sich stark zusammen, und hat ein rundes, fäserichtes Füßchen zum Fortkriechen; am vordern Ende sieht man zwo köcherartige Oeffnungen, wodurch es das Wasser einsauget. Es bohret sich zween Schuh tief in den Sand hinein, und läßt eine Oeffnung hinter sich. Ob es gleich im Salzwasser, nämlich dem europäischen Meere lebet, kann es doch kein Salz vertragen. Wenn man dergleichen in die Oeffnung streuet, wird es dadurch herausgelocket.

Messerrücken.

Messerrücken, nach Müllern eine Gattung seiner Stutzköpfe, Coryphaena Nouacula, Linn. gen. 158. sp. 4. s. unsere kurz vorherstehende Artikel, Meerscheersack und Meerzüngle.

Messerschmidie.

Daniel Gottlieb Messerschmidt war ein Reisegefährte des Herrn Gmelins nach Sibirien, und wird von diesem als ein Beförderer der Kräuterwissenschaft gelobet; es hat derselbe auch die Pflanze zuerst entdecket und die Beschreibung davon Herr Ammannen mitgetheilet. Dieser hat solche nach dem Geburtsorte Argusiam, nachher aber Herr von Linné Messerschmidiam argusiam genannt. In den ältern Schriften des Ritters heißt solche Tournefortia sibirica. Die dauernde, dicke, schwärzliche Wurzel treibt viele, selten über einen Fuß hohe, aufgerichtete und in Zweige verbreitete Stängel, welche mit länglicht spitzigen, ganz grünen, rauhen Blättern dicht besetzet sind. Die Blumen stehen am Blätterwinkel, auch an den Spitzen der Zweige vier und mehrere traubenweise bey einander. Der Kelch ist fünffach eingeschnitten; das Blumenblatt röhrenförmig; fünf Staubfäden umgeben den einfachen Griffel. Die

Frucht scheint eine trockene Beere zu seyn, welche sich der Länge nach in zwo halbe Kugeln spaltet; in jeder liegt unter einem schwammichten Wesen ein harter Kern.

Messing.

Aurichalcum, Aurum sophisticum, ist ein durch die Kunst bereitetes gelbes Metall, welches aus Kupfer und Zink oder Gallmey, so eine zinkische Erde ist, gemachet wird. Man nimmt Kupferbleche, klein gepochten Gallmey und Kohlengestübe, so man anfeuchtet und schichtweise im Schmelztiegel einsetzet, anfangs ein gelindes Cementirfeuer giebt, und solches nach und nach verstärket, bis nach acht und vierzig Stunden alles im Flusse steht. Alsdenn wird der Messing in Tafeln oder Kuchen ausgegossen, welche letztere entweder von dem Gelbgießer oder Glocken- und Stückgießer gebrauchet, oder auf dem Messinghammer durch große Hämmer zu Tafeln und Blechen, oder in verschiedene Formen geschmiedet und von vielen andern Arbeitern weiter verarbeitet werden. Ein guter Messing muß geschmeidig, weich und kupferreich seyn, ins röthliche fallen und nicht mit Gallmey übersetzet seyn, als wovon er bleich und weißgelb wird, im Feuer eher verbrennt und nicht so dauerhaft ist. Das Kupfer muß ohne Bley und Eisen seyn; daher das schwedische und ungarische, als das beste zum Messingmachen genommen wird. Unter den Gallmeyen wird der Aachner für den besten gehalten, weil er am wenigsten eisenschüßig ist. Der aus Kupfer und Gallmey bereitete Messing ist unter dem Hammer geschmeidiger als derjenige, so aus Kupfer und Zink gemachet worden. Der schönste und beste Messing wird aus Tutia, so ein aus Zinkblumen und halbmetallischen Zinkkörnern bestehender Ofenbruch ist, und aus Kupfer gemachet und eigentlich Aurum sophisticum genannt. Der Messing wird an vielen Orten in Deutschland, als in Böhmen, Sachsen, Goßlar, Aachen und andern Orten gemachet.

Mesue.

Johann Mesue, aus Damask war einer von denjenigen Aerzten welche in den dunkeln Zeiten, im achten oder zwölften Jahrhunderte ist ungewiß, gelebet haben. Da jedoch derselbe von den einfachen Arzneymitteln ein Werk hinterlassen, und den alten Aerzten wo nicht allen, doch den mehresten dergleichen Andenken in der Pflanzenreiche gestiftet, so ist auch dieser nicht vergessen worden. Es ist nur eine Art bekannt, welche Herr von Linné Mesua ferrea genannt, und Rumph unter Nagallarium beschrieben und abgebildet

bildet. Es wächst dieser Baum in Indien, wird nicht über sechs Fuß hoch, breitet sich aber mit den Aesten weit aus. Die Blätter sind schmal, lang, spitzig, völlig ganz, unterwärts weißlicht, und sitzen auf kurzen Stielen ohne gewisse Ordnung. Der Kelch besteht aus vier kleinen, stehenbleibenden Blättchen, welche wechselsweise größer und kleiner sind. Die vier Blumenblätter sind viel größer, fast rundlich und vertieft, gleichsam fleischicht und weiß. Eine große Anzahl zarter Staubfäden umgeben den Griffel mit einem knöpfichten Staubwege. Die Blüthe hat einen starken gewürzhaften Geruch und diesen vergleicht Rumph mit der Muscatenblüthe. Nach dessen Beschreibung zerspringt die kugelförmige, zugespitzte, holzichte Frucht in zween auch mehrere Theile und enthält einen Kern, welcher sich in zween Saamen abtheilet. In Java und Batavia wird dieser Baum durch die Kunst erzogen und wegen der wohlriechenden schönen Blumen hochgeschätzet.

Metalle.

Metalla, sind und heißen diejenigen natürlichen Körper, welche unter allen natürlichen Dingen die größte Schwere haben, im Feuer fließen, an der Luft mit einer convexen Fläche erhärten und auf ihrer Fläche ein glänzendes Ansehen haben. Die Metalle sind vollkommen oder unvollkommen; vollkommene heißen, welche sich unter dem Hammer treiben und ausdehnen lassen. Zu diesen gehören Gold, Silber, Kupfer, Eisen, Bley und Zinn; von einigen wird auch das, seit einigen Jahren bekannt gewordene, und aus Amerika gebrachte Metall, so Platina genannt wird, zu den vollkommenen Metallen gerechnet; es ist aber noch immer zweifelhaft, ob es ein besonderes und von allen andern verschiedenes Metall sey. Wenn es aber ein besonderes Metall ist, so hat es die Kennzeichen eines vollkommenen Metalles an sich und muß also zu selbigen gezählet werden.

Unvollkommene Metalle heißen diejenigen, welche zwar die Eigenschaften, so die Metalle von andern natürlichen Dingen unterscheiden, an sich haben, aber von den vollkommenen darinnen unterschieden sind, daß sie sich unter dem Hammer nicht treiben und ausdehnen lassen und überhaupt der Zerstöhrung leichter unterworfen sind; sie werden deswegen Halbmetalle genannt. Man rechnet zu selbigen Zink, Wißmuth, Spießglas, Kobolt und Queckſilber; auch kann der Arsenik, wenn er sich in metallischer Gestalt befindet, dahin gezählet werden, und nach Cronstedts Meynung, Mineral. S. 229. wird als ein beson-

beres Halbmetall der Nickel betrachtet und zu dieser Classe gezählt.

Die vollkommenen Metalle theilet man wieder in edle und unedle. Jene sind, welche auf der Kapelle bestehen, und überhaupt im Feuer und Luft am dauerhaftesten und unveränderlichsten bleiben; und dieses sind allein Gold und Silber. Die unedlen Metalle aber, zu welchen Kupfer, Eisen, Bley und Zinn gehören, bestehen nicht auf der Kapelle, werden vom Feuer und Luft zerstöret und verwandeln sich im Feuer theils in Rauch, theils in Kalch oder Erden, theils in Schlacken oder glasartige Massen.

Die Metalle werden entweder gediegen oder vererzet aus der Erde gebracht. Ein vererztes Metall oder Erz ist eine Vermischung der Metalle mit andern mineralischen Körpern, wodurch sie ihres metallischen Glanzes, Klanges und Geschmeidigkeit beraubet worden. Unter den vererzenden Materien sind die vornehmsten Schwefel und Arsenik, bisweilen Erden und auch die Metalle unter einander selbst. Bisweilen ist ein Metall durch Schwefel und Arsenik zugleich, bisweilen aber nur durch eines dieser Körper vererzet und bisweilen finden sich auch zwey und mehrere Metalle, auch wohl unmetallische Erden in einer Vermischung mit einander verbunden. Der Schwefel wird fast bey allen dergleichen Vermischungen gefunden; [illegible] glaubet man gemeiniglich, [illegible] derselbe niemals mit Zinn, Wismuth und Kobolt verbunden [illegible] funden werde.

Die Metalle werden von andern mineralischen Körpern, welche vor der Erzeugung der Metalle schon in der Erde sich befinden, aufgenommen, und sind als Werkzeuge anzusehen, wodurch die Metalle zu ihrer Vollkommenheit zu kommen scheinen. Dergleichen mineralische Körper werden Metallmütter, Matrices metallorum, genannt. Man zählet zu selbigen die Klüfte, Gänge, Saalbänder der Erze, allerley Steine, Erden, verbrennliche Mineralien u. d. m.

Ob die Metalle und ihre Erze also erschaffen worden, oder ob sie gewachsen sind und noch entstehen und wachsen, ist eine Frage, die nicht sogleich zu beantworten ist; doch hat man Spuren, daß noch heutiges Tages Metalle, oder zum wenigsten Erze, entstehen; wie aber solches geschieht, und welche Substanzen sich hierzu wirksam beygen, kann man zur Zeit mit keiner Gewißheit bestimmen, indem es hierinne noch an zuverläßigen Beobachtungen fehlt. Doch scheint die Meynung derjenigen nicht unwahrscheinlich zu seyn, welche dazuthun sich bemühen, daß die Metalle und ihre Erze durch die Vereinigung verschiedener unterirdi-

scher Dämpfe und Dünste erzeuget werden.

Die Metalle, die wir einzeln an gehörigen Orten umständlicher betrachten, haben einen sehr großen Nutzen und es ist unstreitig gewiß, daß unter allen natürlichen Dingen, welche zu den Bedürfnissen des menschlichen Lebens angewendet und gebrauchet werden, die Metalle den größten und weitläuftigsten Nutzen haben. Wer kann die Weisheit und Güte Gottes, der in das Verborgene der Erde einen Reichthum seiner Allmacht geleget, genugsam bewundern! Der ist so unweise und verkennet bey diesen Schätzen, die uns die Mühseligkeiten und Beschwerden dieses Lebens erleichtern, die Hand, die alles bereitet hat, und uns zu Geheimnissen der Natur führet, die in einem demüthigen und aufmerksamen Beobachter das Verlangen erwecken, den Gott, der sich in der Natur nicht unbezeugt gelassen, näher kennen zu lernen, und zu wissen, welches der Weg sey, da man zum Lichte kommen kann!

Metallblüthe.

Efflorescentia minerarum, minerarum flores, ist eine Art der Verwitterung, da ein Theil des Erzes in der Oberfläche aus seiner Mischung gesetzet und wie mit einem Hauche oder dünnen Staube bunter, gemeiniglich gelber und röthlichter, auch bläulichter Farben überzogen wird. So ist z. E. die Koboltblüthe, welche ein Kobolterz von röthlichter, gelber oder violetner Farbe ist, nichts anders als eine angefangene Verwitterung des Kobolts.

Metallmutter.

S. Metalle.

Meterkraut.

S. Mutterkraut.

Metram.

S. Mutterkraut.

Metterich.

S. Mutterkraut.

Meve.

Eine bekannte Art Wasservögel, larus, deren Charaktere, zusammen genommen, ihnen einen merklichen Unterschied von andern Vögeln dieser Art geben. Der Schnabel der Meven ist ohne Zähne, gerade, löffeligt, an der Spitze etwas krumm. Am untern Schnabelbeine findet sich bey den mehresten eine merkliche Erhöhung oder Ecke, wodurch die gerade Linie einigermaßen unterbrochen wird. Andere wenige haben indessen gerade Kiefer. Die Nasslöcher sind mitten auf dem Schnabel, nach vorn zu breiter. Die Flügel länger als die Schwänze, und letztere haben theils gleich lange

Federn, theils sind sie gespalten. Die Füße kurz, kürzer als der Körper, und unterstützen die Gleichgewichtspuncte desselben. An den Füßen drey Zähen vorwärts, und eine hinterwärts. Die vördern mit einer Haut verbunden, die hintere los. Klein saget, darinnen sind die Meven unterschieden, daß bey einigen Gattungen die gedachte Haut bis an die Klauen der Zähen geht, und zwischen ihnen mit einem stumpfen Winkel sich zurück zieht; bey andern hingegen bogenförmige Krümmungen und Falten machet. Die Meven sollen eigentlich insgesammt ganze Patschfüße haben; daher die mit losen, oder gespaltenen Zähen nicht zu den Meven zu rechnen sind. Die Arten davon sind: 1) große bunte Meve, larus maximus ex albo et nigro varius. Kopf, Hals, Brust und Bauch sind weiß, der halbe Rücken und die Schwingfedern schwarz mit weißen Spitzen, Füße unrein gelb. 2) Mallemugge, larus marinus maximus variegatus. Schnabel oben und unten eckigt, vorn krumm und spitzig, der Leib bunt aus schwarz, weiß, braun und grau. Die recht alten sollen ganz grau fallen; Füße aschfarben, kleine Hinterzähe. Wohnet in Grönland, und ist beym Wallfischfange häufig. Denn er setzet sich auf die todten Fische, um beym Zerhauen etwas davon wegzufangen; daher er sich denn unter die Arbeiter menget, allerhand possirliche Geberden machet, und so dumm und ungescheut ist, daß er sich haufenweise todt schlagen läßt. Dieser gaukelhaften Dummheit halber, nennen ihn die Holländer Mallemugge. Boddaert bringt ihn nach dem Linnäischen System unter die Ungewittervögel, procellaria, und saget blos von ihm, er sey weißlicht, mit grauem Rücken, wohne am Nordpole. 3) Größte graue Meve, larus cinereus maximus, so groß wie eine Ente, Schnabel gelb, an der Erhöhung des Unterkiefers von beyden Seiten roth, Rücken und Flügel grau, Spitzen der Flügelfedern theils schwarz, theils grau und weiß, Füße gelb. 4) Weiße Meve, Fischahrmeve, larus cinereus piscator. Rücken und Deckfedern aschgrau, an den Deckgängen, unterm Halse, am Ende des Schnabels etwas schwarz, das übrige schneeweiß. Diese ist unsre gemeine Meve, die sich hin und wieder auf Flüssen findet, größer als eine Taube. Der Schnabel korallenröthlicht, so auch die Füße. Sie schwebt im Fliegen immer überm Wasser hin und her, schnappet die Fische auf und unterm Wasser, wie ein Pfeil, weg, daher er auch Fischpfeil heißt. Sie verliert sich im Herbste, und kömmt im Frühjahre

tig wieder. 5) Gemeine graue Meve, larus cinereus minor. Schnabel bleyweiß, am Ende gelb, Kopf und Hals schwarz gefleckt, Rücken aschgrau, Deckfedern weißlicht, Schwingfedern schwarz und weißbunt, Füße grünlicht, das übrige weiß. Diese Art ist kleiner, als die vorhergehende, und bey nahe so groß als eine Taube. 6) Schwarzschnäbelichte Meve, larus rostro nigro. Kopf, Hals, Brust, Bauch weißgelb, Rücken und Deckfedern grau, Schwingfedern schwarz und weiß. Klein selbst meynt, diese gehöre zur vorigen Art, oder sey dem Geschlechte nach von selbiger unterschieden. 7) Graubraune große Meve, larus griseus maximus. Schnabel schwarz. 8) Braungeschuppte Meve, larus fuscus. Schnabel, äußerste Schwingfedern und Schwanz schwarz, Rücken braun. 9) Braunkopf, rothköpfiger Seeschwalm, larus major, capite nigro. 10) Ringelmeve, larus hibernus. Schnabel schwarz, Augen in einem weißen Zirkel, an den Gehörgängen ein nierenförmiger schwarzer Fleck, halber Kopf weiß, vom Nacken um den halben Hals eine schwarze Binde, Rücken aschgrau, Bauch weiß, Flügel braun und weiß gesäumet. 11) Schwarzkopf, larus albicans. Körper weißlicht, mit schwärzlichem Kopfe, rothem Schnabel und schwarzen Füßen, Schwanz gespalten. 12) Rohrmeve, Rohrschwalbe. Schnabel roth, am Ende schwarz, Kopf oben schwarz, Rücken und Flügel aschgrau, Bauch und Schwanz weiß, letzterer gespalten, Füße roth. 13) Schwarze Meve, kleine schwarze Seeschwalbe, Brandvogel, larus minor niger, nicht größer als eine Turteltaube. 14) Kleinste Meve, Fischerlein, larus piscator. Vom Scheitel bis zu Ende des Schwanzes acht Zoll, Kopf bis an den Nacken und hinter dem Gehörgange erdfarben, Stirn unrein weiß, Hals und ganzer Unterleib schneeweiß, Rücken und Flügel schwarzgrau, Schwanz ungetheilet, einen Zoll lang, schwarz, Füße überaus niedrig und klein, gelblicht aschgrau. 15) Gefleckte Meve, L. maculatus. Schnabel nur einen Zoll lang, Kopf weiß, mit schwarzer Platte, Kehle und Brust grünfleckigt, übriger Leib weiß und schwarzbunt, Schwingfedern braun mit weißen Spitzen, Füße gelb. 16) Weißkopf, L. americanus capite albo. Schnabel schwarz, Leib und Stirne weiß bis an den Nacken. 17) Rothschnabel mit schwarzem Kopfe. Um die Augen ein weißer Kreis, Schwingfedern bis zur Hälfte schwarzbraun, Füße schwarz, der übrige Körper weiß, Schwanz ungetheilet, zween Zolle lang. 18) Kurzflügelichte Meve, L.

chlamyde leucophaea, alis breuioribus, Schnabel an der Wurzel gelb, weiterhin schwarz, Genick und Backen lichtgrau, Hals und Bauch aschgrau, Schwingfedern und Schwanzfedern eisenfarben, mit dunkelgelbem Saume, Füße gelblicht. Ist sicherlich die Art, welche Boddaert Rissa nennt. 19) Pupin, L. piger cunicularis, pupinus, von der Stimme also genannt. Schnabel schwarz und schmal, wie ein Kiebitzschnabel, Flügel und Schwanz lang, Füße röthlich, Körper von oben schwarz, unten weiß, verstecket sich unter der Erde in hohlen Gängen, läßt sich, gleich dem Kuckuck und den Schwalben, in manchen Jahreszeiten gar nicht sehen. Boddaert setzet ihn unter die Ungewittervögel. 20) Kirrmeve. Schnabel spitzig, dünn und bluthroth, Kopf oben schwarz, an den Kinnbacken weiß, Leib silberfarben, Flügelfedern zur Seiten etwas schwarz, Flügel und gespaltener Schwanz lang, Füße roth, Nägel schwarz, Hinterzähe kurz, fast wie eine Afterzähe; ist abgepflücket nicht größer als ein Sperling: wohnet um Grönland. 21) Polmeve, L. arcticus, Kopf oben schwarz gestammt, unter den Augen, Hals und Brust aschfarben geschuppet, Rücken, Flügel, Schwanz mit dunkelbraunen Schuppen, im Schwanze zwey lange Federn. 22) Tropikmeve mit rothem Schnabel, sonst ganz weiß, zwo sehr lange Schwanzfedern, fast von 2 Schuh Länge. Boddaert beschreibt ihn, unter dem Namen Nordischer Vogel, cataractes, gelb und braun gefleckt, mit einem weißen Fleck auf den Flügeln, am Bauche bleichgelb. Schwing- und Schwanzfedern nahe am Körper weiß. 23) Tigermeve, L. rygrinus, bunt von weißen und grauen Flecken, vom äußersten Schnabel bis Schwanz zwey Schuhe lang; mit den aufgespannten Flügeln vier Schuh acht Zoll, Füße bis an die nackten Knie drey Zoll, Schwanz zween Zoll, Haut zwischen den Zähen machet stumpfe Winkel. 24) Helische Schneemeve, schmal von Leibe, Schnabel blaßgelb, zwey Zoll lang, Füße bis an die Knie zween und ein halb Zoll, zwischen den ausgespannten Flügeln vier Schuh sechs Zoll Länge, Haut zwischen den Zähen machet stumpfe Winkel, wie bey der vorhergehenden. Klein nennt sie Helische Meve, weil sie sich um Hela, einem Städtgen 6 Meilen von Danzig, ganz in der See gelegen, aufhält, und A. 1753 allda geschossen worden. 25) Meve mit gelbem Schnabel und Füßen. Eben auch auf Hela bey Danzig geschossen. Schnabel drittehalb Zolle lang, Füße fast eben so lang. Haut zwischen den Zähen faltig.

26) H-

26) Helisches Fischerlin; auch auf Hela A. 1750 geschossen. Eine Gattung der allerkleinsten Meven. Schnabel tief schwarz, nur einen Zoll lang, Füße dunkelfarbig, nur 7 Linien lang. Die Haut zwischen den Zähen krümmet sich vor allen übrigen Meven insbesondere. Dieses sind die Meven, welche Herr Klein aufzieht; und da er sonderlich Gelegenheit gehabt, die Wasservögel genau zu kennen, so ist kein Zweifel, daß er manche Gattung angezeiget, die andere vor ihm nicht bemerket haben. Denn er selbst schreibt, die Danziger Halbinsel Hela habe einen großen Ueberfluß an Wasservögeln. Beym Boddaert kommen einige Meven unter anderm Namen vor, die aber meines Bedünkens, so viel die Kennzeichen geben, hin und wieder unter den Kleinischen Arten stecken. Der Strunzjäger, parasiticus, möchte noch besonders anzumerken seyn. Diese Meve ist braun, mit einem schwarzen Fleck auf dem Scheitel, weißlichter Bauch und eine lange mittlere Schwanzfeder. Er hält sich zwischen den Wendekreisen auf. Sonder Zweifel entdecken die Seefahrer noch viel mehrere Arten der Meven, und haben sie zum Theil schon gefunden, die aber noch nicht bekannt gemachet sind.

Meutang.

S. Königsblume.

Mewesser.

S. Ahornbaum.

Mexicolilie.

S. Amaryllis.

Meydblume.

Meydblume wurde ehedem in den deutschen Kräuterbüchern eine Art Mutterkraut genennet; Herr Planer aber giebt diesen Namen dem Parthenio Linn. indem solches ehedem mit der Matricaria vereiniget worden. Man kann die Blume füglich mit Herr Ludwigen unter die zusammengesetzten rechnen, indem viele einblätterichte mit einem gemeinschaftlichen Kelche umgeben sind; da aber die Staubbeutel nicht verwachsen sind, hat Herr v. Linné dieses Geschlechte mit denjenigen vereiniget, welche männliche und weibliche Blumen auf einer Pflanze tragen. Der gemeinschaftliche Kelch besteht aus fünf ähnlichen Blättchen, oder theilet sich gemeiniglich in fünf Einschnitte, und umgiebt zweyerley Blümchen. In der Mitte stehen viele röhrenförmige, fünffach eingekerbte Zwitterblümchen, deren fünf Staubfäden, auch fünf untereinander nicht verwachsene Staubbeutel tragen, und deren kaum merklicher Fruchtkeim einen kurzen Griffel, fast ohne Staubweg trägt. Am Rande stehen ohngefähr fünf weibliche Blümchen,

welche nicht größer als die mittlern sind, und aus einem zungenförmigen, stumpfen Blumenblatte, und einem großen, herzförmigen Fruchtkeime, nebst langen, und mit zween Staubwegen geendigten Griffel bestehen. Nach den Zwitterblumen folgen keine, nach den weiblichen aber herzförmige, nackende Saamen, welche von dem Kelche bedecket werden. Das gemeinschaftliche Blumenbette ist mit Spelzen besetzet. Herr von Linné führet zwo Arten an.

1) Die Meydblume mit zerlappten Blättern, Parthenium hysterophorus L. Diese jährige Pflanze wächst in Jamaika, und ist dem Ansehen und Höhe nach der Ambrosia ähnlich. Der Stängel ist gestreifet. Die gestielten, wechselsweise gestellten Blätter sind in viele ungleiche Lappen zerschnitten, und die untern Lappen kleiner, die obern größer, lanzetförmig und eingeschnitten. Man muß selbige auf dem Mistbeete aus den Saamen erziehen, und damit man wieder reifen Saamen erhalten möge, etliche Pflanzen in Töpfe, so mit leichter, doch guter Erde gefüllet sind, versetzen, und diese gegen den Herbst hinter die Fenster des Glashauses stellen.

2) Ganzblätterichte Meydblume, Parthenium integrifolium L. wächst in Virginien. Der dicke, saftige Stängel wird gegen zwo Ellen hoch; die wechselsweise gestellten Blätter umgeben selbigen mit ihrem breiten Anfange, welche dem gemeinen Aland an Größe und Gestalt gleichen, groß, eyförmig, zugespitzet, eingekerbet und rauch sind. Die Wurzelblätter sind viel breiter und länger, und in einen gefurchten Stiel verlängert. Die weißlichten Blumen stehen straußförmig an den Enden der Zweige. Die Stöcke werden selten über ein Jahr dauern, und die Vermehrung kann allein durch den Saamen geschehen.

Meyenfisch.

Meyenfisch, sonst auch Alse des Gesners, Alausa Clupea, S. 179. b. s. unsere Artikel, Elft, Laußfisch, besonders Hering Th. III. S. 797. Vielleicht ist der Meyfisch am Vorgebirge der guten Hoffnung eine größere Art desselben.

Meyenkraut.

S. Schöllkraut.

Meyer.

S. Amaranth, Ehrenpreis und Vogelmeier.

Meyeran.

S. Majoran.

Meyerblume.

S. Sternblümlein.

Meyerkraut.

S. Creutzkraut, gelb, und Negerkraut.

Michelsblume.

S. Zeitlose.

Mico.

Ein kleiner langgeschwänzter, amerikanischer Affe, welcher unter die seltensten gehört, und vorzüglich wegen der Schönheit seines Haares merkwürdig ist. Er hat eine kurze Schnauze, ein rothes Gesicht und große rothe Ohren. Herr de la Condamine, der einen Affen dieser Art eine zeitlang lebendig bey sich gehabt hat, versichert, daß die Farbe der Backen dieses Affen der rothen Farbe der Backen eines recht gesunden, wohl gefärbten Menschen vollkommen gleiche. Sonst befinden sich weder Beutel in den Backen, noch Schwielen am After. Der Schwanz ist ohngefähr um die Hälfte länger, als der ganze Körper, dessen Länge nicht viel über acht Zoll beträgt. Das Haar, womit der Körper bedecket ist, hat eine schöne, silberweiße, mit etwas Gelben vermischte Farbe; die Haare auf dem Schwanze aber sind dunkelbraun und glänzend.

Uebrigens ist noch zu merken, daß der Name Mico nicht blos nach dem Beyspiele des Grafen von Büffon, dieser einzigen Art, sondern auch bisweilen andern lang geschwänzten, americanischen Affen beygeleget wird.

Midasohr.

Die länglichte und spitzige Gestalt dieser Schale kömmt im Umfange ohngefähr mit einem Eselsohre überein; daher man solche, nach der Geschichte des Midas, fast durchgehends Midasohr genennet. Beym Rumpf heißt sie die Schlamm- oder Morastrolle, indem selbige sich in den morastigen Sagobüschen Indiens und außer dem Meere aufhält. Lesser nennet sie castanienbraunes Kinkhorn. Sie ist von dem Geschlechte der Walzen, und gehöret zu denjenigen, welche Müller Ganzmünder nennet, Voluta auris Midae L. Die Schale erreichet ohngefähr vier Zoll Länge, und zween Zoll Breite, äußerlich ist sie braun, nach Absonderung der obern Haut aber glänzend, achatfärbicht mit Rosenfarbe und bläulichten Enden. Der Wirbel ist gerunzelt, die Spindel mit zwey Zähnchen besetzet, und die lange, etwas schmale Mündung enge. Einige haben einen Saum, andere nicht. Man findet rechts und linksgewundene; beyde werden unter die seltenen gerechnet. Die Indianer essen das Thier.

Miere.

S. Gauchheil und Vogelmeier.

Mießmuschel.

Unter Mya, Mytilus und Musculus, wie auch der Deutschen Benennung Muschel, wurden ehedem viele, auch wohl alle zweyschalichte Conchylien verstanden. Da aber solche auf mancherley Art unter sich verschieden sind, hat man selbige billig in verschiedene Geschlechte abgetheilet, und, um diese Namen beyzubehalten, eines Mya, das andere Mytilus, und im Deutschen das erste Klaffmuschel, das andere Mießmuschel genennet. Jede Mießmuschel besteht demnach aus zwo Schalen, welche rauh und mehrentheils mit seidenartigen Fäden an einen andern Körper angeheftet sind. Das Schloß hat keine Zähne, statt deren aber ist solches mit langen, spitzigen, ausgehöhlten Strichen versehen. Der Einwohner ist eine Seescheide. Herr v. Linné führet in dem Natursysteme zwanzig Arten an, und theilet solche in drey Ordnungen, als:

a) solche, die sich gleichsam vermittelst eines Nagels oder Hackens mit dem Schloße an den Felsen festhalten. Man nennet diese angewachsene, oder mit Hr. Müllern Hahnenkämme; hieher gehören drey Arten, Mytilus crista galli, Hahnenkamm, Mytilus hyotis, Blätterkamm, und Mytilus frons, Kammblatt.

b) Solche, die gleichsam mit Ohren versehen sind. Diese nennet man platte Mießmuschel oder Perlenmuttermuschel. Wie denn hieher Mytilus margaritiferus oder die eigentliche Perlenmutter und Mytilus unguis, oder der Nagel gehöret.

c) Solche, welche man bauchichte nennet, und zugleich länglicht sind, worunter funfzehen Arten gehören.

Die erstern haben wir unter Hahnenkamm angeführet, die zwoten werden unter Perlenmutter vorkommen, die dritten beschreiben wir hier.

1) Die gemeine Mießmuschel, Mytilus edulis L. Dergleichen wohnen in allen Meeren; doch findet sich nach dem besondern Aufenthalte unter selbigen einiger Unterschied. Die größten wohnen innerhalb den Wendecirkeln, die kleinern außerhalb denselben. Gemeiniglich sind sie blau, und, wenn sie abgeschliffen, schön violet, in Ostindien aber öfters mit einer grauen, und in der Nordsee mit einer schwarzblauen Haut überzogen. Die aus dem mittelländischen Meere erscheinen nach der Politur schön grün, und die bey Marseille hoch- oder rosenroth, oder leberfärbig, auch gestrahlet. Bey allen sind die

die Schalen glatt, einigermaaßen kielförmig erhöhet, und hinten stumpf, mit spitzigen Angeln. Sie sind zwar durch Fasern an allerhand Körper befestiget, können sich aber auch vermittelst eines Händchen, wie Herr Müller diesen Theil nennet, und bey andern Schriftstellern der Fuß oder die Zunge heißt, daß sie bis zween Zoll lang ausstrecken, von der Stelle bewegen. Eben dieses dienet ihnen auch die Fasern zu spinnen. Herr Baster hat diesen Theil genau beschrieben. Es ist selbiger von der Beschaffenheit eines Mäußlein, zungenförmig gestaltet, auf der obern Fläche gespalten, und dadurch gleichsam in zwo Lippen abgetheilet. Durch Hülfe dieser Lippen drücket das Thier einen schleimichten, und in Fäden sich ziehenden Saft aus einem besondern, und unterwärts in dieser Zunge befindlichen Behältniß in die Höhe, und leget solchen an einen andern Körper; zieht hierauf, wenn dieser Saft verhärtet und eine fadenförmige Gestalt angenommen, die Zunge zurück, wiederhohlet das Auspressen des Saftes, und verwickelt sich endlich selbst in dieses Fadengewebe dergestalt, daß die Muschel unbeweglich liegen bleiben muß, indem sie die Fäden nicht zerreissen kann. Die Schalen sind mit einem Häutchen überzogen, lassen sich aber, wenn dieses abgenommen, wie schon erinnert worden, poliren. Es besteht solches aus zarten Fäden, und raget etwas über den Rand der Schalen hervor, vermuthlich deswegen, damit das Thier bey geschlossenen Schalen dadurch, als durch ein Filtrum, Wasser und Luft einsaugen könne. Das Thier ist sehr empfindlich, und Baster hat wahrgenommen, wie die aufgefischten und im Schiffe aufbewahrten Muscheln durch den Knall der Canonen getödtet worden, und zwar deswegen, weil sie die Schalen auf das hurtigste und stärkste zusammengezogen, und dadurch alles Wasser verloren haben; wie denn solche ganz trecken in der Schale gefunden worden. Man hält dafür, daß es Männchen unter ihnen gebe, die durch Ausspritzung eines milchichten Saftes die andern befruchten. Gewisser ist es, daß die Bruth in der Mutter ihr Leben erhält, und lebendige Junge geboren werden. Die Muscheln, die man bey uns zu speisen pfleget, sind die Einwohner dieser Mießmuscheln; und obgleich solche unter die Delicatessen gerechnet werden, sind sie doch von schlechter Art, und weder der Zunge angenehm, noch der Gesundheit zuträglich. Da auch überdies sichere Erfahrungen vorhanden, daß der Genuß zuweilen schädlich, und die Muscheln selbst von einer giftigen

giftigen Eigenschaft gewesen, diese aber von den unschädlichen durch äußerliche Merkmale nicht zu unterscheiden sind; so wollen wir lieber rathen, dergleichen gar nicht zu genüßen. Die Einwohner und die Schalen haben keine andere Arzneykräfte, als die übrigen Conchylien.

2) Steinmuschel, Steinscheide, Mytilus lithophagus Linn. Dieser Name deutet auf die besondere Lebensart dieser Muschel, indem sie ebenso, wie Pholaden, Steine und Corallen durchbohren, darinnen wohnen und wachsen, ohne daß man äußerliche Merkmale ihrer Gegenwart an den Steinen bemerken könne. Sie wird daher auch von einigen Pholade genennet, von welchen sie aber durch die Zahl der Schalen unterschieden wird. Die Pholaden bestehen aus zwo großen und zwo kleinen Schalen, die Steinmuschel aber hat niemals mehrere, als zwo. Diese sind ganz walzenförmig, an beyden Enden abgerundet, braun, und öfters so lang und breit, als ein Finger, zuweilen auch so lang, als eine Hand. Nach Rumphs Beschreibung ist das obere Ende scharf, platt und mit einigen Ringen besetzet, das untere aber stumpf und weißlicht. Reaumur und andere haben angenommen, wie diese Muscheln und die Pholaden nur weiche Steine, oder Thon durchbohreten, und bey mehrer Verhärtung derselben, eingeschlossen würden. Es haben aber andere, und neuerlich Herr Fougeroux de Boudaron in den Schriften der Pariser Academie, welche den Titel Memoires presentes führen, und zwar im fünften Theil, das Gegentheil klärlich dargethan und bewiesen, wie selbige auch die härtesten Steine durchbohren könnten. Die Oeffnung der Höhle ist allemal enger, als der innere Theil, wo das Thier liegt. Es dringen durch diese Oeffnungen allerley Insecten in diese Höhlen, welche den Muscheln zur Nahrung dienen.

3) Runzelmuschel, Mytilus rugosus L. Nach Müllers Nachricht wird an der Seeküste von Norwegen und England mitten in den Steinen an dem Einfluß des salzichten Seewassers eine Art Mießmuschel angetroffen, welche etwan einen Zoll groß, schief viereckicht, oder eyförmig, oder an dem Ende schräge abgestutzet, am Schlosse etwas bäuchicht, und auf der obern Fläche mit gleichweiten feinen Querrunzeln besetzet ist.

4) Das Zwergfell, Mytilus bilocularis. Die Gestalt ist eyförmig, der vordere Rand aber hohlrund, und der hintere cirkelrund, die Spitze weiß, die Schale dicke und gestreifet, am Angel gewölbet, und mit einem weißen

Zwerg-

Zwergfelle versehen. Der Aufenthalt ist das indianische Meer.

5) Kerbenmuschel, Mytilus exustus L. Die Schalen sind rostartig, zuweilen auch weiß, gestreifet, am Rande eingekerbet, und am Bauche eckicht. Das Schloß hat ein schwaches Merkmal eines Zähnchens. Sie kommt von Jamaika.

6) Bartmuschel, Mytilus barbatus L. Der Gestalt nach ist solche der gemeinen Mießmuschel ähnlich, aber glatt, rostfärbicht und an der Spitze mit Bartfasern besetzet, womit sich selbige an andere Körper anzuhängen pfleget. Das mittelländische Meer, auch die Norwegische und Schwedische Küste liefert dergleichen.

7) Magellanische Muschel, Mytilus vngulatus L. Diese seltene Muschel kömmt aus der magellanischen Meerenge. Die Schalen sind glatt, einigermaaßen krumm, mit dem hintern Rande gebogen, und das Schloß ist am Ende mit zwey Zähnchen besetzet. Leget man die Schalen neben einander, stellen sie die Gestalt eines gespaltenen Hufes vor. Dieses gilt zwar auch von andern, es kömmt aber bey diesen das Schloßende beyeinander zu liegen, da solches bey gegenwärtiger Art in dem Zustande von einander abweicht. Nahverwandte, grüne und blaue, finden sich am Vorgebirge der guten Hoffnung, und im mittelländischen Meere.

8) Geribbte Mießmuschel, Mytilus bidens Linn. Die Linnäische Benennung deutet auf die zwo Zähnchen, welche, wie bey der vorherstehenden Art, am Schlosse sich zeigen, und der deutsche bezieht sich auf die erhabenen Striefen, womit die Schalen besetzet sind. Es sind solche auch etwas krumm und am hintern Rande umgebogen. Die große und seltene Art kömmt aus der Magellanischen Meerenge, eine kleinere, von der Größe eines Daumens, wird im mittelländischen Meere gefunden.

9) Papusmuschel nennt Müller Mytilus modiolus L. weil solche häufig in Papoe oder Papus gefunden wird. Aehnliche finden sich fast überall. Die äußere Schale ist röthlich braun, und, wenn diese herunter gebracht worden, achatartig violet, rosenfärbig, auch wohl roth gestreift, inwendig perlenmutterartig, oder auch violetfärbig glänzend, das vordere Ende kielförmig erhöhet, die Angeln sind sehr bäuchicht, und das Schloß sitzt etwas zur Seiten. Der Einwohner hat einen zweylappichten Mantel mit fäserichten Franzen, und zwischen den Lappen eine gedoppelte Luftröhre.

10) Schwanenmießwurzel, große grünlichtbraune Teichmuschel, Mytilus cygneus Linn.

Die

Die Schalen sind etwa sechs Zoll lang und drey Zoll breit, äußerlich mit einer blaßgrünen Rinde überzogen und inwendig silberglänzend. Vielleicht deswegen, oder weil sie öfters auf der Oberfläche des Wassers schwimmen, welches andere Arten nicht thun, oder weil sie sich, wie die Schwanen, in den europäischen Flüssen aufhalten, haben sie obigen Namen erhalten. Die Schalen sind groß, dünne, durchsichtig, leicht, eyförmig, etwas zusammengedrücket, und das Schloß steht an der einen Seite fast am dritten Theile des Randes der Schale. Geoffroi bemerket auf der Oberfläche vier große Querfurchen, die in der Gegend des Schlosses concentrisch zusammen laufen, welche aber vielleicht nicht immer in gleicher Anzahl zugegen seyn mögen, indem sie vermuthlich vom Alter abhängen; denn diese Schalen kommen hierinnen mit den Bäumen überein, und alle Jahre zeiget sich ein neuer Absatz oder Zirkel. Daß diese auch viele Jahre leben, ist außer Zweifel. Herr Müller hält den Einwohner für einen Zwitter, welcher sich selbst befruchtet; dessen Maul besteht aus zwo Lippen, hinter welchen, nach dessen Beschreibung, ein Darm durchs Gehirne, und so weiter gerade durch das Herze bis zum After geht. Durch den After kömmt die Luft und tritt in die Lunge, welche zwischen dem Herzbeutel und den Begattungstheilen liegt; mithin ist dieses Thier von andern, welche in den Mießmuscheln wohnen, merklich unterschieden. Das Fleisch ist röthlich und soll nur von den Krähen gespeiset werden. Herr Martini, in der Ausgabe des Geoffroi, erwähnet einer solchen Muschel, welche mit dem lebenden Thiere anderthalb Pfund gewogen, beyde Schalen deutlich gefaltet und doch sehr dünne gewesen.

11) Entenmießmuschel, Mytilus anatinus Linn. weil dergleichen die Enten begierig aufsuchen. Man findet sie in unsern Teichen, Gräben und Seen, und ist von der vorherstehenden Art nur durch die mindere Größe und die tiefern Eindrücke der Schalen an beyden Seiten neben dem Schlosse davon unterschieden; sonst eben so dünne und zerbrechlich, und statt der Zähne am Schlosse sieht man nur einen einfachen Strich. Sie zeiget mit der Malermuschel viele Aehnlichkeit; diese klaffet aber beständig und an der Angel sitzt ein dicker Zahn.

12) Grüne Mießmuschel, Mytilus viridis Linn. Die Schalen sind eyförmig, glatt, häutig, durchsichtig, nicht größer als ein Nagel, und am Ende derselben sitzt das Schloß. Der Südocean ist ihr Aufenthalt.

13) Rothe

13) Rothe Mießmuschel, Mytilus ruber Linn. Die Schalen sind runzlicht; die Klappen laufen vorwärts breit und schief aus, der Rand aber, wo sich das Schloß befindet, läuft mit der Spitze gleich. Der südliche Ocean ist ihr Vaterland.

14) Querstrichmuschel, Mytilus discors Linn. Die Schalen sind ohngefähr von der Größe einer Saubohne, braun mit einem grünen Rande, eyförmig, hornartig und fast durchsichtig, vorneher die Länge herab, hintenher aber der Quere nach gestreift; auf die verschiedene Richtung der Striche zielet die Linnäische Benennung. Die Angeln sind rückwärts gebogen. Der Aufenthalt ist an den Küsten von Norwegen.

15) Das Vögelchen, gefleckte Vögelchen, die Schwalbe, der Pflugschaar, Mytilus hirundo Linn. Die Schalen sind dünne, äußerlich schwarzblau oder gelblicht, inwendig silberfärbig blau; die eine ist allezeit kleiner, als die andere. Am Schlosse bemerket man eine flügelartige Verlängerung, und wenn man die Schalen so aufmachet, daß diese langen Ohren gegen einander liegen, stellen solche einen Schwalbenschwanz und die zwo Schalen selbst die Flügel vor. Die Länge beträgt ohngefähr einen Finger. Außer dieser seltenen Art findet man noch eine viel seltnere und größere, längere und breitere, woran die Seite des Schlosses wohl einen halben Schuh lang, und die Schale acht Zoll breit ist; auswendig erscheint solche schwarz, inwendig perlenmutterartig mit einem Kupferglanze am Rande.

In dem Supplementbande hat Herr Müller noch zwo Linnäische und eine vom Pallas beschriebene Mießmuschel angeführet.

16) Die Norder Mießmuschel, Mytilus pholadis Linn. Die Schale ist von der Größe einer Bohne, rauh, länglicht, vorwärts stumpf, auswendig ein wenig zurückgebogen, in die Quere etwas runzlicht, von der After bis zum vordern Winkel mit einem schwachen Rücken versehen, und schließt kaum an beyden Seiten. Das Schloß hat keinen, oder einen abgenutzten Zahn. Das Nordische Meer.

17) Gestreifte Mießmuschel, Mytilus striatulus Linn. Die Schale ist etwa ein Glied lang, fast halbmondförmig gekrümmet, vorneher breit, etwas durchsichtig, mit feinen, ganz zart eingekerbten Strichen gestreifet; der äußere Rand ist auch fein gekerbet. Die Nordsee.

18) Russische Mießmuschel, Mytilus polymorphus. Herr Pallas in seinen Reisen erwähnet zwo Sorten. Die eine kömmt aus der See, die andere aus Flüssen.

Die erste ist von der Größe eines Pflaumenkerns, und länglichter, als die gemeine Meßmuschel. Die Klappen am After sind mehr kielförmig; die aufliegende Seite ist flach und ohne Farbe, die andere aber hat eine verschiedene graulicht braune Schnirkel- und Wellenzeichnung. Die Spitze am After ist scharf und niedergebogen. Die Flußmuschel ist viermal größer, breiter, etwas braun, hat halbovale Schalen mit einem scharfen Kiele, niedergebogenen scharfen Spitze am After, und ist einwärts durch kurze Scheidewände schwach fünfkämmericht. Sie hängen mit strahlichten Fasern an Steine und andere Conchylien an.

Meßmuschel, S. auch Klaffmuschel.

Mignonette.

S. Raucke.

Milbe.

Den Namen Milbe oder Miete giebt man nicht nur den kleinen, mit bloßen Augen kaum zu sehenden Thierchen, welche sich in der Rinde alter Käse und in andern Speisen aufhalten, sondern man legt ihn auch dem ganzen Geschlechte ungeflügelter Insecten bey, welches in dem Linnäischen System Acarus genannt wird. Die Kennzeichen dieses Geschlechts sind acht Füße, zwey Augen an den Seiten des Kopfs, und zwey gegliederte fußförmige Fühlerchen. Der Ritter v. Linné führt fünf und dreyßig Arten an, wovon die meisten gemeiniglich auch Läuse genañt werden, weil sie meistentheils in Ansehung der Lebensart, auch vielmals in Ansehung der Größe, mit den eigentlichen Läusen einigermaßen übereinkommen.

Die größte Art ist die so genannte Elephantenlaus, Acarus elephantinus L. welche diesen Namen deswegen erhalten hat, weil sie sich auf den Elephanten aufhält. Sie ist ohngefehr so groß wie eine Lupinenbohne und hat einen runden, platten Körper, einen rothen Rand, eine dunkelblaue Farbe und auf dem Hinterleibe einen schwarzen, eyförmigen, in drey Abtheilungen gespaltenen Flecken. Unterher bemerkt man an jeder Seite drey Grübchen.

Diejenige Milbe, welche man in einigen Gegenden auf den Hunden und Rindern antrifft, Acarus reduvius Linn. hat einen röthlich grauen, oder ziegelrothen platten, chagrinartigen, mit einigen Härchen besetzten Körper, welcher auf dem Rücken mit rothen, viereckigen Flecken und an den Seiten mit blauen Streifen gezeichnet ist. Es wird übrigens auf den Hunden und Kühen, wie auf den Schafen und einigen andern Thieren, auch noch eine

andre Art gefunden, Acarus ricinus Linn. die einen eyförmigen Körper und eine bräunliche oder gelbliche Farbe hat.

In den Wäldern von Nordamerika giebt es eine kleine, aber sehr beschwerliche Art von Milben, die bey dem Ritter von Linné Acarus americanus und bey Herr Müllern die Waldmilbe heißt. Die Länge dieser Thierchen beträgt ohngefehr $\frac{1}{12}$ Zoll und bisweilen noch weniger. Sie haben einen eyförmigen, glänzend dunkelrothen Körper, mit einem weißen Schildchen und weißen Knien. Sie kommen gleich im Frühjahre unter dem Schnee in großer Menge hervor, und fallen die Reisenden an, um sich von ihrem Blute zu nähren. Man spürt sie nicht eher, als bis sie sich schon eingebohrt haben; und wenn man sie mit Gewalt abreißen will, so bleibt der Kopf mit der Schnauze in der Haut stecken. Eben diese Beschwerlichkeit wird den Reisenden, welche zu Fuße gehen, auch von einer Brasilianischen Art verursacht, welche daher von dem Ritter von Linné Acarus sanguisugus, und von Herr Müllern Blutsauger genannt wird. Der Hinterkörper dieser Milbe, welche bey den Brasilianern Jatebucu heißen soll, ist gekerbet, der Schwanz dreyspitzig und das pomeranzenfärbige Schildchen eyrund.

Die Käsemilbe, Acarus siro Linn. welche mit bloßen Augen nur wie ein kleines Stäubchen aussieht, hat einen haarigen, fast durchscheinend gelben, vorn gegen den Kopf zu spitzigen, hintenher aber dicken, runden Körper, und rauchhaarige Füße.

Die Färbermilbe, Acarus tinctorius Linn. welche diesen Namen mit Recht verdient, weil man sie zur Färberey gebrauchen kann, hat einen platten, rauhen, hinterwärts rothen Körper und wird sehr häufig an der Küste von Guinea gefunden.

Unter den übrigen Milben, welche sich theils auf Pflanzen theils auf Vögeln, Insecten und andern Thieren aufhalten und größtentheils noch nicht hinlänglich untersucht worden sind, verdienen noch einige angemerkt zu werden, die entweder wegen ihres Gespinstes oder wegen ihrer schädlichen Wirkungen auf die Gesundheit der Menschen merkwürdig sind. Diejenigen weißen, dem Spinnewebe ähnlichen Faden, welche gegen das Ende des Sommers in der Luft herumfliegen, und im gemeinen Leben unter dem Namen des fliegenden Sommers bekannt sind, sollen nämlich von einer Milbe herrühren, die von dem Herrn von Linné aus dieser Ursache Acarus telarius und von Hr. Müllern der Spinner genannt wird. Sie ist nicht viel größer als die Käse-

milbe und hat einen röthlichen, durchsichtigen Körper, welcher hinten an beyden Seiten mit einem braunen Flecken bezeichnet ist. Diejenigen Gewächse, auf denen man dergleichen Milben antrifft, sind gemeiniglich sehr stark besponnen, und das ist die Ursache, warum man ihnen dieses Gespinnst zuschreibt.

Von denjenigen Milben, die, nach der Meynung einiger neuern Naturforscher und Aerzte, verschiedene Krankheiten verursachen sollen, führet der Ritter von Linné zwo Arten an. Die eine Art, welche von ihm Acarus dysenteriae, und von Herr Müllern die Ruhrmilbe genannt wird, hat einen glasartigen Körper, und einen, mit vier langen bürstenartigen Härchen besetzten After. Jeder Fuß ist hinten mit zwey Härchen versehen. Diesen kleinen Milben, welche an Größe den Käsemilben gleichen, und sich gern in hölzernen Kannen und Bierfässern aufhalten, wird von einigen Schriftstellern, wie schon aus dem angeführten Namen erhellet, die Entstehung der Ruhr zugeschrieben; von welcher Meynung Herr Müller im fünften Theile des vollständigen Natursystems folgenden Grund anführet. Herr Rolander hatte eine zeitlang aus einem, von Wacholderholz verfertigten Becher getrunken, und dreymal hintereinander die Ruhr bekommen, doch sich von derselben jedesmal durch den Gebrauch des Rhabarber glücklich befreyet. Er untersuchete also sowohl die Excremente, als auch den Becher durch Hülfe eines Microscops. In den Excrementen bemerkete er viele tausend kleine, mit den bloßen Augen kaum sichtbare Milben, und in dem Becher entdeckte er eine überaus feine Nath, in welcher ihm das Vergrößerungsglas ebenfalls eine ungeheure Menge solcher Milben zeigete. Die kleinen Insecten konnte er durch keine Feuchtigkeit, außer durch Brandwein und Rhabarber tödten.

Die andere Art von denjenigen Milben, von welchen Krankheiten herrühren sollen, heißt beym Ritter von Linné Acarus exulcerans, und bey dem deutschen Herausgeber seines Natursystems die Ausschlagsmilbe. Sie ist ebenfalls, wie die Ruhrmilbe, überaus klein, und hat kurze Vorderfüße, und lange bürstenartige Hinterfüße. Sie wird vorzüglich in der bösartigen Krätze bemerket, und von einigen Aerzten für die Ursache dieses Ausschlages gehalten. Einige Schriftsteller wollen auch sogar die Blattern, die Masern, die Lustseuche, und noch viele andere Krankheiten den Insecten aus dem Milbengeschlechte zuschreiben; welche Meynung aber noch gar nicht hinlänglich bestätiget worden ist.

Die

Die Wassermilbe, Acarus aquaticus Linn. wird unter dem Artikel Wasserspinne beschrieben.

Milch.

Lac. Zu der Verfertigung dieses besondern Saftes, welcher nicht nur die kräftigsten Nahrungstheilchen, sondern auch die heilsamsten Arzeneykräfte besitzet, hat die Natur Vorzugsweise nur die edelsten unter allen Thieren, welche in der Rangordnung derselben oben an stehen, nämlich die vierfüßigen ausersehen. Es ist nämlich derselbe ein weißer, ölichter, mehr oder weniger dicker oder dünner, und flüßiger Körper, welcher bey den Menschen in ihren Brüsten, und bey allen vierfüßigen Thieren in ihren Eytern ausgearbeitet und verfertiget wird. Die Absonderung desselben geschieht eigentlich aus der hellrothen Blutmasse, welche die Pulsadern dem besonders darzu bestimmten Absceidungswerkzeuge, nämlich den Brüsten und Eytern, zuführen, nicht aber, wie man sich dieses sonst eingebildet hat, unmittelbar aus dem sogenannten Nahrungs- oder Milchsafte, obschon beyde untereinander in Ansehung ihrer Mischung und Bestandtheile die größte Aehnlichkeit haben, nicht weniger an der Milch, bald nach der vorhergegangenen Verdauung, theils im Geruche, theils im Geschmacke, öfters noch besondere und eigenthümliche Spuren des genommenen Futters, oder der genossenen Speisen wahrzunehmen sind. Dem ersten Ansehen nach scheint dieses Geschäfte nur dem weiblichen Geschlechte aufgetragen zu seyn, ohnerachtet bey Menschen und Thieren das männliche Geschlecht ebenfalls mit dem Absonderungswerkzeuge selbst versehen ist, und man auch hier sich auf bewährte Beyspiele berufen könnte, in männlichen Brüsten und Eytern wirkliche Milch angetroffen zu haben. Vielleicht ist außer der dem weiblichen Geschlechte eigenen Leibesbeschaffenheit, das unterlassene Säugen Schuld, daß dergleichen außerordentliche Fälle nicht häufiger vorfallen, und daß also die Milchmasse in dem Absonderungswerkzeuge selbst zwar einigermaaßen abgeschieden wird, aber ins Blut wieder zurückgeht. Doch geschieht die Absonderung, und der anhaltende Zufluß der Milch, bey dem weiblichen Geschlechte am gewöhnlichsten auch nur bey Kindbetterinnen und Säugenden, und es scheinen diese ergiebigen Quellen zu vertrocknen, sobald man den Säuglingen die Brust versaget. Die gehörnten, wiederkäuenden Thiere mit gespaltenen Klauen, z. E. das Ochsengeschlecht, Schaafgeschlecht und Bocksgeschlecht, machen hier eine Ausnahme, da diese Thiere auch

alsdenn, wenn sie keine Jungen mehr säugen, dennoch Milch in ihren Eytern vorräthig haben, und sich melken lassen. Inzwischen findet man auch bey den Menschen dergleichen rare Exempel, daß alte Weiber noch Milch in ihren Brüsten gehabt. Ob schon die Milch in und außer dem Körper einen vollkommenen und durchaus gleich gemischten Saft ausmachet, so besteht derselbe doch aus drey verschiedenen Grundstoffen, worein er sich sehr leicht und bequem auflösen läßt; nämlich aus dem oben aufschwimmenden Rahm, Milchraum oder Saane, Cremor, ferner aus der Molken, Schotten oder Wadicke, Serum, und endlich aus dem gröbsten Theile, oder dem Käse, Caseus. Diese Auflösung geschieht von sich selbst, nach und nach und durch die Länge der Zeit, oder vermittelst eines gewissen Grades von Wärme, oder sie kann auch sogleich aus dem Stegereife durch Beymischung saurer, oder laugenhafter Salze, oder auch des Weingeistes und anderer Körper bewerkstelliget werden. Eigentlich sind dieses aber nur die gröbsten Bestandtheile der Milch, welche man auf solche Art wahrnimmt; da man hingegen durch eine chymische Auflösung der Milch, wenn man solche in einem verschlossenen Gefäße verrichtet, bey einem mäßigen Grade des Feuers zuerst ein häufiges branstiges Wasser, darauf einen gelblichten, sauren Geist, ferner bey einem noch stärkern und anhaltenden Feuergrade ein dunkelrothes oder schwarzes, stinkendes Oel erhält, so daß endlich eine glänzende, feuerbeständige Kohle zurück bleibt, aus welcher, wenn man sie ausbrennet, ein beständiges Laugensalz herausgebracht werden kann. Man kann auch, wenigstens aus der Pferdemilch und Kuhmilch, auf eine gewisse Art einen weinähnlichen Geist erhalten, wenn man nämlich die Milch dem freywilligen Saure werden, mit oder ohne Beymischung einer geringen Menge Mehls, überläßt, und diese fermentirte Milch hernach am Feuer gelinde destilliret. Hieraus wird auf solche Weise verfertigen die Tartarn in Sibirien einen starken sauren Geist, welchen sie Arki nennen, und womit sie sich berauschen; wie man denn durch fortgesetzte Destillationen die Säure dieses sauren Milchgeistes dergestalt zu schärfen und zu erhöhen im Stande ist, daß er endlich eben so, wie Alkohol, das Schießpulver anzündet. Die Molken, Schotten oder Wadicke, Serum lactis, ist also der wässerige und flüßigste Theil der Milch, ohnerachtet derselbe auch noch öhlichte, fettige, und käsichte Theile bey sich führet. Man kann sie

eine doppelte Art zubereiten, indem man sie entweder mit sauren Dingen, oder durch wiederholtes Kochen und Durchseigen, oder mit Lab aus der Milch niederschlägt; da man denn auf die erste Art saure Molken, Serum lactis acidum, auf die zwote Art aber süße Molken, Serum lactis dulce, erhält. Wenn man reine und helle Molken bis auf eine Haut einkochet, und sie in ein frisches Gewölbe oder Keller setzet, so schießen weiße, gelblichte und süße Crystallen, welche weder sauer, noch laugenartig sind, an den Seiten des Gefäßes an, und liefern den sogenannten Milchzucker, Saccharum lactis. Vermöge derer in den Molken annoch befindlichen öhlichten und käsichten Theilchen kann man derselben gelinde nährende Kräfte nicht ganz absprechen, und es ist bekannt, daß selbst der große Boerhaave sich einige Monathe hindurch von ihr ganz allein, nicht weniger ein anderer berühmter Arzt ebenfalls von ihr und einem abgekochten Gerstentranke viele Jahre lang erhalten. Man mästet sogar auf den Alpen mit Molken die Schweine, von welchen man zweymal hinter einander den Käse abgeschieden. Außerdem besitzet sie seifenartige, verdünnende, und laxierende Arzeneykräfte; deswegen man sie nicht nur bey langwierigen und eingewurzelten Krankheiten zu präservativen Frühlingscuren sehr gewöhnlich, sondern auch in hitzigen und Entzündungsfiebern, bey den Pocken, den Masern, in dem hitzigen Skorbute, auch in der rothen Ruhr, und andern dergleichen Krankheiten mit vielen Nutzen als ein wirkliches Heilmittel brauchet. Nur ist zu bedauren, daß sie vermittelst ihrer Schlüpfrigkeit bey vielen Patienten den Magen oft äußerst schwächet; darum man auch, um ihr diese Unbequemlichkeit zu benehmen, und gleichsam stärkende Theilchen mitzutheilen, bisweilen einen glühenden Stahl oder Eisen darinnen vorher ablöschen läßt, ehe dergleichen schwache Kranke davon trinken. Der Milchraum oder Saane, Cremor, ist der zweete Bestandtheil der Milch, welcher sich von selbst, wenn sie stille steht, auf ihrer Oberfläche oben auf setzet und sammlet, und im Grunde nichts anders, als das verdickte Oel und Fett derselben ausmachet. Man verfertiget hieraus die Butter, Butyrum, welches geschieht, indem man in besondern darzu eingerichteten Gefäßen vermittelst eines breiten durchlöcherten Stempels dieselbe immerfort untereinander schüttelt, und auf solche Weise die Scheidung der Butter von dem molkichten und käsichten Theile der Milch bewerkstelliget. Es wird hierauf die

die Butter, welche zum künftigen Gebrauche aufbewahret werden soll, damit sie nicht verderbe, entweder mit Küchensalz gewürzet, oder über gelinden Feuer nach und nach so lange gekochet, und so lange von dem groben Bodensatze abgeseiget, bis sie durch und durch helle und klar zum Vorschein kommt, welches letztere man Anken oder Schmalzbutter, Butyrum coctum, zu nennen pfleget. Unter die Kennzeichen einer guten Butter rechnet man, daß sie gehörig fett, durchaus gleich gelb, wie Wachs, derb sey, und sowohl einen angenehmen Geschmack als Geruch von sich gebe. Man schätzet deswegen bey uns vor allen andern die holländische und schweizerische Butter, so wie die Franzosen diejenige, welche bey ihnen in der Provinz Normandie verfertiget wird. In der Wirthschaftskunde zieht man der Jahreszeit nach die Butter des Maymonats, des lieblichen Geschmacks halber, aller übrigen vor; die Herbstbutter hingegen wählet man vor der Sommerbutter zum langwierigen Gebrauche, weil jene länger dauert und aushält. Der flüßige und weiße Theil, welcher nach der Verfertigung der Butter übrig bleibt, theils aus käsichten, theils aus Molkentheilchen besteht, auch wohl noch etwas von Butter bey sich führet und einen angenehmen sauern Geschmack hat, ist die so genannte Buttermilch, Oxygala, s. Lac ebutyratum. Es hat übrigens die Butter alle Eigenschaften eines Oels oder Fettes; daher sie in der Wirthschaftskunde zu diesem Behufe angewendet wird, in der Arzney hingegen als ein erweichendes, erschlappendes, lindemdes, und der prickelnden oder beitzenden Schärfe entgegen gesetztes Mittel angesehen werden kann, und wird darum bisweilen zu Salben, Pflastern und Clystiren angewendet. Personen, welche einen schwachen Magen haben, können die Butter nicht wohl, wenigstens nicht viel vertragen, und sie bekömmt auch denjenigen nicht, welche immer mit einer Säure im Magen oder andern Schärfe beschweret sind. Sie ist deswegen auch in allen hitzigen Krankheiten eine Art von Gift, weil sie sich alsdenn leicht in ein ranzichtes Wesen verwandelt, welches öfters zu gefährlichen Durchfällen Gelegenheit giebt. Die Buttermilch hingegen ist ein vortreffliches, eröffnendes und kühlendes Mittel; daher sie bey schweren Stuhlgängen oder auch wirklicher Leibesverstopfung, ingleichen bey hypochondrischen Zufällen, und selbst in hitzigen Fiebern außerordentliche Dienste leistet. Aus dem letzten, gröbsten, zähesten, schleimichten und erdichten Bestandtheile der Milch entsteht endlich der Käse, nachdem

nachdem man nämlich die Butter und Molken davon abgesondert, welches letztere vorzüglich dadurch geschieht, indem man die Käsemasse besonders presset und in besondere Formen bringt, damit das wässerichte desto besser davon ablaufen könne. Hiernächst werden die Käse theils des Geschmacks halben, theils damit sie desto besser dauern mögen, mit Salz und Kümmel gewürzet, oder auch bisweilen Quendel, Thymian, Pfefferkraut, Coriandersaamen und andere solche Dinge hinzu gethan. Man hält denjenigen Käse für den besten, welcher weder zu alt, noch zu jung, gehörig gewürzet, fett genug, nicht allzuhart und spröde, sondern mittelmäßig weich und ein wenig schlifftig, auch daneben von angenehmen Geruche und Geschmacke ist, welche Eigenschaften folgender lateinischer Denkvers in sich fasset:

Non Argus, largus, non Magdalena Methuslem,
Non Habacuc, Lazarus, Caseus ille bonus.

Je besser die Milch, und je butterreicher annoch dieselbe ist, desto angenehmer schmecket auch der Käse, welchen man daraus verfertiget. Es findet sich auch in Ansehung des Thieres, von welchem die Milch zum Käsemachen angewendet worden, ein großer Unterschied in dem Käse selbst. Derowegen werden die Ziegenkäse für die angenehmsten und schmackhaftesten, und die Schaafkäse für die nahrhaftesten gehalten, ohnerachtet die Kuhkäse bey uns die gewöhnlichsten sind. Unter den ausländischen, welche auch zum Theil bey uns ziemlich gewöhnlich sind, hält man die holländischen Käse, Parmesankäse, ingleichen sowohl die ordentlichen schlechten Schweizerischen, als auch die Kräuterkäse und die Limburger vornehmlich hoch. So nahrhaft auch der Käse immer seyn mag, so ist derselbe doch eine sehr harte und unverdauliche Zukost, welcher im Ueberflusse genossen, den Magen sehr leicht beschweret, den Nahrungssaft und das Blut zähe und scharf machet und zum Steine und der Gicht Gelegenheit giebt, Hartleibigkeit und Verstopfung verursachet; daher man ihn theils wegen seiner eigenthümlichen Schärfe, theils auch wegen des bey sich führenden Salzgewürzes, in der Diät bloß als ein magenreizendes Mittel, welches den Appetit erreget, anzusehen hat. Inzwischen ist er wegen seiner mehr thierischen und faulenden Eigenschaft vermögend, eine saure Schärfe des Magens zu dämpfen und überhaupt gesunden starken Personen, welche noch dazu viel Leibesbewegungen haben, so ziemlich zuträglich, auch darum von jeher die gewöhnlichste Speise der Menschen in den entferntesten Zeitaltern,

und der wilden Völker gewesen; ohnerachtet es auch welche giebt, die dafür einen natürlichen, und den größten Abscheu haben. Der faulende Käse ist auch die gewöhnliche Niederlage und der Aufenthalt besonderer Würmer, der so genannten Käsemaden oder Käsemilben. Es besitzet auch der Käse eine solche leimartige und wunderbare Zähigkeit, daß man aus ihm einen sehr festen Kütt, welcher sogar die stärkste Hitze aussteht, verfertigen kann, um damit die Risse und Fugen an beschädigten Gläsern oder Porzellan zu verstopfen. Es erhellet also hieraus, daß die Milch eines der besten, natürlichsten und der ganzen Einrichtung thierischer Körper am meisten angemessenes Nahrungsmittel sey, und daß die Natur selbige hauptsächlich für die Jungen und Neugebohrnen zu ihrem ersten und bequemsten Futter bestimmt habe. Vermöge einer ganz besondern und genauen Uebereinstimmung, in welcher die Brüste und Gebährmutter mit einander stehen, geschieht schon während der Schwangerschaft einige Milchabsonderung in den Brüsten, und es vermehret sich dieser Zufluß sogleich nach erfolgter Geburt. Die erste Milch, Colaktrum, welche alsdenn bey den Weibern und andern weiblichen Thieren zum Vorscheine kömt, ist dünne, wässericht und besitzt eine laxierende Kraft, welches vielleicht darum von der Natur so weise veranstaltet worden, damit sie vermögend wäre, den in den Gedärmen harten und zähen Unflat fortzuschaffen, welches auch wirklich geschieht. Hierauf wird sie nach und nach immer dicker, und erhält eine mehr nahrhafte Kraft, und man hält diejenige für die beste und zum Stillen bequemste Milch, welche nicht blau und weiß streificht, sondern durchaus einerley gefärbet, ohne fremden Geruch und Geschmack, auch nicht zu fett ist, und welche, wenn man einen Tropfen davon auf die Nagel tröpfelt, nicht sogleich zerfließt, sondern sich in dieser Tropfengestalt einige Zeit lang erhält. Bey der Güte der Milch kömmt es hauptsächlich noch auf allerhand Umstände an, und es findet sich dabey ein großer Unterschied sowohl in Ansehung der Thiere selbst in ihres Alters, ingleichen der Jahreszeit und des Futters, welches das Thier genossen. Nach diesen verschiedenen Umständen enthält nämlich die Milch mehrere oder wenigere Molken- Butter- oder Käsetheilchen und ist darum der menschlichen Gesundheit mehr oder weniger zuträglich. Die Ziegenmilch hat wenig Käse- und Buttertheilchen, aber desto mehr Molken, und ist schon deswegen, weil sie mit dem menschlichen Körper die meiste Aehnlichkeit hat, die heilsamste und gesundeste. Mit der Milch kömmt

kömmt die Esels- und Pferdemilch am meisten überein, da sie ebenfalls weniger grobe und fette Bestandtheile bey sich führet, sondern molkenreicher ist, und wird jener darum auch in Ansehung ihrer Wirkung und Heilkräfte an die Seite gesetzet. Die Ziegenmilch ist dicker als jene, und hat schon mehr Butter und Käse, und weniger Molken bey sich. Sie hat fast meistens etwas zusammenziehendes und herbes, welches daher kömmt, weil diese Thiere die Blätter und jungen Sprossen von den Eichen, Kiefern und andere dergleichen scharfe Kräuter am liebsten essen. In Ermangelung der vorigen leistet die Ziegenmilch ebenfalls heilsame Dienste. Die Kuhmilch ist zwar fetter als die Schafmilch, doch führet diese vor jener mehr Käse, beyde aber weniger Molken als die vorigen bey sich; deswegen man sowohl die eine, als die andere zur Arzney weniger geschickt und dienlich, dagegen für desto nahrhafter anzusehen hat. Die Milch fleischfressender Thiere ist außerordentlich dünne, gerinnet nicht, und giebt auch keinen Käse. So ist auch die Milch aller dieser Thiere nach den verschiedenen Jahreszeiten sehr verschieden, nämlich im Frühlinge und Sommer flüßiger und von leichterer Verdauung, weil die meisten zu der Zeit ein frisches und saftiges Futter genießen, da sie hingegen im Herbste und Winter sich am trockenen Futter, als an Heu und Stroh, begnügen müssen, und folglich auch eine mehr dicke und schwere Milch von sich geben. Eben so verhält sich auch die Sache in Ansehung des Alters der Thiere, daß man nämlich von solchen, welche sich in ihren mittlern und munterſten Jahren befinden, die beste Milch erhält, da sie hingegen bey sehr jungen annoch roh und allzuwässericht, und bey gar alten zähe, dicke, trocken und gleichsam stumpf und schaal ist. Man kann also von diesem edlen Getränke überhaupt einen dreyfachen Nutzen angeben, und dahin alle die vortreff lichen Wirkungen und heilsamen Kräfte rechnen, welche sie in den menschlichen und andern thierischen Körpern äußert. Erstlich besitzt dieselbe alle Eigenschaften eines guten und gesunden Nahrungsmittels; deswegen denn nicht nur ganze Völker, und selbst der größte Theil unserer Landleute, welche eine einfache Lebensart führen, sondern auch neugebohrne Kinder und Thiere fast ganz allein von ihr leben. Da ferner die Milch durch die künstliche Absonderung und Vorbereitung, welche schon vorher in den Brüsten und Eytern geschehen, zur Nahrung und desto leichtern und geschwindern Verdauung bereits geschickt gemachet worden, so bekömmt sie auch allen

denen

denen sehr gut, welche schwache Verdauungskräfte und Blutmachungswerkzeuge besitzen, und empfiehlt sich aus dieser Ursache besonders den Schwindsüchtigen, welche in ihr einzig und allein ihr Heil und Rettung suchen müssen. Man hat sogar bewährte und glaubwürdige Exempel von Personen, welche bloß durch den Gebrauch der Milch das höchste Alter von hundert bis hundert und funfzig Jahren erreichet haben. Zweytens hat sie, wegen ihrer milden, süßen und öhlichten Eigenschaft, eine ganz außerordentliche Kraft alle im Körper und in den Säften vorhandene Schärfe zu dämpfen und zu versüßen, die einzige saure Schärfe ausgenommen, von welcher sie leicht gerinnet und alsdenn mehrern Schaden als Nutzen stiftet. Eben darum hat sich die Milch schon längst in der Auszehrung, dem Scorbute, in der Gicht und Podagra, bey Geschwüren, wovon das scharfe Eiter ins Blut zurücke fließt, auch bey venerischen Krankheiten und endlich bey genommenen scharfen und reizenden Giften den Ruhm einer specifiquen Arzney erworben; bey welchen Krankheiten insgesammt man zu den so genannten Milchcuren gewöhnlichermaßen seine Zuflucht nimmt. Endlich und fürs dritte besitzt sie in Ansehung der Grundmischung aller ihrer Bestandtheile die Eigenschaft, selbst die ersten Theile und Fibern des Körpers, welche eine widernatürliche Steifigkeit und Sprödigkeit haben, oder zu sehr angespannet sind, gleichsam gelinde zu bähen und zu erweichen, weshalb man sie ebenfalls in heftigen Krämpfen, Zuckungen, Schmerzen, in der Epilepsie und andern dergleichen Nervenkrankheiten äußerlich und innerlich mit dem besten und heilsamsten Erfolge gebrauchet. Nichts desto weniger hat die Milch und der Gebrauch derselben auch ihre Fehler und Unbequemlichkeiten. Sie schwächet und verdirbt öfters den Magen, verringert den Appetit, erwecket Blähungen, verstopfet den Leib, oder erreget auch wohl den Stuhlgang allzu oft, verkleistert gleichsam das Gedärme und verhält sich oft dergestalt in den ersten Verdauungswegen, daß sie sogar steinige Gerinnungen in denselben hervorbringt. Sie bekömmt daher überhaupt weder den Weintrinkern, noch solchen Personen, welche schon eine ernsthaftere und harte Nahrung gewohnet sind, noch auch denjenigen, welche gar zu schwache, lose, lappe Gefäße und Eingeweide haben. Das allzu lange Stillen ist ebenfalls den Säugenden und Säuglingen schädlich, indem es jene gar ofte auszehret, und bey diesen unter andern zu Verstopfung der Gekrösedrüsen oder der engli-

schen

schen Krankheit Gelegenheit giebt. In hitzigen Fiebern, Wechselfiebern, Entzündungskrankheiten, auch in Gallenergießungen und dergleichen, muß man sich der Milch gänzlich enthalten, weil sie, theils wegen schon gegenwärtiger Unreinigkeiten im Magen und Gedärmen, theils wegen schlechter Verdauung, theils wegen des Zuflusses ebenfalls stumpfer und verdorbener Verdauungssäfte alsdenn leicht verdirbt, eine ranzichte Schärfe annimmt, und solchergestalt die Zufälle solcher Krankheiten vermehret.

Milchbaum.

S. Ahornbaum.

Milchblume.

S. Schneller.

Milchboot.

Milchboot nennet Herr Müller und Arca lactea Herr v. Linné eine dicke Arche, welche nicht größer, als eine kleine Bohne, und ganz milchichtweiß, schief viereckicht, schwach creuzweise gestreifet, am Rande eingekerbet und durchsichtig ist. Die Angeln sind umgeworfen. Der Aufenthalt ist im mittelländischen Meere.

Milchen.

S. Ackerkohl.

Milchgefäße.

Vasa lactea s. chylifera. Es haben diese Gefäße ihren ersten Ursprung in der innersten oder sogenannten zottichten Woll-Haut der Gedärme, vornehmlich der dünnen. Jeder Zotte nämlich einzeln und für sich betrachtet, stellet eigentlich ein besonderes Haarröhrchen vor, welches eben den Anfang eines Milchgefäßes ausmachet. Sie gehen durch die übrigen Häute der Gedärme hindurch, und verwandeln sich endlich in wirkliche kleine, enge, dünnhäutige, und durchsichtige Röhren, die außer den Gedärmen zwischen der doppelten Hautschicht des Gekröses fortlaufen, und sich zuerst in einer Gekrösedrüse verlieren, aus derselben aufs neue zum Vorschein kommen, und endlich alle zusammengenommen in dem Sammelkasten oder Milchbehalter ihr Ende gewinnen. Jene, welche sich von den Gedärmen an, worzu die Haarröhrchen mit gehören, bis zu den Gekrösedrüsen erstrecken, nennet man besonders die Milchgefäße der ersten Art, Vasa lactea primi generis, und diese, welche aus den Gekrösedrüsen wiederum herauskommen, und in dem Sammelkasten aufhören, die Milchgefäße der zweiten Art, Vasa lactea secundi generis. Sie sind fast eben so, wie die lymphatischen Gefäße zu betrachten, und sind auch wie jene inwendig, obschon mit nicht so häutichten, halbmondförmigen

migen Klappen versehen, welche sowohl den Rückfluß des Milchsaftes verhindern, als auch dessen leichtern Fortgang befördern. Die meisten kommen an den dünnen, besonders am Leerdarme, und Krummdarme, und nur sehr wenige an den dicken Gedärmen zum Vorschein. Caspar Asellius scheint sie im Jahre 1622. wo nicht zuerst, doch aufs neue wieder entdecket und bekannt gemachet zu haben, da man Spuren findet, daß auch schon in den ältern Zeiten Erasistratus und Galenus Wissenschaft davon gehabt, nur daß sie selbige für Gefäße voller Milch angesehen, folglich ihren eigentlichen und bestimmten Nutzen nicht gewußt haben. Außer der Verdauungszeit lassen sie sich sehr schwer, und fast gar nicht wahrnehmen, sondern man muß, wenn man sie beobachten will, vorher ein Thier mit Milch füttern, dasselbe wenige Stunden darnach erdrosseln und aufschneiden, da sie denn unter der Gestalt weißer Fäden zum Vorschein kommen. Man ist daher nicht im Stande, sie an einem todten Menschenkörper zu bemerken, es wäre denn, daß man Gelegenheit hätte, einen frisch Ertrunkenen oder Erhenkten alsbald zu öffnen. Bisweilen pfleget man auch, um sie recht deutlich zu untersuchen, den Brustgang oberwärts zu unterbinden. Diese Gefäße scheinen lediglich ein Eigenthum solcher vierfüßigen Thiere zu seyn, welche ein kaltes Blut haben, und man vermisset sie bey allen übrigen Thieren, wenn man nicht etwa die weißen Kröseadern, welche sich bisweilen sehen lassen, und welche wenigstens bey den Vögeln diese Stelle vertreten, dafür annehmen will. Die Benennung der Milchgefäße führen sie aber eigentlich darum, weil die Nahrungsmilch durch sie fortgeschaffet wird, weßwegen sie denn ja nicht mit den sogenannten Milchgängen, die in den Brüsten und Eytern befindlich sind, müssen verwechselt werden.

Es hat also mit ihnen folgende Bewandniß: nachdem alle genossene Speisen und eingenommene Futter, durch das Käuen und die Beymischung des Speichels in einen dünnen Brey zermalmet, auch nachher im Magen durch die Verdauung und den Einfluß des Magensaftes, ingleichen der Galle und des Krösedrüsensaftes in den Zwölffingerdarm, nicht weniger vermöge der Verdauungskräfte und der peristaltischen Bewegung aller Gedärme überhaupt auch der Darmlymphe in einen dünnen, flüßigen, und der Milch am Ansehen, Geschmacke und Eigenschaft ähnlichen Saft verwandelt worden, so saugen ihn die in der innern Oberfläche der Gedärme hervorragenden Enden

ober Haarröhrchen nach einer ihnen eigenthümlichen Kraft in sich, befördern ihn weiter bis zu den Krösedrüsen, worinnen er theils noch besser ausgearbeitet, theils auch durch den Zufluß der sogenannten Lymphe oder des Fließwassers mehr und mehr verdünnet und verbessert wird, und überliefern ihr aus diesen Drüsen durch die Milchgefäße der zwoten Ordnung dem Sammelkasten, von wannen er endlich durch den Brustgang in das Blut selbst übergeht.

Milchhecke.

Dieser Name kömmt in des Hrn. Ives Reise nach Indien, in der Uebersetzung II. Th. 380 S. vor. Es ist eine Staude, die auf der Küste Coromandel zu Zäunen gebrauchet wird. Die holzichte Wurzel treibt nach allen Seiten aus. Der Stamm ist nicht sehr holzicht, und besteht aus einem weißen, lockern Holze und grauen aufgerissenen Rinde. Die kleinen Aeste bestehen aus grünen, brüchigen Gelenken, ohngefähr von der Dicke einer Tabackspfeife und von drey bis sechs Zoll Länge. Sie enthalten einen scharfen Saft, welcher zwar süßlich schmecket, aber, wenn er die Haut berühret, Blasen aufzieht; doch fressen die Büffel und Ziegen die Zweige ohne Schaden. Diese Pflanze ist in Ostindien ein sehr geschätztes Mittel gegen die Lustseuche.

Milchholz.

Dieser Name könnte verschiedenen Bäumen beygeleget werden. In den Zusätzen zu den Nachrichten von nordamerikanischen Bäumen, welche im XIten Bande des Forstmagazins stehen, wird darunter, oder unter dem Namen Bois Laiteux, eine Staude angeführet, welche in den französischen Eilanden wächst, und weil sie geschwind wächst und sehr geschmeidig ist, daselbst zu Einfassung der Wälder gebrauchet wird, welche den Blättern nach dem Lorbeer, und in Ansehung der Blumen dem Jasmin gleichet und dessen Holz sehr weiß ist und wenig Mark enthält. Blätter, Zweige, Rinde und Stamm geben, wenn sie zerrieben oder zerbrochen werden, eine wahre Milch von sich, welche frisch auf die Wunden geleget, eine heilende, balsamische Kraft äußert, auch innerlich gebrauchet, beym Fieber, Durchfalle, Colik und mehrern Krankheiten nützlich seyn soll. Du Tertre hat das Holz und die Milch für fressend und gefährlich gehalten, welches, nach den angeführten Wirkungen, nicht füglich statt finden dürfte. Ob diese Staude nicht vielleicht unter einem andern Namen angeführet worden, können wir nicht bestimmen.

Milchglöcklein.

S. Glockenblume.

Milchkraut.

Milchkraut.

Weil der Genuß dieses kleinen Pflänzchen die Milch vermehren soll, hat solches diesen Namen erhalten. Glaux ist der sonst gewöhnliche Name, welchen einige durch Schielkraut übersetzet haben. Der Name Schielkraut aber gehöret eigentlich für diejenige Art Wirbelkraut, welche Rivinus auch Glaux genannt. Wir verstehen demnach unter Milchkraut das eigentliche Geschlechte Glaux Tourn. oder Glaux maritima Linn. welches auch von einigen Salzkraut und Mutterkraut genannt worden. Die Pflanze wächst bey uns in salzigen Gegenden, blühet im Junius, hat eine fäserichte, gleichsam in Gelenke abgetheilte, ausdauernde Wurzel, und schwache, auf der Erde hingestreckte Stängel, welche mit paarweise gestellten, kleinen, saftigen, länglicht zugespitzten Blättern und in deren Winkel mit kleinen blaßröthlichen Blumen besetzet sind. Die Blumendecke ist einfach, und man hält selbige für das Blumenblatt, ob es gleich nicht abfällt; mithin fehlet der Kelch; es ist solches glockenförmig und in fünf stumpfe rückwärts geschlagene Einschnitte abgetheilet. Fünf aufgerichtete Staubfäden umgeben den Griffel mit einem knöpfichten Staubwege. Das kugelförmige, zugespitzte Saamenbehältniß öffnet sich mit fünf Klappen, und enthält einen kugelförmigen Körper, auf welchem gemeiniglich fünf rundliche Saamen sitzen.

Milchkraut, S. auch Creuzblume.

Milchlinse.

Milchlinse nennt Müller eine runde Tellmuschel, nämlich Tellina lactea Linn. Die Schale ist von der Größe einer Lupinenbohne, durchsichtig, glatt, sehr schwach gestreifet, milchichtweiß und linsenförmig aufgetrieben. Das Mittelländische Meer.

Eine etwas kleinere, fleischfärbige, schief gestreifte Art, deren Striche an der einen Seite etwas umgebogen sind, wurde von Forstern an der englischen Küste gefunden, und vom Linnäus Tellina carnaria, von Müllern Fleischlinse genannt.

Milchsaft.

S. Milchgefäße.

Milchsauger.

Ziegenmelker ist eine besondere Zunft im Geschlechte der Schwalben, davon sich unten beym Artikel Ziegenmelker, caprimulgus, das nöthige wird anbringen lassen.

Milchschale.

Diesen Namen führen einige un-

ter sich ganz verschiedene weiße Conchylien, als

1) eine Korbmuschel, nämlich die Mactra corallina Linn. welche unter Korbmuschel angeführet worden.

2) Eine Tellmuschel, Tellina inaequialuis Linn. Die Holländer nennen solche Platzydige Telline. Die Schalen sind etwa einen Zoll lang, milchweiß, durchsichtig, die eine ist mehr platt, als die andere, und die vordere Spitze stumpf und klaffend. Das Schloß hat zwey Zähnchen, seitwärts aber sind keine zugegen. Dergleichen liefert das Mittelländische Meer.

3) Eine eyförmige Schnirkelschnecke, nämlich Helix haliotoidea Linn. Die Holländer nennen solche Melknapie, oder Oorstelp, indem sie viel Aehnlichkeit mit den Meerohren hat, daher sie auch die weiße Ohrschnecke oder das Milchnäpfchen heißt. Sie ist weiß oder grau, ganz platt, wellenförmig gestreift, und die ovale Mündung geht bis zum Wirbel. Man erhält dergleichen aus dem mittelländischen und andern Meeren.

Milchstern.

S. Ackerzwiebel.

Milchstock.

S. Löwenzahn.

Milchstraße.

Die Milchstraße oder Jacobsstraße, via lactea, galaxia, ist derjenige weißliche Streif, welcher um den ganzen Himmel von Südwesten über unsern Scheitel geht, und aus einer unzähligen Menge Sterne besteht, die wegen ihrer großen Entfernung nur ein weißliches, mattes Licht in unser Auge schicken und bloß durch gute Fernröhre bemerkt werden können.

Milchwundkraut.

S. Habichtkraut.

Milisgras.

S. Hirse.

Militz.

S. Rispengras, Schmielen und Sembden.

Milleporiten.

Punctcorallen, Milleporae, sind versteinerte Meergewächse, so zu den Corallarten gehören. Sie haben das Ansehen von ästigen Bäumen, und sind auf den Enden der Aeste oder auf ihrer Fläche mit zarten Röhren oder Puncten versehen. Wallerius Mineral. S. 437. merket von diesen Gewächsen an, daß sie bisweilen wie Hirschgeweihe oder Elendhorn, bisweilen wie kleine Büsche mit vielen Stämmen aus einer Wurzel wachsen. S. Punctcoralle.

Millerie.

Ob es gleich mehrere, unter den Naturforschern bekannte, Miller giebt, so ist doch dieses Pflanzengeschlecht vorzüglich dem durchgehends bekannten, und vor einigen Jahren verstorbenen, wirklich gelehrten Gärtner, Philip Millern gewidmet worden. Außer den beyden, öfters aufgelegten, und auch in die deutsche Sprache übersetzten Werken, dem Gärtnerlexikon und Gartencalender, hat derselbe auch dreyhundert schön ausgemalte Abbildungen seltener Pflanzen gegeben, und sich dadurch vorzüglich um die Kräuterkunde höchst verdient gemachet. Es zeiget dieses Geschlechte zusammengesetzte Blumen. Der gemeinschaftliche große Kelch besteht nur aus einem Blatte und ist nur in drey Einschnitte abgetheilet, von welchen zweene einander gleich und eyförmig zugespitzet sind und mehr einwärts stehen, der dritte aber äußerlich gestellet, viel größer, herzförmig zugespitzet und tiefer als die andern abgesondert ist. Gemeiniglich zählet man nur drey Blumen; nämlich zwo röhrenförmige, fünffach eingekerbte Zwitter, welche hinter den beyden kleinern Kelcheinschnitten stehen, und ein zungenförmiges, vertieftes, stumpfes, weibliches Blümchen, welches von dem größern Kelcheinschnitte umgeben ist. Die Zwitterblümchen zeigen fünf Staubfäden mit fünf vereinigten Staubbeuteln und einen dünnen Fruchtkeim, dessen Griffel sich mit zween zarten Staubwegen endiget, im Wachsthume aber zurück bleibt und niemals die Vollkommenheit eines Saamens erlanget, da hingegen der Fruchtkeim des weiblichen Blümchens herzförmig, schon viel größer, und dessen Griffel mit zween langen, auswärts gebogenen Staubwegen besetzet ist, und einen vollkommenen länglichten, dreyeckichten Saamen liefert. Dieser wird von dem nunmehro dreyeckichten Kelche umgeben. Herr von Linné führet nur zwo Arten an, davon die eine in jeder Blüthe fünf Blümchen, nämlich vier röhrenförmige Zwitter und ein dreyspaltiges Weibchen enthält. Beyde sind jährige Pflanzen.

1) Die herzblätterichte Millerie mit gabelförmigen Blattstielen, Milleria quinqueflora Linn. Sie wächst in Panama und Veracrux. Der Stängel steht aufgerichtet und erreichet sieben bis neun Schuh Höhe. Die Blätter sind einander gegen über gesetzet, herzförmig und die einzeln stehenden Blattansätze stumpf und zurückgebogen. Die gelben Blumen stehen ährenweise, doch sind die Blüthstiele gabelförmig abgetheilet. Zuweilen fehlen die Blätter und sind gestreift und tief ausgezacket.

2) Die

2) Eyblätterichte Millerie mit einfachen Blüthstielen, Milleria biflora Linn. wächst in Campeche. Der aufgerichtete Stängel wird ohngefähr drey Schuh hoch. Die Blätter sind eyförmig. Die einfachen Blumenstiele treiben aus dem Blätterwinkel hervor.

Beyde muß man auf dem Mistbette jährlich aus dem Saamen erziehen, und die Stöcke immerfort warm halten, daher auch gegen den Herbst zeitig hinter die Glashausfenster stellen und dennoch wird der Saame selten reif.

Miltau. S. Schwingel.

Milte. S. Melke.

Milz.

Splen. Lien. Es ist die Milz nicht, wie man vormals glaubte, ein überflüßiges und ziemlich entbehrliches, sondern vielmehr ein vorzügliches und wichtiges Eingeweide des Unterleibes, von ziemlich lockerer Substanz, und weicher als die Leber selbst, welcher sie gerade gegen über liegt, indem sie nämlich die linke und obere Gegend der Bauchhöle unter dem Zwerchfelle, und beynahe den Seiten- und Hintertheil der linken Dünnung ganz einnimmt, einigermaßen an die obersten kurzen Ribben angränzet; deswegen sie seitwärts vermittelst einiger Gefäße mit dem Magen, hiernächst ferner mit der Gekrösedrüse, dem Netze und der linken Niere verbunden, auch wohl bisweilen unmittelbar, oder durch eine besondere, mehr oder weniger breite Haut oder Band mit dem Zwerchfelle gänzlich zusammen gewachsen ist. Man hat es daher unter die seltensten Fälle und Begebenheiten zu rechnen, wenn die Milz, wie es sich bisweilen zugetragen, in der rechten Seite des Unterleibes oder wohl gar in der Brusthöle angetroffen worden. Eigentlich ist die bestimmte Anzahl dieses Eingeweides einfach, obschon einige berühmte Zergliederer deren bisweilen zwo, auch drey wollen gefunden haben, wenn man nicht etwa eine milzähnliche lymphatische Drüse, welche man etwa manchmal um diese Gegend herum, und mit der Milz selbst zusammenhängend gesehen, dafür angenommen hat. In Ansehung der äußerlichen Gestalt derselben finden sich sehr viele Abwechselungen und Veränderungen, nicht nur unter verschiedenen Menschen, sondern auch vorzüglich unter den Thierarten, indem sie nämlich bald rund, bald dreyeckicht, bald am Rande verschiedentlich eingekerbet und ausgezacket, nicht weniger oberwärts voller kleiner Hügelchen, auch bisweilen mit wirklichen Abdrücken der Rippen bezeichnet, vorkömmt. Am gewöhn-

lichsten findet man sie mehr länglicht, und beynahe zungenförmig, und bemerket man an ihr zwo Flächen, nämlich eine auswendige, etwas gewölbte, so nach dem Zwerchfelle und den Ribben zu gekehret ist, und eine inwendige, welche mehr ungleich hohl, übrigens aber vermittelst einer zwischen durchgehenden Furche oder länglichten Spalte in zwo Theile oder halbe Flächen unterschieden ist. Das äußerliche Ansehen der Milz ist bey einer ungebohrnen Frucht, oder auch bey neugebohrnen und jungen Körpern, von hellrother Farbe, bey erwachsenen mehr blauroth, weil sich nämlich zu der Blutröthe eine blaune Farbe menget, welches in todten Körpern bey großen Blutadern gewöhnlich ist, und bey alten und sehr betagten Zustande fällt die blaurothe Farbe mehr ins schwarze. Je nachdem der Magen mehr oder weniger mit Speisen angefüllet oder leer ist, findet man auch die Milz, da sie als ein schwammichtes und lockeres Eingeweide gleichsam zusammengedrückt werden kann, von sehr unbestimmten Umfange und ungewisser Größe. Doch findet man sie im gesunden, natürlichen und vollkommenen Zustande meistentheils ohngefähr fünf bis sechs Zoll lang, drey Zoll breit, einen Zoll dicke und beynahe zwölf Unzen schwer. Bey widernatürlichen Verhärtungen, welche ein sehr gemeines Uebel dieses Eingeweides zu seyn pflegen, und wo man auch wohl zuweilen Steine darinnen antrifft, hat sich das Gewicht derselben von einigen sogar bis auf zwanzig, dreyßig und mehrere Pfunde erstrecket. Es rühret dieses von ihrem lockern und schwammichten Wesen her; daher sie oftmals von einem geringen Stoße oder Falle, vom heftigen Erbrechen in der Schwangerschaft oder andern Gewaltthätigkeit, oder auch wohl ohne dieselbe zerborsten und einen plötzlichen Tod verursachet. Aeußerlich ist sie mit einer ziemlich festen Haut oder Bekleidung, welche als ein Fortsatz von dem Darmfelle herkömmt, überzogen, und welche bey dem Menschen und den mehresten vierfüßigen Thieren einfach, bey den Kälbern aber wirklich doppelt zum Vorschein kömmt, so daß sich beyde Schichten sehr bequem mit dem Zergliederungsmesser von einander trennen lassen. Genaue Beobachter haben auch an diesem äußerlichen Ueberzuge sehr viele und besondere Schweißlöcher wahrgenommen, woraus man abnehmen kann, daß das Eingeweide selbst der unmerklichen Ausdünstung fähig sey, welche sich auch durch andere angestellte Versuche für bestätiget gefunden. Gleichwie nun die Milzschlagader, Arteria splenica, die als ein besonderer Abkömmling der Bauchschlag-

ader

aber, arteriae coeliacae, in einer geschlängelten Richtung zur Milz gelanget, diesem Eingeweide eine ansehnliche Menge Blut zuführet, so wird selbiges durch eine einzige große, und ihre Schlagader durchgängig begleitende Milzblutader, vena splenica, welche sich mit der Gekröseblutader, vena mesaraica. endlich vereiniget, von dannen wieder abgeleitet. Außerdem hat dieses Eingeweide auch seine besondern Nerven und lymphatischen oder Flußwassergefäße, welche letztern sich, wie alle übrigen in der Bauchhöle befindlichen, in den Milchbehalter ergießen. Aus den neuern und bestätigten Erfahrungen berühmter Zergliederer weis man endlich nunmehr mit zuverlässiger Gewißheit, daß dieses Eingeweide weder einen besondern Ausführungsgang besitze, noch auch daß es aus einer drüsichten Bauart oder Drüsensubstanz bestehe. Es besteht vielmehr dasselbe aus einem Fächergewebe, worein nicht nur die letztern Enden der pulsaderichten Gefäße sich endigen, sondern worein auch die ersten kleinen blutaderichten Gefäße ihren Ursprung nehmen. Und eben daher kommt es, daß die Milz beynahe die Beschaffenheit eines lockern Schwammes an sich hat, und so saftig ist, daß, wenn man die Gefäße ausdrücket, und auftrocknet, fast nichts davon übrigbleibt. Werden aber die Gefäße angefüllet, so sieht man, daß sowohl Schlagadern als Blutadern in die Milz laufen, das innerste derselben mit den feinsten Zweigen durchdringen, und durch ein zartes Fadengewebe untereinander festgehalten werden. Da nun theils keine Feuchtigkeit durch einen besondern Ausführungsgang von diesem Eingeweide abgeführet wird, theils auch die großen und lockern Gefäße und Fächerchen dem Blute keinen besondern Widerstand leisten, so muß dasselbe freywillig daselbst aufgelöset, und folglich flüßiger werden, und seine gerinnbare Eigenschaft ablegen. Es dienet daher dasselbe zu nichts anders, als das dicke und zähe Blut der Pfortader durch seinen ergießenden Einfluß dünne zu machen, die Blutgellerungen, Verstopfungen, und allerhand andere leicht zu befürchtende Unfälle zu verhüten, auch vermöge der, von dem langsamern Umlaufe und Entwickelung laugenhafter Salztheilchen ihm gleichsam eigenen, Schärfe das zähe, öllichte und fettige Wesen dieses Pfortaderblutes desto besser aufzulösen. Ob man nun schon sowohl in den ältern als neuern Zeiten, bey Menschen und Thieren, die Milz ohne augenscheinliche und unmittelbare Lebensgefahr ausgeschnitten, und dieses oftmals darum gethan, weil man nicht nur dieses Einge-

weide für sehr überflüßig und entbehrlich angesehen, sondern auch denjenigen Schmerz, welcher sich nach einer vorhergegangenen heftigen Bewegung in der Biegung des Grimmdarmes, die nahe an der Milz liegt, vielmals offenbaret, auf die Rechnung der Milz geschoben, so schwächet dieses doch den nur angeführten Nutzen derselben, und die von ihr zu erwartenden Vortheile keinesweges, sondern beweiset vielmehr, daß die Verdauung und andere Handlungen des Körpers dabey allemal Schaden leiden müssen. Auch die übrigen Thiere sind mit diesem Eingeweide versehen, die Blutlosen ausgenommen, und mangelt sie daher den Würmern und Insecten. Sie ist aber auch nicht bey allen durchaus einerley, sondern fällt in Ansehung der Anzahl, Größe und äußerlichen Gestalt, oft sehr verschieden aus. Man könnte fast sagen, daß auch die vierfüßigen säugenden Thiere eine eigentliche Milz, und die übrigen nur so ein milzähnliches Eingeweide bey sich hätten. Dieses trifft schon bey den Vögeln ein, bey denen sie roth, länglicht, im Mittelpuncte des Gekröses gelagert, disseits des letzten Endes etwas dicker, aber kaum mit dem Magen verbunden, und überhaupt so klein ist, daß sie weder zu dem Magen, noch zu der Leber einiges Verhältniß hat, und daher in kleinen Vögeln kaum einen Gr[an] schwer wieget. Bey den Amph[i]bien hält man dasjenige für [die] Milz, was ebenfalls im Mittel[-] puncte des Gekröses, gleichsa[m] einer rothen, und mit groß[en] Gefäßen bedeckten Drüse ähnl[ich] sieht. In den Fischen ist sie [ein] langer, vorneher flacher, [und] dünner Körper, der dem äußer[-]chen Ansehen nach eine blut[-] Farbe hat, und übrigens sonst [in] der Lage als Figur nach mit [der] Milz der vierfüßigen Thiere [so] ziemlich übereinkommt; und [an] nerseits an dem Magen, ander[er] seits an der Leber und dem [Grim]därme herum befindlich ist.

Milzkraut.

Milzkraut und Frauenh[aar] werden öfters mit einander v[er]wechselt, und wirkliche verst[ie]dene Pflanzen bald mit dies[em] bald mit jenem Namen bel[egt]. Beydes sind Farnkräuter, w[el]die Geschlechtsnamen Adiantu[m] und Asplenium erhalten; d[a]damit man auch im Deutsc[hen] die gewöhnlichen Namen gehö[rig] unterscheide, kann man Adi[an]thum, Frauenhaar, und Asp[le]nium, Milzkraut nennen. [Die]de tragen die Befruchtungsz[eu]zeuge und den daraus entste[hen]den Saamen auf der hintern [Flä]che des Blattes, und diese sin[d] bey dem Milzkraute lauter St[ri]fen oder Linien vor, welche ein

ley Richtung halten, und meistentheils schief gestellet sind; deswegen heißt Herr Oeder dieses Geschlechte Streifenfarn; dahingegen bey dem Frauenhaar die davon gemachten Flecke mit dem zurückgerollten Rande des Blattes bedecket sind. Da nun die Gestalt und Lage der Fruchttheilchen bey den Farnkräutern die Geschlechtskennzeichen abgeben, haben Herr v. Linné und andere ehedem besonders angenommene Geschlechter unter Milzkraut, oder Asplenium vereiniget; von welchen wir jedoch einige, welche unter andern Namen überall bekannt sind, auch von Herrn Gleditsch mit einander nicht vereiniget worden, besonders anführen wollen, nämlich Hirschzunge, Mauerraute und Wiedertodt, von den übrigen Arten aber, deren überhaupt nach dem Herrn von Linné fünf und zwanzig bestimmet sind, nur die merkwürdigsten allhier beschreiben. Herr v. Linné theilet die Arten nach Beschaffenheit des Blattes in drey Ordnungen. Einige bestehen aus ganzen, andere aus federartig zerschnittenen, und noch andere aus gefiederten Blättern. Zu der ersten Ordnung gehöret vorzüglich die Hirschzunge, Lingua cervina, oder Scolopendrium, zu der andern

- das eigentliche oder wahre Milzkraut, Ceterach offic. welches man zum Unterschiede von den andern, das federartig zerschnittene Milzkraut, nicht aber füglich wegen der Gestalt des Blattes, Hirschzunge, nennen könnte. Es wächst solches in den feuchten Ritzen der Klippen im Morgenlande, Italien, und um Montpellier. Die fäserichte braune Wurzel treibt kurzgestielte, drey bis vier Zoll lange, auf der obern Fläche grüne, auf der untern, wegen der daselbst aufsitzenden Fruchtkörperchen und darüber hinliegenden Schuppen, gelbbraune, und am Rande wechselsweise in stumpfe Lappen zerschnittene Blätter.

Es wurde dieses Milzkraut zu den sogenannten Haarkräutern in der Apotheke gerechnet, und in den ältern Zeiten zu Auflösung der stockenden Säfte, sonderlich im Milze und der Lungen angerühmet. Nach und nach ist solche in Vergessenheit gerathen, bis in den neuesten Zeiten der Gebrauch davon wieder empfohlen, auch neue Tugenden derselben entdecket worden. Der Englische Arzt John Hill hat in einer Abhandlung über die Natur und Cur der Milzkrankheit den Gebrauch dieser Pflanze von neuen empfohlen, und die gelinde auflösende und abführende Kraft derselben bey verstopften Eingeweiden des Unterleibes bestätiget; und da die alten Griechen gemeiniglich funfzig

Tage den Gebrauch davon fortsetzeten, um dergleichen Verstopfungen zu heben, und die sogenannte Milchsucht zu heilen, so versichert Herr Hill, daß öfters zwey Drittel von dieser Zeit hinlänglich gewesen, und die Patienten den glücklichen Wechsel ihrer Leibesbeschaffenheit, so zu sagen, an jedem Tage verspüret. Herr Hill aber erinnert hierbey, wie die Pflanze sorgfältig zu sammlen, damit der, auf der untern Seite der Blätter vorhandene Saamenstaub, in welchem vorzüglich die Kraft befindlich, nicht verloren gehe. Man kann solche zu Pulver gerieben einnehmen, oder einen Aufguß mit Wasser gebrauchen, oder auch eine Essenz daraus zubereiten. Ueberdieses hat Herr Morand in dem Dictionaire Encyclopedique diese Pflanze als ein vortreffliches urintreibendes Mittel, auch wider die Steinschmerzen empfohlen, welches auch ein anderer französischer Arzt, Herr Missa bestätiget. Beyde lassen das Kraut in Wasser kochen, und täglich davon früh zwey Schälchen trinken.

Zu den Arten, welche gefiederte Blätter haben, gehöret die Mauerraute und der Wiedertodt, von den andern bemerken wir

2) das dreyfach gefiederte Milzkraut, welches auch Frauen- oder Pennshaar, Adianthum nigrum, Capillus veneris, und vom Herrn von Linné Asplenium adianthum nigrum genennet wird. Es wächst solches in Frankreich, Italien, England an schattichten Oertern zwischen Steinen und Mauren. Die Wurzel ist seitwärts gerichtet und mit schwarzen, haarichten Fasern besetzet. Der Blattstiel ist wohl einer Spanne lang, schwarz glänzend und in Zweige abgetheilet; gemeiniglich theilet sich solcher in dreyfache Zweige, und das Blatt ist dreyeckicht, dreyfach dann gefiedert, und die Blättchen stehen wechselsweise gestellet, und in eyförmig zugespitzte, eingekerbte Lappen zerschnitten; der Fruchtstaub ist saffranfärbicht. Diese Art wird öfters statt anderer dergleichen Haar- oder Farnkräuter, sonderlich für das rechte Frauenhaar gebrauchet, und zu gleichem Endzwecke angewendet. Vielleicht aber ist davon weniger zu hoffen, wie wir noch überhaupt an den wirksamen Bestandtheilen dieser Kräuter zweifeln. Die übrigen Arten übergehen wir, da selbige außer dem Geburtsorte nicht leicht vorkommen werden, auch keinen Nutzen schaffen.

Milzkraut, S. auch Steinbrech, goldner, und Tragbenfarn.

Mineralien.

Mineralia, werden im weitläuftigen

ligen Verstande diejenigen natürlichen Körper genennt, welche in und auf dem Erdboden erzeugt, und als solche Körper gefunden werden, die kein Leben und keine organisirten Theile haben. Es gehören zu selbigen: Erden, Steine, Salze, verbrennliche Substanzen, Metalle und Erze, wie auch das Wasser. Die Versteinerungen und figurirten Dinge sind ebenfalls den Mineralien beyzuzählen, ob sie wohl als zufällige Dinge betrachtet werden müssen. Im engern Verstande nennt man nur Erze, Salze und brennbare Substanzen Mineralien, und rechnet weder Erden noch Steine, noch vielweniger versteinerte und figurirte Dinge darzu. Wir halten aber dafür, daß diejenigen, welche den ersten Begriff festsetzen, nicht irren, sondern Grund dazu haben. Die Lehre oder Wissenschaft, wo von allen diesen Körpern gehandelt wird, heißt die Mineralogie.

Minkschen. S. Riedgras.

Minne.

Minne zu Cölln, bey uns Diebel, Nicht. auch Thicbel. s. unsere Artickel, Dickfisch und Dickkopf, Th. II. S. 322. desgl. Karpe, Cyprinus Cephalus, Linn. Sp. 6. Th. IV. S. 404.

Minnebaum.

Mit diesem Namen beleget Herr Planer das neue Pflanzengeschlecht, Sirium Linn. Der glockenförmige, gefärbte Kelch ist vierfach eingeschnitten. Das Blumenblatt fehlet; hingegen beschreibt Hr. v. Linné ein vierfaches Honigbehältniß, welches den Kelch krönet oder denselben verschließt; am Kelche sitzen auch vier Staubfäden, welche unterwärts haaricht sind. Der Fruchtkeim steht unter dem Kelche, und der Griffel trägt einen dreyspaltigen Staubweg. Die Frucht ist eine dreyfächericht Beere. Die gestielten, einfachen Blätter stehen einander gegen über, und die Blumen sind straußförmig mit einander vereiniget.

Minuartie.

Minuartus war zur Zeit, als Löfling seine Reise verrichtete, ein Apotheker in Madrit, und wird von diesem als ein großer Beförderer der Kräuterkunde gelobet. Es hat selbiger auch das Geschlecht Cerviana zuerst bestimmet, welches aber nachher Hr. v. Linné mit dem Pharnaceo vereiniget. Die Blume der Minuartie zeiget nur fünf steife, pfriemenartige und stehenbleibende Deckblätter, welche man für den Kelch annimmt; drey zarte Staubfäden umgeben den dreyeckichten Fruchtkeim und drey dünne kurze Griffel mit dickern Staubwegen. Das Saamenbehältniß ist viel kürzer als der Kelch, länglicht, dreyeckicht, öffnet sich

mit drey Klappen, zeiget aber nur ein Fach, und enthält in diesem einige rundliche Saamen. Löfling hat drey Arten beschrieben, welche auch Hr. v. Linné beybehalten hat. Alle wachsen in Spanien und sind jährige Pflanzen.

1) Die gabelförmige Minuartie, Min. dichotoma. Die Wurzel ist fäsericht. Der Stängel wird nicht über einen Daumen hoch und theilet sich oberwärts in zwo Zweige, die sich weiter gabelförmig vertheilen. Die Blätter sind ungestielt, einander gegenüber gestellt, und laufen aus einem breitern Anfange spitzig zu; in dem Winkel der gabelförmig abgetheilten Zweige sitzet ein einzelnes Blümgen, dessen Kelchblättchen selten ausgebreitet sind. Das borstenartige Deckblatt ist länger als die Blume. Das ganze Pflänzchen ist steif und hart.

2) Die Feldminuartie, Min. campestris, zeiget borstenartige, steife, glatte Blätter; die Blumen stehen auf den Spitzen der Zweige wechselsweise, und das Deckblatt ist kürzer als die Blume; außer den fünf Kelchblättgen bemerket man auch fünf ganz kleine Blumenblätter, wie denn auch die Anzahl der Staubfäden sich bis auf zehen zuweilen vermehret, die Zahl der Griffel aber immer einerley bleibt. Man könnte diese vielleicht besser für eine Art Sandspargel halten.

3) Die haarichte Bergminuartie, Min. montana. Der einfache, niedrige, haarichte Stängel theilet sich in einige kurze Zweige, an welchen die Blumen seitwärts wechselsweise stehen. Die Blätter sind einander gegenüber gestellet, linienartig und haaricht. Das Deckblatt ist länger als die Blume.

Mire.

S. Gauchheil und Vogelmeier.

Mirren.

S. Myrten.

Mispel.

Mispel oder Mespelbaum. Die Geschlechter Mespilus, Crataegus und Sorbus, sind mit einander nahverwandt. Blume und Frucht kommen in allen dreyen miteinander überein, nur die Anzahl der Griffel und der Saamen ist verschieden, und wegen dieses Unterschiedes haben Herr von Linné, auch Hr. v. Haller in der ersten Ausgabe von den Schweizerischen Pflanzen, diese Geschlechter beybehalten, und dem Crataego zween Griffel und zween Saamen, dem Sorbo drey Griffel und drey Saamen, und dem Mespilo fünf Griffel und fünf Saamen zugeeignet, und selbige dadurch von einander unterschieden. Da aber diese Unterschei-

dung-

dungszeichen nicht wichtig, auch nicht immer beständig sind, hat Herr von Haller in dem Verzeichnisse der Göttingischen Pflanzen alle drey Geschlechter unter dem Namen Sorbus, und in der neuern Ausgabe der Schweizerischen Pflanzen, unter Mespilus vereiniget, welchem auch Herr Böhmer und Herr Scopoli gefolget sind, nur hat der erste Sorbus, und der letzte Mespilus zum gemeinen Geschlechtsnamen angenommen. Herr Hofrath Gleditsch führet diese Geschlechter zwar besonders an, erinnert aber, wie dadurch die zusammengehörigen Geschlechtsarten gegen die Natur zerrissen würden. Wir ziehen gleichfalls die Vereinigung der Trennung vor; da aber verschiedene Arten unter besondern deutschen Namen bekannt sind, haben wir jeden an seinem Orte aufführen, und hier nur die eigentlichen Arten des Mispelbaumes, oder die meisten, welche Hr. von Linné unter Mespilus angeführet, beschreiben wollen. Wir erinnern nur, wie unter Ebereschenbaum, Elsebeerbaum, Mehlbeerbaum, Mehlfäßleinbaum und Weißdorn, die mit dem Mispelbaume nahverwandten Arten oder Geschlechter vorkommen, der Mespilus amelanchier Linn. aber von uns mit dem Birnbaume vereiniget worden. Ehe wir die Arten beschreiben, wollen wir die Geschlechtskennzeichen des Mispelgeschlechtes kürzlich wiederholen. Auf dem einblätterichten, vertieften, fünffach eingeschnittenen Kelche sitzen fünf rundlichte, vertiefte Blumenblätter, und ohngefähr zwanzig Staubfäden. Die Anzahl der Griffel soll fünfe seyn, jeder trägt einen knöpfichten Staubweg. Die fast kugelförmige, fleischichte Frucht ist mit den vergrößerten, gegeneinander gerichteten Kelcheinschnitte besetzet, und enthält gemeiniglich fünf steinartige, höckerichte Saamen. Die Blätter stehen bey allen Arten wechselsweise an den Aesten.

1) Gemeiner Mispelbaum, Mespel, Hespellein, oder Hespelstrauch, Mespilus germanica L. ist ein niedriger, ästiger Strauch, welcher zuweilen von selbst zu einem schwachen Bäumchen aufwächst, oder doch gezogen werden kann. Die Aeste endigen sich mit langen steifen Dornen, woran der junge Trieb weißlicht und wollicht ist. Das Laub bricht im April hervor. Die Blattstiele sind kurz, und oberwärts ausgefurchet, die Blätter selbst oberwärts etwas haaricht und dunkelgrün, unterwärts wollichter und heller, lang, schmal, lanzetförmig, mehr oder weniger am Rande ausgezacket, selten völlig ganz. Die Blüthe erscheinet im May. Die Blumenblätter sind groß,

groß, weiß mit etwas röthlichten vermischet, und rosenförmig ausgebreitet; sie stehen einzeln, auf kurzen, kaum merklichen Stielen, in welche sich die kleinen Seitenzweige endigen, daher Herr von Linné solche als ungestielt beschrieben. Die fleischichte, derbe Frucht ist erstlich hellbraun, wird aber bey der Reife ganz dunkel. Sie ist oben auf dem platten Wirbel mit den vergrößerten Kelcheinschnitten gekrönet, und mit einem weißlichten harten Marke, und fünf langen, steinharten, dreyeckichten, auf der andern Seite aber platten Saamen erfüllet. Wenn das Laub im October nach den ersten Reifen zu fallen anfängt, sind die Früchte zeitig, obgleich noch nicht zu essen. Man findet diesen Strauch in verschiedenen Gegenden Deutschlands in dichten Busch- und Schlaghölzern, und im guten, lockern, doch etwas feuchten Grunde, aus einer starken, holzichten, dauerhaften Wurzel hervorwachsen. Die gemeinste Vermehrung geschieht durch die Kerne, welche aber lange liegen, ehe sie in den Waldungen auf gehen, deswegen, und damit man auch größere und besser schmeckende Früchte erlange, pfleget man das Pfropfen auf Weißdorn oder Quitten zu veranstalten. In den wärmern Gegenden von Europa soll eine bessere und größere Sorte des Mispelbaumes von selbst wachsen, welche auch unter dem Namen des großen holländischen Mispelbaumes bekannt ist, und von Millern als eine besondere Art aus der Ursache betrachtet wird, weil bey der wilden gemeinen Art die Blätter mehr ganz, die Blumen kleiner, und die Früchte länglichter, oder mehr birnförmig sind. Es wird aber mit diesem, wie mit Birnen, Aepfeln und andern Obstbäumen gehen, bey welchen Wartung und Kunst mancherley Veränderungen und Abarten hervorgebracht. Da man diesen Baum sonderlich wegen der Frucht in den Gärten unterhält, wird man die größte Sorte wählen, und damit man dabey nicht irre, oder solche mit der gemeinen verwechsele, bemerken wir, wie daran die Stacheln gänzlich mangeln, die Blätter größer, über sechs Zoll lang und über zween Zoll breit, am Rande weitläuftig ausgezahnet, und hinten am kurzen Stiele öfters noch mit zween kleinen Anhängen, als kleinen Nebenblättern, versehen sind. Die Blüthe erscheint gemeiniglich erst im Juni; der Kelch ist etwas wollicht, und die Einschnitte sind länger als die weißen Blumenblätter, welche jedoch größer, als bey der gemeinen Art ausfallen. Die Früchte sind mehr rundlicht, größer, öfters zween Zoll dicke. Um dergleichen große Früchte zu

erhalten,

erhalten, unternimmt man das Pfropfen auf Stämme der gemeinen Art, oder auf den Weißdorn, oder nach Millern auf Birn- und nach dû Hamel auf Quittenstämme. Es wächst die große Sorte fast in jedem Boden, wenn selbiger nur nicht gar zu schlecht ist. Ist solcher nicht zu trocken, erhalten die Früchte eine ansehnliche Größe, doch werden sie im trocknen Erdreiche schmackhafter, wenn sie auch kleiner ausfallen. Man läßt sie entweder für sich als hohe Bäume aufwachsen, oder zieht sie an Spalierwände; im letzten Falle soll sich der Gärtner wohl vorsehen, daß er die äußersten Zweige nicht zu stark wegnehme, weil auf diesen gemeiniglich die Tragknospen befindlich sind. Daß die Früchte, wenn sie gleich reif sind, nicht sogleich zum essen taugen, sondern erst weich oder moll werden müssen, ist bekannt. Herr von Münchhausen in des Hausvaters 3 Th. 515 S. giebt hierzu noch besondere Anweisung, nach welcher sie, wenn die Blätter abzufallen anfangen, abgebrochen, in ein reines Tuch und mit diesem zwischen Betten geleget werden sollen, indem sie, weil auf solche Weise keine Luft dazu kommen kann, saftiger und im Geschmacke angenehmer bleiben. Aus der mehr dunkeln Farbe, und einiger Weichigkeit beym Anfühlen, kann man leicht abnehmen, wenn sie eßbar sind, doch bleiben sie hierauf nur kurze Zeit zum Gebrauche tauglich. Dû Hamel tadelt diese Früchte, weil sie gemeiniglich von innen weich zu werden anfangen, wenn sie äußerlich noch fast grün und hart sind, und wenn hingegen die Oberfläche weich wird, bereits einen faulenden Geschmack von sich geben. Bey der Frucht des gemeinen Mispelbaumes soll dieser Umstand nicht statt finden, deswegen dû Hamel dessen Früchte mehr als der übrigen achtet. Es giebt auch Mispelbäume, deren Früchte ohne Kerne sind, und welche ganz gegessen werden können; die vorhergehende Blume ist gefüllet, ohne Staubfäden und Griffel. In Frankreich werden die Früchte, als Confituren eingemachet. Es haben selbige eine zusamenziehende Eigenschaft, und werden daher von einigen wider den Durchfall empfohlen, Wedel aber hat ein Beyspiel angeführet, daß davon Verstopfung des Leibes mit dem bösen Wesen entstanden sey. Nach Herr Hofrath Gleditschens Erfahrungen können die Blätter und Zweige zum Lohgerben gebrauchet werden. Das Holz ist feste und zähe, und läßt sich, wenn es gerade gewachsen, sauber bearbeiten und hobeln.

Die andere Art dieses Geschlechts beym Herrn von Linné ist der

2) immer-

2) immergrünende stachlichte Mispelbaum, Mespilus pyracantha, welchen wir unter dem Namen Mehlfäßleinbaum angeführet.

3) Virginischer Mispelbaum mit Erdbeerbaumblättern, Mespilus arbutifolia Linn. wächst in Virginien. Der Stamm bleibt niedrig. Die Vergleichung der Blätter mit dem Erdbeerbaume ist fast nach allen Schriftstellern angenommen worden; sie sind kurz gestielt, über zween Zoll lang und einen Zoll breit, am Ende spitzig, am Rande eingekerbet, und daselbst mit kleinen, braunen, drüsenartigen Puncten besetzet, oberwärts glatt, dunkelgrün und auf den mittlern Adern mit feinen röthlichen Haaren gezieret, unterwärts etwas wollicht und gelblicht weiß. Gemeiniglich sitzen drey, auch viere bey einander, gegen den Herbst werden sie roth und fallen endlich ab. Im Junius treiben aus den Spitzen der Aeste kleine Blumenbüschel. Der Blumenstiel und der Kelch sind haaricht und die Kelcheinschnitte röthlich, eingekerbt, zuweilen sechse an der Zahl, und eben so findet man auch öfters sechs, sieben bis acht weiße Blumenblätter, man sieht aber deutlich, daß die vermehrte Zahl aus den Staubfäden entstanden. Die Frucht ist klein, ohngefähr von der Größe einer Wachholderbeere, im Anfange des Herbstes roth, zuletzt mehr braunroth und mit einem platt gedrückten Nabel versehen. Der Baum treibt gemeiniglich aus der Wurzel Schößlinge, wodurch die Vermehrung geschwinder, als durch den Saamen geschieht. Man kann auch Ableger machen, oder davon auf den gemeinen Weißdorn pfropfen. Wegen des Nutzens darf man solchen nicht anziehen, ist auch gegen die Kälte empfindlich und muß nach und nach daran gewöhnet werden. Er liebet ein lockeres Erdreich.

4) Canadischer Mispelbaum mit verkehrt eyförmigen Blättern, Mespilus canadensis Linn. wächst in Canada und Virginien, und erreichet ohngefähr fünf Fuß Höhe. Die kurzgestielten Blätter sind eyförmig, länglicht, unten schmal, nach der Spitze rund und breiter, ohngefähr drey Zoll lang und einen Zoll breit, am Rande fein ausgezahnet, auf beyden Flächen glatt, auf der obern dunkelgrün, auf der untern weißlicher und glänzender; gemeiniglich drey auch mehrere stehen bey einander. Im May und Junius erscheinen die Blumenbüschel an den Spitzen der Zweige. Die Blumenstiele und Kelcheinschnitte sind wollicht, die Blumenblätter halb weiß, halb röthlich, am Rande fein eingekerbet, und die, im Herbste reifenden, Beeren am Nabel niedergedrückt, schwarz und an Größe der gemei-

nen

nen Wachholderbeere gleich. Es verträgt solcher unsere Winter recht gut, und kann durch Saamen, auch eingelegte Zweige fortgepflanzet werden. Nur der Abwechslung wegen wird man selbigen unterhalten, da auf keine Weise Nutzen davon zu erlangen.

5) Die Zwergmispel mit völlig ganzen Blättern, wilde Quitte, Bergquitte, Chamaemespilus Gesneri. Mespilus Cotoneaster Linn. wächst auf den pyrenäischen und schweizerischen Gebirgen, auch auf dem Berge Ararat und bleibt ein schwacher, niedriger Strauch von vier bis fünf Fuß Höhe. Die Blätter stehen einzeln, betragen der Breite und Länge nach nicht viel über einen Zoll, und sind daher fast rundlich, am Ende etwas zugespitzet, völlig ganz, oberwärts grün und glatt, unterwärts weiß und wollicht, wodurch auch der Rand weißlich gemachet wird. Blätter- und Blumenstiele sind mit weißer, glänzender Wolle bedecket. Die Blumen erscheinen im May oder Junius aus dem Blätterwinkel in der zwoten auch mehrern Zahl und hängen unterwärts. Der Kelch ist grün und röthlich, wollicht; die Blumenblätter sind klein, weißröthlich, niemals recht ausgebreitet. Das unter der Blume befindliche Deckblättchen ist roth. Die Staubfäden sind einwärts gebogen. Die Zahl der Griffel wird von zween, drey und fünfe angegeben. Die im August reifen Beeren sind unschmackhaft, roth, einer Erbse groß, mit einem zusammengedrückten Nabel; in dem gelblichten mehlichten Marke liegen gemeiniglich nur zween oder drey Saamen. Auch dieser hat keinen Nutzen, verlanget aber auch keine besondere Wartung, nimmt auch mit schlechten Boden verlieb, ist gegen die Kälte ziemlich hart und treibt bewurzelte Schößlinge, durch welche, wie auch Ableger, Pfropfen und Saamen die Vermehrung leicht geschehen kann. Der Russische Zwergmispelbaum, welchen Amman beschrieben und auch Herr du Roi angeführet hat, ist eine Abart des jetztbeschriebenen, und der Unterschied besteht vornehmlich in den schwarzen Beeren.

6) Zwergmispelbaum mit eingekerbten Blättern, heißt auch bey einigen wilde Kutten. Cotoneaster oder Chanaemespilus, und ist Mespilus Chamaemespilus L. wächst auf den Pyrenäischen, Schweizerischen und österreichischen Gebirgen. Ist ein niedriger, zuweilen kaum über eine Elle hoher, mehr ausgestreckter Strauch mit krummen und verwirrten Aesten. Die Blätter sind fest, eyförmig, zugespitzt, ausgezahnt, auf beyden Flächen glatt, unterwärts blaßgrün, und mit großen, langen, röthlichen, zeitig abfal-

abfallenden Blattansätzen versehen. Nach Hrn. Scopoli Beschreibung ist die untere Fläche der Blätter wollicht. Die dichten Blumenbüschel entstehen aus dem Blätterwinkel, und ragen kaum über die Blätter hervor. Die gefärbten Deckblätter sind fast länger als die Blumen, und fallen zeitig ab. Die Blumenblätter sind weißröthlicht; der Kelch ist öfters purpurfarbig. Die Zahl der Griffel und Saamen ist verschieden. Jacquin hat nur zwey, Hr. v. Haller drey und ehedem Clusius viere, auch fünfe angegeben. Die Frucht ist schwarz, aber durchaus mit weißlichen Haaren besetzt, und soll zum essen taugen. Hr. Cranz in dem Fasciculo II. stirp. austriacarum rechnet diesen Strauch zum Sorbo, und erinnert, wie die Blätter auf der untern Fläche zwar anfangs nichts wollichtes zeigten, nach und nach aber dergleichen Ueberzug erhielten, jedoch selbigen auch wieder absetzten, und wie die Frucht nicht füglich eine Beere zu nennen, selbige auch würklich in zwey Fächer abgetheilet, und in jedem Fache nur ein Saamen anzutreffen sey.

Und da wir bey dieser Art des Hrn. Cranzes erwähnet, erinnern wir noch, wie derselbe nicht nur diese beschriebenen Mispelbäume und die andern oben bemerkten nahe damit verwandten Geschlechter, sondern auch Birnen, Aepfel und Quitten mit einander vereiniget, und aus allen diesen zwey Geschlechter, Mespilus und Sorbus gemachet, dem Mespilo eine genabelte und in keine Fächer abgetheilte, hingegen dem Sorbo eine genabelte und in mehrere oder wenigere Fächer durch besondere Scheidewände abgetheilten Frucht zugeeignet; daß nur Birnen, Aepfel und Quitten von demselben zu dem letzten Geschlechte gerechnet worden, erhellet leicht, obgleich der Unterschied zwischen diesen und dem zuletzt beschriebenen Zwergmispelbaume und andern Sorbusarten gar merklich ist.

Mispel, S. auch Mistel.

Mispelbirne.

S. Birnbaum.

Mistel.

Unter dem Geschlechte Viscum führet Herr von Linné sechs Arten an, davon zwar eine aus der Erde hervorwächst, die übrigen aber als Schmarotzerpflanzen auf andern Pflanzen wohnen, und daher alle, außer einer, in Carolina und Jamaika zu Hause sind; daher wir nur die eine, bey uns einheimische, anführen wollen. Es wird diese wegen der Frucht

Die weiße Mistel, oder auch Mispel, und weil selbige häufig auf den Eichbäumen wächst, die Eichen-

Eichenmistel, sonst auch heiliges Creuzholz, Heil aller Schaden, Vogelleim, Ginster, Kinster, Kenster, Affolte, Marentocken genannt, Viscus quernus offic. Viscum album Linn. Weil dieser kleine ausgebreitete Strauch seinen Stand niemals auf der Erde nimmt, sondern beständig auf andern Bäumen aufsitzet, hat man mancherley falsches und abergläubisches davon aufgezeichnet. Man behauptete unter andern, daß keine Mistel aufkeime, wenn nicht der Saame zuvor durch die Gedärme der Vögel gegangen und mit dem Unrathe wieder ausgeworfen worden. Andere wollen den Mistel mit den Haaren, Hörnern und Klauen der Thiere vergleichen, und für einen besondern Auswuchs der Bäume selbst annehmen. Diese und andere bey den ältern Schriftstellern vorkommende Irrthümer sind in den neuern Zeiten gänzlich widerleget und bewiesen worden, der Mistel sey, in Ansehung seines Wachsthums, von andern Pflanzen nur darinnen verschieden, daß solcher, statt in der Erde zu wachsen, seine Säfte, wie verschiedene andere Schmarotzerpflanzen, aus der Rinde und dem lockern saftreichen Splinte der Bäume ziehe, nachdem zuvor der Saamen dahin geführet und am Keimen nicht verhindert worden. Es hat die Mistel wirklich eine Wurzel und Stamm, Zweige, Blätter, Blüthen und Früchte, wie andere Pflanzen, und die Blüthen sind von zweyerley Geschlechte. Nach dem Herrn von Linné sitzen solche auf verschiedenen Stämmen oder Pflanzen, und Herr Scopoli hat ein gleiches wahrgenommen. Hr. von Haller und Hr. Hofr. Gleditsch aber haben beyderley Blüthen auf einem Stämmchen und oft in gemeinschaftlichen Büscheln bey einander gefunden. Beyderley Arten Blumen haben nur eine Decke und man hält selbige für den Kelch. Dieser besteht bey den männlichen aus vier bis sechs eyförmigen Blättchen, an deren jeden ein kleiner Staubbeutel ohne besondere Staubfäden platt aufsitzet. Bey den weiblichen Blumen zeiget der Kelch vier oder fünf eyförmige, kleinere Blättchen und steht auf dem dreyeckichten Fruchtkeime, welcher keinen Griffel, sondern nur einen stumpfen und mit einem merklichen Ausschnitte versehenen Staubweg trägt. Die Frucht ist eine kleine, glatte, runde Beere, welche einen platten, stumpfen, herzförmigen Saamen enthält. Der Hauptstamm des Mistelstrauches ist einen, zween bis drey Daumen stark und treibt zweyspaltige oder gabelförmig abgetheilte, gegliederte, anfangs grünlichtgelbe, wenn sie aber älter werden, castanienbraune Aeste, welche nach der

Lage des Stammes entweder auf- oder mehr unterwärts gerichtet sind, auch diese Richtung immerfort behalten, und nicht, wie bey andern Bäumen geschieht, von unten nach oben zu gebogen werden. Die Blätter stehen paarweise an dem obern Theile der Zweige einander gegen über, fallen im Herbste nicht ab, sind dicke, aber nicht saftig, steif, glatt, grün, länglicht rund, am untern Ende schmal, am Rande völlig ganz und der Länge nach mit sechs starken Nerven durchzogen. Die Blüthe erscheint zeitig im Frühjahre, gemeiniglich auf den Knoten in dem Winkel der Gabeln, und die Blumen stehen in verschiedener Anzahl bey einander.

Der Mistel kömmt auf vielerley Bäumen und Sträuchern zum Vorscheine, und würde noch häufiger gefunden werden, wenn ihn nicht die starken Regen im Spätherbste abspühleten. Denn wenn selbiger auf den Bäumen auskeimet, wie auch auf todtem Holze und auf der Erde geschehen kann, so muß er doch, nach Hrn. Hofr. Gleditschens Beobachtungen, wieder vergehen, wenn der feine schwammichte Wurzelkeim, der sich als eine am Ende kolbige und gekrümmte Warze ansetzet, nicht nur in das lockere Wesen der Rinde eindringen, sondern auch seine verlängerten Fortsätze durch den Bast in den saftreichen und lockern Splint tiefer und weiter ausbreiten könnte. Da er aber öfters daran verhindert wird, so vergeht solcher vielmals, ehe er sich erheben und ausbreiten kann, zumal überhaupt das Wachsthum sehr langsam geschieht; können aber die warzenförmigen, geth[ä]ten Fortsätze des Wurzelkeims weit genug in die Rinde eindringen, so breiten sich diese dermaßen darinnen aus, daß des Baumes Zacken an dem Orte, wo der Mistel aufsitzt, knoticht werden, Mißgewächse bilden, und endlich zu schwache, oder gar keine Triebe machen, vermögend sind. Der Mistel dauert indessen immer fort, es legen sich über seine Wurzeln bey dem jährlichen Zuwachse des Holzes jährlich neue Lagen von Splint, welches bey seinem Wachsthume so lange dauert, bis der größte Theil des saftreichen Splintes sich in hartes und festes Holz verwandelt, aus welchem er zuletzt keinen Saft mehr ziehen kann; da denn zwar der Ast des Baumes abstirbt, der Mistel aber noch einige Zeit fortlebet, weil er aus der Luft noch Feuchtigkeiten an sich zieht. Herr du Hamel hat auch über das Wachsthum der Mistel viele Versuche angestellet, und will dabey wahrgenommen haben, wie aus jedem Saamen, wenn solcher dreyeckicht ist, zween, oder wenn er mehrere Ecken hat, auch wohl drey bis vier kleine runde

runde Körperchen oder Keimwurzeln hervorkeimen, die an einem kurzen Stiele hängen, der aus dem fleischichten Wesen des Saamens entspringt; wenn hingegen der Saame länglicht und ohne Ecken sey, nur ein dergleichen Körper oder Warze, wie wir es zuvor mit Herr Gleditschen genannt haben, hervorbreche; mithin dieser Mistelsaame in der Art zu keimen von allen andern Pflanzen unterschieden sey, indem kein Saame bekannt, welcher mehr als eine Wurzel austreibe. Es unterscheidet sich der Mistel auch ferner von andern Gewächsen dadurch, daß seine jungen Wurzeln ohne Unterschied nach einer jeden Richtung fortwachsen, und nach der Lage des Stammes auf- oder unterwärts gehen, da sonst die Wurzel sich allezeit nach unten zu wendet. Ueber des du Hamels Versuche kann man die Schriften der Pariser Akademie vom Jahre 1740. und dessen Naturgeschichte der Bäume II. Th. 173 S. auch die Abhandlung von Bäumen und Sträuchern weiter nachlesen. Einen Auszug davon hat Hr. Zinn in dem 21sten Bande des Hamburger Magazins gegeben, welcher auch, ohne des Verfassers Namen zu erwähnen, im ersten Theile des Forstmagazins wieder abgedrucket worden. Herr Koelreuter, welcher über die Befruchtung der Pflanzen viele merkwürdige Versuche und Beobachtungen angestellet, hat uns auch den ganz besondern Band derjenigen Werkzeuge, die den Saamenstaub enthalten und das einige Mittel, dessen sich hier die Natur zu Bestäubung oder Befruchtung der weiblichen Pflanzen bedienet, näher zu erkennen, gelehret. Was man bey andern Pflanzen Staubkölbchen genannt, ist bey der Mistel nichts anders, als ein erhabner, schwammichter Theil von weißlichter Farbe, der bey dem Männchen die innere Fläche der Blumeneinschnitte größtentheils einnimmt und feste daran angewachsen ist. Er besteht aus einem zellichten Gewebe, das von innen mit vielen hohlen Gängen von unterschiedlicher Wendung versehen ist, die unter einander Gemeinschaft haben und den Saamenstaub, wenn er nach und nach aus der zellichten Substanz hervorkömmt, aufzunehmen, und ihn endlich durch gewisse rundliche Oeffnungen, die sich allenthalben auf der Oberfläche dieses Werkzeuges zeigen, in die Höhle der noch geschlossenen Blumen auszusondern bestimmt sind. Die männlichen Blumen öffnen sich nicht auf einmal, sondern allmählig, und setzen den in ihnen ruhig liegenden schwefelgelben und durch seine kurze Häckchen mit einander zusammenhängenden Saamenstaub der freyen Luft aus. Dieser wird, wie Herr Koelreuter hier und in

vielen andern Blüthen annimmt, allein durch Insecten, und zwar hier von mancherley Gattungen von Fliegen, auf die weiblichen Blumen getragen. Es erinnert auch dieser sorgfältige Beobachter, wie der Mistel in dem ganzen Pflanzenreiche vielleicht die erste Pflanze sey, von der man sagen kann, daß ihre Befruchtung von Insecten, und ihre Fortpflanzung von Vögeln abhänge, und folglich ihre Erhaltung von zweyerley Thieren aus ganz verschiedenen Classen und ohne Zweifel auch hinwieder die Erhaltung von diesen, in Ansehung ihres nothdürftigen Unterhalts, auf das Daseyn von jener gegründet ist. Die Fortpflanzung geschieht vornehmlich durch die Vögel, welche die, an ihren Federn und dem Schnabel anklebenden Beeren an Ort und Stelle bringen, oder auch durch die Winde im Spätherbste. Die Beere oder der Saame klebt, wegen des dabey befindlichen leimichten Wesens, leicht an den Aesten der Bäume an. Auf alten Bäumen, oder solchen, welche recht festes Holz haben, wird das Keimen und Gedeihen nicht leicht statt finden, es werden hierzu mehr junge, an welchen Rinde und Splint locker und saftreich genug sind, erfordert, wie alle damit von Herrn Hofrath Gleditsch gemachte Versuche bewiesen haben, wenn die Zweige mit den zerdrückten Beeren und Saamen beschmieret werden. Es wird bey uns der Mistel auf allerley Bäumen, und sowohl auf Laub- als Nadelhölzern gefunden. Als auf Kiefern, Roth- und Weißtannen, Birken, Eichen, Aspen, Haselsträuchern, Weißdorne, auch auf den Obstbäumen. Bey uns trifft man dergleichen fast am häufigsten auf den Eichen an; doch wird man zuweilen in weitläuftigen Eichwäldern nicht eine einzige Staude, wohl aber auf den einzeln dazwischen stehenden Fichten oder Kiefern dergleichen finden, wie denn derselbe auch zuweilen wider Vermuthen auf solchen Bäumen zum Vorschein kömmt, wo er sonst gar nicht gewöhnlich ist.

So schädlich der Mistel in Ansehung der Waldungen, sonderlich der angehenden Stammbäume, und daher dessen Vermehrung durch fleißiges Abschneiden verhindert werden soll, so nützlich kann hingegen derselbe auf andere Art seyn. In den ältesten Zeiten war dieser Strauch berühmt. Unsere heidnischen Vorfahren pflegten insonderheit diejenige Eiche, worauf selbiger gewachsen war, mit besonderer Hochachtung zu verehren, und nach Plinii Zeugniß wurde nichts heiliger, als die Eichenmistel gehalten, und dafür Heil aller Krankheiten genannt. Auch das Wort Mistel soll nach der alten Celtischen Sprache Gut

heil heißen; daher man auch glauben wollen, die heidnischen Priester und Weltweisen oder die Druiden, welche in den ältern Zeiten wegen Heilung des bösen Wesens berühmt waren, hätten diese Cur ganz allein mit der Eichenmistel verrichtet, wie daher noch der Spruchs bekannt ist: ad viscum, ad viscum Druydes clamare solebant. Daher auch sehr wahrscheinlich, daß die Gewohnheit, Mistel am Christabende auf den hohen Altar zu tragen, welche unter den Christen an einigen Orten noch jetzo beobachtet wird, aus dem Alterthume und dieser vorzüglichen Achtung abstamme. Der Gebrauch in der Arzneykunst ist auch von Alters her eingeführet, und hierzu die Mistel, welche auf Eichen wächst, besonders empfohlen und höher geschätzet worden, als diejenige, welche auf andern Bäumen wächst. Ob sich dieses wirklich also verhalte, und überhaupt, ob der Mistel ein kräftiges Mittel wider die fallende Sucht, stimmen die Aerzte nicht mit einander überein. Von den Neuern haben Boerhaave, Carthäuser, sonderlich Herr Colbatch, ein Engländer, diese große Tugend von neuen erweisen und durch viele Geschichte bestätigen wollen. Von denjenigen, welche daran zweifeln, wollen wir nur Herr Spielmannen anführen. Will man damit Versuche anstellen, soll man den Gebrauch einige Zeit fortsetzen, und darzu nicht die, in den Apotheken befindlichen, gemeiniglich von Würmern durchfressenen, sondern frische Aeste und Stämme nehmen, und die Rinde nebst dem Holze, oder lieber die Rinde allein, täglich entweder von einem bis zu zwey Quentchen in Pulver gebrauchen, oder drey bis vier Quentchen mit Wein vermischen, und nachdem beydes mit einander in einer gelinden Wärme gestanden, diesen Mistelwein trinken. Man hat auch den Mistel als ein Verwahrungsmittel wider Schlagflüsse, bey dem Schwindel und andern Nervenkrankheiten empfohlen; überdieß hat Bauhin das Pulver davon wider die Würmer, und Sim. Pauli wider das Seitenstechen, und andere noch zu mehrern Krankheiten angerühmet. Daß einiger Unterschied in Ansehung der Kräfte der Mistel statt finde, nachdem selbige auf verschiedenen Bäumen wächst, läßt sich wahrscheinlich behaupten, da andere Schmarotzerpflanzen, wie sonderlich von der Flachsseide bekannt ist, von der Pflanze, worauf selbige wächst, Geruch und Geschmack annehmen. Die Eichenmistel hat man neuerlich in dem II. Th. der Actor. Moguntinor. besonders empfohlen. Das Holz hat weder Geruch, noch Geschmack, wenn es aber gekochet wird, giebt es einen eckelhaften Geruch von

sich, ist dichte, aber spröde, nicht fäserigt, sondern gleichsam wie gegossen, indem die der Länge nach hinlaufenden Fasern häufig mit viel Querfasern durchschnitten sind, welche ungewöhnliche Richtung der Fasern sich am besten wahrnehmen läßt, wenn man das Holz anzündet, die Flamme wieder auslöschet und nachher die glüende Kohle betrachtet. Es läßt sich dem ohngeachtet gut hobeln und zeiget viel ähnliches mit dem Birkenholze, kann aber nicht genutzet werden, da solches niemals genugsame Dicke erhält. In Oesterreich und dem Wiener Walde wächst der Mistel auf Tannen, und aus diesen werden Rosenkränze gedrechselt, die auf jedem Kügelchen gleichsam zwo Sonnen vorstellen. Zur Winterszeit und bey vorfallenden Futtermangel können die jungen frischen Zweige dieses Strauches, wo derselbe häufig zu finden ist, gesammlet und dem Viehe vorgeleget werden, welche dergleichen gern fressen.

Die Beeren sind scharf und bitter, und man will solche für giftig halten. Sie purgieren heftig; doch sollen die Ziegen die frischen Beeren gern fressen, und der Mistler, Turdus viſciuorus, hat vom Genusse derselben seinen Namen erhalten. Herr Cranz rechnet selbige unter die leimichten oder verdickenden Gifte, und setzet solche neben den Psyllensaamen, und von den letzten wird man nicht Schaden zu befürchten haben. Man gebrauchet selbige aber zu einem andern Nutzen. Es wird der so genannte Vogelleim daraus verfertiget. Man kochet die reifen Beeren mit Wasser so lange, bis sie aufspringen, hernach zerstößt man sie in einem Mörser und wäscht sie mit Wasser wieder so lange, bis alles leimichte von dem häutigen Wesen sich abgesondert und im Wasser aufgelöset ist; hierauf wird dieses Wasser wieder so weit eingekochet, bis der Leim seine gehörige Dicke erhalten. Es dienet solcher äußerlich zu Lindern und Erweichen, wird aber selten von den Aerzten gebraucht. Es kann auch Leim, nach dü Hamels Berichte, aus der Rinde des Strauches bereitet werden.

Außer dem wahren Mistel bemerken wir auch den Aftermistel, und verstehen darunter das Geschlecht Loranthus Lin. Nach dieser Benennung hat man im Deutschen den Namen Riemenblume erwählet, weil die langen, schmalen Blumenblätter wie Riemen, aufgerollet sind, eben deswegen aber, weil diese gerollt, und die Riemen genauniglich ausgestrecket sind, wie man nach der stärksten Einbildung die Aehnlichkeit nicht finden. Auch findet das Aufrollen nicht bey allen Arten statt. Alle hieher gehörigen Arten sind, wie der

Mistel, Schmarotzerpflanzen, welche auf andern Bäumen wachsen, und vorzüglich die in Europa befindliche Art zeiget überhaupt viel ähnliches mit unserer Mistel, daher wir lieber Aftermistel zum Geschlechtsnamen erwählen wollen. Herr von Linné bestimmet neun Arten, davon nur eine in Europa, und diese vorzüglich in den österreichischen Waldungen anzutreffen, die andern alle in Amerika oder Asia auf den Bäumen wachsen. Daher wir auch nur jene nach Herr Jacquins Beobachtungen beschreiben wollen.

Der österreichische Aftermistel, Loranthus Europaeus L. wächst ganz allein auf den Aesten der Eichen, und gleichet dem Ansehen nach dem gemeinen Mistel; wird einige Fuß hoch, und treibt viele, weit ausgebreitete Aeste. Diese sind unten in einen fast rechten Winkel vielfach gabelförmig abgetheilet. Diese Abtheilung geschieht gleichsam durch Gelenke, und bey jedem sieht man eine erhabene Cirkellinie; wie denn auch die alten Aeste einzeln abfallen, an dem Orte aber, wo die Absonderung geschehen, keimet eine braune zweyblätterichte Knospe hervor, aus welcher ein neuer Ast aufwächst, an diesen bleiben unten die zwey kleinern Knospenblättchen stehen, und an der Spitze desselben treiben zwey Blätter, und zwischen diesen eine neue Gabel aus, welche durch ein Gelenke von dem untern Stamme unterschieden ist. Die Blätter sind länglicht, stumpf, völlig ganz, oder kaum merklich eingekerbet, oder ausgeschweifet, dicke, fettig anzufühlen, immergrünend, gestielt, und einander gegenüber gestellet. Die Aeste endigen sich mit Blumenbüscheln. Jeder besteht ohngefähr aus acht bis zehen Blumen, welche platt aufsitzen, und mit einem kleinen Deckblättchen umgeben sind. Bey den ausländischen Arten sind alle Blumen Zwitter, bey dieser aber hat Herr Jacquin allezeit unfruchtbare Zwitter und weibliche Blumen, und zwar beyde auf verschiedenen Pflanzen gefunden. Der Kelch und die Blumenblätter sind in beyden einerley. Der Kelch stellet einen kleinen, sechsfach eingekerbten Rand vor, womit der Fruchtkeim gekrönet ist; die sechs grünlichten Blumenblätter sind einander ähnlich, lanzettförmig, platt, ausgebreitet, und vielmal größer als der Kelch. Die Zwitterblüthen zeigen sechs kurze, dicke, ausgebreitete Staubfäden, mit gedoppelten Staubbeuteln, davon einer viel größer als der andere ist, und einen dünnen Griffel. Der Fruchtkeim verwelket und fällt ab. Die weiblichen Blüthen enthalten zwar auch sechs Staubfäden, selbige aber sind dünner und tragen kei-

ne Staubbeutel, hingegen ist der Griffel stärker und länger, und der Fruchtkeim verwandelt sich in eine große, eyförmige, gelblichte Beere, in deren schleimichten Wesen ein länglichter Saame liegt. Die Anzahl der Staubfäden in den Zwitterblumen vermindert sich zuweilen, sie erhalten auch manchmal eine andere Gestalt, auch finden sich bisweilen nur fünf oder vier Blumenblätter.

Mistkäfer.

S. Pillenkäfer und Roßkäfer.

Mistler.

Mistler ist die Misteldroßel, oder Schnarre, die größte unter den Droßeln, Turdus viſciuorus maximus, s. Schnarre.

Mistmelde.

S. Bingelkraut.

Misy.

Misy; ist eine Art eines Vitriolsteins, so eine gelbe Farbe hat, an der Luft zerfällt, und in siedenden Wasser sich auflösen läßt. S. Vitriolstein.

Mißpickel.

Weißer Kies, arsenikalischer Kies, Pyrites albus, Minera arsenici alba; ist ein arsenikalisches Erz, so aus Arsenik, Eisen und einer unmetallischen Erde besteht. Es fällt dasselbe in allerley, meist würflichter Figur vor. An der Luft behält es meistentheils seine Farbe, doch beschlägt es bisweilen an der Oberfläche grün und bläulicht. Einige nennen den Mißpickel auch Giftkies, andere Wasserkies; allein es erinnert Henkel Kieshist. S. 191. daß das Wort Wasserkies aus Waiser Kies, welches die Aussprache im Reich ist, und so viel als weißer Kies bedeutet, entstanden. Wallerius Mineral. S. 296. gedenket noch einer andern Art eines arsenikalischen Kieses, den er Arsenikstein nennet, welcher von Farbe aschgrau etwas bläulicht, ganz dichte mit glänzenden Theilchen und Flitterchen seyn, gegen den Stahl mit einem arsenikalischen Geruch Feuer schlagen, und einem Kobolterze gleich seyn soll. Es scheint aber Justi Mineral. S. 101. nicht ohne Grund zu erinnern, daß Arsenikstein und Mißpickel allemal einerley, und da auch der Name Mißpickel in verschiedenen Ländern andere Bedeutungen hat, die aus Eisen und Arsenik bestehende Erzart besser mit dem Namen weißer Kies zu belegen sey, von welchen bisweilen eine Art etwas grauer und klarspeißichter ausfällt. Die Versuche, die wir mit den Arten des weißen Kieses selbst angestellet, haben uns auch überzeugt, daß es nicht verschiedene Arten sind,

sind, indem sie alle aus Eisen und Arsenik bestehen, und also der Mischung nach keinen Unterschied machen.

Mitchella.

Johann Mitchell, ein Arzt in Virginien, hat viele neue Pflanzengeschlechter angegeben und bestimmet, wovon jedoch die meisten Herr v. Linné entweder mit andern Namen beleget, oder unter andere vertheilet hat. Die Pflanze, welche dem Andenken desselben gewidmet worden, wächst in Carolina und Virginien, und ist von demselben unter dem Namen Chamaedaphe beschrieben worden. Die Wurzel ist aus vielen langen Fasern, die sich in einem kleinen Kopfe vereinigen, zusammengesetzet. Der holzichte, unterwärts röthlichte Stängel kriecht auf der Erde hin. Die paarweise gestellten Blätter sind klein und eyförmig. Die Blüthe zeiget einige Aehnlichkeit mit der Heckenkirsche, indem allemal zwo Blüthen auf einem Fruchtkeime sitzen. Der Kelch ist vierfach eingekerbet. Das große, trichterförmige, weiße Blumenblatt verbreitet sich in einen vierfach getheilten, und oberwärts haarichten Rand. Vier Staubfäden umgeben einen Griffel mit vier Staubwegen. Der gemeinschaftliche Fruchtkeim verwandelt sich in eine kugelförmige, oberwärts gespaltene, und doppelt genabelte Beere, in welcher vier Saamen liegen. Man erzieht die Pflanze aus Saamen.

Mitschelinsholz.

S. Pfaffenhütchen.

Mittagsblume.

S. Ficoide.

Mittagsschläfer.

S. Bocksbart.

Mittelherz.

S. Herzmuschel.

Mittelsalze.

Salia media, neutra, salsa, enixa, werden diejenigen Salze genennt, welche einen salzichten Geschmack haben, weder mit einem Sauren, noch mit einem Alkali aufbrausen, aus einem Sauren und Alkali bestehen, und wenn sie recht gesättigt sind, den Veilchensaft weder roth noch grün färben. Man theilt dieselben in feuerbeständige und flüchtige Mittelsalze. Feuerbeständige werden genennt, welche im Feuer zwar verändert, aber nicht in die Höhe getrieben werden können; flüchtige hingegen heißen, welche durch einen mehr oder weniger starken Grad des Feuers in die Höhe getrieben werden.

Die feuerbeständigen Mittelsalze lassen sich nach ihrem alkalischen

Grundtheil wiederum in zwo Classen bringen; es giebt nämlich Mittelsalze, bey welchen das mineralische Alkali den alkalischen Grundtheil ausmacht; andere hingegen, wo der alkalische Grundtheil ein vegetabilisches Alkali ist.

Zu den feuerbeständigen Mittelsalzen, welche ein mineralisches Alkali zum Grundtheile haben, gehören: 1) das Glauberische Salz, Sal mirabile Glauberi, welches aus dem alkalischen Grundtheil des Kochsalzes und dem Vitriolsauren gemacht, und bey der Destillation des rauchenden Salzsauren erhalten wird; mit diesem Salze haben einige Brunnen Salze, als das Carlsbader, Egrische, Seydschüzer, Englische und andre dergleichen Salze fast eine völlige Aehnlichkeit, indem sie ebenfalls aus einem mineralischen Alkali und dem Vitriolsauren bestehen, und nur in wenigen, fast allemal zufälligen Dingen von einander unterschieden sind. 2) Der würflichte Salpeter, Nitrum cubicum, welcher aus dem alkalischen Grundtheil des Kochsalzes und dem Salpetersauren gemacht wird. 3) Das gemeine Koch- oder Küchensalz, Sal commune, culinare, welches aus dem mineralischen Alkali und dem Salzsauren besteht. 4) Das Seignette Salz, Sal polychrestum Seignette, welches vermittelst der Kunst aus dem sauren Weinsteinsalz, oder so genannten Weinsteinram oder Weinsteincrystallen und der Soda, einem größtentheils aus mineralischen Alkali bestehenden salinischen Körper besteht.

Die aus dem feuerbeständigen vegetabilischen Alkali bestehenden Mittelsalze werden meistentheils durch die Kunst hervorgebracht, und sind die bekanntesten derselben folgende: 1) Der Salpeter, Nitrum, welcher zwar ein natürliches Salz ist, so aber durch Hülfe der Kunst erst zu einem vollkommenen Mittelsalz und aus einer holzaschenlauge und der Salpetererde, so das gebundene Salpetersaure enthält, gemacht wird. 2) Der vitriolisirte Weinstein, Tartarus vitriolatus, welcher aus einem feuerbeständigen vegetabilischen Alkali und dem Vitriolsauren gemacht wird; der vitriolisirte Salpeter, Arcanum duplicatum, den man bey der Destillation des Salpetersauren aus dem alkalischen Grundtheil des Salpeters und dem dazu gebrauchten Vitriolsauren erhält, und des Tachenius vitriolisirter Weinstein, Tartarus vitriolatus Tachenii, so aus dem Vitriol und einem vegetabilischen Alkali erhalten wird, sind, was zumal den letztern betrifft, von dem gewöhnlichen vitriolisirten Weinstein gar nicht unterschieden. 3) Das Sylvianische Digestivsalz, Sal digestivum Sylvii, welches aus dem

Salz

Salzsauren und dem vegetabilischen Alkali, so man zur Entbindung des in dem Salmiac befindlichen flüchtigen Alkali gebraucht, gemacht wird. 4) Das blättrichte Weinsteinsalz, Terra foliata tartari, so man aus dem vegetabilischen Alkali und Essig bereitet. 5) Der tartarisirte Weinstein, Tartarus tartarisatus, welcher aus vegetabilischen Alkali und Weinsteinram oder Weinsteincrystallen gemacht, und bisweilen auch auflöslicher Weinstein, Tartarus solubilis genennt wird, wiewohl einige diesen Namen auch dem aus Weinsteinram und flüchtigen Alkali bereiteten Mittelsalze beylegen und demselben allein beygelegt werden sollte.

Zu den flüchtigen Mittelsalzen, welche auch Ammonicalische Salze, Salia ammoniacalia genennt werden und aus einem flüchtigen Alkali und einem Sauren bestehen, verdienen als die bekanntesten und gebräuchlichsten folgende angemerkt zu werden. 1) Der gemeine Salmiac, Sal ammoniacum, welcher zwar als ein natürlich gewachsenes Salz gefunden, aber doch meistentheils durch die Kunst gemacht wird, und aus flüchtigen Alkali und dem Salzsauren besteht. 2) Der Glauberische geheime Salmiac, Sal ammoniacum secretum Glauberi, welcher aus dem flüchtigen Alkali und dem Vitriolsauren gemacht wird. 3) Der brennliche Salpeter, Nitrum flammans, den man aus einem flüchtigen Alkali und dem Salpetersauren bereitet. 4) Der flüßige Salmiac, Sal ammoniacum liquidum, welcher aus Weinessig und flüchtigen Alkali erhalten und vorzüglich in der Heilkunst Spiritus Mindereri genennt wird. 5) Der eigentlich so zu nennende auflösliche Weinstein, Tartarus solubilis, dessen Bereitung in Verbindung des Weinsteinrams mit dem flüchtigen Alkali besteht. 6) Der Liquor Cornu Cervi succinatus, der aus dem Hirschhornspiritus, als einem brennlichriechenden flüchtigen Alkali und dem sauren Bernsteinsalz bereitet wird. Alle diese Mittelsalze betrachten wir jedes an seinem Orte umständlicher, und bemerken von selbigen nur dieses, daß ihre allgemeine Eigenschaft darinne besteht, daß sie kräftige Auflösungsmittel in der Heilkunst und in der Chymie abgeben, wiewohl dieselbe bey einigen dieser Salze, vornehmlich bey den ammonikalischen stärker und wirksamer, als bey andern ist und immer ein Salz vor dem andern noch eine besondere Wirkung äußert.

Zu den Mittelsalzen pflegen einige noch andere Salze, welche aus einem Sauren und einer Erde oder einem Metall bestehen, zu zählen. Wir halten aber dafür, daß von selbigen zwo besondere

Classen

Classen zu machen sind, wovon die eine metallische Salze, die andere aber erdichte Salze enthält. S. Salze.

Mixano.

Ein Fisch des Amazonenflusses, der gar klein, auch wohl nur eines Fingers lang gefunden wird. Diese Mixanoe kommen alle Jahre haufenweise nach Borja, wenn das Wasser anfängt zu fallen, zu Ende des Brachmonats. Sie haben nichts besonderes, als die Stärke, womit sie wider den Strom hinaufgehen. Weil das schmale Bette des Flusses, (Pongo) sie nothwendigerweise bey der Straße zusammenbringt, so sieht man sie truppenweise, von einem Rande zum andern hinübergehen, und wechselsweise an einem oder dem andern Ufer die Gewalt überwinden, womit das Wasser sich in diesem engen Canale überstürzet. Man fängt sie mit der Hand, wenn das Wasser niedrig ist, in den hohlen Felsenlöchern des Pongo, wo sie sich ausruhen, um wieder Kräfte zu bekommen, deren sie sich als Mittel bedienen, um hinauf zu steigen, S. A. Reisen, B. XVI. S. 132.

Moccasirblume.

S. Marienschuh.

Modelgeer.

S. Enzian.

Moderfisch.

Amia Celua, Linn. gen. 174. sp. 1. die einzige Gattung der Müllerischen Wallerfische, s. diesen Artikel.

Modererz.

S. Moraststein.

Modererde.

S. Sumpferde.

Möhre.

Daucus Tourn. Staphylinus Riuin. Dieses bekannte Dolden geschlecht zeiget schon in der Dolde selbst ein besonderes Ansehen, indem solche zur Blüthzeit, wie andere, ausgebreitet ist, nachher aber bey Reifung des Saamens sich am Rande zusammenzieht, und in der Mitte eine Vertiefung zurückläßt, daher auch der Name Vogelnest seinen Ursprung erhalten. Diesen hat auch Planer zum Geschlechtsnamen gewählet, indem er befürchtet, Möhre und Mochringia möchten verwechselt werden. Die Hülle der Hauptdolde besteht aus vielen langen, federartig und zart zerschnittenen Blättern, bey den Abtheilungen derselben aber, ist die besondere Hülle mehr einfach. Die mittlern Blüthen lassen keinen Saamen nach sich, nach den Randblümchen aber folget eine eyförmige, gemeiniglich mit Borsten besetzte Frucht, welche sich in zween

zween Saamen theilet. Die fünf Blumenblätter sind herzförmig, einwärts geschlagen, und bey den Randblumen von ungleicher Größe. Herr Cranz hat die meisten doldentragenden Pflanzen, deren Saamen mit Borsten oder Stacheln besetzet sind, zu einem Geschlechte unter dem Namen Caucalis vereiniget, folglich gehören die Möhren auch zu dem Klettenkörbel. Um diese beyden Geschlechter genauer von einander zu unterscheiden, könnte man bemerken, daß die Saamen bey der Möhre zwischen den Borsten glatte Furchen haben, diese aber bey den Klettenkörbel gänzlich mangeln, und die Saamen mit Borsten überall besetzet sind. Herr v. Linné hat fünf Arten bestimmet. Wir bemerken nur

1) die gemeine Möhre, Daucus vulgaris, Daucus carota L. In hohen ungebauten Oertern, trocknen Wiesen, und auf grünen Hügeln, ist diese Pflanze häufig und im Brach- und Heumonathe blühend zu finden. Die jährige Wurzel ist zwar rübenförmig, aber weiß, dünne, und mit vielen Fäserchen besetzet. Der gestreifte, rauche Stängel erreichet anderthalb Fuß Höhe. Die grossen, rauchen Blätter sind in viele Zweige abgetheilet, mehrmals gefiedert, und die Blättchen schmal, tief und scharf zerschnitten. Die Blattstiele sind auf der untern Seite mit Nerven versehen. Die allgemeine Hülle der Dolde besteht aus vielen, zart und federartig zerschnittenen Blättern, welche sich, sonderlich wenn der Saame zu reifen anfängt, zugleich mit den Doldenstielen einwärts biegen, und der vogelnestähnlichen Vertiefung äußerliche Bedeckung abgeben. Die besondere Hülle besteht aus ganzen, zarten, lanzettförmigen Blättern. In der Mitte der Dolde erscheint statt des weißen, ein rothes, größeres, unförmliches Blümchen, wie denn auch öfters die andern, um dieses herumstehenden, purpurfärbig erscheinen.

Die zahme oder Gartenmöhre, Mohrrübe, auch gelbe Rübe Daucus sativa genannt, ist der wilden Art vollkommen ähnlich, nur findet man auf selbiger kein rothes Blümchen in der Mitte der Dolde, und die Wurzel ist viel größer, dicker und saftiger. Carotten Möhren sind von der zahmen Art wenig oder gar nicht verschieden, und jede Möhre heißt bey den Franzosen Carotte. Die sogenannten, und von den Holländern zuerst bekannt gemachten Carotten fallen der Farbe nach mehr ins röthlichte; doch ist nur der obere Theil röther, als der untere, an welchem sie den gemeinen Möhren gleichkommen. Sie sollen auch vom Geschmacke zärter seyn, und ein schnelleres

Wachs-

Wachsthum zeigen. Sie werden wie die gemeinen Möhren behandelt. Von der wilden Art werden die Saamen in der Apotheke statt des cretischen Möhrensaamens gemeiniglich gebrauchet. Sie enthalten viel wesentliches Oel, und können den Magen stärken, Blähungen austreiben, auch den Urin befördern, die Verstopfungen der Gefäße eröffnen, und daher auch bey Mangel der monatlichen Reinigung dienlich seyn. Obgleich aber diese Wirkungen durch die Erfahrung bestätiget worden, wird doch der Saame wenig gebrauchet. Wenn das Bier damit abgegohren wird, soll dieses eine Steinzermalmende Kraft, und einen angenehmen limonienartigen Geschmack erhalten. Ob solcher mit dem Weine vermischet bald und stark trunken mache, ist wohl ungewiß, noch ungewisser aber, wenn man vorgiebt, wie das rothe Blümchen, welches sich mitten in der Dolde zeiget, ein sicheres Mittel gegen die fallende Sucht sey. Sicherer kann man daraus eine rothe Farbe zubereiten, es möchte aber nicht der Mühe lohnen, diese einzeln einzusammlen. Die Möhren sind wegen der Wurzeln am nützlichsten. Selbige ist bey der zahmen Sorte blaß auch pomeranzengelb, von Geschmack süßlicht und angenehm, und dienet nicht nur als ein gutes und gesundes Nahrungsmittel vor Menschen und Vieh, sondern kann auch bey äußerlichen Schäden und bey andern Krankheiten nützliche Dienste leisten. In England wird solche nach Billings Nachrichten vorzüglich gebauet, um das Vieh damit zu füttern; sie sollen besser als Rüben füttern, auch von Rindvieh, Pferden, Schaafen und Schweinen gerne gefressen werden, und wer bey uns fette Ochsen verlanget, läßt es auf ein paar Scheffel Mohrüben nicht ankommen. Auch Gänse mit Mohrüben zu füttern ist zuträglich, obgleich die Körner dabey nicht ganz und besonders zuletzt zu ersparen. Man will behaupten, daß Gänse, welche zu Anfange der Mästung mit Mohrüben gefüttert werden, viel mehr Fleisch als andere, die dergleichen nicht bekommen, anzusetzen pflegen. Man hat auch eine Art Brodt daraus gebacken, und sich dessen bey der Theurung bedienet. Es enthält die Wurzel einen honigartigen Saft, und man hat Syrup, Zucker und einen dem Brandewein ähnlichen Geist daraus bereitet. In einigen Gegenden wird der ausgepreßte Saft zu der Dicke eines Mußes eingekochet, und dieses statt Honigs und Zuckers in der Haushaltung gebrauchet; es dienet auch vortrefflich bey Brustbeschwerungen, welche einen zähen

Schleim

Schleim oder Schärfe zur Ursache haben. Es lindert solcher und löset auf. Wie dergleichen zubereitet, kann man in Grotians Calender S. 278. nachlesen. Die frische Wurzel läßt man die Kinder essen, welche Würmer haben. Die frische Wurzel zerquetschet, und als ein Breyumschlag äußerlich aufgeleget, ist, nach Sulzers und anderer neuen Aerzte Erfahrungen, in krebsartigen und andern alten äußerlichen Geschwüren nützlich gewesen. Die beyden Beyspiele, welche in den Bemerkungen der Gesellschaft von Aerzten in London und deren vierten Bande S. 163. und 300. angeführet worden, verdienen alle Aufmerksamkeit. Es sind die Wurzeln auch ein Verwahrungsmittel gegen die schädliche Truse bey den Pferden, wenn ihnen vierzehen Tage lang alle Tage mit dem Haber zwo Hände voll recht klein geschnittene Mohrüben gegeben werden. Die Pflanze ist zur Blüthzeit ein bekanntes gutes Bienenkraut.

Um gute Mohrüben zu erhalten, muß man solche auch gehörig bauen und warten. Es kommen aber diese darinnen mit der Pasternacke und andern dergleichen Wurzeln überein, und verlangen eben keine eigene und besondere Wartung. Daher wir nur etwas davon erwähnen wollen. Das Land dazu soll nicht frisch, sondern vor zwey oder drey Jahren gedünget seyn, indem durch den frischen Mist die Wurzeln sich theilen und mehr zackicht werden. Doch muß der Acker noch genug Fruchtbarkeit enthalten. Es wird solcher am besten vor Winters umgegraben; muß dieses bis auf das Frühjahr verspahret werden, soll die Aussaat gleich hernach geschehen. Die beste Zeit zum säen ist vom Anfange bis zu Ende des Aprils. Geschieht die Aussaat früher, können die jungen Pflänzgen leicht vom Froste Schaden leiden, auch im Sommer Stängel und Blüthen tragen, wobey die Wurzel leidet. Dergleichen Möhren nennet man Stockmöhren oder Böcke, und die vertieften Saamentragenden Dolden heißet man Möhrensterne. Die Aussaat kann dick oder dünne geschehen, nachdem man viele oder wenige junge Wurzeln ausziehen und verspeisen will. Sollten diese bis zur Herbstzeit im Lande verbleiben, müssen sie einige Zoll, sechs bis achte, weit von einander abstehen. Den Sommer über müssen sie von dem Unkraute gereiniget werden. Kurz vor, oder nach Michael werden die Wurzeln ausgezogen, das Kraut, nicht aber der obere Theil der Wurzel selbst, abgeschnitten und in Kellern oder in Gruben vor dem Froste verwahret. Die Gruben pfleget man auf dem Felde etwa drey Schuh breit und eben so tief anzulegen,

zulegen. In den allzutiefen Gruben leiden die untern Wurzeln leicht Schaden. Um den Saamen selbst zu erbauen, soll man citrongelbe, schöne gleiche, reine und unbeschädigte Wurzeln von mittlerer Größe auslesen, und solche in einer besondern, aber noch flachern Grube aufbewahren, um die Mitte des Aprils an einen sonnenreichen Ort und in ein wohlgegrabenes Land der Länge nach, wenigstens einen Schuh weit von einander pflanzen, so daß nur der Keim außer der Erde zu stehen kömmt. Der Saame wird gemeiniglich abgerieben und dadurch die ansitzenden Borsten abgesondert. Doch ist dieses nicht nothwendig, wie einige vorgegeben; es geschieht nur um des bequemen Ausäens willen und damit sich solcher nirgends anhänge. Zu dem Abreiben Salz und Asche zu gebrauchen, ist ganz unnöthig. Es bleibt dieser Saame viele, sechs bis sieben Jahre gut; es liegt solcher lange in der Erde, ehe er aufgeht, daher viel Unkraut mit selbigen aufwächst. Dieses einigermaßen abzuhalten, kann man Mohn, Spinat oder Salat zugleich mit selbigem ausstreuen. Diese Gewächse gehen eher auf, und dadurch wird das Unkraut abgehalten.

Die Frühmöhren, welche man besonders Carotten, auch holländische Möhren zu nennen pflegt, sind den andern ganz ähnlich; nur bleiben solche kürzer und werden selten über einen halben Schuh lang. Die goldgelben hält man für besser, als die rothen, welche leicht holzicht werden, auch nicht so lieblich vom Geschmacke sind. Man säet den Saamen zeitig auf ein Mistbeet, oder wer dergleichen nicht haben kann, kann auch noch im Märze den Saamen auf ein Gartenbeet ausstreuen, und wenn die Wurzeln einer Federspuhle Dicke erlanget, werden sie ausgezogen und in der Küche verbrauchet. Man läßt aber auch einige wegen des Saamens fortwachsen, zieht diese erst gegen den Herbst aus und verfährt damit, wie bey den andern gemeldet worden.

Von den übrigen zum Möhrengeschlechte gehörigen Arten bemerken wir nur noch

2) Die Mauritanische Möhre mit einer fleischichten Centralblüthe, Daucus mauritanicus Linn. wächst in Spanien, Italien und Mauritanien, und ist der vorherstehenden Art fast ähnlich, der Stängel aber mit steifen Haaren oder Borsten besetzet, der Blattstiel mit weißen Nerven gestreifet, die Dolde größer und in dem Mittelpuncte derselben steht ein fleischichtes, dunkelpurpurfarbenes, größeres Blümchen; auch sind die Stiele der Hauptdolde nicht bis zu unterst von einander abgeson-

abgesondert, sondern gleichsam in einen halbkugelförmigen Körper verwachsen. Die Saamen sind auch mit Borsten besetzet.

3) Die glattsaamichte Möhre, Daucus Visnaga Linn. Ob gleich bey dieser Art der Saame nicht mit Borsten besetzet, sondern glatt ist, vereinigen solche doch die meisten Schriftsteller mit dem Möhrengeschlechte. Sie wächst im mittägigen Europa, auch auf dem Berge Libanon. Die Wurzel ist jährig. Der glatte, gefurchte, aufrechtsstehende Stängel wird ohngefähr drey Fuß hoch; die vielfach gefiederten Blätter sind glatt und die Blättchen zart zerschnitten. Die Dolde ist groß. Die Blumenblätter sind fast durchgehends einander gleich. Die Spanier gebrauchen die Stiele der Dolden zu Zahnstochern, und die Pflanze ist daher auch unter dem Namen spanischer Zahnstocher bekannt.

4) Die stachlichte Möhre, Daucus muricatus L. Herr von Linné rechnete diese ehedem zur Artedia, und die Herrn Gouan und Gerard vereinigen solche mit dem Klettenkörbel. Es wächst diese in Mauritanien, und ist fast durchgehends der ersten Art ähnlich. In jeder besondern Dolde findet man drey oder fünf fruchttragende Blumen, die andern fallen ohne Saamen ab. Auch die Randblümchen sind nicht größer. Der Hauptunterscheid zeiget sich in den Saamen, welche der Länge nach mit vier ausgezackten, und vor der Reife röthlichten Flügeln besetzet sind. Nach Herr Gerards Beobachtung, besteht die allgemeine Hülle nur aus zwey, die besondere aber aus fünf Blättern.

Alle drey Arten kann man leicht auf dem Mistbeete aus Saamen erziehen, und wird auch jährlich wieder reifen davon einsammlen.

Die cretische Möhre oder der Möhrenkümmel, candischer Möhrenkümmel, cretischer Vogelnestsaamen, Daucus creticus officin. kann nicht füglich zu diesem Geschlechte gerechnet werden. Herr von Linné nennet solche Athamanta cretensis, Herr v. Haller aber und mit demselben die Herrn Cranz und Scopoli, rechnen selbige zur Libanotis, welches Geschlecht Rivinus bestimmet, und Herr v. Linné mit der Athamanta vereiniget hat. Dieses Geschlecht begreift nach Herr v. Linné einige wirksame, und von andern als besondere Geschlechter angenommene Pflanzen, nämlich Bärwurz, Grundheil, eine Art Enzian, Ceruaria, und auch unsern Möhrenkümmel, welcher sich jedoch durch die gespaltenen Blumenblätter und länglichte, rauche Saamen merklich von der übrigen Gesellschaft unterscheiden läßt. Ursprünglich stammet diese Pflanze

nicht aus Creta, sondern der Schweiz, aber Herr Jacquin hat selbige auch um Wien wahrgenommen. Die Wurzel ist ausdaurend, lang, kegelförmig, mit Cirkeln besetzet, und nach dem Alter in mehr oder wenigere Zweige abgetheilet. Der Stängel ist gestreifet, haaricht, aufgerichtet, ohngefähr einen Fuß hoch, in wenig Zweige verbreitet, und unterwärts mit Blättern besetzet. Die Blätter sind wenig rauch, vielfach gefiedert, und die Blättchen in zween oder drey schmale, spitzige Lappen zerschnitten. Wenn man die Pflanze im Garten unterhält, werden die Blätter saftiger, dicker und glänzender. Nach Jacquins Beschreibung besteht die allgemeine Hülle aus einem, auch zuweilen aus sechs ungetheilten, und die besondere gemeiniglich aus zwölf Blättchen, welche ganz spitzig auslaufen. Herr v. Haller aber zählet von der allgemeinen Hülle fünfe, und von der besondern nur vier bis sieben breite Blätter mit weißlichten Rändern. Die Blumenblätter sind herzförmig, und die Saamen fast walzenförmig mit weichen Haaren, und oberwärts mit einem gelblichten Kranze besetzet. Durch die weichhaarichten Saamen läßt sich diese Pflanze von dem Klettenkörbel und durch die ungetheilten Blätter der allgemeinen Hülle von den Möhren leicht unterscheiden. Der Saame wird in den Apotheken zu den vier kleinen warmen Saamen gerechnet, und besitzet alle die Kräfte, welche wir bey dem gemeinen Möhrensaamen angemerket haben, und gewiß noch in viel stärkerm Grade, deswegen man beyde nicht mit einander verwechseln, und den Cretischen vorzüglich gebrauchen sollte. Die Apotheker erhalten diesen Saamen gemeiniglich aus Italien.

Möhren, spanische, S. Drehkraut.

Möhrenkümmel.

S. Kerbel.

Möhringie.

Es unterhielt Joh. Henr. Gerard Möhring zu Jevern auf eigene Kosten einen botanischen Garten, davon er auch 1736. eine Beschreibung gegeben, überdies im Commercio Noribergensi, und in den Schriften der Kayserlichen und Londner Academie verschiedene, das Pflanzenreich betreffende Abhandlungen mitgetheilet hat. Die Pflanze, welche dessen Andenken gewidmet worden, haben die ältern Schriftsteller durchgehends zu dem Vogelmeier, Alsine, gerechnet, und, nach dem äußerlichen Ansehen, sollte sie auch bey dieser Familie bleiben; indem sie nur wegen der Zahl der Blumen-

theile

theile davon unterschieden ist; daher auch Herr v. Haller, welcher allenthalben auf die natürliche Verwandtschaft gesehen, selbige noch ferner als eine Art Alsine beybehalten, dergleichen auch Herr Cranz und ehedem Herr Scopoli gethan; doch ist dieser in der neuen Ausgabe der Flora carniolica dem Herrn v. Linné gefolget, welcher aus dieser Alsine flore muscoso C. B. P. ein besonderes Geschlecht, Moehringia genannt, gemachet hat. Es wächst dieses niedrige, jährige Pflänzchen auf den schweizerischen und österreichischen Alpen, auch um Montpellier. Der zarte Stängel wird ohngefähr zwölf Zoll hoch, und treibt viele Zweige. Die Blätter sind lang, schmal, borstenförmig, jedoch beym Anfange breit, und mit den gegenüberstehenden gleichsam verwachsen. Die Blumen sitzen auf langen Stielen in dem Winkel der Zweige. Es bestehen selbige aus vier lanzetförmigen, ausgebreiteten, stehenbleibenden Kelch- und vier eyförmigen, ungetheilten, etwas kürzern, weißen Blumenblättern, acht zarten Staubfäden, und zween Griffeln mit einfachen, gegeneinander gerichteten Staubwegen. Das kugelförmige Saamenbehältniß öffnet sich mit vier, an der Spitze rückwärts gebogenen Klappen, ist nicht in Fächer abgetheilet, und enthält viele schwarze, rundlichte, eckichte Saamen. Die Vermehrung kann leicht durch Saamen geschehen.

Mönch.

Mönch oder Geyerkönig, ist der schön gezeichnete Geyer aus Südamerika, Rex Wauwauorum, S. Geyer und Kuttengeyer. Mönch mit röthlichter Platte, heißt auch eine besondere Gattung der Brustwenzel, Syluiarum, wohin das Rothkehlchen, die Bachstelze, und andere solche kleine Vögel gehören. Ja unter den Maisen ist eine Art, die Mönch heißt, nämlich die Mönchmaise, oder Aschmaise, Graumaise, wie oben schon unter Maise ist gesaget worden.

Mönch, Mönch-, Engelfisch, Rhina Klein. s. unsern Artikel, Engelfisch, Th. II. S. 587.

Mönch. S. Capelfurter und Tute.

Mönchskappe.

Unter den Spindelwalzen hat man einige mit Mützen und Kappen verschiedener Mönchsorden verglichen, welche wir hier zugleich anführen wollen.

1) Mönchskappe überhaupt, oder holländisch Monnikskappek, wird Voluta pertusa L. genennet. Die Schale ist vollkommen spindelartig, in der Mitte sehr bäuchicht, und läuft an

beyden Enden im gleichen Verhältniß ab. Die Spindel hat fünf Falten. Die Oberfläche ist durchgängig gestreifet, hat eingedrückte Puncte, weichet von der Thurmgestalt ab, und nähert sich der Bischoffsmütze, daher sie auch vom Rumph Bastard-Bishopsmyters genennet wird. Gemeiniglich ist solche weißlicht, schwefelgelb mit bräunlichtgelben Flecken oder Banden, und zuweilen dabey weiß, gelb oder braun reihenweise punctiret, so daß man kaum ein Paar gleiche findet. Die Länge ist öfters zween Zoll und die Dicke in der Mitte fast einen Zoll. Indien.

2) Bischoffsmütze, Voluta mitra L. Die Schale kömmt auch aus Indien, wird drey bis fünf Zoll lang und anderthalb Zoll dicke, hat eine ausgerandete Mündung, gezähnelte Lippe und vier Falten an der Spindel. Wenn sie aus dem Meere kömmt, ist sie mit einer schmutzigen, hornartigen Haut genau umgeben; wenn solche aber abgenommen, erscheint die Schale schneeweiß, mit blutrothen oder pomeranzenfärbigen, größern und kleinern, fast viereckichten Flecken reihenweise besetzet. Wegen dieser Flecken heißt sie auch Oranje-Penne, auch die Straußfeder, Federbusch oder Straubschnecke. Dieser Name wird auch der vorherstehenden und folgenden Art beygeleget.

3) Pabstcrone, Voluta mitra papalis Linn. Holländisch Pauselkroon. Ist der vorherstehenden sehr ähnlich, hat aber gezähnelte Gewinde, welche oben gleichsam eine dreyfache Krone machen; die Spindel hingegen hat fünf Falten; die Mündung ist unten gleichfalls ausgerandet; die Grundfarbe nicht so weiß; die Flecken sind blut- oder dunkelroth, nicht recht viereckicht, mehr ungleich, stehen auch dichter bey einander, und etliche haben am untern Gewinde einige Querreihen eingegrabener Puncte. Man erhält dergleichen auch, aber seltener, aus Ostindien, und werden so groß, wie die vorige Art.

Der Einwohner dieser und der vorigen Art tauget nicht zum essen, und ist mit einem spitzigen Beinchen versehen, womit er stechen kann, und worauf eine starke Entzündung folget.

Lesser führet sechs Arten an, welche füglich in diese drey können theilet werden, indem solche, sonderlich in Ansehung der Farben abweichen.

Mönchskappe, S. auch Arost.

Mönchspfeffer.
S. Keuschbaum.

Mönchsschuh.
S. Pantoffel.

Mörser

Mörser.

Mörsel, Mortarium; ist ein gemeiniglich aus Eisen oder Messing gegossenes Gefäße, welches die Gestalt einer umgekehrten Glocke hat. Es wird dasselbe in der Chymie, Oeconomie und verschiedenen Künsten, vornehmlich zum Stoßen harter Körper gebrauchet. Dieses zu bewerkstelligen gehöret auch eine metallene Keule dazu, vermittelst welcher die Körper in dem Mörser gestoßen und zerrieben werden können. Die Mörser sind von verschiedener Größe. Die eisernen sind besser als die messingenen, weil sie während des Stoßens weniger, als jene, von ihrer Substanz abreiben lassen; vorzüglich sind die eisernen in den Apotheken und in den Haushaltungen anzurathen, weil die messingenen das, was in ihnen gestoßen wird, oft schädlich machen.

Die kleinern, welche mehr weit als tief sind, und auch Mörsel genennet werden, sind mehr zum Reiben als Stoßen zu gebrauchen, und verdienen also eher den Namen der Reibeschalen. Diese werden oft von Glas, Marmor und noch härtern Steinen gemachet, und sind den metallenen vorzuziehen; weil die Materien in selbigen gerieben werden können, ohne daß sie von der Substanz der Reibeschalen etwas an sich nehmen.

Mösecke.

S. Muskraut.

Mosuma.

S. Baumwollenstaude.

Mohn.

Papauer. Die Geschlechtskennzeichen sind folgende: der Kelch besteht aus zwey cyförmigen, stumpfen, vertieften Blättern, welche zeitig abfallen. Von den vier großen, rundlichten, ausgebreiteten Blumenblättern sind zwey größere, und zwey etwas kleinere wechselsweise gestellet. Die häufigen zarten Staubfäden sind viel kürzer, und der große rundlichte Fruchtkeim trägt einen plattaufsitzenden, schildförmigen, und vielfach strahlenförmig eingekerbten Staubweg, welcher auch auf der reifen Frucht stehen bleibt. Diese ist nach den verschiedenen Arten kugelförmig, oder länglicht, glatt oder rauch anzufühlen, zeiget aber bey allen innerlich viele halbe Scheidewände, woran die kleinen Saamen sitzen, und wodurch die Frucht bis zur Hälfte in viele Fächer abgetheilet wird. Da aber die Scheidewände nicht bis an die Mitte reichen, und sich untereinander nicht vereinigen, erscheint mitten in der Frucht nur eine Höhle. Aeußerlich sieht man unter dem Staubwege viele Löcher, wodurch bey der völligen Reife die Saa-

men leicht ausfallen. Die Zahl dieser Löcher und der halben Scheidewände stimmet mit einander, und beyde mit den Strahlen des Staubweges überein. Die meisten, wo nicht alle, Arten enthalten eine weiße oder gelblichte Milch. Herr von Linné hat neun Arten angeführet, und selbige nach der borstigen oder glatten Frucht in zwo Ordnungen abgetheilet. Zu der ersten gehöret

1) der einblümichte Alpenmohn, Papauer alpinum Linn. wächst in der Schweiz, auf den Pyrenäischen Gebirgen und in Oesterreich. Die daurende, kegelförmige, zäserichte Wurzel dringet zwischen den Steinen durch den Sand tief in die Erde, und ist daselbst weiß, in dem obern Theile aber erscheint sie schwarz; aus derselben erheben sich viele, gefärbte, borstige Stiele, welche scheidenförmig einander umgeben, und, nach Herr Cranzens Ausdrucke, wie Glas und mit einer Spalte zerbrechlich sind. Auf diesen sitzen kleine, tief zerschnittene, gleichsam doppelt gefiederte, mit borstigen Haaren besetzte Blätter; und zwischen diesen treibet ein auch mehrere nackende Stängel hervor, welche von vier bis zwölf Daumen Höhe erreichen, wenig haaricht sind, ungetheilet und ohne Zweige bleiben, und sich nur mit einer Blume endigen. Auf den Kelchblättern zeigen sich schwarze Haare; die Blumenblätter, deren zuweilen fünfe zugegen, sind ganz weiß, werden aber öfters gelbfleckicht; ganz gelbe hat Herr Cranz niemals gesehen. Der Fruchtkeim ist ganz klein, und der gewölbte Staubweg zeiget nur vier, höchstens sechs Strahlen. Die Frucht ist länglicht, und mit weißlichtgelben aufwärts gerichteten Borsten besetzet. Die Saamen sind schwarz. Die ganze Pflanze giebt im frischen Zustande, wie Herr v. Haller bemerket, einen starken Moschusgeruch von sich, welcher auch niemals borstige, sondern durchgehends glatte Blätter, an den weißen Blumenblättern einen gelben Nagel, und unter der Blume einen Büschel schwarzer Haare wahrgenommen. Herr v. Linné unterscheidet davon Papauer rhoeale, welche auch Dillenius Hort. Elth. f. 291. abgezeichnet hat; Herr von Haller und Herr Cranz aber halten diese mit jener für eine Art, und haben kein wahres Unterscheidungszeichen bemerken können. Die gelbe Blumenfarbe, welche Dillenius angiebt, ist gewiß zufällig, indem auch schon Herr Burser angemerket, wie die weißen Blumen beym Trocknen gemeiniglich gelblicht werden. Ob die doppelt und einfach gefiederten Blätter, welche Herr v. Linné zum Unterschei-

be angegeben, beständig sind, können wir nicht bestimmen.

2) Vielblüthiger Mohn mit borstigen geribbten Früchten, Papauer Argemone L. Argemone capitulo longiore C. B. P. wächst in verschiedenen Gegenden Europens auf sandigen Feldern, und hat viel ähnliches mit dem Papauer rhoeas. Die Wurzel ist jährig. Die Blätter sind mit weißen Borsten besetzet, gefiedert, und die Blättchen in spitzig eingekerbte Lappen zerschnitten. Herr Cranz und von Linne' beschreiben dreyfach zerschnittene, gefiederte Blätter, doch bemerket Herr Cranz, daß selbige auch zuweilen nur federartig und wechselsweise eingeschnitten sind. Das letzte Blättchen oder Läppchen ist allemal dreyspaltichte. Der Stängel wird einen Fuß hoch, und ist, wie auch die Blumenstiele, mit langen, weißen, angepreßten Haaren besetzet, so daß gleichsam alles mit einem haarichten Ueberzuge bedecket ist. Der Stängel trägt gemeiniglich dreyfach gefiederte Blätter, treibt Zweige und bringt viele Blumen hervor. Der Kelch ist weniger haaricht. Die Blumenblätter sind blaßröthlicht mit schwarzen Nägeln. Die Frucht ist länglicht, oberwärts mit Borsten besetzet, und der Länge nach mit erhabenen Linien bezeichnet. Die Anzahl dieser richtet sich nach den Strahlen des Staubweges, welcher klein ist, und nur vier oder fünf Strahlen zeiget.

3) Vielblüthiger Mohn mit borstigen gefurchten Früchten, Bastardmohn, Papauer hybridum Linn. wächst in den mittägigen Gegenden Europens. Die jährige Wurzel treibt ästige Stängel; die Blätter sind schmal, federartig zerschnitten. Die Frucht ist länglicht, gefurchet und mit Borsten besetzet.

Zu den Arten, welche glatte Früchte tragen, gehöret

4) der vielblümichte Mohn mit angepreßten Stängelborsten, Ackermohn mit langen glatten Köpfen. Papauer dubium Linn. wächst in der Schweiz und auch in Deutschland im Sande auf Hügeln, in den Feldern und um die Landstraßen. Es hat diese Art, nach Herrn von Haller, viel ähnliches mit der ersten, oder nach Herrn Cranz, mit der zwoten Art, und dieser will sowohl glatte als borstige Früchte auf einerley Pflanzen bemerket haben. Die Borsten am untern Theile des Stängels stehen ab, am obern aber sind diese steifer und dicht am Stängel angedrückt. Die Blätter sind auch borsticht, gefiedert, und die Blättchen scharf eingeschnitten. Der Kelch ist über und über haaricht. Die Blumenblätter sind röthlich. Der Staubweg zeiget gemeiniglich sieben

Strahlen. Die Frucht ist eyförmig, glatt, und mit Linien durchzogen.

5) Der glattstänglichte Mohn, pyrenäischer Mohn, Papauer cambricum Linn. wächst in den Pyrenäischen Gebirgen und dem Fürstenthume Wallis. Die dauernde, gelblichte Wurzel ist seitwärts gerichtet und treibt aus dem einem Ende den Stängel, aus dem andern Wurzelfäserchen. Die langen Blätterstiele sind haarricht, die Blätter selbst aber, wenigstens auf der obern Fläche glatt. Es sind selbige gefiedert; die Blättchen stehen einander gegen über und sind länglicht, spitzig eingekerbet. Am Ende steht ein einzelnes, welches gemeiniglich mit dem letzten Paare verwachsen oder in drey Lappen zerschnitten ist. Der Stängel erreichet im Garten ohngefähr zween Fuß Höhe, und ist, wie auch die Zweige, mit Haaren besetzet. Die Blüthknöpfchen hängen, wie bey den meisten Arten, anfangs unterwärts, richten sich aber hernach in die Höhe. Die Blumenblätter sind schwefelgelb, und wenn sie vertrocknen, orangenfärbig. Die Frucht ist länglicht, unten schmal, oberwärts dicker, und der Staubweg erhaben, spitzig und in fünf Strahlen abgetheilt. Die Blüthzeit ist der May und Junius, und wenn man die Stöcke in schattichten Gegenden unterhält, werden fast den ganzen Sommer über Blüthen hervortreiben.

6) Der einblümichte Mohn mit borstigen Stängeln und Blättern. Morgenländischer Mohn. Papauer orientale Linn. wächst im Oriente. Die fäserichte Wurzel dauert bey uns viele Jahre. Die Blüthe erfolget im Junius. Der Stängel wird ohngefähr zween Fuß hoch und ist mit vielen weißen, steifen, angedrückten Borsten besetzet. Die untern Blattstiele sind lang, ausgefurchet und mit weißen Haaren, wie die Blätter selbst, besetzet; diese sind gefiedert, die hintern Blättchen stehen von einander entfernet, die vordern aber sind gemeiniglich unter einander verwachsen, alle lanzettförmig, federartig eingeschnitten oder nur ausgezacket und jedes Zähnchen endiget sich mit einer Borste. Die obern Blätter an dem einfachen Stängel sitzen fast platt auf. Der obere Theil des Stängels ist fast einen Fuß lang nackend und nur borstricht, und endiget sich mit einer Blume; die Blumenblätter sind groß, feuerroth. Die Frucht ist glatt und fast kugelförmig; der Staubweg zeiget zehn Strahlen. Zwischen diesem, wie auch an dem Orte, wo der Kelch und die Blumenblätter angesessen, bemerket man ein schwarzes, lockichtes Wesen, welches dem Opium ähnlich ist.

7) Vier-

7) Vielblümichter Mohn mit abstehenden Stängel-Borsten. Bekannter ist dieser unter den Namen, wilder Mohn, Kornmohn, Klapperrose, Kornrosen, Flitschrosen, Klatschrosen, Ackerschnalle, Birnschale, Grindmagen, Papauer erraticum. Papauer rhoeas offic. et Linn. Ist eine der gemeinsten Pflanzen im Getraide, doch kömmt sie in vielen weitläuftigen Gegenden gar nicht, oder doch nur einzeln zum Vorscheine. Die gewöhnliche Blüthzeit ist im Brach- und Heumonathe. Die Wurzel ist jährig; der Stängel mit abstehenden Borsten besetzt, aufgerichtet und in Zweige vertheilt. Die Blätter sind auch rauh anzufühlen. Die Wurzelblätter ganz, eyförmig und nur eingekerbet, die Stängelblätter aber federartig zerschnitten und die Lappen mit spitzigen Zähnen besetzet. Die Blüthstiele sind lang und nackend. Der Kelch ist haaricht; die Blumenblätter sind hochroth und unten mit einem dunkeln purpurfärbigen Flecke bezeichnet. Die Frucht ist etwas länglicht, glatt; die Strahlen des Staubweges sind wenig von einander abgesondert; man zählet gemeiniglich eilf halbe Scheidewände in der Frucht. In den Gärten finden sich in Ansehung der Blüthe mancherley Spielarten. Die Anzahl der Blumenblätter vermehret sich aus den Staubfäden ungemein, und die vollen Blumen haben ein schönes Ansehen, zumal wenn die Farbe gut ausfällt. Einfache und gefüllte Blumen sind zuweilen ganz weiß, fleischfärbig, feuer- oder purpurroth, zuweilen verschiedentlich gestreifet. Die schönsten sind am Rande mit einer andern Farbe gleichsam eingefasset.

8) Ganzblätterichter Gartenmohn, auch Mahn, Magsaamen, Oehlmagen genannt, Papauer hortense. Papauer somniferum Linn. Dieser soll aus den mittägigen Gegenden Europens abstammen, ist aber bey uns einheimisch geworden. Die ganze Pflanze ist glatt und nirgends mit Borsten oder Haaren besetzet. Die jährige Wurzel treibt bey uns einen Stängel von drey bis vier Fuß, in Persien aber soll selbiger wohl vierzig Fuß Höhe erreichen. Die Blätter sind blau angelaufen, die ganz untersten gestielt, die meisten sitzen platt am Stängel; sie sind groß, breit, länglicht, und am Rande mit größern und kleinern Zähnen versehen. Aus dem Winkel derselben entspringen Zweige. Der Kelch ist glatt. Die großen Blumenblätter sind von Natur aschgrau, unterwärts mit einem schwarzblauen Flecke bezeichnet. Die Frucht ist fast kugelförmig, glatt, und zeiget zehn bis zwölf Löcher; die Strahlen des Staubweges sind rückwärts gebogen. Diese Art spielet mit den Blumen

eben so mannichfaltig, wie die vorige. Daher die Schriftsteller vielerley Sorten angemerket haben. Auch die Saamen sind weiß, grau, gelblicht, blau oder schwarz.

Diese verzeichnete Arten Mohn sind ohne besondere Wartung und Kunst, theils durch Theilung der Wurzel, theils durch den Saamen fortzupflanzen. Die ausdauernden scheuen die Kälte nicht, und von den jährigen fallen die Saamen leicht aus und wuchern von selbst. Diese wollen das Verpflanzen nicht vertragen und müssen daher stehen bleiben, wo sie sich einfinden oder hingesäet worden. Will man starke Stöcke und große Blumen, sonderlich von den beyden letzten Arten haben, soll man die Pflanzen nicht dichte bey einander stehen lassen und die überflüßigen bey trockenen Wetter ausziehen. Auf die Beständigkeit der Spielarten läßt sich gar keine Rechnung machen. Der Saame von allen ist zu neuen Veränderungen geneigt; aus dem Saamen von weißen Blumen erhält man viele buntgefärbte.

Wer die letzte Art im Großen bauen will, soll dazu guten Acker wählen, oder solchen zuvor düngen, pflügen oder umgraben, mit der Ege überziehen, und im Monath April den Saamen oben aufsäen und mit der Ege wieder überziehen. Wegen des Vortheils aus dem Mohnbaue erwähnen wir noch, wie Herr Reichart angegeben, wie die Köpfe vom blauen Saamen viel mehr Saamen enthalten, als die weißen, hingegen der weiße theurer bezahlt werde.

Die beyden letzten Arten sind in der Arzneykunst gebräuchlich und die achte auch in der Haushaltung. Von dem Ackermohn oder den Klatschrosen gebraucht man allein die Blumenblätter. Es kommen selbige in ihrem Bestandwesen etwas mit dem Opio überein, wirken aber viel gelinder und können sicher gebraucht werden. Ihre Hauptwirkung besteht in Linderung der Schmerzen, Stillung der Blutflüsse und Beförderung des Schweißes. Man verfertiget daraus Syrup, gebrauchet auch solche als Thee. Das gewöhnlichste Mittel ist die Tinctura florum Papaueris, welche mit der Vitriolsäure bereitet wird. Man will zwar diese nur wegen des sauern Zusatzes als wirksam ansehen, und den Gebrauch davon in solchen Fällen anrathen, wo die Hitze zu dämpfen und der Fäulniß zu widerstehen ist. Wir halten aber dafür, daß diese Tinctur doch von Mohnblättern einige Kraft erhalte und als ein lindendes Mittel anzusehen sey. Beym Seitenstechfieber, wenn zuvor die nöthige Aderlaß geschehen, haben wir jederzeit guten Nutzen erfahren und bey

Blut-

Blutspeyen aus der Lunge hat uns dieses Mittel selten gefehlet, wenigstens so viel als andere gewirket. Wir halten demnach diese Blumenblätter für ein schmerzstillendes Mittel, und empfehlen dieses in Blutflüßen, bey Seitenstech- und andern Entzündungsfiebern, bey dem Keuchhusten, Windcoliken und dergl. Die Blüthe von dieser, wie auch allen übrigen Arten, geben den Bienen viel Stoff zum Wachse. Die Saamen könnte man auch gebrauchen. Man erwählet aber diese lieber von der letzten Art. Diese, oder der Gartenmohn, besitzt die jetzt erwähnten Kräfte in stärkerer Masse. Die Milch, welche aus der Pflanze fließt, wenn sie gereizet wird, lindert die Schmerzen, stillet die Bewegungen der Nerven, verursacht Schlaf, und kömmt wirklich mit dem Opio überein; nur ist alle diese Wirkung viel gelinder. Der Saame, zumal wenn selbiger trocken ist, kann billig für unschädlich, und, in Vergleichung mit dem Opio, für unwirksam gehalten werden. Heister hat einen Kranken in fünf Tagen ein ganz Pfund nehmen lassen, und in hiesigen Gegenden sind die Mohnsuppen eine gewöhnliche Speise des Landvolkes, auch in einigen Ländern, als in Schlesien, die Mohnkuchen bekannt und häufig im Gebrauche. Auch das ausgepreßte Oel, welches man aus dem Saamen in ziemlicher Menge erhält, wirket nicht heftiger. Boerhaave hat solches einem Lungensüchtigen bis zu vier Unzen verordnet. Indessen pfleget man doch aus den trockenen Saamen eine Milch zu verfertigen, und diese als ein beruhigendes und den Schlaf beförderndes Mittel den Kindern einzugeben. Es mag aber hier wohl heißen: hilft es nicht, so schadet es auch nicht. Unreife Mohnköpfe auf gleiche Weise anzuwenden, kann eher schädlich seyn. Aus den frischen Mohnköpfen wird ein Syrup bereitet. Das Diacodion der Alten wurde aus den abgekochten und mit Honig vermischten Mohnköpfen zubereitet, und dieses sonderlich bey bösen und entzündeten Hälsen gebrauchet. Die Früchte zerstoßen, mit Milch abgekochet und äußerlich aufgeleget, äußern eine kühlende und lindernde Wirkung. Das von den Saamen ausgepreßte Oel kann allen andern von dergleichen Art gleich geschätzet und füglich zu den Salaten gebrauchet werden. Die Maler bedienen sich dessen häufig zu den Oelfarben, weil es geschwinde trocknet, und nicht so leicht gelb wird. Der, nach dem Auspressen zurückbleibende, Oelkuchen wird an manchen Orten von den Kindern gegessen, und ist für alles Vieh ein gesundes Futter. Die frischen Mohnblätter äußerlich

aufge-

aufgelegt, äußern eine zurücktreibende Kraft, und der ausgepreßte Saft wird wider den Stich der Bienen gelobet.

Ob nun gleich diese und alle Arten Mohn bey uns für unschädlich zu halten, so ist doch gewiß, daß das Opium aus Mohn bereitet werde; und nach den neuern Erfahrungen weis man, wie der Gartenmohn diejenige Art sey, woraus es gemachet wird. Durch die Himmelsgegend und den verschiedenen Geburtsort werden die Bestandtheile und die Mischung derselben so merklich verändert, daß auch diejenigen, welche in Persien mit den Mohnköpfen umgehen und daraus Opium zubereiten, gelb und mager werden, mit den Gliedern zittern, und alle Zufälle bekommen, welche nach einem unrechten Gebrauche des Opii zu erfolgen pflegen; und Grosse in seiner Reisebeschreibung führet ein Exempel an, daß in Indien der Genuß eines Mohnkopfes tödtlich gewesen, und Cälius Aurel. hat schon bemerket, wie diejenigen zu rasen anfangen, welche vom Mohne getrunken. Und es läßt sich mit vieler Wahrscheinlichkeit behaupten, daß das so genannte Nepenthes Homeri aus dem Opio bereitet und durch dessen Genuß die Gemüther aufgeräumt und aller Kummer vertrieben worden. Es wird das Opium auf verschiedene Weise bereitet, und darnach soll man auch dessen Güte und Wirkung beurtheilen. In ältern Zeiten hatte man zweyerley Opium in den Apotheken. Das eine nannte man Opium, das andere Meconium; jenes war der, aus den eingeschnittenen, unreifen, frischen Mohnköpfen tropfenweise ausfließende und eingetrocknete Saft; dieses aber ein verdickter Saft, welcher aus der ganzen Pflanze durch Zerstossen und Auspressen bereitet wurde, und daher schlechter als der erste Art. Tournefort meldet zwar, wie das meiste Opium aus den Köpfen, vermittelst der Zerquetschung und Auspressung gemachet würde; Bellon und Kämpfer aber erwähnen diese Art nicht, sondern reden bloß von Einschneiden oder Ritzen der Köpfe. Kämpfer erwähnet zwar auch eines bey den Persern berühmten Getränkes, so Coconar genannt, aber aus den, mit Wasser abgekochten Mohnblättern bereitet wurde. In Natolien machet man, sobald die Köpfe zum Vorschein kommen, einen leichten Creuzeinschnitt, da denn einige Tropfen von einem milchartigen Safte heraustreten, die man entweder so lange daran hängen läßt, bis sie sich verdicken, oder mit einer Schale auffängt und trocknen läßt, und auf diese Weise wird auch jetzo in Persien, Arabien, Apulien, Egypten und mehrern

mehrern Orten, wo die Pflanze viel ansehnlicher wächst und viel größere Früchte trägt, das Opium zubereitet. Ob diese Köpfe weiße oder schwarze Saamen enthalten, wird nicht Achtung gegeben. Man kann aber auch in Europa gutes Opium verfertigen, und es ist solches in Languedoc, wie Charras meldet, in Schottland von Alstonen, und in Deutschland von Dillenius und Herrn von Hallern wirklich geschehen. Es ist wirklich das Opium, wie wir es erhalten, allein der aus den eingeschnittenen Mohnköpfen heraus quillende und eingetrocknete Saft, obgleich einige Schriftsteller behaupten, daß dergleichen nicht zu uns gebracht würde, und wird weiter durch keine Kunst oder andere Zubereitung verfertiget, wie auch Wheeler in seiner Reisebeschreibung versichert. Es wird aber auch in den Morgenländern aus dem Mohne durchs Kochen ein Trank bereitet, welcher Pouft genannt, von dem armen Volke gebrauchet, und von dem zuvor bemerkten Meconium vielleicht nicht unterschieden seyn wird. Die Reichen bedienen sich des bessern, welcher, nach Bontius Berichte, den Namen Afium führet. Das daraus verfertigte Extract heißt, nach della Valle Reisebeschreibung 3 Theil, Cocnar, welches vielleicht von dem zuvor aus Kämpfern angeführten Coconar nicht verschieden ist. Man pflegete auch ehedem den Mohnsaft mit Wasser und Honig anzufeuchten, auf einem hölzernen Teller mit einem hölzernen Löffel umzurühren und endlich Kuchen daraus zu machen. Dieses zugerichtete Opium heißt bey den Persern Theriack Malidech, oder Theriack afiuum. Theriak nennen sie solches, weil man dem Theriaco Andromachi die Kraft zueignete, die Menschen ruhig, munter und lustig zu machen. Andere pflegen das Opium ohne Wasser, nur mit Honig zu durcharbeiten, und dadurch dessen Bitterkeit zu mäßigen. Diesen zubereiteten Saft nannten sie Boerhs. Andere vermischten den Mohnsaft mit gestoßenen Muscatennüssen und Blüthen, Cardamomen und Zimmet, und nannten dieses Gemische Filonia oder Pilania, und dieses ist das ehedem in den Apotheken gebräuchliche Philonium. Noch andere setzten statt dieser Gewürze Saffran und Ambra zu dem Mohnsafte. Alle diese Zusätze sind eben so unnöthig und unnütze, als wenn unsere Aerzte durch besondere Zubereitungen die vermeynten schädlichen Kräfte des Mohnsaftes verändern und verbessern wollen. Wenn der Mohnsaft nicht als Mohnsaft wirken soll, und dessen vorzüglichste Kraft, wodurch der Schlaf gleichsam erzwungen wird, schädlich seyn kann, soll man selbigen

bigen gar nicht gebrauchen. Der erfahrne und vernünftige Arzt weis zuversichtlich, wie viel von demselben ohne Schaden zu geben sey. Daß man aber die Kräfte des Mohnsaftes verstärken und schwächen könne, ist gar kein Zweifel. Alston behauptet, daß die Wirkung allein von den flüchtigen Theilen abhänge, und nach Neumanns Vorgeben soll der bloße Geruch davon Trunkenheit, ja den Tod verursachen; daher will derselbe solchen im Wasser auflösen, das dabey sich absondernde schleimichte Wesen wegnehmen, und das übrige einkochen, damit der flüchtige Theil dadurch ausgetrieben werde; wodurch aber das Opium gewiß vieles von seinen Kräften verliert und vielleicht ganz unwirksam gemachet wird; welches auch die vom Herrn Tralles angestellten Versuche zur Gnüge bestätigen; daher selbiger die Wirkung in dem flüchtigen, dampfichten Wesen ganz allein annehmen wollen. Andere richten ihr Absehen auf die harzichten und gummösen Bestandtheile. Einige Schriftsteller nehmen mehr schleimichte als harzichte Bestandtheile, andere das Gegentheil an. Der Weingeist löset viel, das Wasser weniger vom Opio auf. Der schleimichte, gummöse Theil scheint der wirksamste zu seyn, obgleich ein Pfund nur wenige Quentchen enthält. Wenige Grane davon haben, wie Neumann erfahren, einen Hund getödtet, welcher zuvor von dem rohen Opio viel mehr ohne Schaden verschlucket. Das wässerichte Extract wirket demnach am stärksten, aber desto mehr Behutsamkeit erfordert selbiges. Das mit Weingeist bereitete Extract ist zwar schwächer, und ein Hund hat funfzehn Grane davon ohne Schaden zu sich genommen; man wird aber auch dadurch diejenige Hülfe gewiß nicht erlangen, welche man hoffet. Wegen der verlangten Wirkung sicher zu seyn, soll man gutes und ächtes Opium erwählen. Dergleichen ist schwer, dichte, feste, läßt sich jedoch biegen, wird leicht entzündet, hat eine schwärzlich rothe Farbe, einen besondern unangenehmen Geruch, bittern, beißenden Geschmack, und wird entweder in runden, platt gedrückten, daumensdicken Kuchen oder in ungestalteten Broden, und in Mohn- oder andere Blätter eingewickelt, aus Natolien, Kleinasien und andern Orten der Levante, Egypten, Persien und Indien zu uns gebracht. Die Aerzte und Droguisten pflegen zwar das Thebaische Opium, welches nämlich in Egypten bey der Stadt Theben gesammelt wird, vorzüglich zu rühmen, es ist dieses aber nicht besser, als das in andern erwähnten Oertern zubereitete. In welcher Maße das Opium den Kranken zu geben, und wie sol-

ches

thes zum Gebrauch anzuwenden, wollen wir nicht erwähnen; indem dieses, wie andere, auch in dem kleinsten Gewichte höchstwürksame Mittel, nur von einem erfahrnen Arzte gebrauchet werden soll. Es ist solches in rechter Maße und zu rechter Zeit gebraucht, gewiß ein ganz vortreffliches Mittel, und wir möchten wohl mit dem de le Boe Sylvius bekennen, daß wir die Arzneykunst nicht ausüben wollten, wenn wir den Mohnsaft entbehren sollten. Es kann aber solcher leicht und wird schädlich, ja tödtlich seyn, wenn man damit nicht vorsichtig und nach den Regeln der Kunst verfährt. Wie das Opium würcke, ob es die Hitze vermehre, oder vermindere, ob es die Säfte ausdehne und die Gefäße erweitere, ob es allein in die flüßigen, oder auch zugleich in die festen Theile, und ob es unmittelbar in die Nerven wirke, über dieses alles ist von den Aerzten gestritten worden. Die Untersuchungen und Erfahrungen, welche Whyt an Fröschen und andern Thieren angestellet, verdienen vorzüglich hierbey nachgelesen zu werden. S. Neue Versuche der Edinburg. Gesellsch. 2 Th. Num. 20. Wir wollen uns aber hierbey nicht aufhalten, auch nicht die besondern Fälle aufsuchen, worinnen der Gebrauch desselben nöthig und höchst nützlich angegeben wird, sondern nur aus der Erfahrung anführen, welche Veränderungen in dem thierischen Körper, nach dem Gebrauche des Opium, erfolgen. Es verbreitet sich durch den Körper, sonderlich um das Herz eine angenehme Empfindung, es verstärket den Umlauf des Geblüthes, erreget eine mehrere Wärme, und mit dieser zugleich eine merkliche Stärke, machet munter, vertreibet Sorgen und Kummer, und es folgen alle diejenigen Veränderungen, welche geistige Getränke wirken, und bey einer mäßigen Trunkenheit sich einfinden. Die Türken bedienen sich dessen aus der Ursache, ehe sie den Feind angreifen, da ihnen Wein zu trinken nicht zugelassen ist. Es hemmet ferner die unordentlichen Bewegungen des Blutes und der Nerven. Es überwindet die Spannungen der Nerven und alle krämpfichte Bewegungen, es lindert alle Schmerzen, stillet die Blutflüsse, hemmet alle Ausführungen, Brechen und Spucken lassen nach, verstopfet den Leib, vermehret hingegen die unempfindliche Ausdünstung und treibet den Schweiß. Man will auch vorgeben, als ob dadurch der Trieb zum Liebeswerke vermehret werde, und die Chineser sollen sich dessen öfters bedienen, um diese Absicht zu erreichen. Und in so weit findet man lauter gute und unschädliche Wirkungen. Wird der Gebrauch des Opii einigemal

gemal wiederhohlet, oder man nimmt nur etwas zu viel ein, wird ein Schlaf erfolgen, welcher anfangs mit angenehmen Träumen vergesellschaftet ist, nachher aber zunimmt, und nach dem Aufwachen eine Trägheit, Müdigkeit, auch wohl andere Zufälle nach sich läßt.

Wenn mit dem Gebrauche des Opii unvorsichtig umgegangen wird, erfolgen zwar anfangs diejenige itzterwähnten Umstände, werden aber bald verstärket und mit neuen vermehret. Verwirrung des Verstandes, Mangel am Gedächtniß, Schwindel, Dunkelheit der Augen, Erweiterung des Sterns in den Augen, langsamer Puls, Röthe im Gesichte, schweres Athemhohlen, tiefer und langer Schlaf, und nach diesem Schwachheit und Erschlappung der festen Theile, Mangel des Appetits, Dummheit des Gemüthes, Zittern und Lähmungen der Glieder, endlich Ohnmachten, kalter Schweiß und wohl gar der Tod. Diese und andere Zufälle wechseln nach Verschiedenheit der Menschen, und nach der Menge des Opii, welche man zu sich genommen hat. Auch liegt hier viel in der Gewohnheit, indem der Körper nach und nach mehr davon vertragen kann, ohne sich einer Gefahr auszusetzen, und man findet Beyspiele, bey welchen 20 und mehr Grane nicht so viel bewirket, als bey andern ein oder nur ein halber Gran. Wer Opium nach diesem kleinen Gewichte nur einmal gebrauchet, wird diejenigen Folgen auch nicht zu befürchten haben, welche gewiß erfolgen, wenn man den Gebrauch öfters wiederhohlet. Indessen wird doch das Opium in Asien von den meisten täglich gebrauchet; sie rauchen solches mit unter dem Tabak, und kauen es mit ihrem Arack im Bette. Sie gewöhnen sich nach und nach an dessen Wirkung, daß sie dessen Stärke nicht sehr empfinden, und daher, um die Trunkenheit zu erwecken, immer mehr davon genüßen müssen. Nach den verschiedenen Ursachen der Krankheiten werden auch zuweilen ganz entgegengesetzte Wirkungen erfolgen. Die monathliche Reinigung und der Abgang des Sandes und Steines durch die Uringänge, auch die mangelnde Oeffnung des Leibes kann dadurch befördert werden. Wir wiederhohlen hier, was Sydenham in dem Briefe an Cole von dem Gebrauche des Opii zu Beförderung der Reinigung bey den Kindbetterinnen wohlbedächtig erinnert. In diesem Falle, sagt er, kann das Laudanum, welches dessen gewöhnliche Opiattropfen waren, wiewohl es seiner Natur nach anhält, bisweilen sehr viel helfen, und wenn die Mittel, so die monathliche Reinigung erregen, nichts helfen, die Reinigung

bey Kindbetterinnen wieder herstelle, weil es die unordentliche Bewegung des Nervensaftes, wovon die Reinigung war unterdrücket worden, hemmet. Unterdessen, fähret er fort, muß man fleißig Acht haben, daß, wenn wir diesen Pfeil einmal abgedrücket, und das Ziel nicht erreichen, noch die Reinigung erfolget, man den Gebrauch des Mohnsaftes nicht wiederhohle.

Wenn auch das Opium nur äußerlich gebrauchet wird, bezeiget es einige Wirkungen. Es zertheilet oder löset die Beulen auf, und befördert die Eiterung. Wenn man solches lange auf der Haut liegen läßt, wird diese von Haaren entblößet; es erreget ein beschwerliches Jucken, und zieht Blasen, besonders wenn die Haut zart ist. Auch äußerlich aufgelegt, stillet es die Schmerzen und befördert den Schlaf. Zuletzt erinnern wir noch, daß das Opium gemeiniglich ein ungetreues Mittel sey, indem die Zufälle, welche dadurch gestillet werden, nach kurzer Zeit wiederkommen, in so fern die Ursache dadurch nicht zugleich gehoben werden kann, welches jedoch zuweilen geschieht.

Wer als ein ausübender Arzt den Mohnsaft, dessen Wirkungen und Gebrauch recht kennen lernen will, empfehlen wir die Schriften eines Hofmanns, Sydenhamus, Boerhaavens, van Swietens, Meads, Pringles, Youngs und vornehmlich des noch lebenden Tralles, zu lesen. Des letztern weitläuftige Abhandlung unter dem Titel Opii vsus salubris et noxius, welche im vorigen Jahre zum zweyten male aufgeleget worden, wird jeden deutlich lehren, was für ein göttliches, aber auch schädliches Mittel der Mohnsaft seyn könne.

Mohn, gehörnter, S. auch Hornmohn.

Mohr, bandirter.

S. Spindelschnecke.

Mohrenbauch.

Dieweil bey den Muscheln die holländischen Benennungen fast allgemein angenommen worden, hat Hr. Müller auch diese der deutschen oder sonst gebräuchlichen vorgezogen, und versteht hierunter die bekannten Schlangen- oder Otterköpfchen, oder Schildkrötchen. Da aber mit diesem Namen verschiedene stumpfe Porzellanen beleget und selbige in große und kleine eingetheilet werden, nennt derselbe die kleinern mit den Holländern Mooren-Buikjes, obgleich selbige beym Hr. v. Linné unter Cypraea caput serpentis vorkommen. Man erhält dergleichen aus Ostindien. Sie sind nicht groß, aber breit, haben einen hohen Höcker, einen

schwarzbraunen Rand mit blau untermischet, oberwärts sind sie gelb und dicht mit weißen Flecken besetzet, unten flach und blaßfärbig.

Die größern, auf gleiche Art gebildeten, nennt auch Müller Schlangenköpfchen, und versteht darunter Cypraea mauritiana Linn. Man erhält dergleichen aus beyden Indien. Die Schale ist gleichsam dreyeckicht erhaben, hinten flach und etwas spitziger, unten schwarz, seitwärts mäusefärbig und oben mit rothen und weißlichen Flecken auf einem dunklern Grunde marmorirt.

Diese Schneckenschalen werden in Nigritien statt des Geldes gebrauchet, und heißen deswegen auch die Muscheln der Nigritier. Ihr Werth aber ist geringe, daher solche in kleinen Säcken von den Leibeigenen nachgetragen werden, welche, wie Lesser meldet, im Auszahlen fünfe auf einmal mit der Hand ausschießen und darinnen überaus geübt sind. Bey uns pfleget man damit die Zäume der Pferde zu besetzen, und gemeiniglich sind solche eine besondere Zierrath der Husarenpferde.

Mohrenbaum.

S. Seeapfel.

Mohrenkraut.

S. Salbey.

Mohrin.

S. Dattelschnecke.

Mohrrüben.

S. Laserkraut und Möhren.

Molch.

S. Salamander.

Moletten.

S. Apricosen.

Molle.

Diesen Geschlechtsnamen des Tourneforts hat Herr von Linné mit Schinus verwechselt. Es gehöret solches zu denjenigen, welche weibliche und männliche Blüthen auf zwo verschiedenen Pflanzen tragen. In beyden umgiebt der einblätterichte, fünffach zerschnittene Kelch fünf länglichte, gleichsam gestielte, ausgebreitete Blumenblätter. Die männlichen zeigen zehn Staubfäden und einen unvollkommenen Fruchtkeim ohne allen Staubweg, so wie die weibliche Blüthe Staubfäden ohne Staubbeutel enthält; bey dieser aber trägt der rundliche Fruchtkeim drey Staubwege. Die Frucht ist eine runde Beere, worinnen drey kugelförmige Saamen liegen. Es sind davon zwo Arten bekannt; beydes sind Bäumchen oder Sträucher mit gefiederten Blättern und in Peru zu Hause. Zum Unterschiede nennen wir den einen

eingekerbten Molle, und dieser Strauch wird auch, wiewohl ganz unrecht, peruvianischer Mastixbaum,

stizbaum, oder unächter Pfefferkornstrauch, Muelle, von Heistern Piperodendron, und beym Linné Schinus molle genannt. Die Blättchen stehen an der gemeinschaftlichen Ribbe paarweise einander gegen über, zuletzt aber steht ein einzelnes, welches viel länger, als die übrigen ist. Alle sind länglicht, spitzig, am Rande eingekerbet. Die gelben kleinen Blümchen stehen traubenweise bey einander, und nach diesen folgen röthliche Beeren. Der Strauch wird auch bey uns ziemlich hoch, behält aber schwache Zweige und blühet selten. Die andere Art ist dieser fast ähnlich, nur sind die Blättchen nicht eingekerbet, sondern völlig ganz, und das letztere einzelne ist nicht länger als die übrigen. Man könnte diesen

2) ganzblätterichtes Molle nennen. Beym Herrn v. Linné heißt selbiger Schinus areira.

Die Blätter der ersten Art enthalten einen milchichten, klebrichten Saft, welcher nach Fenchel riecht und schmecket. Die Beeren sind scharf und bitterlich; die Peruaner lassen solche im Wasser kochen und bereiten daraus ein Getränke. Aus der Rinde, wenn sie gerissen wird, quillet ein wohlriechendes Harz, welches dem Gummi Elemi gleicht, doch viel weißer ist. Den Nutzen davon übergehen wir, da dergleichen Bäume bey uns in dem Glashause unterhalten werden müssen, und keinen Vortheil davon haben können. Sie verlangen leichte gute Erde und viel Wärme, obgleich du Hamel vermuthet, daß solche in Frankreich in den am Meere liegenden Provinzen im Freyen aushalten möchten. Die Vermehrung kann durch Ableger oder Zweige geschehen.

Mollenbley.

Mollenbley ist ein bey der Hüttenkunst gebräuchliches Wort, und bedeutet eben so viel als Muldenbley, das ist, was in einer Pfanne auf einmal an Bley gegossen wird.

Mollenkraut.

S. Wunderbaum.

Molte.

S. Melte.

Molva.

Morhua. Eine Art von Stockfisch, Mormelstockfisch, Moluus s. Morhua altera minor, das sechste Geschlecht der Stockfische des Gesners, S. 40. b. Callarias barbatus, 1. des Kleins, ein Pamuchel; s. diesen Artikel. Gadus Morhua, Linn. gen. 154. sp. 3. Müllers gemeiner Cabeljau. s. unsern Artikel Kabbeljau, Th. IV. S. 329.

Molukkische Aelster.

Molukkische Aelster ist der Name der Paradiesvögel, davon unten Nachricht gegeben wird.

Moly.

Dieser Name kömmt bey den ältern Schriftstellern öfters vor. Man findet selbigen schon beym Homer; welche Pflanze aber derselbe darunter verstanden, und ob die Circe dem Ulysses wirklich eine Pflanze gegeben, um dadurch oder auf eine ganz andere Art, vor aller Gefahr bewaffnet zu werden, läßt sich gar nicht bestimmen. Bey den Neuern versteht man unter Moly keine andere, als welche mit dem Knoblauch nahe verwandt, und nach den meisten Lehrern der Kräuterkunde wirklich Knoblauchsarten sind. Boerhaave trennte diejenigen Arten, welche größere und ansehnlichere Blumen, und keinen eckelhaften, vielmehr angenehmen Geruch vom Knoblauch hatten, machete aus selbigen ein eigenes Geschlecht und nannte dieses Moly. Herr Manetti hat diesen als einen besondern Geschlechtsnamen behalten, darunter aber nur diejenigen Arten verstehen wollen, welche zwischen den Blumen Zwiebeln oder Knollen tragen und durch diese vorzüglich fortgepflanzet werden. Beyde Merkmale aber sind nicht hinreichend, die Arten von einander abzusondern; indem Geruch und Größe der Blumen kaum Arten, viel weniger Geschlechter bestimmen, und dergleichen keimende Knollen außer der Erde bey mehrern Arten von andern Geschlechtern, entweder zufälliger Weise, als den Tulpen und Lilien, oder auch beständig, als der Natterwurzel, dem Zahnkraute und andern vorkommen. Wir haben daher die Moly arten unter Knoblauch angeführet.

Momin.

Momin oder Corasol ist ein westindischer Baum, so auf den Antilleninseln wächst. Die Frucht sieht einer unreifen Gurke ähnlich und hat eine grüne mit vielen Abtheilungen, als mit Schuppen gezierte Schale, in welcher ein glatter und glänzender Saame, so groß als eine mäßige Bohne, liegt. Um diesen Saamen zeiget sich eine weiße Milch von süßem und zugleich säuerlichem Geschmack, welche, wegen ihrer kühlenden Kraft von den Einwohnern mit Lust genossen, oder auch mit andern Getränke vermischet wird. Obige Namen haben wir beym Jacquin und andern, welche amerikanische Pflanzen beschrieben, vergebens aufgesuchet und können von dem Baume selbst keine genauere Beschreibung geben.

Momotovakost.

S. Elfenbein, gegrabenes

Monarde.

Nicolaus Monardes, einer Spanischen Arzte, welcher in der Mitte

Mitte des sechzehenten Jahrhunderts diejenigen Arzneymittel abgehandelt, welche in dem Spanischen Antheile von Amerika gefunden werden, auch von den Giften und dem Tabacke geschrieben, ist dieses Pflanzengeschlechte gewidmet. Der röhrenförmige, gestreifte Kelch ist in fünf gleiche Zähnchen eingekerbet und viel kürzer als die Röhre des Blumenblattes, welche sich in zwo Lippen theilet. Die obere Lippe ist ganz, schmal und aufwärts gerichtet, die untere aber rückwärts gebogen, breiter, und in drey Lappen zerschnitten, davon der mittlere länger und schmäler, auch eingekerbet ist, die beyden Seitenlappen aber stumpf sind. Die beyden dünnen Staubfäden und der Griffel haben mit der obern Lippe gleiche Länge und sind von dieser gleichsam eingewickelt. Der doppelte Staubweg ist spitzig. Der Kelch umgiebt vier rundliche Saamen. Hr. von Linné hat fünf Arten bestimmet.

1) Die scharlachrothe Monarde mit viereckichten Stängel, die große glatte Monarde mit rothen Blumen, amerikanische Melisse, große virginianische Attermünze, Oswegothee, Monarda didyma Linn. wächst in Pensylvanien. Die dauernde Wurzel breitet sich weit aus und treibt viele, mit vier Ecken erhabene und mit vier Furchen durchzogene, mit Zweigen besetzte, einen bis zween Fuß hohe Stängel. Die Blätter stehen einander gegen über, sind gestielt, breit, eyförmig, zugespitzt, am Rande ungleich eingekerbet, haaricht, mehr rauh als weich anzufühlen. Wo die Blattstiele ansitzen, ist der Stängel haaricht, sonst aber ganz glatt. Ein Blumenkopf endiget gemeiniglich den Stängel und die Zweige, zuweilen aber treibt aus der Mitte desselben ein neuer Stiel, welcher ein zweytes, doch viel kleineres Köpfchen trägt, in welchem Falle die Blumen mehr wirtelförmig gestellet sind. Das Hauptköpfchen umgeben gemeiniglich sechs, das andere darauf folgende vier Blätter von verschiedener Größe, welche glatt, roth, schwarz und grün, oder scheckicht gefärbet und unterwärts gebogen sind; diese umgeben viele andere, ganz schmälere, dunkelrothe, der Größe nach verschiedene Blättchen. Der Kelch ist etwas krumm gebogen, unterwärts röthlich, oberwärts schwärzlich, das Blumenblatt lang, hoch, scharlachfärbig, der Griffel sehr lang. Außer den zween vollkommenen Staubfäden sollen auch noch zween andere ohne Staubbeutel zugegen seyn, welche wir aber niemals wahrgenommen. Die Pflanze giebt in allen Theilen einen starken, angenehmen, balsa-

mischen Geruch von sich, und könnte zum Arzneygebrauche nützlich angewandt werden, zumal selbige in allerley lockern, feuchten Grunde ausdauert und den Boden nach Art der Krausemünze mit ihren kriechenden Wurzeln überzieht. Da jedoch die Wurzeln starke Ballen machen, soll man solche ein Jahr ums andere versetzen und vertheilen. Die Bienen besuchen die Blüthen häufig, und da diese viele Wochen auf einander folgen, verdienet sie auch den Anbau für die Bienen.

2) Die purpurfärbige Monarde mit stumpfen Stängel, die rothe unächte virginische Wirbeldoste, Origanum spurium Riu. Monarda fistulosa Linn. wächst in Canada. Die fäserichte Wurzel ist ausdaurend. Der zween bis drey Fuß hohe, etwas haarichte und in Zweige verbreitete Stängel ist zwar auch viereckicht, die Ecken aber sind stumpf und die Furchen kaum merklich. Die gestielten, einander gegen über stehenden Blätter sind länglich, lanzetförmig, hinterwärts scharf eingekerbet, vorwärts mehr ganz und auf beyden Flächen mit weichen Haaren besetzet. Der Stängel und die Zweige endigen sich mit einem Blumenköpfchen, um welches äußerlich sechs aufwärtsgerichtete, an Größe verschiedene Blätter stehen, welche einige andere, gleichfalls an Größe verschiedene, aber viel schmälere bedecken. Das Blumenblatt ist haaricht, purpurfärbig, der Rand der Lippen weißlicht, und die untere Lippe zeiget zwo erhabene Linien, und dazwischen eine Furche, welche in dem mittelsten Einschnitte fortläuft, da hingegen die beyden Linien da aufhören, wo die Seiteneinschnitte ihren Anfang nehmen. Der Griffel ist länger als die Staubfäden. Diese ist eben so dauerhaft und läßt sich leicht durch die Wurzel vermehren. Hitze und Trockenheit verträgt sie nicht wohl. Die Nordamerikaner gebrauchen solche wider die Wechselfieber, auch zu Stärkung des Magens bey epidemischen Krankheiten.

3) Die gelbgefleckte Monarde, Monarda punctata Linn. wächst in Virginien. Der viereckichte Stängel wird ohngefähr vier Fuß hoch und ist durchgehends mit Zweigen besetzet. Die Blätter sind lanzetförmig und schwach eingekerbet. An dem obern Theile des Stängels und der Zweige stehen die Blumen wirtelförmig. Jeden Wirtel umgeben viele rothe Deckblätter. Das Blumenblatt ist klein, gelb, mit purpurfärbigen Flecken gedüpfelt. Die Vermehrung geschieht gemeiniglich durch den Saamen. Wenn die jungen Pflanzen Blüthstängel treiben, muß man diese abschneiden, um die Wurzel zu stärken, damit

damit sie Seitenaugen austreibe. Läßt man sie das erste Jahr blühen, so dauert die Wurzel selten durch den Winter. Man kann die Stöcke den Winter über im freyen Lande auf einer trockenen Rabatte unterhalten, doch, aus Vorsicht, auch in Töpfe setzen und in einem gemeinen Glashause verwahren. Im Sommer verlangen sie viel Wasser. Die Pflanze hat einen angenehmen balsamischen Geruch.

4) Die weißblümichte Monarde mit ganz glatten Blättern, Monarda clinopodia Linn. wächst in Virginien; die dauernde Wurzel läuft stark aus. Die Pflanze gleichet dem Ansehen nach der ersten Art, die Blätter aber sind schmäler, länglicht zugespitzt, eingekerbt, mit zarten Haaren besetzet, und daher ganz weich anzufühlen. Der Stängel ist viereckicht, die Ecken ragen weniger, als bey der ersten und mehr als bey der zwoten Art hervor. Die Blumen stehen in einem Knöpfchen bey einander.

5) Die blaugefleckte Monarde, Monarda ciliata Linn. wächst auch in Virginien. Nach Morisons Beschreibung ist das Blumenblatt blau und die untere Lippe mit schwarzrothen Flecken bezeichnet. Diese und die vierte Art gehören noch unter die seltenen Einwohner unserer Gärten.

Monathsblümlein.

S. Gänseblümchen.

Monathsblume.

S. Fieberklee.

Monatskäfer.

Unter den Insecten mit ganzen, harten Deckschilden trifft man nicht nur einen mannichfaltigen Unterschied in Ansehung ihrer Gestalt und Größe, sondern auch in Ansehung ihrer Lebenszeit an. Denn einige lassen sich vom Frühjahre bis in den Herbst sehen, und leben auch wohl drey Jahre und länger, wie z. E. die Goldkäfer und Roßkäfer. Andere hingegen leben nach ihrer Verwandelung nicht viel über einen oder einige Monate, und werden daher Monatskäfer genannt, wie z. E. der Maykäfer, der Juniuskäfer und Juliuskäfer. Weil wir von dem ersten schon in einem besondern Artikel gehandelt haben, so soll hier nur eine kurze Nachricht von den beyden letztern Arten folgen, die ihren Namen ebenfalls, wie der Maykäfer, von denjenigen Monaten erhalten haben, in denen sie zum Vorschein zu kommen pflegen.

Der Juniuskäfer, welcher auch den Namen Brachkäfer führet, weil er um die Brachzeit, aber nur des Abends, herumflieget, Scarabaeus solstitialis Linn. ist ohngefähr halb so groß und

nicht so braunroth, als der Maykäfer. Die Fühlhörner haben auch keine Blätter, wie bey dem Maykäfer, sondern dichte Knöpfchen. Der Wurm, aus welchem dieser Käfer entsteht, ist ohngefähr einen Zoll lang und einen viertel Zoll dicke, von Farbe weißlich, und an den Seiten auf jedem Absatze mit einem gelben erhabenen Puncte versehen, wodurch die Seiten wider das Reiben in der Erde, welche der Aufenthalt dieses Wurms ist, geschützet werden. Von den sechs, mit gelben Haaren und spitzigen Klauen besetzten Füßen ist immer ein Paar länger, als das andere. Der Kopf ist platt und gelb und das Zangengebiß viel länger und spitziger, als bey den Maden, aus denen die Maykäfer entstehen. Die Puppe ist weiß, und hat unten zwo kleine, mit Stacheln versehene Spitzen. Herr Frisch rechnet den Brachkäfer unter die Pillenkäfer, obgleich diejenigen, welche er aufgezogen hat, keine Pillen in den mit frischer Erde gefüllten Geschirren gemachet haben; welches nach seiner Meynung deswegen nicht geschehen ist, weil die Käfer in diesen Behältnissen keine Feinde bemerkten, und also nicht genöthiget waren, sich auf diese Art einzuschließen.

Ein ähnlicher Käfer, welcher oberwärts etwas grünlich, und mit einigen weißen Strichen gezeichnet ist, wird in Westindien gefunden, und daher von dem Ritter von Linné Scarabaeus occidentalis, und von Herr Müllern der westindische Juniuskäfer genannt.

Von den Käfern, welche den Namen Juliuskäfer führen, sind zwo Arten bekannt, die sowohl in Ansehung der Größe, als auch in Ansehung der Gestalt von einander sehr abweichen.

Der kleine Juliuskäfer, Scarabaeus horticola Linn. den Herr Müller unter dem Namen Johanniskäfer anführet, ist noch etwas kleiner als der Juniuskäfer, von welchem er sich auch in der Farbe unterscheidet; denn er hat, einen schwarzen Unterleib, schwarze Füße, und castanienbraune Flügel, die bey dem Männchen gemeiniglich mit etwas Grün untermischet sind. Die Schwanzspitze ist rund und stumpf. Dieser Käfer, der aber nicht häufig gefunden wird, hält sich am liebsten in den Gärten auf, und benaget vorzüglich gern die Weinblätter; daher ihm Herr Frisch den Namen Weinblattkäfer gegeben hat. Er pfleget sich, wie der Juniuskäfer, Pillen aus feuchter Erde oder Mist zu machen, und darein seine Eyer zu legen. Die Made, welche aus diesen Eyerchen hervorkömmt, hat ein scheerenförmiges Maul, einen braunen Kopf, zwey gelbe harte Schildchen am Hals-

Halse, und sechs gelbe, mit kleinen Härchen besetzte Füße. Der Körper ist mit kleinen rothen Härchen ganz dünne besetzet.

Der große Juliuskäfer, Scarabaeus fullo Linn. welcher von Eichenblättern, Schilfgras, Heidekorn, wie auch von andern Gewächsen lebet, denen er großen Schaden zufüget, ist noch einmal so groß, als der Maykäfer, mit dem er sonst in Ansehung der Gestalt ziemlich übereinkömmt. Er ist gemeiniglich braun, und auf den Flügeldecken mit weißen Flecken gezieret, doch giebt es in Ansehung der Farbe noch mancherley Verschiedenheiten. Das Männchen hat sehr große und breite Fühlhörner. Das Weibchen leget ebenfalls seine Eyer in die Erde; doch machet es hierzu keine Pillen, welche sich die jungen Käferwürmer, die sich von den Wurzeln der Pflanzen nähren, erst bey ihrer herannahenden Verwandlung zu verfertigen pflegen.

Monbin.

Mit diesem Namen hat Plumier ein Pflanzengeschlecht beleget, Hr. v. Linné aber dafür Spondias erwählet. Die eine und bekannteste Art führet bey den Spaniern in Amerika den Namen Jobo, welchen auch Planer beybehalten. Bey den Franzosen aber in Amerika, und den Caribäern ist Mombin im Gebrauche. Einige Schriftsteller halten die Früchte, aber fälschlich, für eine Art Myrobalanen, daher auch das Geschlechte von Hr. Dietrich Myrobalanen, und die Bäume von den Gärtnern Myrabellen oder Schweinspflaumen genennet werden. Der kleine, gefärbte, fünffach getheilte Kelch fällt mit den fünf länglichten, ausgebreiteten Blumenblättern ab. Alle zehen Staubfäden sind kürzer als die Blumenblätter, doch unter sich wechselsweise länger. Der Fruchtkeim trägt fünf Griffel mit stumpfen Staubwege. Die große, länglichte Steinfrucht ist mit fünf Puncten, als den Merkmalen der abgefallenen Griffel, bezeichnet, und enthält unter wenigem Fleische eine fünfeckichte, holzichte, fäserichte Nuß, welche in fünf Fächer abgetheilet ist. Es sind nur zwo Arten bekannt, beyde hat Hr. Jacquin in Amerika gefunden und genau beschrieben.

1) Ganzblätterichter Monbinbaum, Spondias lutea L. spec. Spondias Myrobalanus Linn. edit. Murray. Spondias Mombin Iacqu. Americ. p. 138. Warum in der Murrayischen Ausgabe des Linnäischen Pflanzenreiches diese Art den Zunamen Myrobalanus und die andere Mombin erhalten, können wir zwar nicht errathen, müssen aber billig, wenn dergleichen

chen unbedeutende Namen beybehalten werden sollen, Herr Jacquin folgen, welcher die Namen versetzet, und diese erste Art Mombin, der andern Myrobalanus beygesetzet, indem die Caribäer nur die erste also heißen, welche auch in diesen Inseln wildwächst. Dieser hohe Baum machet eine schöne große Crone von Aesten. Die Rinde ist grau und meistentheils aufgeritzet, und das Holz weiß, leichte. Die gefiederten Blätter stehen wechselsweise. Die gemeinschaftliche Ribbe ist einen Fuß lang und runblich; die Blättchen stehen daran paarweise, mit einem einzeln am Ende, sie sind glatt, völlig ganz, länglicht, und laufen in eine stumpfe Spitze aus. Die Blumenbüschel erscheinen auf den Spitzen der Aeste und halten ohngefähr die Länge eines Blattes; die Blumen selbst sind klein und weißlicht. Die meisten fallen, ohne Früchte nachzulassen, ab. Diese sind gelb mit etwas roth vermischet, haben einen angenehmen Geruch, und unter dem wenigen säuerlichen Fleische liegt eine große Nuß. Diese wird selten von Menschen gespeiset, häufig aber zur Mästung für die Schweine eingesammlet. Die abgeschnittenen Zweige schlagen in der Erde leicht Wurzeln aus.

2) Eingekerbter Monbinbaum, Spondias purpurea L. spec. Spondias Mombin Linn. edit. Murray. Spondias Myrobalanus Iacquin. Das Ansehen dieses Baumes ist wenig schön, die Rinde dicke, das Holz weiß und spröde. Die gefiederten Blätter fallen jährlich, und wenn die Frucht zu reifen beginnet, ab; die eyförmigen Blättchen sind selten völlig ganz, gemeiniglich, wenn auch nicht am ganzen Rande, doch bis in die Mitte desselben eingekerbet. Löfling und mit demselben Herr v. Linné beschreiben den gemeinschaftlichen Blattstiel platt oder zusammengedrücket, welches aber Jacquin nicht angemerket, und überhaupt dessen Beschaffenheit nicht angegeben hat. Die Blüthbüschel stehen an den Aesten hin und wieder und sind viel kürzer als ein [illegible]. Zuweilen erscheinen auch die kleinen rothen Blumen einzeln. Die Früchte sind purpurfärbig, oder gelb, länglicht, oberwärts stumpf, oder auch mit einem besondern Satze verlängert. Das wenige Fleisch ist säuerlich süße und angenehm von Geschmacke und Geruche. Die Amerikaner lieben dieses, und setzen daher die Früchte bey der Mahlzeit auf. Die Nuß wird selten völlig reif. Aus Zweigen geschieht die Vermehrung leicht und geschwinde, und die Einwohner in Domingo machen aus den gesteckten Aesten lebendige Zäune, welche in wenig Monaten

nathen mit Blüthen und Früchten prangen. Wenn der Stamm abgehauen wird, wachsen lange Aeste hervor, welche nur mit einfachen Blättern besetzet sind. Das eigentliche Vaterland ist das Carthagenensische Gebieth. Auf den Caribäischen Inseln, in Jamaika und andern Gegenden von Amerika wird dieser Baum häufig angezogen; die Frucht erhält von den verschiedenen Einwohnern dieser Länder den Namen einer Pflaume.

Das Holz von der ersten Art, weil es weich und leichte ist, wird von den Engländern, statt des Korkes, zu Verfertigung der Stöpsel gebrauchet.

Wollte man diese Bäume in unsern Gärten unterhalten, müßten selbige das ganze Jahr im Glashause verwahret, auch wohl den Sommer über, wenigstens in den ersten Jahren, auf Loh gesetzet werden.

Mond.

Luna. Dieser Nebenplanet der Erde, welcher unsere Nächte durch das von der Sonne erhaltene Licht erleuchtet, durchläuft seine Bahn, welche etwas elliptisch ist, und mit der Ecliptik ohngefähr einen Winkel von fünf und einen halben Grad machet, in sieben und zwanzig Tagen, sieben Stunden und drey und vierzig Minuten. Dieser Umlauf des Mondes um die Erde, da er von einem Fixsterne des Thierkreises bis wieder zu eben demselben herumkömmt, wird der periodische Umlauf genannt, und von dem synodischen unterschieden, welchen der Mond erst in neun und zwanzig Tagen zwölf Stunden und vier und vierzig Minuten vollendet, nach welcher Zeit er nämlich gegen die Sonne wieder eben dieselbe Lage hat. Er ist, ohngeachtet er wegen seiner Nähe sehr groß aussieht, vier und sechzig mal kleiner, als die Erde; denn sein Durchmesser beträgt nur den vierten Theil von dem Durchmesser der Erde. In seiner kleinsten Entfernung steht er vier und funfzig und in seiner größten ein und sechzig halbe Erddiameter von der Erde ab, den halben Erddiameter zu achthundert und sechzig Meilen gerechnet. Das so genannte Abnehmen und Zunehmen des Monds hängt von der verschiedenen Lage desselben gegen die Sonne und die Erde ab; denn es wird allemal eine ganze Hälfte des Mondes, wegen seiner kugelförmigen Gestalt erleuchtet, wenn wir gleich bisweilen nichts oder nur einen Theil von der erleuchteten Hälfte erblicken. Ist der Mond zwischen der Erde und der Sonne, so kehret er uns die ganze dunkle Hälfte zu, welches man das neue Licht oder Neumond zu nennen pfleget. Sieben Tage nach dem

Neu-

Neumonde, wenn er nämlich neunzig Grad von der Sonne absteht, erscheint er uns des Abends an der westlichen Seite halb erleuchtet, weil die andere Hälfte des erleuchteten Theils von uns weggekehret ist, und dieses wird das erste Viertel genannt. Sieben Tage nach dem ersten Viertel, wo er hundert und achtzig Grad von der Sonne entfernet ist, und ihr also gegenüber steht, erblicken wir die ganze erleuchtete Hälfte und haben daher Vollmond. Sieben Tage nach dem Vollmonde, wo er sich wieder der Sonne bis auf neunzig Grad genähert, erscheint er an der östlichen Seite halb erleuchtet, welches das letzte Viertel genannt wird.

Wenn der Mond voll ist, so verliert er bisweilen bey heitern Himmel, entweder ganz oder nur zum Theil sein Licht, und zwar so, daß es scheint, als wenn eine schwarze Scheibe von Morgen gegen Abend in ihn rückte. Diese Beraubung des Lichts, welche man eine Mondfinsterniß zu nennen pfleget, wird nur alsdenn bemerket, wenn die Erde in gerader Linie zwischen dem Monde und der Sonne zu stehen kömmt; woraus also erhellet, daß dieselbe durch den Schatten, welchen die Erde auf den Mond wirft, verursachet wird.

Man sieht schon mit bloßen Augen, aber noch deutlicher durch Hülfe der Ferngläser, gewisse große und kleinere Gegenden auf der erleuchteten Oberfläche des Mondes, die dunkler als die übrigen sind, und daher Flecken, Maculae, genannt werden. Die großen Flecken bleiben immer einerley; bey den kleinern aber, die auch ein blässeres Licht haben, bemerket man dieses besonders, daß sie von Tag zu Tage ihre Figur, Größe und Stelle ändern, und stets der Sonne entgegengesetzet sind. Aus diesen Beobachtungen haben die Astronomen und Naturforscher geschlossen, daß es im Monde Berge, Thäler, Seeen oder andere Gewässer geben müsse. Nämlich die ganz hellen Theile hält man für Berge, die dunkeln beständigen Flecken für Thäler oder Seeen, und die veränderlichen blaßen Flecken für die Schatten der Berge. Diese Aehnlichkeit des Mondes mit der Erde macht es daher sehr wahrscheinlich, daß er mit lebendigen Geschöpfen besetzt seyn müsse.

Der Mond zeigt uns meistentheils einerley Flecken. Nur an dem Rande kommen einige andere zum Vorscheine, statt deren wieder einige am entgegengesetzten Rande verschwinden; welche Erscheinung das Wanken des Mondes, libratio, genannt wird. Der Mond muß sich also in der Zeit um seine Axe drehen, in welcher

cher er seine Bahn um die Erde vollendet.

Wenn Planeten oder andere Sterne vom Monde verdecket werden, so verändert sich meistentheils ihre runde Gestalt in eine längliche oder unförmliche, indem der Mondrand sich ihnen nähert. Hieraus haben einige geschlossen, der Mond habe eine Atmosphäre, wie die Erde, welche die Lichtstralen brechе. Diese Meynung ist auch aus andern Gründen nicht unwahrscheinlich, ob man gleich gestehen muß, daß die angeführte Erscheinung sich auch aus der Inflexion der Stralen, welche von der anziehenden Kraft der Körper herrühret, erklären läßt. Herr Euler ist der Meynung, daß die Luft, welche den Mond umgiebt, wohl zweyhundertmal dünner sey, als diejenige Luft, welche den Dunstkreis der Erde ausmachet.

Unter den Wirkungen des Mondes verdienet vorzüglich diejenige bemerket zu werden, vermöge welcher er das Meerwasser durch seine anziehende Kraft in die Höhe hebt, und dadurch Ebbe und Fluth verursachet. Die Beobachtungen der neuern Naturforscher zeigen auch, daß er eben diese Wirkung auf unsern Luftkreis äußert und also sehr vieles zur Veränderung der Winde und der Witterung beyträgt.

Mond, S. auch Seestern.

Auch unter den Conchylien haben viele ihre Benennung von dem Monde erhalten: als

Monddoublet. S. Compasmuschel.

Halbmondschnecke. S. Schwimmschnecke.

Weißer halber Mond nennen die Holländer und Herr Müller eine Schnirkelschnecke und Helix ambigua L. Sie ist klein, erhaben rund, mit sechs bis acht von einander abstehenden, zusammengedrückten Ribben besetzet, und mit einer halbmondförmigen Oeffnung versehen. Das mittelländische Meer.

Außer diesen, haben noch viele andere, wegen der Rundung der Mündung den Namen Mondschnecke erhalten, welche ein eigenes Geschlechte ausmachen. Dieses nennet Herr v. Linné Turbo, und die dahin gehörigen Arten heißen die Holländer entweder Rondmonden oder Maanhoorens, und im Deutschen Rundmünder oder Mondschnecken. Den letzten Namen hat Rumph aufgebracht, und man will diesen auch lieber, als den andern beybehalten, indem die Schnirkelschnecken auch eine runde Mündung haben, und in so ferne Rundmünder sind. Der Einwohner der Mondschnecke ist von der gemeinen Art und der Schnecke ohne Haus ähnlich. Die Schale ist einfach, gewunden,

fest oder stark, und die Oeffnung läuft nicht weit aus, und ist weder platt, noch eckicht, sondern rund und ohne alle Einschnitte. Bey den nahverwandten Schnirkelschnecken hingegen ist die Schale dünne, zerbrechlich, fast durchsichtig, und die runde oder mondförmige Mündung hat einen Ausschnitt.

Die Mondschnecken sind unter sich nach den übrigen Umständen merklich verschieden, deswegen Herr von Linne' selbige unter fünf Abtheilungen gebracht. Als

a) Neritenartige, deren Oeffnung einen pyramidenartigen, platten, undurchbohrten Rand hat, oder an denen das erste Gewinde fast die ganze Schale ausmachet, die übrigen aber nur einen erhabenen Schnirkel vorstellen. Diese nennet Herr Müller Mondneriten.

b) Dickschalige, die kein Nabelloch haben, oder ungenabelte.

c) Genabelte, welche gleichfalls dickschalicht sind.

d) Gegittrte, welche der Länge herab ein Gitterwerk führen, und theils Treppen, theils Wendeltreppen sind.

e) Die wie Nadeln gethürmt sind, und insgemein Schrauben oder Trommelschrauben genennet werden. Thürmchen, Turricula Auctorum, ist kein Geschlechtsname, indem dergleichen unter den Stachelschnecken, Flügelschnecken, Kinkhörnern und Kräuselschnecken vorkommen. Diese Abtheilungen enthalten funfzig Arten, welche wir hier wegen der großen Anzahl weder beschreiben, noch auch dem Namen nach anführen wollen; das lateinische Register, welches im letzten Bande folgen soll, wird unter Turbo anweisen, unter welchen deutschen Namen diese alle von uns angeführet werden. Wir beschreiben hier die vier Arten der ersten Abtheilungen oder die Mondneriten, so wie unter Schraub- und Wendeltreppe die meisten von der vierten und fünften Ordnung vorkommen werden.

1) Stumpfe Mondschnecke, Turbo obtusatus Linn. Die Schale hat einen pyramidenartigen, platten Rand, übrigens ist solche glatt, rund, oben bäuchicht und stumpf. In der Nordsee.

2) Mondnerite, Turbo neritoides Linn. Die Schale ist klein, eyförmig, glatt, stumpf und der Rand gleichfalls pyramidenförmig platt. Der Aufenthalt ist das mittelländische Meer.

3) Reißbeymondschnecke, Turbo muricatus Linn. Die Schale ist nicht größer, als eine Haselnuß, eyförmig zugespitzt, aber genabelt und ringsherum mit vielen Reihen erhabener Körner umgeben. Das südliche Meer Europens.

4) Strand-

4) Strandmondschnecke, Turbo littoreus Linn. Die Schale ist auch nicht größer, als eine Haselnuß, fast oval, spitzig gewunden, gestreift, am Rande, wie die übrigen, platt, die graue Oberfläche braun bandiret, und der Deckel braun. Es halten sich dergleichen in unsäglicher Menge an den Ufern der Nordsee auf. Die Holländer nennen solche Aliekruiken, weil sie aber so klein sind, und man sich unter einem Salzkruge gemeiniglich größere Schnecken vorstellet, hat Hr. Müller diesen Namen nicht annehmen wollen. In Schweden heißen sie Kupunge, in England Cowins, und in Frankreich Vignot. Es werden in diesen Ländern zwischen Ostern und Pfingsten diese Schnecken häufig verspeiset und schon gesotten zu Markte gebracht. Man setzet sie mit der Schale auf den Tisch, zieht das Thier mit einer Stecknadel heraus und ißt es mit Essig, Pfeffer und Salz. Es hat das Thier zwey Augen, deren jedes auf einem Nebenfortsatze ihrer Hörner steht; es ist übrigens ein Zwitter, und kann etliche Tage ohne Wasser leben, wie es denn auch von selbst aus dem Seewasser heraus und an den vorragenden Klippen hinauf kriecht.

Außer diesen vier Mondneriten erwähnen wir hier noch drey, weniger wichtige, ungenabelte Mondschnecken, als

5) die Waezenschnecke, Turbo cimex Linn. Die Schale ist ganz klein, weiß, mit braunen oder rothen Strichelchen umgeben. Die Strichelchen bestehen aus erhabenen Puncten. Die Holländern nennen solche Weegluis, und Adanson Soni. Das mittelländische Meer.

6) Bockschnecke, Turbo pullus Linn. Die Schale ist auch sehr klein, glatt, violet, braun und weiß gestreift und bandirt, mit einer weiten Mündung. Die Holländer nennen sie auch Bokie. Gleicher Aufenhalt.

7) Larvenschnecke, Turbo personatus Linn. holländ. Zee-Slak. Die Schale ist einer Nerite ganz ähnlich, die Mündung aber rund und perlenmutterartig, von Größe einer Haselnuß, entweder aschgrau und braun punctiret, oder sonst auf verschiedene Art gezeichnet.

Mondschnecke, s. auch Alpengebirge.

Mond- oder Silberfisch.

Der Mond- oder Silberfisch in Afrika, heißt wegen seiner Aehnlichkeit mit einem Fische dieses Namens in Amerika so. Der afrikanische Mondfisch ist vom Kopfe bis an den Schwanz etwa achtzehn oder zwanzig Zoll lang, zwölf oder dreyzehn breit, und fast zween Zoll dicke. Es ist ein flacher Fisch, und er würde fast eyrund seyn, wenn

wenn er nicht so einen breiten und hohen Schwanz hätte. Seine Haut ist weiß und übersilbert, sein Gesicht flach, der Mund klein und mit zwo Reihen Zähnen bewaffnet. Es zeiget sich eine kleine Erhöhung, wie eine Nase, mit Nasenlöchern und der Theil darüber sieht aus wie eine Stirn mit großen Runzeln. Die Augen sind rund, groß, sehr roth. Er hat nur zwo Finnen, die aber sehr groß sind, und an der Seite der Fischohren sitzen, nebst zween Stacheln, von denen der größere um die Mitte des Rückens anfängt und sich am Schwanze endiget, und der andere kleinere unter dem Bauche ist. Das Fleisch ist weiß, fest, zart, wohlgeschmackt und nahrhaft. Dieser Fisch fällt in Amerika nicht auf den Angel, und doch thut er es hier.

Mondklee.

S. Schneckenklee.

Mondkraut.

Mondraute, Leberraute, Eisenbrech, Erdstern, Maytrauben. Treublätter. St. Walpurgiskraut. Knabenkraut. Osmunda Lunaria Linn. Es gehöret dieses Farnkraut eigentlich zu dem Geschlechte, welches Traubenfarn genennt wird, wir haben jedoch selbiges besonders anführen wollen, weil es unter obigem Namen durchgehends bey uns bekannt ist. Man findet selbiges gemeiniglich nur einzeln auf trocknen Hügeln und Triften, nach einer nassen Witterung aber im Frühlinge auch öfters häufig. Aus der fäßrichten Wurzel treibt ein einziges gestieltes Blatt, welches kaum die Länge eines Fingers erreicht; wenigstens haben wir niemals dergleichen von der Höhe zweyer Finger gesehen, wie einige Schriftsteller angegeben. Dieses saftige, weiche, gelbgrüne Blatt ist nach Art der gefiederten in neun, eilf, auch mehrere, einander gegenüber gestellte, nieren- oder mondförmige Lappen getheilet. Der letzte Lappen ist einzeln und größer als die übrigen. Aus dem Blattstiele an dem Orte, wo das Blatt selbst ansitzt, entspringt ein anderer, gleichfalls ganz kurzer Stiel, welcher an der obern Hälfte sich in kurze Zweige theilet, so ganz mit kleinen Kügelchen bedecket sind. Diese Kügelchen stehen traubenförmig, und sind anfangs grün, werden aber hernach gelblicht, öffnen sich von oben nach unten zu, und enthalten vielen zarten, staubichten Saamen. Man findet auch einige Spielarten; die mondförmigen Lappen des Blattes sind zuweilen zerschnitten, und der Blüthstiel ist auch in mehrere Zweige abgetheilet. Die Blüthzeit fällt in den May und Junius. Wenn das Pflänzgen nur aus einem Blatte nebst dem Träublein besteht, so

und beyde kaum einen Finger hoch wachsen, wird man selbiges leicht übersehen, und man muß an das Kräutersammlen gewohnet seyn, wenn man es zwischen dem Grase bald finden will. Es wächst selbiges auch schnell, und vergeht bald wieder, doch dauert vielleicht die Wurzel länger. Man findet von dieser Pflanze viel fabelhaftes aufgezeichnet. Die vermeynten Geldmacher schätzen selbige hoch, und in den Zeiten, wo die Zauberkünste noch Glauben verdienten, wurde sie häufig als ein Verwahrungsmittel gebrauchet. Auch noch itzt pflegen es die Bauerweiber bey die Milchgefäße zu legen, um die Zauberey abzuwenden. Auch in der Arzneykunst wollte man selbiger mancherley gute Eigenschaften zuschreiben, und als ein trocknendes und anhaltendes Mittel bey Wunden, in Brüchen, wider Ruhr und andern Flüssen empfehlen. Carrichter will sogar den offenen Krebs damit geheilet haben; von welchem allen aber die neuern Aerzte gänzlich schweigen; daher man auch die Pflanze nicht einmal in den Apotheken aufbehalten pfleget. Ob es besser sey, wenn Gesner schreibt: die Griechen nennen sie Tauram, welches so viel, als ein Stier heißt, und dieses deswegen, weil die Kühe, wenn sie davon unter dem Grase gefressen, sich zu dem Stier gesellen und seiner begehren, wollen wir nicht untersuchen. Die jungen Stiele und Blätter sind saftig, und von Geschmacke süßlich, und würden ein gutes Schaaffutter abgeben, wenn solche nur häufiger vorhanden. In Gärten zu unterhalten, möchte eine vergebliche Arbeit seyn.

Mondkraut, siehe auch Silberblatt.

Mondmilch.

Lac Lunae, Agaricus mineralis, Morochtus, ist eine feine sehr weiße Kalcherde, welche sich zwischen den Ritzen der Felsen und hohlen Klüfte der Gebirge findet. Diese weiße Erde hat auch den Namen Berg- oder Himmelmehl erhalten, welches von unerfahrnen herrühret, so dieselbe für Mehl gehalten, selbige gebacken, und zum Nachtheil ihrer Gesundheit, auch wohl des Lebens, gegessen haben.

Mondmilch, S. auch Bergmehl.

Mondraute.

S. Mondkraut.

Mondsaamenkraut.

Die Gestalt der Saamen gleichet dem halbvollen Monde. Tournefort und alle neuern nennen das Geschlecht Menispermum. Männliche und weibliche Blumen wachsen auf verschiedenen Pflan-

zen. In beyden zählet man 2 kurze, schmale Kelch- und 12 Blumenblätter, welche in drey Reihen gestellt, eyförmig, vertieft, und von ungleicher Größe sind. Die männliche enthält ungefähr 16 Staubfäden, welche etwas länger als die Blumenblätter sind, auch in der weiblichen findet man acht Fäden, welche aber mit unvollkommenen Staubbeuteln besetzet sind, und zween Fruchtkeime, deren jeder seinen kurzen, krummen Griffel, und dieser zween stumpfe Staubwege trägt. Die Frucht besteht aus zwo nierenförmigen Beeren, und in jeder liegt ein halbmond- oder nierenförmiger großer Saamen. Diese Beschaffenheit der Blüthen findet sich in der schildblättrigen Art. Die andern sollen in einigen unterschieden seyn, und in den Ludwigischen Definitionen werden ein sechsblättriger Kelch, sechs Blumenblätter, sechs Staubfäden und drey Stempel angegeben. Hr v. Linné hat acht Arten angeführet, worunter auch diejenige ist, deren Früchte Kockelskörner genennt, und bereits unter diesem Namen beschrieben worden. Wir erwähnen nur

1) Das schildblättrige Mondsaamenkraut. Schlingendes Canadisches Mondsaamenkraut. Die Gärtner nennen solches spanischen Hopfen. Menisp. canadense Linn. Es wächst in Virginien und Canada wild, und windet sich mit seinen Ranken dem Laufe der Sonne entgegen, nach Art des Hopfens, 10 bis 12 Fuß in die Höhe. Wenn man keinen Pfahl dazu stecket, würde es die nächst stehenden Gewächse ganz überziehen. Die Zweige und Blätterstiele sind röthlich, und die Blätter fast rundlich, etwa sechs Zolle breit und fünf Zolle lang, mit fünf flachen Ausschnitten versehen, sonst völlig ganz, der Rand umgebogen, auf der Oberfläche dunkelgrün und glänzend, auf der untern blaßgrün, und mit sieben ziemlich starken grüngelblichten Adern versehen, welche sich mit dem Stiele vereinigen. Dieser ist auf der untern Fläche, etwa einen halben Zoll vom Rande befestiget, daher die Blätter schildförmig erscheinen. Mit den Blättern werden auch die Ranken im Herbste abgeworfen. Die kleinen grünen Blüthen erscheinen in langen Trauben im August und September, sie treiben neben den Blätterstielen hervor, und die Blüthstiele sind zart, rund und haaricht. Reife Früchte haben wir vielmals erhalten. Die Wurzel wuchert in einem lockern feuchten Boden recht stark, und zieht in kurzer Zeit ganze Beete, und man muß daher durch öfteres Versetzen dieser Vermehrung Einhalt thun. Die Pflanze wächst im Schatten so gut, als an sonnenreichen Oertern. Die Wurzel dauret aus

auch bey dem härtesten Winter im freyen Lande aus. Nützlich ist der Anbau dieser Art auf keiner Wiese, und zu Bekleidung der Geländer und Sommerlauben schicken sie sich nicht füglich, indem die neuen Ranken und Blätter spät im Frühjahre hervortreiben und anfangs langsam wachsen.

2) Lappichtes Mondsaamenkraut. Epheublätterigeres Mondsaamenkraut. Menisp. virginicum L. Wächst in Virginien und Carolina am Strande, und ist dem Wachsthume nach der vorigen Art ganz ähnlich. Der Stängel mit den Ranken schlägt sich ungefähr fünf Fuß in die Höhe. Die Blätter sind, nach des Herrn v. Linne Beschreibung, gleichfalls schildförmig, nach Dillenii Abbildung aber setzet sich der Stiel nicht an die Unterfläche, sondern an den Rand an, oder verbreitet sich gleichsam in das Blatt selbst. Die Gestalt der Blätter ist, wie bey dem Epheu, verschieden. Die obern sind völlig ganz, länglicht, spitzig, die mittlern und untern aber winklicht, oder mit vorragenden Ecken und Lappen versehen, alle zeigen auf der Oberfläche zarte Haare, doch scheint selbige mehr glatt und glänzend; die untere Fläche, auch bey den ältern Blättern die obere, ingleichen die Blätterstiele und Ranken erscheinen mehr rauch. Aus dem Blätterwinkel treibt eine kurze weißlichte Blumenähre. Wartung und Vermehrung kommen mit der ersten Art überein.

Mondyck.

Mit diesem Namen wird in England ein gewisses Erz beleget, welches zinnhaltig ist. Justi Mineral. S. 90 saget, daß es eine Vermischung von Wißmuth und Zinn sey. Lehmann hingegen hält es Mineral. S. 132 für ein Erz, so aus Arsenickies, Zwitter und Eisenstein besteht. Es wird auch von ihm angemerket, daß während des Schmelzens der Arsenik sich mit dem Zwitter und Eisenstein in metallischer Gestalt vermische, und ein hartes, sprödes, weißes Metall gebe, welches nicht viel anders, als der auf Zinnschmelzhütten sogenannte Härtling sey. Wir halten auch dafür, daß man Grund habe, Lehmanns Meynung beyzupflichten. Vielleicht hat der von Stahlen diesem Erz beygelegte lateinische Name Bismuthum stanneum Gelegenheit gegeben, daß Justi vermuthet, es sey dasselbe eine Vermischung von Wißmuth und Zinn.

Mondviole.

S. Silberblatt.

Mone.

Der Name Mone, Mona, Monina, oder Munina, wird einem langgeschwänzten, bärtigen Affen

gegeben, welcher auch unter dem Namen des buntscheckigen Affen bekannt ist, und in verschiedenen Gegenden von Asien und Afrika gefunden wird. Er hat, nach der Beschreibung der Herren Daubenton und Büffon, einen kleinen runden Kopf, eine dicke, kurze Schnauze, eine platte Nase, Beutel in den Backen, ein braunes Gesicht und tief im Kopfe liegende Augen. Die Augenwimmern, die Nase und die Lefzen sind überhaart und fleischfarbig. Das Haar oben auf dem Kopfe und am Halse ist gelb und schwarz gemischet. Auf der Stirne sieht die Figur eines halben Monden von grauen Haaren. Von den Augen bis an die Ohren, und von den Ohren bis an die Schultern geht ein schwarzer Streif. Der Bart besteht aus einer Mischung von weißen, gelben und schwarzen Haaren. Der Oberleib ist mit fuchsrothen und schwarzen, der Unterleib aber, so wie das Innere der Schenkel, mit weißen Haaren besetzt. Das äußere der Beine und die Füße sind schwarz. Der Schwanz ist dunkelgrau und etwas länger als der Körper, dessen Länge ungefähr anderthalb Schuh beträgt. Dieser Affe frißt allerley gekochtes Fleisch, Brod, Spinnen, Ameisen und andere Insecten, am liebsten aber Früchte. Er geht auf allen Vieren, und läßt sich leicht zahm machen.

Monfisch.

Ein Meermon, Orthagoriscus, seu Luna piscis, des Geßners, S. 85 b. Crayracion. 31. des Kleins, ein Krobffisch. s. diesen Artickel Th. IV. S. 802.

Monina.

S. Mone.

Monnierie.

J. G. Monnier, Lehrer der Kräuterkunde zu Paris, hat 1744 von verschiedenen Gegenden Frankreichs die wildwachsenden Pflanzen aufgezeichnet, und diesem zu Ehren hat Brown ein Pflanzengeschlecht Moniera genennt, welches aber Hr v. Linné mit dem Gnadenkraute vereiniget. Man findet aber doch bey diesem Naturlehrer eine andere Monnieria, ob aber diese dem nämlichen, oder einem andern Manne zum Andenken gewidmet worden, können wir nicht bestimmen. Lösling in der Reisebeschreibung S. 79 führet einen Pariser Arzt, Monnier, an, welcher den Hortum Noaillensem herausgeben wollen. Vielleicht sind beyde eine Person. Lösling hat diese Monnieriam zuerst bestimmt, und Hr v. Linné selbiger den Beynamen trifolia gegeben. Es wächst diese jährige Pflanze in Amerika, besonders in Cumana. Der Stängel ist gabelförmig in Aeste abgetheilet; drey Blätter stehen wirtelförmig bey einan-

einander, und die Blumen ährenweise. Der stehen bleibende Kelch ist in fünf ungleiche Einschnitte getheilet. Der obere ist der längste, gleich breit, einwärts gebogen und bedecket das Blumenblatt; dieses ist den Lippenförmigen ähnlich; die Röhre des weißen Blumenblattes gekrümmt, und in der Mitte zusammengezogen, die obere Lippe stumpf und ungetheilt, und die untere in vier länglichte, stumpfe Lappen zerschnitten. Man zählet nur zween breite Staubfäden, doch ist der obere zweyder untere dreyspaltig; und auf dem obern sitzen zween, mit einander verwachsene, innerlich haarichte vollkommene Staubbeutel, welche den Staubweg umgeben, auf dem untern aber drey kleinere unvollkommene Staubbeutel. Auf dem fünfeckichten Fruchtkeime steht ein dünner Griffel, welcher einen länglicht köpfigen, und mit einem scharfen Rande eingefaßten Staubweg zeiget. Die Frucht besteht aus fünf eyförmigen, plattgedrückten Saamenbehältnissen, deren jedes nur einen Saamen enthält.

Monsonie.

Burmann und Hr v. Linné haben dieses Pflanzengeschlecht neuerlich bestimmt; Breyn hatte die Pflanze unter den Arten des Storchschnabels angeführet, und es ist auch solche damit nahe verwandt, in Ansehung der Staubfäden aber vorzüglich davon unterschieden. Man kennt nur eine Art, welche Monsonia speciosa billig genennt worden, indem die große Blüthe ein gutes Ansehen hat. Sie wächst auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung. Die daurende Wurzel treibt sowohl viele gestielte, gefiederte Blätter, deren Blättchen wieder federartig in lanzetförmige Lappen geschnitten sind, als auch zween oder drey, ungefähr einer Spanne hohe Stängel, welche, nach Art der Küchenschelle, in der Mitte von einer kleinen sechsblättrigen Hülle umgeben, und auf der Spitze mit einer großen Blume besetzet sind. Man zählet fünf Kelch- und fünf Blumenblätter, auch fünf Staubfäden, deren jeder aber dreyspaltig und mit drey Staubbeuteln besetzt ist. Daher zählet Hr v. Linné funfzehen Staubfäden, welche in fünf Bündel verwachsen sind. Der Griffel ist fünfspaltig, und das Saamenbehältniß enthält auch fünf Saamen.

Montia.

Joseph Monti war zu Bononien Lehrer der Kräuterkunde und arbeitete zu gleicher Zeit mit Scheuchzern, nämlich 1719, an der Geschichte der Gräser; und obgleich dieser den Preis davon getragen, hat man doch billig jenes Andenken zu erhalten gesucht; zumal derselbe auch in den Denkschriften

des Instituti Bononiensis verschiedene Abhandlungen gegeben, welche zur Kräuterwissenschaft gehören. Auch dessen Sohn, Cajetan Monti, hat daselbst einige botanische Abhandlungen mitgetheilet. Man findet aber zwey Pflanzengeschlechter unter diesem Namen; daher zu merken, daß die Montia des Houstons unter dem Namen Sonnenfrucht vorkommen wird; hier aber beschreiben wir diejenige, welche Michelli bestimmt, und Hr v. Linné beybehalten hat. Dillenius nannte selbige zuvor Camerariam. Es besteht dieses Geschlecht nur aus einer Art, welche an den Quellen in verschiedenen Ländern Europens zu finden ist, und daher Montia fontana genannt wird. Der niedrige, schwache, saftige Stängel verbreitet sich in viele Zweige. Die Blätter stehen einander gegen über, und sind lanzet- oder eyförmig. An dem obern Theile des Stängels stehen die Blumen Traubenweise, jede sitzt auf ihrem besondern Stiele, hängt unterwärts und ist ganz klein. Der Kelch besteht aus zwey eyförmigen, stumpfen, vertieften, stehen bleibenden Blättchen; das Blumenblatt zeiget fünf Einschnitte, davon zween größere, und drey mit diesen wechselsweise gestellte, kleiner sind; Hr v. Haller bestimmt zween kleinere und drey größere. An den drey kleinern sitzen die drey Staubfäden; man zählet drey haarichte Griffel mit einfachen Staubwege. Das gewundene Saamenbehältniß ist einfächericht, öffnet sich mit drey Klappen, und enthält drey rundliche Saamen. Zuweilen besteht der Kelch aus drey Blättern, und alsdenn bemerket man auch fünf Staubfäden.

Moons

An der Goldküste, Richter. Davon sich zur Zeit weitere Nachricht oder Beschreibung nicht finden lassen will.

Moorbeere.

S. Heidelbeerstrauch

Moorenhirse.

S. Honiggras.

Moorerde.

S. Sumpferde.

Moorseide.

S. Wollengras.

Moorspinnenkraut.

Diese Pflanze machet, nach Hr v. Linné und seinen Nachfolgern, ein eigenes Geschlecht aus, welches Scheuchzeria genannt worden. Die Scheuchzerische Familie ist den Freunden der Naturgeschichte bekannt; allein, obgleich Johann Jacob wegen seiner Naturbeschreibungen durch die Schrift unter den größten Naturforschern eine

einen Platz verdienet, so ist doch dieses Andenken sonderlich dem Johann Scheuchzer gewidmet, welcher uns mit dem großen Werke von Gräsern beschenket, und diesen verwirrten Theil des Pflanzenreiches in ein helleres Licht gesetzet. Die Pflanze selbst gehöret auch zu den Gräsern, und wurde ehedem, auch itzt von Hr. Ludwigen für eine Art Binsen gehalten. Es wächst selbige auf sumpfigen Wiesen, blühet im Junius, und giebt im August und Septbr. reifen Saamen. Die fäßrichte, kriechende, knotichte Wurzel ist ausdaurend; der Halm ungefähr einer Spannen hoch, zuweilen in der Mitte etwas gekrümmet, glatt, rundlich, und durch verschiedene Knoten abgetheilet; die Blätter umgeben den Halm mit einer ganz glatten grünröthlichen Scheide, bey jedem Knoten sitzet eines, es sind selbige grasartig, glatt, steif, spitzig, auf der obern Fläche platt, auf der untern erhaben. Der Halm endiget sich mit einer einfachen Rispe, oder Aehre, welche ungefähr aus vier oder fünf Blüthen besteht, deren jede auf ihrem besondern Stiele ruhet. Jeden Blumenstiel umgiebt eine gelblichtgrüne Scheide, welche sich bey den untersten Blüthen in ein steifes Blättchen verlängern. Jede Blume zeiget sechs länglichte, spitzige, etwas rückwärts geschlagene und stehenbleibende, bräunlichte Blättchen, welche man für den Kelch annimmt, sechs kurze Staubfäden mit längern Staubbeuteln, und drey oder sechs Fruchtkeime, an deren äußerlichen Seite der Griffel, oder haarichte Staubweg, ansitzt. Es folgen eben so viel rundliche, zusammengedrückte Saamenbehältnisse, welche sich mit zwo Klappen öffnen, und in deren jedem ein, auch wohl zween eyförmige, und auf der einen Seite mit einer erhabenen Linie bezeichnete, Saamen liegen.

Mooß.

Die Mooße, Musci, machen unter den Gewächsen eine besondere Familie, oder Hauptclasse aus, und das äußerliche Ansehen unterscheidet die meisten Geschlechter und deren Arten von allen übrigen Gewächsen, mit welchen sie etwan einige, größere oder geringere, Aehnlichkeit haben können. Es haben zwar selbige, wie die Aftermooße und Schwämme, einen viel einfachern Bau, als andere Pflanzen, sind aber doch mit wahren Wurzeln, Stängeln, Blättern und Fruchtstielen versehen, und ihre Blätter kommen dem innern Gewebe nach, mit dem übrigen Pflanzenlaube überein. Die alten Stängel verwandeln sich bey vielen in Wurzeln, doch giebt es auch jährige Mooße, die auf Triften, Hügeln und sonderlich an solchen Stellen, da das

Winterwasser lange gestanden, nur in den Frühlingsmonathen leben, sich in einzelnen kleinen dichten Rasenflecken zeigen, und nachher wieder vergehen; der größte Theil ist immergrünend, dauerhaft, und das ganze Jahr hindurch zu finden. Sie lieben mehr Kälte als Wärme, und die meisten wachsen, und viele blühen bey uns in den Wintermonathen, wenige hingegen vom Ende des Juli bis zum September. In den wärmern Jahreszeiten scheint ihr Wachsthum fast unmerklich zu seyn, viele sind wirklich auf einen sehr großen Grad zusammengezogen, welk und trocken, daß man sie dem äußerlichen Ansehen nach für dürre und abgestorben halten sollte, da sie doch noch ein schwaches Leben haben. Die folgende kühlere Jahreszeit und gemäßigte Feuchtigkeit belebet sie von neuen, sie dehnen sich wieder aus, zeigen ihr natürliches Ansehen wieder, wachsen von neuen und blühen. Wegen dieser so dauerhaften Eigenschaft und eines zähen Lebens könnte man viele Moose für unvergänglich halten; es leben aber alle nur eine gewisse Zeit, nach welcher sie wirklich todt gefunden werden. Wenn man Pflanzen, statt der Erde, in Moos setzet, und darinnen einige Jahre unterhält, wird dieser endlich spröde, brüchicht, und verwandelt sich in einen Staub; auch der Torfmoos beweiset die Verwandelung der Moose in Erde. Viele sind vielleicht bereits abgestorben, ohne daß man es bemerken kann, indem sich die eingesammleten Moose über hundert Jahre trocken erhalten lassen, ohne ihr äußerliches Ansehen viel zu ändern, und wenn man dergleichen gut gesammlete, behutsam getrocknete und wohl auf behaltene Moose in das allerkälteste Brunnenwasser leget, werden sie nach einigen Tagen, zuweilen auch nach einigen Stunden sich völlig wieder ausbreiten, und ihr vorig lebhaftes Ansehen und Gestalt wieder annehmen, und gleichsam ein neues Leben erhalten.

Außer der ganz besondern Dauerhaftigkeit und einem wechselweisen Wiederaufleben sehr vieler Moose ist deren erstaunende und übermäßige Vermehrung auf den Wiesen, Triften, Gebirgen, Hügeln, in den Landseen, Morästen, waldigen Brüchen, und andern Orten in eine besondere Betrachtung zu ziehen.

Es haben selbige zwar verschiedene Standörter, doch lieben sie vorzüglich die feuchten. Man findet dergleichen auf den höchsten Gebirgen, die fast beständig unter den Wolken liegen, deren kahle Gipfel sie ganz überziehen, und nur von dem luftigen Gewässer ernähret werden; man findet sie ferner in den tiefen Thälern

Abgründen und Moräſten, auch in den Ebenen, die ſich zwiſchen den Gebirgen befinden, beſonders an der Nord- oder Weſtſeite. Schattige mit Bäumen und Sträuchern bewachſene Oerter, die mit Quellen und Sümpfen verſehen ſind, geben den Mooſen eine bequeme Lagerſtätte. Es werden aber auch Wälder, von Weißtannen, Fichten und Kiefern, welche ſandicht und trocken ſind, öfters mit verſchiedenen Moosarten hoch und dicht überzogen, und man ſieht nicht ſelten Mooſe auf Felſen, Steinen, Knochen, Glas und Schiefer wachſen.

Ob nun zwar nach dieſen angeführten Umſtänden einigermaaßen abzunehmen, was vor Gewächſe man unter dem Namen Moos verſtehe, ſo ſollten wir doch ſolche näher beſtimmen, und von allen andern Gewächſen genau unterſcheiden. Es iſt aber dieſes wegen der Verſchiedenheit der Mooſe ſchwer, und faſt unmöglich. Diejenigen Gewächſe werden im genauen Verſtande Mooſe genennet, deren Stängel über und über mit grünen Blättchen bekleidet iſt, und dadurch laſſen ſich dieſe von den nahverwandten ſchorfichten Gewächſen, oder Aftermooſen, Algis, einigermaaßen unterſcheiden, welche gleichſam nur lauter Blatt ſind, ſo daß der Stängel, wenn eine Spur deſſelben vorhanden, in das Blatt einverleibet iſt, und ſtatt der Wurzeln, welche bey den wahren Mooſen an dem Stängel ſitzen, auf der untern Fläche des Blatts entweder Zäſerchen, oder nur erhabene Mündungen zeigen. Doch findet man einige Aftermooſe, ſonderlich die Jungermannie, deren Stängel von den Blättern unterſchieden iſt, und dieſe machen gleichſam die Gränzen zwiſchen den Mooſen und Aftermooſen, und werden auch bald zu dieſer, bald zu jener Familie gerechnet. Wie denn Dillenius alle Aftermooſe zu der Moosfamilie gerechnet, und in ſeiner Hiſtoria muſcorum beſchrieben. Die Blüthe giebt ein beſſeres Unterſcheidungszeichen an die Hand. Die meiſten Mooſe bringen mit Staub angefüllte, geſtielte oder platt aufſitzende Köpfchen hervor, die als Büchſen mit einem Deckel geſtaltet ſind, einige aber tragen ſchuppichte Kolben, Clauia, da unter jeder Schuppe ein fruchtähnlicher Körper liegt. Noch in andern findet man gewiſſe, gleichſam entwickelte und aus zarten Blättchen beſtehende Keime, und zwar ſolcher Geſtalt, daß bey verſchiedenen Pflanzen, welche man übrigens zu einer Art rechnen muß, die eine Keime, die andere Büchſen trägt, welches Herr von Linné und einigen andern zur Vermuthung einer Verſchiedenheit des Geſchlechts Anlaß gegeben

hat, welcher zu Folge sie die Pflanze mit den Keimen eine weibliche, und die mit den Büchsen eine männliche zu nennen pflegen. Herr von Necker und andere hingegen wollen diesen Unterschied des Geschlechts gar nicht gelten lassen, und behaupten vielmehr, daß die Keime, welche als sternförmige Blätterröschen erscheinen, nichts anders als Keime oder Knospen sind, wodurch die Vermehrung ohne alle Beyhülfe der männlichen Blüthe und ohne alle Befruchtung geschehe; und Herr Weise hat beobachtet, wie dergleichen Blätterröschen sich verlängert, und im zweyten oder dritten Jahre Stängel mit Büchsen getragen. Wir pflichten dieser Meynung um so lieber bey, weil man überhaupt von der Blüthe und Erzeugung des Saamens bey den Moosen noch keine hinlängliche Erkenntniß hat, wollen aber deswegen nicht läugnen, daß die Moose wirklich Saamen tragen, viel weniger diese aus dem Gewächsreiche ganz verweisen, und mit dem Thierreiche vereinigen, wie Herr von Necker in seiner Physiologia Muscorum gethan. Dieser sowohl, als der churfürstliche Gärtner zu Schwetzingen, Winter, haben das Säen der Moose mit dem vorgeblichen Saamen vergeblich versuchet, und daß dieses Herr Stählin und Meesen gelungen, will Herr Necker daraus erklären, daß Theile der Moose unter den erfoderlichen Umständen wieder zu ganzen Moosen auswachsen, welche Theile man aber eben so wenig Saamen der Moose, als man Stücke der zerschnittenen Polypen Eyer nennen könnte. Es sieht demnach Herr Necker alle die Theile, die man an den Moosen, ingleichen den mit ihnen verwandten Gewächsen für Geschlechts- oder Fruchttheile gehalten hat, für ganz andere Theile an, und will daher zwischen den Moosen und verschiedenen Thieren eine Uebereinstimmung finden, und jene Gewächse sowohl mit den sogenannten Pflanzenthieren, als auch mit andern Thieren, an welchen er ähnliche Eigenschaften bemerket, vergleichen. Wir glauben, daß die Moose sich theils durch die Keime, nach Art der Polypen, theils aber durch den Saamen vermehren, obgleich diese nur die Natur mit Gedeyhen auszustreuen vermögend, die menschliche Kunst hingegen hierbey gemeiniglich ganz unvermögend ist. Dieser Saame, welcher als ein feiner Staub erscheint, ist bey den Moosen in einem besondern Behältnisse eingeschlossen, und auf dieses soll man vorzüglich Acht haben, wenn man die Moose erkennen, und von einander unterscheiden will. Dieses Behältniß nennet man die Büchse, Herr v. Linné

Linné Anthera, und der obere Theil derselben, welcher mit dem übrigen genau verwachsen ist, wird der Deckel, Capitellum, genennet; dieser ist gemeiniglich schnabelförmig zugespitzet, und entweder glatt oder haaricht. Ueber den Deckel liegt noch bey vielen ein besonderes Hütchen oder Haube, Calyptra, welche man als eine Art des Kelches zu betrachten pfleget. Die Büchse ist anfangs mit einem grünlichten Brey erfüllet, welcher sich nach und nach in ein feines bräunlichtes Mehl verwandelt. Wenn ein Hütchen zugegen, bedecket selbiges anfangs die ganze Büchse, wie diese aber am Wachsthum zunimmt, schiebt sich der Hut ab, und schlitzet sich auf. Wenn das Mehl seine Reife erlanget, fällt der Deckel mit dem Hütchen ab, und alsdenn zeigen sich gemeiniglich in der Mündung der Büchse Haare, wie an den Augenliedern, vom Rande nach dem Mittelpuncte gerichtet, auch wohl eine doppelte Reihe derselben, wie besonders bey dem Astmoose gewöhnlich ist. Es besitzen selbige eine merkliche Federkraft, und ziehen sich bey Annäherung der Feuchtigkeit schneckenförmig zusammen. Die Büchse steht bey den meisten Arten auf einem besondern Stiele, welchen einige setam nennen, und unten bey seinem Anfange entweder dicker, oder mit schuppenförmigen Blättchen bedecket ist, in dem letzten Falle gebrauchet man das Wort perichaetium. An einigen Moosen, wie bey dem Bärlappe, findet man eine Büchse, welche aus zwo Klappen besteht, und ohne Stiel in dem Winkel zwischen Blatt und Stängel, eine in jedem Winkel, liegen. In einigen sind die Blätter, welche eine solche Büchse, oder wie selbige von andern genennet wird, Staubbeutel in ihrem Winkel hegen, von den übrigen Blättern der Pflanze nicht verschieden, in andern Arten sind sie besonders gestaltet, liegen wie Dachziegel auf einander, und bilden, gleich den Schuppen in den Kätzchen, einen Kolben an der Spitze des Stängels oder Astes. Die Haare, womit der Rand der Büchse besetzet ist, halten einige, als Herr Meese und Hill, für wirkliche Staubfäden. Weil aber diese nicht in allen zugegen, wollen Herr Schreber und andere sie dafür nicht erkennen. Es will auch derselbe des Herrn von Hallers Meynung nicht beypflichten, welcher, jedoch nur wahrscheinlich, angenommen, wie in der Büchse sowohl ein befruchtender Blumenstaub, als auch Fruchtkeime befindlich wären, und diese von jenen befruchtet würden; vielleicht findet sich hier, wie Herr Weise wohl angemerket, eine Aehnlichkeit mit der Befruchtung

tung des Feigenbaumes, und vielleicht ist nur die ungemein kleine Beschaffenheit des Blumenstaubes in der Moosbüchse Schuld, daß man solches noch nicht von dem Fruchtkeime oder Saamen unterscheiden könne. Gewisser aber kann man das in der Büchse befindliche Mehl für den wahren Saamen annehmen. Mithin soll man auch die Büchse nicht mit Hrn. von Linné Antheram, sondern lieber mit Ludwigen und andern Capsulam, oder mit Herr Neckern Capitulum nennen, indem sie wirklich das Saamenbehältniß ist, und in dem ersten Zustande mit dem Fruchtkeime kann verglichen werden. Doch ist dieser Moossaame von andern Saamen merklich unterschieden, indem bey selbigen die Saamenblätter, cotyledones, gänzlich fehlen, und das junge Pflänzchen allein und bloß daselbst liegt, wie man denn durch mäßige Vergrößerungsgläser leicht erkennen kann, daß diese Saamen junge unentwickelte Moospflänzchen oder Federchen selbst sind. Nach Herrn von Linné Meynung aber ist die Büchse ein Staubbeutel, und das darinne aufbehaltene Mehl der Blumenstaub und nicht der Saame. Er behauptet dieses vorzüglich aus dem Grunde, weil selbiger bey angebrachter Flamme sich entzündet und blitzet, dieses aber nur der Blüthenstaub, nicht aber der Saame zu thun vermögend sey. Wenn man aber den spitzigen Fortsatz des Deckels mit dem Griffel, und dessen Ende mit dem Staubwege in Vergleichung stellen wollte, möchte diese Prüfung eben so vielen Widerspruch finden, als wenn man ferner behaupten wollte, die äußerlichen, um den Büchsenstiel befindlichen Schuppen oder Fäden wären die Staubbeutel, wodurch der angenommene Griffel oder dessen Staubwege befruchtet würde. Dieses hat vornehmlich Herr Schreber als wahrscheinlich vorgetragen, und den Moosen Zwitterblumen zugeeignet. Noch bemerket man bey einigen Moosen besonders den Boden der Büchse oder den Ort, wo selbige aufsitzt, diesen nennt Herr von Linné Receptaculum, und unterscheidet bey einigen daran einen An- oder Fortsatz, apophysis. Beyde begreift Herr von Haller unter dem Namen der Scheibe, discus.

Alle diese jetzt beschriebenen Theile sind bey den Arten der Moose nicht immer von einerley Beschaffenheit, sondern wie schon angemerket worden, findet sich darinnen ein vielfacher Unterschied, und durch diesen kann man die große Menge der Moose füglich in besondere Haufen oder Geschlechter eintheilen und einem jeden seine eigenen Merkmale zueignen. Wir werden zwar von jedem

dem Moosgeschlechte unter seinem eigenen Namen handeln und daselbst die besondern Kennzeichen angeben; damit man aber doch diese besondere Familie von Gewächsen gleichsam auf einmal übersehen könne, auch zugleich wissen möge, unter welchem deutschen Namen selbige zu suchen, wollen wir selbige hier alle zugleich anführen, und das vornehmste Unterscheidungszeichen derselben angeben. Wir müssen aber noch zuvor erinnern, wie wir allein dem Herrn von Linné und dessen neueste Schriften hierinne zum Leitfaden angenommen, und verschiedene Geschlechter, welche Dillenius und andere Schriftsteller zu den Moosen gerechnet, mit den Afterm oosen vereiniget; die Verschiedenheit aber, welche bey andern Schriftstellern in Bestimmung der Geschlechter zuweilen vorkömmt, bey jedem besonders angemerket haben. Hr. v. Linné hat nur eilf Geschlechte zu den wahren Moosen gerechnet, und solche, nachdem die Büchse eines oder kein Hütchen hat, in zwo Ordnungen abgetheilet, und die mit Hütchen bedeckten, weil einige, nach dessen Grundsätzen, nur männliche, andere aber auch weibliche Blüthen zeigen, in zwo Unterabtheilungen geordnet.

Die erste Ordnung enthält die ungehüteten Moose, acalyptrati, und begreift vier Geschlechter unter sich, als

1) Bärlapp, Lycopodium. Die Büchse sitzt platt auf und theilet sich in zwo Klappen.

2) Löchermoos, Porella. Die Büchse ist durchlöchert.

3) Torfmoos, Sphagnum. Die Büchse hat eine glatte Mündung.

4) Bartmoos, Phascum. Die Büchse hat eine gefranzte Mündung.

Zu den gehüteten Moosen, calyptratis, gehören sieben Geschlechter; die Unterabtheilungen übergehen wir, weil wir die weiblichen Blüthen nicht annehmen können, auch darauf nicht Achtung geben dürfen.

5) Blasenmoos, Splachnum. Die Büchse zeiget einen sehr großen Ansatz.

6) Haarmoos, Polytrichum. Zeiget auch einen Fortsatz, welcher aber ganz klein und geändert ist.

7) Sternmoos, Mnium. Die Büchse hat keinen Fortsatz.

Bey diesen drey Geschlechtern hat Herr von Linné weibliche Blüthen angenommen.

8) Knotenmoos, Bryum. Die Büchse ruhet auf einem Stiele, welcher aus einem Knoten am Ende der Zweige entsteht.

9) Astmoos, Hypnum. Die Büchse ruhet auf einem Stiele, die

die aus einer Hülle, perichaetio, an den Seiten der Zweige entsteht.

10) Hüllmoos, Fontinalis. Die Büchse ist ungestielt und mit einer Hülle umgeben, deren Blättchen wie die Dachziegel über einander liegen.

11) Buxbaumie. Die gestielte Büchse ist auf der einen Seite häutichte.

Nach diesen angegebenen Kennzeichen scheint die Geschichte der Moose ganz leicht zu seyn. Sie bleibt aber immer noch sehr schwer, und Anfänger in der Kräuterwissenschaft werden öfters Schwierigkeiten finden, und ungewiß seyn; zu welchem Geschlechte diese oder jene Art gehöre, und welche Art es eigentlich sey. Ihr Wesen ist zu einfach, die Unterscheidungszeichen sind sehr wenig und ihr Ansehen verändert sich mit dem Alter vielfältig; daher man immer viele sammeln und mit einander vergleichen muß, um einigermaßen zu einer Gewißheit zu gelangen und etliche hundert dergleichen Gewächse zu bestimmen. Besonders kommen die Schriftsteller in Bestimmung der Arten von vier Geschlechtern nicht mit einander überein. Dieses sind das Haarmoos, Sternmoos, Knotenmoos und Astmoos. Sie sind mit einander nahe verwandt, und man scheint der Natur Gewalt zu thun, wenn man solche von einander trennet, und doch erfordert die große Menge der Arten eine Abtheilung. Man mag aber dergleichen von diesem oder jenem Unterschiede hernehmen, so wird man doch allemal Ausnahmen bemerken, und zuweilen nicht wissen, zu welchem Geschlechte eigentlich die Art gehöret; daher hat Herr Weiße in den Plant. Cryptogam. Florae Goettingenf. obige vier Geschlechter auf eine andere und noch deutlichere Weise zu bestimmen gesucht, aber auch deswegen die Arten öfters ganz anders als Herr von Linné unter diese Geschlechter vertheilet. Er nennt

1) Sternmoose, Mnia, alle diejenigen, welche sowohl sternförmige Blätterröschen, als Büchsen tragen, und auf der Büchse eine glatten Hut zeigen.

2) Haarmoose, Polytricha, welche gleichfalls Blätterröschen und Büchsen tragen, aber ein haarichtes Hütchen besitzen.

3) Knotenmoose, Brya, und 4) Astmoose, Hypna, zeigen keine Blätterrosen, sondern nur gestielte Büchsen, können aber nach dem Stiele der Büchse unterschieden werden; bey den Knotenmoosen ist der untere Theil des Stiels nackend, bey den Astmoosen hingegen mit einer Hülle umgeben. Die Astmoose sind mit dem Hüllmoose, fontinalis, gleichfalls nahe verwandt und Herr von Haller hat beyde Geschlechte vereiniget.

get. Bey dem Hüllmoose ist die Büchse nicht merklich gestielt, bey dem Astmoose aber mit einem längern Stiele versehen. Und so hat auch Herr von Haller mit dem Dillenius die Torf- und Bartmoose, Sphagna und Phascа, mit einander vereiniget, da die Beschaffenheit der Mündung an der Büchse kein hinlängliches Unterscheidungszeichen abzugeben scheint.

Die Moose überhaupt betrachtet, können in der allgemeinen Haushaltung der Natur so wohl als schädliche, aber auch als nützliche Gewächse angesehen werden. Schädlich werden solche seyn, wenn sie sich an gewissen Oertern, sonderlich auf den Wiesen, in den Forsten und Baumgärten allzusehr vermehren, und entweder den Erdboden ganz bedecken, oder die Bäume überziehen. Dieses nennt man das Bemoosen, vornehmlich geschieht dieses in bedeckten, feuchten und schattichten Orten, und die etwa gegen Norden ausgehen. Es schadet dergleichen Decke, weil darunter theils das Ungeziefer sich aufhalten kann, theils die Feuchtigkeit stocket und verdirbt. Es verderbet auch das Moos das Holz und die Dächer an der Wetterseite. Man hat daher auf Mittel gedacht, den häufigen Anflug und starken Wachsthum der Moose und der damit öfters vereinigten Astermoose, sonderlich der Flechten, welche im gemeinen Leben Moose genannt werden, zu verhindern, und den daraus zu befürchtenden Schaden abzuwenden. Man wird zwar fast keinen Baum finden, welcher von solchen Schmarotzerpflanzen gänzlich frey sey, doch ist immer einer reichlicher, als der andere damit versehen. Diejenigen, so im guten und ihnen angemessenen Erdreiche stehen, sind mehr davon befreyet, als welche im feuchten, sumpfichten und unschicklichen Boden wachsen. Bäume, welche im schlechten Boden stehen, wachsen knorricht und erhalten eine rauhe Rinde, worauf der in der Luft enthaltene und allenthalben ausgestreuete Saame leichter und häufiger hängen bleiben und auswachsen kann. Einige wollen zwar den Baummoos vertheidigen, und behaupten, wie selbiger nicht allein den Baum vor der Kälte, sondern auch vor der strengen Sonnenhitze beschütze und vertheidige. Allein es wird durch diese Decke die so nöthige Ausdünstung vermindert und die Einsaugung der nährenden Theilchen aus der Luft verhindert, hingegen der durch die Wurzel zugeführte Nahrungssaft den Gewächsen entzogen, und zum Wachsthume der fremden Gäste angewendet. Es wird daher billig ein bemooßter Baum für schlechter gehalten, als ein anderer, dessen Rinde glatt und von

der-

dergleichen Ueberzuge frey ist. Ein völlig gesunder Baum wird selten oder niemals Moos tragen; und ein Baum, der bemoofet ist, ist schon vorher krank gewesen, wird aber auch dadurch noch mehr entkräftet und beschädiget; daher man solchen an allen Bäumen zu vermindern oder ganz zu vertilgen sich bemühen soll. Mit einer Lauge von Kalk diese bemooßten Bäume öfters zu besprützen, soll den gegenwärtigen vertilgen und den Anwuchs des neuen verhindern. Das Abreiben des Mooses mit einem härenen Tuche, oder das Abkratzen mit einem stumpfen Messer, oder einer dazu eingerichteten Kratze in der Gestalt einer hohlen Schaufel ist das sicherste Mittel; es hilft aber nur eine kurze Zeit. Um den neuen Anflug und Auswuchs zu verhindern, soll man auch das Erdreich um die Bäume umgraben, um dadurch denselben bessere und mehrere Nahrung zuzuführen. Herr Rammelt will es auch dabey noch nicht bewenden lassen, sondern nach dem Aufgraben verfaulten kurzen Kuhmist darum legen, auch nach der Zeit zuweilen Mistjauche an den Baum gießen, auch den Baum, wenn zuvor der Moos bey feuchtem Wetter abgeschabet worden, mit einem in Mistjauche getunkten Lappen einigemal abwaschen. Mortimer versichert, wie diese Cur bey den Einwohnern zu Kent ganz üblich sey, und selbige die Jauche aus den Mistpfützen sammleten, diese an die Wurzel der bemooßten Bäume gössen, auch im März etlichemal damit wüschen; und es ist an der guten Wirkung um so weniger zu zweifeln, da man den Moos von den Wiesen durch nichts besser vertilgen kann, als wenn man selbigen mit allerhand Asche, Hühner- Tauben- oder andern Miste bestreuet. Weniger kräftig und nützlich ist gewiß das Mittel, welches Hr. Nesson vorgeschlagen. S. die Abhandl. der Akad. zu Paris nach der deutschen Ausgabe, IV. Theil 138. S. Man soll im Merz und April die Rinde des Baumes von den Aesten bis an die Erde aufritzen, wodurch die Rinde aus einander getrieben und die Fläche derselben glatt gemachet, mithin der Auswuchs des Mooses zwar an diesem Orte, nicht aber an der übrigen Rinde verhindert wird. So nachtheilig der moosichte Ueberzug den Bäumen ist, eben so schädlich muß dergleichen Decke auf den Wiesen seyn.

Der Moos, wie auch die Erdflechten, machen in vielen Gegenden die erste und allgemeine Decke des Erdbodens aus; wodurch die Feuchtigkeiten angezogen und länger aufgehalten werden, als ausserdem geschehen dürfte. Es giebt diese Moosdecke den dahin geführten Saamen den ersten Aufenthalt

enthalt, Schutz und Nahrung, indem die Wurzelkeime durch das lockere und feuchte Moos leicht durch und in die darunter befindliche Erde eindringen, und mit besten Gedeihen wieder daraus hervorwachsen; wodurch es öfters geschieht, daß diese Pflanzen die Oberhand behalten, die Stelle der Moose selbst einnehmen, und diese vertreiben. Wenn nun die Moose vergehen und absterben, legen sie den Grund zu den ersten feinsten Erdschichten, die im eigentlichen Verstande die zartesten und nahrhaftesten für die nachkommenden jungen Pflanzen sind. Außer diesen kann der Moos auch das gedeihliche Wachsthum der Pflanzen befördern, indem dadurch die unmittelbare freye und heftige Wirkung der heißen und kalten Luft abgehalten wird, und der Boden eine gemäßigte Feuchtigkeit behält; wobey jedoch auf die Dicke und Höhe der Moosdecke, auf die Verschiedenheit der darunter liegenden Erdschichten, und auf eine außerordentlich nasse oder trockne Witterung vieles ankömmt. In dem allerunfruchtbarsten Flugsande und Heideboden ist die Wirkung von itztgedachten Umständen augenscheinlich. Besonders genießen die hohen Gebirge durch den allmählig vorgehenden Anflug des Mooßes besondere Vortheile, indem die härtesten Felsen, auch an den steilsten Orten, nach und nach mit Waldungen bedecket werden; weil sich die Moossaamen bey feuchter Witterung in die Spalten und Ritzen legen, und diese mit Moos ausfüllen, welcher mit der Zeit den durch die Sturmwinde auffliegenden Saamen annimmt, sich vererdet, und die Bäume so lange nähret, bis sie im Stande sind, tiefer in die Zwischenräume zu wurzeln, und sich selbst Nahrung zu verschaffen. Da nun der Moos die Saamen und Wurzeln der Gewächse, sonderlich der Bäume, als eine Decke, für allerley Zufälle verwahret, und derselben Wachsthum befördert, so wird man leicht bestimmen, in wie fern das sogenannte Moosrechen in den Waldungen zuzulassen seyn dürfte. Es gehöret fast überall, ohne Rücksicht auf die rechte Jahreszeit, Beschaffenheit des Anfluges und jungen Holzes, unter die schädlichsten Forstnutzungen, und kann nur auf unfruchtbaren Blößen, wo sich die Gräserey zur Weyde vermehren soll und der Grund sehr feucht ist, oder an solchen Orten statt finden, wo alte abstämmige Hölzer, und darinnen keine Schonungen zum Anflug oder Aufschlag gemacht, oder ein rechtschaffener Aufschlag weder zu hoffen stehet, noch verlanget wird, vorzüglich aber alsdenn, wenn ein Revier durch einen altgewordenen absterbenden Moos allzu hoch und völlig überwachsen

wachsen ist, damit die darunter flach austreibenden Thauwurzeln durch die stockende Feuchtigkeit nicht abfaulen und ganze Strecken mit jungen Holze absterben und verdorren möchten. Das Abräumen des Mooßes aber soll im Frühlinge geschehen, damit das junge Holz und die mehr entblößten Wurzeln nicht durch Hitze oder Frost beschädiget werden, auch das Moos nicht ganz und gar auf einmal abgeharket werden; und doch ist hierbey, wenn der Moos zu Vermehrung des Düngers angewendet werden soll, noch zu untersuchen, ob der Moos bald verfaule, und dem Dünger auch gute Eigenschaften gäbe. Die allzukurzen Gattungen sind, nach Gleditschs Meynung, den sehr dickwachsenden und kriechenden allemal in Ansehung dieses Gebrauches nachzusetzen. Viele wollen zwar dem Anfluge, oder der wilden Holzsaat das Moos nicht für zuträglich halten, weil sie glauben, aller Saame verlange eine frische und entblößte Erde, und bey großen Saamen ziehen sie die künstliche Saat der natürlichen weit vor, weil der Grund dabey rein gemachet und geackert wird. Es ist auch dieses, sonderlich was den letzten Umstand betrifft, nicht gänzlich zu verwerfen, doch hat die natürliche Saat auch ihre Vorzüge, und die alten weitläuftigen Wälder beweisen deutlich, was die Natur vermag. Die abfliegenden Saamen in den Nadelhölzern werden auf dem Mooße, ohne weiter untergebracht zu werden, eben so wohl und noch besser auskeimen und gedeihen, als diejenigen, die man auf solchem Boden ausstreuet, welcher zuvor seiner Moosdecke entlediget und geackert worden. Und fast eben so verhält es sich mit den Wiesen. Das Moos befördert eher den Wachsthum des Grases, als daß solches durch selbiges verhindert werde. Die Mooswurzeln laufen nur auf der Oberfläche hin, und lassen den Gräsern und andern Pflanzen Raum genug tiefer einzudringen und ihre Nahrung einzusaugen. Nimmt der Wiesewachs ab, sind gewiß andre Ursachen schuld. Nimmt man den Moos weg, werden deswegen nicht mehr Kräuter daselbst wachsen, wenn man nicht durch andre Mittel den neuen Anwuchs vermehren kann. In den zwischen den Hügeln und Gebirgen befindlichen Thälern und Tiefen sammlet sich öfters das Wasser, ohnmerklich zu versinken, welches mit der Zeit einigen Mooßarten zum Aufenthalt dienet, und wodurch mit der Zeit die Landseen und Moräste gleichsam ausgefüllet werden. An solchen Orten kann man den Anwuchs des Mooses gleichsam schichtweise bemerken, davon die untersten durch den feinen niedersinkenden Wasserschlamm immer fester

fester, und überhaupt diese Schichten mit allerhand Wurzeln durchflochten und mit Holz, Rinde und Blättern vermischet werden; wozu noch Gewürmer und andre Thiere kommen, welche in den Moospfühlen gewohnt haben, und daselbst gestorben sind. Hier ist, wie Hr. Hofrath Gleditsch gründlich erwiesen, diejenige Werkstadt der Natur, wo dieselbe den Torf erzeuget, zu dessen allerersten Anlage sie in dergleichen Morästen sich etlicher Wassermoose bedienet, und hier findet man diejenige Wirkung der Natur, welche dahin abzielet, grundlose Tiefen und Erdklüfte mit der Zeit wieder herzustellen und in tragbar Land zu verhandeln. Daß aber der Moos nicht eine zufällige oder ganz gleichgültige Erd = Berg = Wald = und Wasserbedeckung sey, bezeugen viele Gewächse, die in der Erde gar nicht, oder doch überaus langsam fortkommen, und außer dem Moose einen schlechten Wachsthum haben; und daß der Moos wirklich einige fruchtbare und nahrhafte Feuchtigkeit enthalte, allerley Samen aufnehme, und die darin erwachsenen Pflanzen bis zur Blüthe und Frucht zu bringen im Stande sey, beweisen unzählige Versuche, die besonders Hr. Hofrath Gleditsch mit vielen fremden Gewächsen, Zwiebelwerk, Bäumen und andern Pflanzen unternommen, und dadurch die Unterhaltung der Gewächse in den botanischen Gärten ungemein befördert hat. Die Abhandlungen, welche dieser mühsame Naturforscher über die Moose gegeben, stehen in den Abhandlungen der königlichen Gesellschaft zu Berlin vom Jahre 1771 und folgenden, und übersetzt in dem 74. 76 und 77 St. des Neuen Hamb. Magazins. Aehnliche Versuche haben nachher Bonnet und Du Hamel mit gleich glücklichem Erfolge angestellet, und wir haben selbst einige wiederhohlet und mit Vergnügen gesehen, wie der Moos, der mit der ganzen Pflanze leicht aus dem Geschirre aufgehoben werden kann, überall mit Wurzeln durchwachsen, und nach einigen Jahren in ein dunkles, mürbes und sprödes erdichtes Wesen verwandelt worden. Zeiget sich diese Veränderung, soll man das Versetzen vornehmen, welches leichter als bey andern Gewächsen geschieht, die in bloßer Erde stehen. Man schneidet von diesem Moosballen das äußerste Netz von Wurzelfasern mit einem scharfen Messer rundherum ab, setzet solchen wieder in feuchten Moos und begießt ihn. Außer diesem wichtigen Nutzen, welchen der Moos in der großen Haushaltung der Natur leistet, kann uns solcher noch auf verschiedene Art vortheilhaft seyn. Es giebt selbiger nicht nur vor sich eine gute Asche, sondern auch eine

solche, die zur Potasche tauglich ist. Es hält solcher auch eine feine Kohle, und wenn man den naßen Moos dicht in dünnen Lagen aufeinander presset, und nach dem Austrocknen mit einem scharfen Messer in lange Stücke zerschneidet, läßt sich solcher mit Kien leicht anzünden, und giebt eine lang anhaltende Glut noch unter der Asche, wie Hr. Gleditsch angemerket hat. Die langen, kriechenden, zarten Arten von Moose, sonderlich die in den Moospfühlen und Landseen sich aufhalten, und als ein Pelz abgezogen werden können, sind die feinsten und lockersten, und bey Anlegung und Aussetzung der Brunnen, bey Verstopfungen der Blockhäuser im Gebirge und der Anlage der Waldhütten in der Erde, auch zu Bedeckung der Erd- und Rasendächer an der Westnordseite nützlich zu gebrauchen. Arme Leute machen sich ihre Betten von recht trecknem feinem Moose. Eine Anrühmung, aus Moos gemachter Decken, anstatt der Strohdecken, steht in dem Journal Oeconom. 1756.

Bey der Gärtnerey bedienet man sich des weichen Mooses zu Ausfüllung der Bretwände und Verstopfung der Fenster an den Treibhäusern, zu Bewickelung der Orangenstämme, und bey Versendung vielerley Gewächse. Es zieht dieser die Feuchtigkeiten so wohl aus der Luft als aus den darinnen liegenden frischen Gewächsen an sich, und bewahret auch diese vor dem Austrocknen und Verderben. Wenn man denn auch, um das allzugeschwinde Austrocknen der Erde in den Blumentöpfen zu verhindern, Moos darauf zu legen pfleget und im Winter die Wurzeln damit bedecket, um den Frost abzuhalten. In der Arzneykunst ist der Gebrauch der Moose von weniger Wichtigkeit, und vielleicht könnte man solche gänzlich entbehren. Die besten gehören nicht eigentlich zu den Moosen, unter den Aftermoosen findet man mehr wirksame, und unter diesen sind die Flechten am merkwürdigsten. Auch der ehedem so berühmte, aus dem Hirnschädel der durchs Schwerd oder Rad hingerichteten Missethäter wachsende, Moos, Vlnea, oder Muscus cranii humani gehört eigentlich zu den Flechten, doch werden auch andere After- oder wahre Moosarten darunter verstanden, alle aber werden bey dem bösen Wesen und andern Krankheiten sich unkräftig bezeigen. Bey den Landfabriken werden diejenige zum Färben angewendet. Man kann hierüber Bärlapp und die andern Moosgeschlechter nachschlagen, bey welchen wir vorzüglich diejenigen Arten angeführet, welche in der Haushaltung, Arzneykunst, Färberey oder sonst einigen Nutzen haben.

Moosbeere.

Moosbeere, auch Sumpfbeere, Krähenbeere, Affenbeere, Winterbeere, Fennbeere, Gichtkraut, Rauschgrün genannt, ist Oxycoccus Tourn. und dieses Geschlecht haben auch von den neuern Herr von Haller, Ludwig und andere behalten, Herr von Linné hingegen, auch zuletzt Hr. v. Haller, mit dem Heidelbeerstrauche vereiniget, und ist bey ihm Vaccinium Oxycoccus. Dieses niedrige, immergrünende Sträuchlein wächst größtentheils in den nördlichen Ländern, ist aber auch bey uns in weichen moosichten Boden und moraſtigen Quellen anzutreffen. Die fäserichte dauernde Wurzel und die harten, doch schwachen, zarten Zweiglein kriechen auf dem Moose herum, und flechten durch solchen hindurch, so daß auch die Zweige davon nicht selten ganz überwachsen werden. Diese sind mit kleinen, schmalen, spitzigen, am Rande rückwärts gerollten, oberwärts grünen, unterwärts weißröthlichen Blättern wechselsweise besetzet, und endigen sich mit einem Blumenstiele. Dieser ist mit zwo kleinen Schuppen besetzet und trägt eine kleine Blume. Der kleine, vierfach eingekerbte Kelch steht um den Fruchtknoten und trägt vier, fast gänzlich von einander abgesonderte, längliche, spitzige, rückwärts geschlagene, blaßröthliche Blumenblätter, acht Staubfäden und einen Griffel. Bey dem Heidelbeerstrauche besteht das Blumenblatt aus einem Stücke und ist glockenförmig gestaltet, und die Staubbeutel sind mit zwo Grannen besetzet. Ob diese bey der Moosbeere auch anzutreffen, ist zweifelhaft. Herr Scopoli hat dergleichen nicht bemerket, und Hr. von Haller giebt solche als lange Hörnerchen an. Die kleine Beere ist schön roth gefärbet, wird im Herbste reif und enthält alsdenn ein weiches angenehm säuerliches Mark.

Die Pflanze vermehret sich ungemein stark, indem die kriechenden Zweiglein häufig Wurzeln schlagen. In den Gärten auf Rabatten läßt sich selbige nicht füglich unterhalten, wenn man sie aber in Moos pflanzet, in Töpfe setzet, und solche an einen schattichten Ort stellet, wird der Unterhalt und das Wachsthum recht wohl erfolgen. Herr Collinson, wie Kalm in der Reisebeschreib. I. Th. 532 S. berichtet, hat die Pflänzchen in Töpfe mit Erde gesetzet, anstatt aber, daß diese sonst unten durchlöchert sind, damit das Wasser einen Abfluß habe, hatte er solche ganz vermacht und zugestopfet, und nur die Erde oben mit Moos bedecket. Das gänzlich aufgehaltene und stockende Wasser dürfte doch vielleicht sei-

ne Fäulniß den zarten Wurzeln mittheilen, und wir zweifeln, ob das Wachsthum in den Erdtöpfen so gut und ausdauernd seyn dürfte, als wir von den in Moos gepflanzten erfahren haben. Die Beeren werden bey uns nicht geachtet, weil sie gemeiniglich zu sauer schmecken. In Schweden aber werden solche häufig gesammelt, sie sollen daselbst recht schmackhaft seyn, und sonderlich zur Bereitung eines Weins verbrauchet werden. Die Hirten suchen im Frühlinge die den Winter über stehen gebliebenen Beeren begierig auf, sich damit zu erquicken. Man kann solche auch mit Zucker einmachen, oder einen Syrup und Gallert davon verfertigen, und dieses alles zur Erquickung, Stillung des Durstes und Abwendung der Fäulniß gebrauchen. Die Blätter haben einen anziehenden Geschmack, und Hr. Ehrhart will solche anstatt des chinesischen Thees anwenden, sie sollen sich auch vorzüglich um deswillen hierzu schicken, weil sie ohne Rösten, von Natur, zusammengezogen und gleichsam aufgerollet sind. Die Goldschmiede bedienen sich der Beeren, wie Hr. v. Linné angiebt, um das Silber weiß zu sieden, indem der sauere Saft alles kupferartige davon auszieht.

Moosbeere, S. auch Beerheide und Heidelbeere.

Moosblume.

S. Dotterblume.

Mooskarpfe.

Eine Art kleiner Weißfische, deren es fast unzählbare Arten giebt; Richter. Sonst werden auch Mooskarpfen, Mohrkarpfen, die Karauschen, Cyprinus latus et latissimus, genannt. S. unsere Artikel Karauschen und Karpfen, Th. IV. S. 380. und 385.

Moosschnecke.

S. Erdschnecke.

Moosschraube.

S. Läßchen.

Mops. S. Hund.

Mopskarpfe.

Mopskarpfe mit aufgeworfenem Maule und Stutznase, Richter. S. die Beschreibung dieses monströsen Fisches in unserm Artikel Karpfen, Cyprinus, Th. IV. S. 390.

Moräa.

Ein Pflanzengeschlecht, welches mit der Iris nahe verwandt ist. Die Blüthscheide spaltet sich in zwey Blättchen. Die sechs Blumenblätter sind einander ähnlich, halten einerley Richtung und stehen alle ausgebreitet, worinnen das

das Unterscheidungszeichen von der Iris besteht. Die drey Staubfäden sind ganz kurz; der Griffel trägt drey gespaltene Staubwege und das dreyeckichte Saamenbehältniß zeiget drey Fächer und enthält viele rundliche Saamen. Miller hat einige Arten zuerst beschrieben, und Herr von Linné drey angenommen. Die Moräa mit zinnenförmigen Blättern, vegeta Linn. und die mit pfriemenartigen Blättern, juncea Linn. wachsen in Afrika, die schwerdförmige, Moraea iridoides Linn. ist bey Constantinopel zu Hause. Alle gehören zur Zeit unter die seltensten Pflanzen.

Moräne.

Muräne, bey den Römern, der Meeraal; bey einigen der Muraal, Muraena Helena Linn. gen. 143. sp. 1. Müllers Murene des Aalgeschlechts; Muraal, Murena, eine Art der Meerschlangen; und Muraal-Mennle, Myrus, Murenae mas, des Gesners, S. 46. Bey dem Klein ist jener Muraena, 1. Murene, und dieser des Linnäi Muraena Myrus, sp. 5. das Müllerische Spitzmaul, des Kleins Conger, 3. eine Aalschlange; s. unsern Artikel, Aal, Th. I. S. 17. u. f. allwo auch die übrigen Kleinischen und Catesbyischen Muränen beschrieben zu befinden.

Moraspatelle.

S. Dragonermütze.

Moraststein.

Wiesenerz, Seeerz, Sumpferz, Modererz, Minera ferri palustris, ist ein Eisenstein von einer lockern Consistenz, welcher eine braune Farbe hat und unter dem Wasser in morastigen Gegenden gefunden wird. Er enthält Eisen, Schwefel, Arsenik und auch oft Gallmey. Für sich giebt er ein schlechtes Eisen.

Morchelschwamm.

Unter den Morcheln versteht man oft überhaupt alle getrocknete Erdschwämme, welche zum Essen dienlich sind, eigentlich aber soll man nur diejenigen Schwämme mit diesem Namen belegen, welche auf der Oberfläche des Huts einen netzförmigen Ueberzug zeigen, und auf der untern Fläche glatt und eben sind. Dieses sind die eigentlichen Kennzeichen desjenigen Geschlechts, welches wir Morchelschwamm, andere Aderschwamm, oder auch Gichtschwamm, Phallus, nennen, und dadurch von den falschen Morcheln, deren Haut oben und unten glatt ist, leichtlich unterscheiden können. Von diesen haben wir unter Faltenschwamm gehandelt, aber auch bereits daselbst angemerket, wie Herr Gleditsch den Faltenschwamm oder Eluela

und Phallus, oder unsern Morchelschwamm nicht nach der Gestalt und Beschaffenheit der Oberfläche, sondern dadurch unterschieden, daß bey dem Faltenschwamme die ganze Oberfläche, bey dem Morchelschwamme aber nur die obere Seite des Hutes mit den Fruchttheilen besetzet sind. Herr von Linné nimmt nur zwo Arten Morchelschwämme an, woraus aber Herr Gleditsch viere gemachet. Der Hauptunterschied besteht darinnen, daß diese Schwämme entweder anfangs mit einer besondern Schale umgeben sind, aus dieser, als aus einem Eye hervorbrechen, und noch an dem Stiele davon ein Ueberbleibsel zeigen; man könnte dergleichen geschleyerte Morchelschwämme nennen; Phallus volua exceptus, oder ohne dergleichen Schale alsbald im vollkommenen Zustande zum Vorschein kommen und daher einen nackenden Stiel besitzen, und diese würden ungeschleyerte oder nackende genannt werden können.

Der geschleyerte Morchelschwamm ist des Herrn v. Linné Phallus impudicus, und diesen unterscheidet Herr Gleditsch, wie auch ehedem Herr von Linné selbst gethan, nach Beschaffenheit des Hutes in zwo Arten. Bey einigen ist die Spitze desselben ganz und verschlossen, bey andern aber offen. Wir beschreiben demnach

1) den geschleyerten Morchelschwamm mit verschlossenem Hute, Phallus volua exceptus, capituli apice clauso Gled. Dieses ist der so genannte Gichtschwamm, heißt auch sonst Stormorchel und Hirschbrunst über der Erde. Man findet dergleichen im August und September nach häufigen Regen in den Wäldern, sonderlich der Nadelhölzer. Das Hütchen hat keinen durchbohrten Nabel und die Schale oder der Schleyer ist runzlicht oder falticht, im übrigen aber der folgenden Art ganz ähnlich. Es gehöret dieser zu den giftigen, oder wenigstens verdächtigen Schwämmen, doch pflegen solchen die Jäger, entweder noch ganz jung und in dem Eye eingeschlossen, oder auch ausgewachsen zu sammlen, zu trocknen und zu abergläubischen Gebrauche anzuwenden. Vornehmlich sollen die Thiere beyderley Geschlechts durch dessen Genuß zum Beyschlaf angereizet werden, zumal wenn man den Schwamm alsdenn einsammlet, wenn solcher ganz ausgewachsen und zu stinken anfängt. Man hat aber wahrgenommen, wie der Trieb und Reiz davon zu anhaltend und schädlich erreget werde, auch die Kühe leicht darnach verwerfen, und der Körper davon ausgezehret werde. Andere wollen durch den Genuß desselben die Gichtschmerzen vertreiben, auch em-

empfehlen einige solchen äußerlich auf die Hühneraugen zu legen. Uns scheint am sichersten gar keinen Gebrauch davon zu machen.

2) Der geschleyerte Morchelschwamm mit offenem Hute, Phallus volua exceptus capituli apice patulo, oder eine Stertmorchel, deren Hütchen oberwärts mit einer nabelförmigen Oeffnung versehen ist. Gled. Insgemein die rechte Hirschbrunst über der Erde genannt. Im Julius und August findet sich dieser einzeln und sparsam in den Wäldern und wird durch seinen stinkenden Geruch leicht kenntlich. Herr Hofrath Gleditsch hat wahrgenommen, wie öfters in den Wäldern um einen alten faulen Stamm sechs bis acht weiße, glatte Eyer von verschiedener Größe, als eines Mohnsaamens, Erbse, Haselnuß und Apfels, gelegen und dieser Unterschied von dem Alter herkomme; wenn daher um dergleichen Stamm einige im Julius und August zur Vollkommenheit gelangen, werden die andern erst im September oder auch November ausgewachsen seyn. Jedes besteht aus einer dichten und gedoppelten Haut, zwischen beyden Häuten liegt ein zäher durchsichtiger Schleim, welcher nach und nach vertrocknet, beyde Häute genau unter einander vereiniget und wie ein Firniß glänzet. Das Ey treibt unterwärts lange Wurzelfasern aus. Unversehens springt dieses Ey entzwey, oder wird vielmehr von dem darinnen enthaltenen und vergrößerten Morchelschwamme zerrissen, und der Schwamm tritt aus selbigen hervor. Dieser hat der Gestalt nach einige Gleichheit mit dem steif gewordenen männlichen Gliede und giebt einen starken stinkenden Geruch von sich. Das zerrissene Ey zieht sich zusammen und umgiebt eines Theils den untern Theil des Stiels und bleibt daselbst bis zum Untergange des Schwamms stehen, andern Theils aber bleibt etwas davon an dem Hute hängen und verhindert, daß die Befruchtungstheile sich nicht durch den ganzen Hut ausbreiten können. Der Stiel, wenn er aus dem Eye hervorgegangen, erreichet ohngefähr die Stärke eines Daumens, besteht aus einem brüchigen und zellichten fleischichten Wesen und zeiget in der Mitte eine weite Höhle, welche unterwärts enger und verschlossen ist, oberwärts aber sich bis in die Spitze des Huts verlängert und daselbst offen endiget. Auf dem Stiele sitzt ein kleiner, kegelförmiger, unterwärts ausgehölter und offener Hut, dessen Spitze durch den hohlen Stiel durchbohrt wird. Die Oberfläche ist mit einem dicken, zähen, glänzenden, süßlichten Schleime überzogen, unter welchem die kleinen Befruchtungsthei-

le in den netzförmigen Abtheilungen liegen. Sobald der Schwamm aus dem Eye hervorgebrochen, eilet selbiger auch wieder zu seinem Untergange und giebt häufigen Stoff zu neuen Erzeugungen. Das erste Zeichen hiervon ist der ganz unerträgliche Geruch des ganzen Schwamms, sonderlich des Hutes, und das andere die Auflösung des schleimichten Ueberzuges. Dieser ist, wenn sich der Schwamm noch in dem Eye befindet, dicke und zähe, wird aber hernach schwarz, flüßiger, tröpfelt herunter und nimmt sowohl die Saamen oder Befruchtungstheile, als auch die netzförmigen Behältnisse mit sich fort. Wenn dieses geschehen, läßt der Geruch nach, der Schwamm vertrocknet und wird zuletzt eine Speise der Würmer. Im ersten Zustande werden durch den Gestank die Fliegen häufig dahin gelocket, vom Schleime aber umwickelt und getödtet. Die Eyer, oder die noch in der Schale eingeschlossenen Schwämme pflegen die Jäger und Hirten, sonderlich in Thüringen, zu sammlen, in ein Tüchelchen zu wickeln, und entweder zu räuchern, oder in der freyen Luft nach und nach zu trocknen, und als ein geilmachendes Mittel Hunden und Pferden einzugeben, auch wohl den vierten Theil eines solchen zu Pulver gestoßenen Eyes den Menschen männlichen und weiblichen Geschlechts mit Brandwein zu verordnen.

Der ungeschleyerte Morchelschwamm, oder derjenige, welcher anfangs in keinem Eye oder Schale eingeschlossen liegt, ist des Herrn von Linné Phallus esculentus, welchen Herr v. Haller mit seinem Boleto vereiniget; und diesen unterscheidet Herr Gleditsch gleichfalls, wie ehedem auch Herr v. Linné selbst gethan, nach Beschaffenheit des Hutes in zwo Arten. Es steht solcher mit seinem Rande entweder frey und von dem Stiele abgesondert, oder ist mit demselbigen vereiniget, und gleichsam verwachsen. Wir unterscheiden demnach auch hier

3) den ungeschleyerten Morchelschwamm mit freystehendem Hute, Phallus capitulo conico, subtus patente, petiolo nudo, oder große breite Morchel mit einem zugespitzten unterwärts offenen Hütlein auf einem hohlen Stiele, Gleditsch; gemeine Morchel, Stock- oder Ohrenmorchel, oder Maurachen. Dieser ist von der folgenden Art vorzüglich wegen des unterwärts offenen Hütlein unterschieden, und in beyden fallen die sogenannten Saamen trocken ab, und sind nicht von einem schleimichten Wesen umwickelt. Es wird diese, wie die folgende, zu Markte gebracht, und zum Speisen angewendet. Man findet davon eine

Abän-

Abänderung mit einem gelbbraunen, kurzen, zugespitzten und unterwärts offenen Hütlein, auf einem sehr langen und hohlen Stiele.

4) Der ungeschleyerte Morchelschwamm mit verwachsenen Hütlein, Phallus capitulo fastigiato, subtus operculato, petiolo nudo Gled. Spitzmorchel. Man findet dergleichen häufig in den Frühlingsmonathen, auch wohl im Herbste, nach gemäßigten Regen in den trocknen Wäldern, Gärten und erhabenen Wiesen. Vorzüglich liebet dieser Schwamm solche Oerter, wo Kohlen gebrennet worden. Es wird diese Morchel frisch und getrocknet zu Speisen angewendet, sie übertrifft wegen des zarten Fleisches den Faltenschwamm, und wird daher viel häufiger zum Verkaufe aufgehoben. Schaden darf man von dieser Morchel niemals befürchten, es müßten sich denn schon Insecten darauf gesetzet, und die natürlichen Eigenschaften verändert haben. Herr Hofrath Gleditsch hat hiervon sechs Spielarten angemerket; alle haben einen sehr dicken und hohlen Stiel, und unterwärts, wo dieser sich gleichsam in die Wurzel verwandelt, sieht man von außen fünf oder sechs Löcher, welche zur Höhle des Stiels führen. Es sind diese: a) eine lange weißröthliche Spitzmorchel; b) eine lange braungelbe Spitzmorchel; c) eine lange schneeweiße Spitzmorchel auf einem dünnen Stiele; d) eine Spitzmorchel mit einem kolbichten und länglicht gegitterten Hütlein und einem sehr kurzen Stiel; e) eine runde Morchel mit einem ganz kurzen Stiele, und f) eine ganz kleine kugelrunde Morchel fast ohne Stiel.

Morellen.

S. Apricosen und Kirschbaum.

Morfische.

Morfische, in Ostindien; Richter, ohne einige Beschreibung.

Morgalepsaamen.

S. Kirschbaum.

Morgenstern.

Morgenstern nennet Herr Planer Naucleam Linn. Es ist davon nur eine Art bekannt, welche vielleicht Rumph unter dem Namen Bancalus beschrieben, und Herr von Linné ehedem zu dem Kopfbaume gerechnet. Es wächst dieser Baum in Ostindien; die gestielten, eyförmig zugespitzten Blätter stehen einander gegenüber, und an den Spitzen der Aeste erscheinen kugelförmige Knöpfchen, welche aus vielen, dicht an einander gestellten, und auf einem gemeinschaftlichen kugelförmigen Blumenbette aufsitzenden Blumen bestehen. Die Blumen haben weder

weder einen gemeinschaftlichen, noch eigenen Kelch. Das Blumenblatt besteht aus der langen, dünnen Röhre, und dem schmalen, in fünf eyförmige, stumpfe, rückwärts geschlagene Einschnitte getheilten Rande. In der Röhre stehen fünf kurze Staubfäden, und der längere Griffel trägt einen stumpfen Staubweg. Nach jeder Blume folget ein länglicht dreyeckichter, zweyfächerichter Saame.

Der Name Morgenstern kommt auch bey den Conchylien vor. Die Holländer vergleichen die Spindelwalze, welche Voluta turbinellus beym Herrn von Linné heißt, mit dem altmodischen Gewehre, welches in einer runden, mit Stacheln beschlagenen Kolbe bestand, und nenneten solche Morgenstar. Rumph aber hat solche von einer kleinen, mit Buckeln besetzten Art Stutzgläser Pimpeltchen genennet. Es ist die Schale dicke, gelblicht, mit fast geradestehenden, dicken und kegelförmigen, weißlichten Knoten oder Zacken besetzet, wovon die untersten die größten sind. Die Spindel hat vier Falten. Man erhält dergleichen aus Ostindien; auch ähnliche aus Westindien, welche aber nur drey Falten an der Spindel, und längere, zärtere und spitzigere Zacken zeigen. Beym Rumph kommen auch einige andere Schnecken unter dem Namen Morgenstern vor, davon wir eine unter Pimpelchen, und eine andere unter Vase anführen werden.

Morgenstern, S. auch Bocksbart, Kermie und Siegmarskraut.

Morghani.

S. Bohnencapper.

Morilie.

Diesen Namen geben die Holländer einer Bienture, welche auch den Namen Bastardbaurenmusik oder Bastardcypriſchkätzchen erhalten, Conus princeps Linn. Sie kommt aus der Insel Mauritius, ist kurz und gedrungen, gelblicht, mit braunen, auch purpurartigen, oder schwarzen, dicken, etwas gezähnelten Strichen, welche unförmlich der Länge nach herabstreichen.

Morina.

Man soll dieses Pflanzengeschlecht nicht mit den fast gleichlautenden Morinda und Moringa verwechseln, beydes sind davon verschiedene Geschlechter, und unter Eckbeere und Behen angeführet worden. Morina deutet auf Morin, welchen Namen einige französische Kräuterlehrer geführet. Renat Morin hat 1621.

von

von den Pflanzen im Pariser Garten, und Peter Morin 1651. von denjenigen, welche er in seinem eigenen unterhalten, ein Verzeichniß gegeben; der letzte hat auch durch einige andere Schriften die Kräuterkunde bereichert. Zu der Zeit, als Tournefort auf Reisen war, hat Ludwig Morin dessen Stelle vertreten, und die Kräuterkunde öffentlich zu Paris gelehret, und diesem vorzüglich zum Andenken hat Tournefort einem neuen Pflanzengeschlechte den Namen Morina gegeben. Die Pflanze wächst in Persien bey Ispahan. Die dauernde, dünnspitzige Wurzel geht tief in die Erde. Der glatte, unterwärts purpurfärbige, gegen die Spitze aber grüne und haarichte Stängel wird ohngefähr drey Schuh hoch. Die Blätter gleichen denjenigen, von der Eberwurzel, sind stachlicht auf der obern Seite glänzendgrün und am Rande mit Dornen besetzet. Die Blumen wachsen aus dem Winkel der Blätter im Heumonathe hervor. Es sind solche anfangs weiß, werden aber nach und nach purpurroth, und haben einen angenehmen Geruch. Jede Blüthe zeiget einen gedoppelten Kelch, einer steht unter dem Fruchtkeime und besteht aus einem röhrenförmigen, eingekerbten Blättchen, der andere steht auf dem Fruchtkeime, umgiebt das Blumenblatt, und theilet sich in zween stumpfe, eingekerbte Lappen. Des Blumenblattes sehr lange, etwas gekrümmte, unterwärts ganz enge, oberwärts weitere Röhre verbreitet sich in zwo Lippen, davon die obere kleiner und bis zur Hälfte gespalten, die untere aber in drey stumpfe Einschnitte abgetheilet ist. Der Griffel ist etwas länger als die beyden Staubfäden, und trägt einen schildförmigen umgebogenen Staubweg. Es folget ein kugelförmiger Saame, welcher mit dem obern Kelche gekrönet ist. Die Blüthen werden von den Persianern als ein Thee gebrauchet, oder auch mit Zucker eingemachet, und als ein Haupt und Magenstärkendes, auch die Ausdünstung beförderndes Mittel angewendet. Man muß diese Pflanze aus dem Saamen erziehen, solchen aber aus ihrem Vaterlande erhalten, indem selbiger bey uns nicht die gehörige Reife erlanget. Es liegt solcher öfters ein Jahr, ehe er auskeimet. Da auch diese Pflanze das Versetzen nicht wohl leidet, soll man den Saamen an einen solchen Ort ausstreuen, wo die Stöcke stehen bleiben können. Im Frühlinge, ehe die Pflanze neue Blätter treibt, kann man die Erde um selbige auflockern, auch etwas neue fruchtbare Erde damit vermischen. Sicherer wird man bey uns die Stöcke in Töpfe, und diese den Winter über in einem

nem gemeinen Glashause unterhalten.

Morisonie.

Der Oxfordische Kräuterlehrer, Robert Morison, hat sich um die Eintheilung der Pflanzen überhaupt, und der doldentragenden ins besondere wohl verdient gemachet, und dessen allgemeine Historie der Pflanzen wird auch jetzo noch billig hochgeschätzet. Plumier hat selbigen dieses Andenken gestiftet, und einen Baum aus dem mittägigen Amerika mit dessen Namen beleget, welchen Herr Jacquin am besten beschrieben. Es erreichet solcher selten über funfzehen Fuß Höhe. Die gestielten, wechselsweise gestellten Blätter sind sehr groß, feste, glänzend, länglicht, stumpf oder spitzig, und am Rande völlig ganz. Aus den Aesten hin und wieder treiben einzelne, kurze, dicke Blüthstiele, deren jeder vier oder fünf Blumen trägt. Diese öffnen sich im Juli, haben einen schwachen Geruch und sind schmutzig weiß. Wenn die vier länglichten, stumpfen, am Rande umgeschlagenen Blumenblätter sich öffnen, reißt der Kelch in zwey rundlichte Stücke, von ungleicher Größe entzwey; die Zahl der kurzen Staubfäden beläuft sich ohngefähr auf zwanzig, und alle sind von unten auf bis in die Mitte in einen gleichsam trichterförmigen Körper untereinander verwachsen. Der Fruchtkeim ruhet auf einem besondern dicken Säulchen, und ist ohne Griffel, mit einem köpfichten, gleichsam genabelten Staubwege bedecket. Die gestielte, große, kugelförmige Beere wird im November reif, die äußerliche rauhe und härtliche Schale ist braun, das darunter liegende Mark weiß, und in diesem liegen viele weißlichte Saamen. In Martinique wird dieser Baum Bois Mabouia, oder Teufelsbaum genennet, warum? hat Herr Jacquin nicht gemeldet, auch nicht angeben können, ob die Frucht gespeiset würde.

Mornel.

Unter den Kybitzen finden sich einige Arten, die besonders Mornellen, Morinellus, genannt werden; unerachtet andere den Namen überhaupt allen Kybitzen beylegen. Schon bey dem Artikel Kybitz habe ich der Etymologie dieses Wortes, als auch der Mornellen, als Kybitzarten gedacht, und verweise dahin den Leser. Die vornehmsten sind: die eigentliche Mornell, gauia morinellus simpliciter, ein dummer Vogel; die Seemornell; die graue Mornel; die kassubische Mornel. Die Mornellarten unterscheiden sich bey den Kybitzen durch den rundlichten Kopf, und durch die dünnern und höhern

Füße,

Füße, als die andern Arten des Kybitzgeschlechtes.

Moryna.

Moryna auch Maräne bey Morin in der Mark, desgleichen Lachsmorene, Trutta edentula, 5. des Kleins, eine Forelle; s. diesen Artikel, Th. III. S. 182. und Lachsmorene, Th. V. S. 5.

Mosgrundel.

Ein Bartgrundel, Cobitis barbatula, des Gesners, S. 163. weil selbige in lättichten, linden Gründen und Boden am Gestade der Seen wohnen. Cobitis barbatula Linn. gen. 173. sp. 2. Müllers Bartgrundel s. Hochschauer. Enchelyopus, 3. des Kleins, ein Aalbastart. s. diesen unsern Artikel, unter Aal, Th. I. S. 41.

Mosterdt. S. Senf.

Motte.

S. Nachtvogel.

Mottenkraut.

S. Königskerze, Kühnpost und Rheinblume.

Mottenmuschel.

S. Käfermuschel.

Mottensaamen.

S. Borryskraut.

Motthühnlein.

Motthühnlein, blaues, Pygargus, eine Art der Strand- und Wiesenläufer, glareola, davon zu sehen ist.

Mouceron.

S. Blätterschwamm.

Moxa.

Unter diesem Japanischen Namen verkaufen die Chineser ein graues wollichtes Wesen in Gestalt länglichter, etwa einen Strohhalm dicker Stängel und empfehlen selbiges als ein untrügliches Mittel wider die Gicht. Die Chineser bedienen sich solcher selbst häufig, setzen diese Stängelchen auf den leidenden Ort und zünden solche an, da sie ohne sonderliche Schmerzen verbrennen und einen Grind machen, davon der Schmerz und die Krankheit nachlassen sollen. Diese Art der Cur, oder das äußerliche Brennen und Blasenziehen hat schon Hippokrates, und nach ihm viele Aerzte angerühmt. Und dieser gebrauchte hierzu statt der Moxa den rohen Flachs. Dieser ist gewiß so geschickt und kräftig als jenes. Wir wollen jetzo nicht untersuchen, in wie ferne dergleichen äußerliche Cur nützlich oder schädlich seyn könne, sondern nur angeben, was die Moxa sey und woher solche genommen werde. Wilhelm ten Rhyne, welcher von der ostindischen Compagnie in Holland als Arzt zu dem Kaiser

Kaiser von Japan gesandt worden, ist vielleicht der erste, welcher diese Sache entdecket, und theils in seinem Buche de Arthritide, theils in verschiedenen Briefen, wovon Pechlin einen, von 1673. geschrieben, von ihm empfangen, sowohl das Kraut, woraus sie bereitet wird, als auch die Art des Gebrauches angezeiget, welches alles auch kurz darauf in den Jahren 1679 bis 1683. Andreas Cleyer, und nach diesem der berühmte Kämpfer bestätigt haben. Nach diesen übereinstimmenden Nachrichten ist die chinesische Moxa nichts anders, als das wollichte Wesen, welches auf der untern Fläche der Blätter und Stängel des gemeinen, und bey uns so bekannten Beyfußes ansitzet. Die Chineser sammlen im May die Blätter des Morgens früh, wenn sie noch von dem Thaue benetzet sind, hängen sie gegen die Abendseite ihrer Häuser auf und lassen sie so lange hängen, bis sie dürre geworden und verwahren selbige hierauf einige Zeit, auch wohl viele Jahre in einer trockenen Kammer, weil sie behaupten, daß die Wolle um desto feiner werde, je älter die Blätter sind. Diese Blätter stoßen sie hierauf mit einem hölzernen Stempel dichte zusammen, reiben sie nachher mit beyden Händen fleißig und so lange an einander, bis das häutichte und zäserichte Wesen nach und nach davon abfällt und der wollichte Filz allein übrig bleibt. Diesen pflegen sie auch noch durch die Hechel zu ziehen, und je öfter dieses geschieht, je zärter und feiner wird diese Wolle. Davon nehmen sie einen kleinen Theil und rollen ihn mit den Fingerspitzen in einen zugespitzten Kegel, dessen Höhe ohngefähr einen Zoll, und die Breite am Fuße nicht viel weniger beträgt. Wollte jemand dieses, in China wider alle Arten von Fluß- und Gliederschmerzen durchgehends gebräuchliche, Mittel, auch in hiesigen Gegenden anwenden, und sich auf die ähnliche Weise brandmarken lassen, kann er der ausländischen Moxa gar leicht entrathen, und hierzu die Wolle von unserm gemeinen Beyfuße, oder von der Königskerze und andern dergleichen, mit einem wollichten Wesen überzogenen Pflanzen gebrauchen. Und daß zwischen diesen kein Unterschied sey, und die Chineser wirklich von dieser nämlichen Art Beyfuß die Moxa sammlen, kann auch deswegen noch mit mehrerer Gewißheit behauptet werden, weil Osbeck in seiner Reisebeschreibung nach China versichert, wie keine andere als unsere gemeine Art des Beyfußes daselbst wachse, und dieses auch die einzige deutsche Pflanze sey, welche er daselbst wildwachsend angetroffen.

Mu-

Mucana. S. Bohne.

Muccomucer.

Ob wir gleich von denjenigen Pflanzen, welche nur unter fremden Namen angeführt, von den Kräuterlehrern aber noch nicht angenommen oder bestimmt worden, nur wenige angemerket haben, indem von einer unbekannten oder unbestimmten Sache keine nützliche Anwendung geschehen kann, so können wir doch den vorgesetzten Namen nicht übergehen, da wir finden, daß auch Gmelin in der Geschichte der Pflanzengifte dieses und andere ganz unbekannte Gewächse aus Bancrofts Reisen anführet. Es wächst dieser Baum in Gujana im Wasser. Der Stamm wird acht bis zehen Schuh hoch und zeiget öfters abgesetzte Knoten oder Gelenke. Die obere Krone hält achtzehen bis zwanzig Schuhe im Durchmesser. Die Rinde ist glatt und hellbraun und das weiche Mark häufig. Am Gipfel stehen gestielte, breite, eyförmige Blätter, zwey oder drey beyeinander. Von der Blume und Frucht wissen wir nichts. Wenn die Blätter auf die Haut geleget werden, ziehen sie Blasen. Die Indianer gebrauchen die Blätter, und legen solche bey Entzündung der Augen auf die Augenlieder, wodurch viele wässrige Feuchtigkeit abgezogen und die Röthe zertheilet wird. Die Sclaven legen solche öfters auf die Füße, um sich dadurch krank zu machen, indem darauf der Fuß ansehnlich aufschwillt.

Mucu.

Mucu, der Brasilianer, Maregrav, p. 161. Er ist ein Fisch mit länglichem und rundlichem Leibe, wie eine Neunauge bey den Deutschen, oder sogenannte Lamprete; er ist auch nicht dicker, wird etwan zu zween Fuß etwas mehr oder weniger lang; hat einen kegelförmig zugespitzten Kopf; kleine schwarze Augen; ein kleines Maul; kann die Gurgel einigermaßen aufblasen; hat keine Floßen; ist über und über braun, etwas dunkler auf dem Rücken; der Bauch ist leberfarben; an den Seiten ist er mit schiefen schwarzen Linien gestrichelt, welche nach der Mitten schiefe Linien machen. Er ist eßbar und wird in Seen oder Sümpfen gefangen. Der Editor, de Laet, merket an, daß er in seiner Beschreibung von Amerika, XV. 12. eine Zeichnung dieses Fisches, wie er selbige unter dem Namen Ubirre erhalten, gegeben, und selbige auch hieher setzen lassen, weil ihn de Morais erinnert, daß sein wahrer Name Mucu sey. Allein die Beschreibung des Fisches kömmt mit dieser Zeichnung nicht sonderlich überein. Denn außerdem, daß der Zähne nicht gedacht worden, soll er auch keine Floßen haben; da er doch auf dem Rücken

cken eine sehr lange, und auf jeder Seite eine Floße hat; daher er der Meynung sey, der Mucu und Ubirre wären verschieden, gegen die Erinnerung des de Morais. Wie denn auch der Uebersender der Figur ihn einen Meerfisch genannt, dieser aber ein Sumpffisch sey. S. unsern Artickel Aal, Chinesischer Aal, Th. I. S. 11.

Mudfisch.

Mudfische in Schweden, gleich unsern Weisfischen in Bächen; nach dem Artedi; Richter. Artedi nennt ihn eigentlich Syn. p. 14. Mudd, Budd, Skittspügg, eine Karpfenart; Cyprinus Aphya, Linn. gen. 189 sp. 11. s. unsern Artickel Karpe, Th. IV. S. 406.

Mücke.

Unter diesem Namen werden in einigen Gegenden und von einigen Schriftstellern, z. E. von Röseln alle diejenigen Insecten verstanden, welche mit zween pergamentartigen, durchsichtigen Flügeln versehen sind und aus einer Made entstehen. In unsern Gegenden und in den meisten Schriftstellern gebraucht man zu Bezeichnung dieser Insecten den Namen Fliege, und versteht durch Mücken oder Schnacken blos diejenigen fliegenartigen Insecten, welche sehr lange Füße und einen länglichen geschmeidigen Leib haben. Nähere Nachricht von diesen Insecten soll unter dem Artikel Schnacke folgen.

Mückendreckstute.

S. Fliegendrecktute.

Mückenkraut.

S. Dürrkraut und Lychnis.

Mückenschwamm.

S. Blätterschwamm.

Mühlensteinfisch.

Nach Müllern, Tetraodon Mola, Linn. gen. 137. sp. 7. siehe unsern Artikel Monfisch.

Mühlstein.

Lapis molaris, Saxum molare, ist ein grober Sandstein, welchen die Müller so behauen und zurichten, daß er mit Nutzen zum Mahlen des Getraides gebraucht werden kann. Sie gebrauchen hiezu zween Steine, einen der auf dem Boden liegt und fest sitzt, welcher der Bodenstein genennt wird, und einen andern, welcher sich über demselben befindet, und der Läufer heißt. Dieser ist nicht so hart wie der Bodenstein. Beyde werden durch Picken oder Spitzhämmer auf den Oberflächen rauh gehauen, damit die Körner nicht gequetscht, sondern zerstückt werden. Dieses Behauen oder Rauhmachen geschieht so oft, als die Steine sich ablaufen und eine glatte Fläche annehmen. Nach und nach

nach verlieren die Steine an der Höhe und zugleich an dem Gewichte so viel, daß wiederum neue Steine gebraucht werden müssen. Ein Mühlstein wiegt gemeiniglich 20 bis 30 Zentner, und dauert ungefehr acht Jahre.

Müllen.

S. Keuschbaum.

Müller.

Müller, auch Steinbicker und Kreskruper; s. diesen Artikel Th. II. S. 696. und Dornfisch, Th. II. S. 366.

Münchbrachsen.

Orphus; Sparus Orphus, Lin. gen. 165. sp. 8. der Müllersche Rothkopf s. Meerbrachseme. s. diesen Artickel, Th. V. S. 487.

Münchhausie.

Otto v. Münchhausen ist wegen des lehrreichen und vorzüglich in Ansehung der Kräuterkunde nützlichen Hausvaters zu bekannt, als daß wir dessen Verdienste aufzeichnen dürften. Wir bedauern nur, daß die längere Fortsetzung dieses Werkes durch dessen Tod unterbrochen worden. Da auch nicht allein diejenigen, welche als Schriftsteller, sondern auch, welche auf andere und ersprießliche Weise sich um die Kräuterkunde verdient gemacht, dergleichen immergrünendes Andenken verdienen, so müssen wir billig auch bemerken, wie Hr. v. Linné bey Benennung dieses Geschlechts zugleich auf den großen, diesen Namen mitführenden Minister, Gerlach Adolph von Münchhausen, sein Augenmerk gerichtet, dessen Verdienste und unermüdete Vorsorge für die Universität Göttingen, und besonders auch in Errichtung und Erhaltung des daselbst befindlichen botanischen, ingleichen des ökonomischen Gartens, auch nach dem Tode in unvergeßlichen Andenken verehret werden. Dieser schöne, in Java und China wachsende Baum erlangt eine ziemliche Höhe; die Blätter fallen jährlich ab, und haben ungefähr die Größe und Gestalt von unsern Kirschen, nur ist der Rand völlig ganz. Die Spitzen der Aeste endigen sich der Länge nach mit vielen, gleichsam ährenweise gestellten, prächtigen Blumen. Der Kelch ist etwas wollicht, bis zur Hälfte in sechs Einschnitte getheilet, und gleichsam mit sechs Reifen umgeben, auf welchem sechs viermal größere, eyförmige, ausgebreitete Blumenblätter und sehr viele kürzere Staubfäden sitzen; der Fruchtkeim trägt einen längern, vielmals gebogenen Griffel mit einem stumpfen Staubwege. Das eyförmige, zugespitzte Saamenbehältniß ist von dem Kelche bedecket, und enthält in sechs Fächern vie-

le Saamen. Die Javaner nennen diesen Baum Boengoer. Die Abbildung hiervon kann man in des Hausvaters fünften Theile, und in Hrn Murrays Verzeichniß des Göttingischen Gartens finden.

Münchskappe.

S. Eisenhütlein.

Münchsköpflein.

S. Herzerbse.

Münchskopf.

S. Löwenzahn.

Mündung.

S. Blumenblatt und Muschel.

Münzbalsam.

S. Münze.

Münze.

Den Namen Münze führen zwar verschiedene Pflanzen, es ist solcher aber vorzüglich demjenigen Geschlechte eigen, welches die Schriftsteller Mentha genannt, und von diesem handeln wir auch zuerst. Hr v. Linné hat mit der Mentha das Pulegium vereiniget; da sich aber zwischen beyden doch einiger Unterschied befindet, so werden wir dieses unter Poley besonders anführen. Die Geschlechtskennzeichen der Münze sind: Ein röhrenförmiger, in fünf gleiche Zähngen eingekerbter Kelch und ein etwas längeres, röhrenförmiges, in vier Einschnitte abgetheiltes Blumenblatt, von diesen ist der obere etwas breiter, als die drey übrigen und eingekerbet. Daher man die Blume zu den lippenförmigen rechnet, obgleich die Lippen nicht so deutlich, wie bey andern, anzunehmen sind. Ferner vier aufgerichtete, aber von einander abstehende Staubfäden, von welchen die zwey, so einander am nächsten stehen, etwas länger, als die beyden äußerlichen sind; und der aufgerichtete, über das Blumenblatt hervorragende Griffel mit einem gespaltenen Staubwege. Der Kelch enthält vier kleine Saamen. Die Blätter stehen bey allen Arten einander gegen über; die Blüthen erscheinen wirtelförmig, auch in längern und kürzern Aehren. Hr v. Linné hat siebenzehn Arten bestimmt. Zwey davon gehören zum Poley, von den übrigen bemerken wir:

1) Die Aehrenförmige Münze mit länglichten wollichten Blättern. Roßmünze, Pferdemünze. Mentha sylueſtris L. Weil bey dieser und der folgenden Art die Blumenwirtel dicht bey einander stehen, und eine Aehre abbilden, hat selbige Rivinus von den übrigen Arten der Münze getrennet, ein besonderes Geschlecht daraus gemachet, und dieses Menthaſtrum genennt. Es wächst die-

diese Art in der Schweiz, Frankreich, England, auch hin und wieder in Deutschland. Die fäserichte, kriechende, daurende Wurzel treibt viele zweigichte, viereckige, ungefähr zween Schuhe hohe Stängel. Die Blätter sind viel länger als breit, weich, wollicht, weißlicht, eingekerbet, und sitzen fast platt auf. Die bläulichten, zuweilen auch weißlichten Blumen stehen in dichten Wirteln, und weil zwischen selbige keine Blätter stehen, stellen diese eine lange Aehre vor. Die Staubfäden ragen weit über das Blumenblatt heraus, und sind noch einmal so lang als dieses. Die Kelcheinschnitte sind haarförmicht. Die Blüthen dauern vom Heu- bis in den Herbstmonat. Die ganze Pflanze hat einen starken Geruch. Man unterhält in den Gärten eine Spielart mit gelben, und eine andere mit weißen gefleckten Blättern. Hr v. Haller hat in der neuen Ausgabe von den Schweizerischen Pflanzen, Num. 228, eine Art angeführet, welche dieser ganz ähnlich, nur in Ansehung der Länge von den Staubfäden unterschieden ist. Diese sind kaum so lang, als die Röhre des Blumenblattes. Ob dieses zufällig oder beständig sey, hat Hr v. Haller selbst nicht bestimmen können.

2) Aehrenförmige Münze mit grünen glatten Blättern, Frauenmünze, Mentha viridis L. hat mit der ersten Art gleiche Geburtsörter, und viel ähnliches; die Gestalt der Blätter, die Länge der Staubfäden, und die Art zu blühen, kommen völlig mit derselben überein. Die Pflanze aber bleibet niedriger, und ist nirgends wollicht, sondern grün und glatt. Die Blüthen sind röthlich. Der Geruch ist sehr stark und gewürzhaft.

3) Aehrenförmige Münze mit rundlichten runzlichten Blättern, rundblätterichte Münze, Mentha rotundifolia Linn. wächst in England und der Schweiz. Die Wurzel ist ausdauernd, und der Stängel mit den Zweigen wird ohngefähr zween Fuß hoch. Die Blätter sind ganz kurz gestielt, dicke, runzlicht, wollicht, weich, die untern aber mehr rauh, eyförmig stumpf, fast rundlicht, und mit kleinen spitzigen Zähnchen am Rande besetzet. Die dünnen Blüthähren sind durch keine dazwischen gestellte Blätter wirtelförmig abgetheilet. Das Blumenblatt ist weiß oder fleischfarben. Nach des Herrn v. Hallers Wahrnehmung ragen in der wildwachsenden Pflanze die Staubfäden über das Blumenblatt hervor, in denjenigen aber, welche im Garten erzogen werden, sind sie gemeiniglich merklich kürzer. Der Geruch ist stark.

4) Kopfförmige krause Münze, krauser Balsam, Münzbalsam, Braunheilig, Decimenthen, Mentha crispa L. Der eigentliche Geburtsort soll Sibirien seyn, die Pflanze aber ist fast bey uns einheimisch geworden. Die dauernde, fäserichte Wurzel läuft weit und breit aus, und treibt viele viereckichte, aufgerichtete, ohngefähr einen Fuß hohe, und mit vielen Zweigen besetzte Stängel. Die Blätter sitzen fast platt auf, oder sind ganz kurz gestielet, breit, herzförmig oder rundlich, und scharf zugespitzt, auch scharf ausgezahnet, übrigens rauch, runzlicht und krause. Die Blumenwirtel sind zwar durch kleine Blättchen unterschieden, selbige aber stehen so dichte bey einander, daß sie eine kurze Aehre oder Köpfchen abbilden. Der Kelch ist rauch. Die Staubfäden haben mit dem bläulichten Blumenblatte einerley Länge. Der Geruch ist durchdringend und balsamisch. Die Blüthzeit fällt in den Heu- und Erndtemonath.

5) Kopfförmige Münze mit langen Staubfäden, Bachmünze, Krötenoder Krottenmünze, Krötenbalsam, Fischmünze, Pferdemünze, Mentha palustris spicata Riuin. Mentha aquatica L. blühet in den Sommermonathen häufig auf nassen Wiesen, in Gräben, Sümpfen und um die Ströme. Die Wurzel ist ausdauernd. Der ästige Stängel erreichet einen auch zween Fuß Höhe. Die Blätter sind gestielt, eyförmig zugespitzet, sägeförmig eingekerbet, unterwärts nervicht und wollicht, oberwärts gemeiniglich glatt, doch auch zuweilen rauch. An dem obern Theile der Zweige stehen ein oder zween von einander abgesonderte Blumenwirtel, auf der Spitze aber ein dichtes größeres Köpfchen. Die Kelcheinschnitte sind breit, und Herr v. Haller hat zuweilen ihre Zahl bis auf achte vermehret gefunden. Das Blumenblatt ist größer, als bey vielen andern Arten, blaß purpurfärbig, die untere Lippe in drey eyförmige, einander ähnliche Lappen abgetheilet, und die zweyspaltige Oberlippe rückwärts geschlagen. Die Staubfäden ragen über das Blumenblatt heraus. Der Geruch ist gewürzhaft.

6) Kopfförmige Münze mit kurzen Staubfäden, Pfeffermünze, Mentha piperita Linn. Ist der fünften Art ganz ähnlich, und der Hauptunterschied besteht in den Staubfäden, welche kürzer als das Blumenblatt sind. Auch der beissende, pfefferartige Geschmack machet selbige kenntlich. Ihr Vaterland ist England.

7) Wirtelförmige Münze, deren Staubfäden kürzer als das Blumenblatt, rothe Münze, Granienmünze, Balsammünze, Basi-

Basilienmünze, Mentha gentilis L. wächst in dem mittägigen Europa, auch in Schwaben wild, und hat viele Aehnlichkeit mit der folgenden Art. Die Pflanze ist wenig rauch; die Stängel sind roth; die Blätter eyförmig zugespitzet, sägeartig ausgezahnet. Die Blumen stehen in abgesonderten Wirteln seitwärts. Die Staubfäden sind nicht länger als die Röhre des Blumenblattes. Der Kelch ist mit harzichten Düpfelchen besetzet, und der mittlere Einschnitt der untern Lippe vom Blumenblatte ist spitzig. Die Blüthzeit fällt in dem Herbstmonathe. Der Geruch ist angenehm, und kommt dem Basilienkraute oder den unreifen Orangen gleich.

8) Wirtelförmige gestreckte Münze, kleine Acker- oder Feldmünze, Mentha verticillata Riu. Mentha aruensis L. Sie blühet im Sommer lange, und wächst in einem etwas feuchten Grunde auf Triften, Feldern, und in den Küchengärten, auch nach der Erndte zwischen den Stoppeln. Die ganze Pflanze ist rauch. Der Stängel liegt auf der Erde gestrecket, und treibt sehr viele Zweige. Die Blätter sind eyförmig zugespitzet, sägeartig ausgezahnet; die Blumenwirtel sind dichte, wollicht, und viel kleiner als die dabey stehenden Blätter. Das Blumenblatt ist bläulicht, die obere Lippe tief eingeschnitten, und der mittlere Einschnitt der untern schmäler als die übrigen. Nach dem Hrn. v. Linné erreichen die Staubfäden die Länge der Lippen des Blumenblattes, Herr von Haller aber schreibet, wie selbige in der Röhre des Blumenblattes lägen, und nur wahrzunehmen wären, wenn man in diese hineinsieht. Der Geruch ist eckelhaft.

9) Wirtelförmige, ganzblätterichte Münze, kleine Spitzmünze, Mentha angustiori folio Riu. Mentha exigua Linn. Diese Art wächst in England und der Schweiz, und hat mit der vorherstehenden Art viele Aehnlichkeit. Ihr Geruch ist angenehmer, und der Stängel höher; die Blätter sind viel größer, fast herzförmig zugespitzet, kaum merklich rauch, und am Rande gemeiniglich völlig ganz; die Blumenwirtel lockerer, und die Blüthen größer, bläulicht oder rosenfärbicht. Die Staubfäden ragen merklich aus der Blumenröhre hervor.

10) Baumartige canarische Münze, Heliotropium canariense Commel. Hort. Amstel. Mentha canariensis L. wächst in den canarischen Inseln. Der Stamm ist holzicht und wir unterhalten im Garten dergleichen von fünf bis sechs Fuß Höhe, welche aber niemals geblühet haben. Die gestielten, eyförmigen,

sägeartig eingekerbten, wollichten, unterwärts weißen Blätter fallen nicht ab. Die Blumen erscheinen in dem Winkel derselben, und stellen Knöpfchen vor, welche auf langen, gabelförmig abgetheilten Stielen stehen. Das Blumenblatt ist weiß, zuweilen etwas röthlicht und klein. Die jungen Aeste sind viereckicht, werden aber nach und nach rund, auch anfangs wollicht, welches sich aber verliert, wenn sie härter werden. Herr Dyck hat diese canarische Münze auch bey den Arten der Münze, jedoch selbige auch als ein besonderes Geschlecht angeführet, und in der Blume sechs Staubfäden beschrieben. Dieses ist sowohl irrig, als jenes überflüßig.

Die Canarische Münze ist die einzige von den erwähnten Arten, welche einige Wartung verlanget. Man soll selbige in einer fetten, doch lockern, mit Sand vermischten Erde und in Töpfen unterhalten, und den Winter über in ein mäßig warmes Glashaus beysetzen. Den Sommer über müssen die Stöcke öfters begossen, auch fast alle Jahre versetzet werden. Die Vermehrung aus Reisern gelinget zuweilen auf dem Treibebeete. Alle übrige Arten, auch diejenigen, welche bey uns nicht wild wachsen, dauern im freyen Lande, und können sowohl im Frühjahre durch die Theilung der Wurzeln, als auch durch Zweige vermehret werden. Da sie ihre Wurzeln weit ausbreiten, soll man solche alle zwey Jahre umlegen und bestechen, damit sie weder verwildern noch ausgehen. Sie lieben einen nassen, auch wohl gar feuchten Grund.

Die meisten von diesen Arten sind in der Arzneykunst, oder können doch nützlich gebrauchet werden. Vorzüglich schicken sich dazu die vierte, sechste, siebente. Die krause war ehedem vorzüglich beliebt, und wurde häufig gebrauchet, die Engländer haben aber in neuern Zeiten die Pfeffermünze wegen des schärfern Geschmacks vorgezogen. Alle haben einen scharfen bittern Geschmack, und starken gewürzhaften Geruch, und besitzen nicht nur diejenigen Kräfte, welche man überhaupt von dergleichen Pflanzen erwarten kann, und bey der Melisse und mehrern angeführet worden, sondern auch noch ganz besondere, wodurch selbige sich von andern verwandten gar merklich unterscheiden. Wegen der nervenstärkenden und zertheilenden Eigenschaft wird die Münze sowohl äußerlich trocken, oder mit Wein und Wasser abgekochet, oder das mit Baumöl bereitete Oel, als auch innerlich als Thee, oder das davon abgezogene kräftige Wasser und Oel gebrauchet. Sie dienet das Haupt und den Magen zu stärken, die

die Verdauung zu befördern, das Erbrechen und die Colickschmerzen zu stillen, die Blähungen auszutreiben, und schicket sich deswegen vortrefflich bey der Mutterbeschwerung. Sie zertheilet das stockende Geblüte, und wird bey äußerlichen Entzündungen, verhaltener Monathszeit, und mangelnden Abgang der Unreinigkeiten bey den Kindbetterinnen nützlich gebrauchet.

Unter die besondern Eigenschaften gehöret vorzüglich die Kraft, das Gerinnen der Milch zu verhindern, und die geronnene zu zertheilen. Man pfleget daher bey Kindbetterinnen die frischen Blätter, oder einen davon bereiteten Umschlag auf die Brüste zu legen, um die Milch aufzulösen, auch kleinen Kindern das abgezogene Wasser einzugeben, oder die Herzgrube mit dem Oel zu bestreichen, um das so schädliche Gerinnen der Milch in dem Magen zu verhindern. Wenn die melkenden Kühe viel Münze, sonderlich die achte Art oder aruensis auf den Stoppeln nach der Erndte fressen, soll aus deren Milch keine Käse bereitet werden können. Das Vieh läßt aber die Münze gemeiniglich unberühret stehen, und nur die Schaafe fressen die jungen Zweige und Blätter. Ob die Münze den Trieb zum Liebeswerk vermehre oder vermindere, sind die Schriftsteller nicht einerley Meynung. Dioscorides und Galen nehmen das erste, Hippocrates hingegen das letzte an. Sim. Pauli will behaupten, die frische Münze reize zwar zur Liebe, verhindere aber die Fruchtbarkeit, die getrocknete mache unfruchtbar und auch unvermögend. Aus dieser Ursache ist gewiß bey den alten Griechen das Sprichwort oder die Vorschrift entstanden, daß man zur Kriegszeit die Münze weder pflanzen noch gebrauchen solle, indem dadurch die Vermehrung der Menschen vermindert, die doch in Kriegszeiten eher befördert werden möchte. Viele von den neuern Schriftstellern, und vorzüglich Herr von Linné in einer Streitschrift de Menthae vsu, welche in dem siebenten Bande der Amoenitat. academicarum befindlich ist, haben Hippocratis Lehre angenommen, und Herr v. Linné will vorzüglich deswegen die Münze als ein Mittel ansehen, welches die Fruchtbarkeit vermindert, weil durch deren Gebrauch die Säfte zu sehr aufgelöset und der Körper geschwächet werde. Er empfiehlt daher die Münze vornehmlich den Wittwen und andern Frauenspersonen, welche wegen Enthaltung des Beyschlafes von Mutterbeschwerungen geplaget werden.

Ob wir unsere kräftige krause Münze künftig abschaffen, und

dafür lieber die Pfeffermünze wählen und gebrauchen sollten, könnte man vielleicht aus Gaubius Erfahrungen bestimmen. Aus der letzten hat derselbe durch die Destillation einen wahren Campher erhalten, und diese nebst dem Thymian sind vielleicht die einzigen europäischen Pflanzen, woraus dergleichen wirklich verfertiget werden kann. Es muß aber die Pfeffermünze ihre völlige Reife erlanget haben, und wohl getrocknet seyn; indem aus der frischen Pflanze zwar ein kräftiges Wasser, und viel wesentliches Oel, aber kein fester trockner Campher zu erlangen.

Alle Arten der Münze werden zur Blüthzeit von den Bienen fleißig besuchet, um Honig einzusammlen.

Es wächst noch eine Art Münze in Ostindien, welche vorzüglich wider die Krankheiten des Gehöres angepriesen, und daher auch beym Hrn. v. Linné Mentha auricularia genennet wird. Ein Londner Arzt, Marlovius hat dieses Mittel lange Zeit geheim gehalten, und damit, wie Dale in der Pharmacologie berichtet, viele Taube hörend gemachet, und Hermann berichtet, wie in Zeylon vornehmlich zwey Mittel wider die Taubheit gebrauchet würden, nämlich die Ohrenpflanze, Hedyotis, und diese Münze, giebt aber dieser den Vorzug vor jener. Es ist diese Art Münze weder in hiesigen Apotheken, noch Gärten zu haben.

Ein anderes Geschlechte zum Unterschiede der wahren Münze, pfleget man

Bergmünze, Calamintha, zu nennen. Tournefort und andere haben solches als ein eigenes angenommen, hingegen die Neuern fast durchgehends mit der Melisse vereiniget; und wir haben solches nur besonders anführen wollen, weil es in den Apotheken unter obigem Namen gebräuchlich ist. Die Geschlechtskennzeichen kann man bey der Melisse nachlesen. Die beyden Arten, welche gemeiniglich unter dem Namen Bergmünze vorkommen und auch hier beschrieben werden sollen, unterscheiden sich von der Melisse durch die gabelförmigen Blüthstiele, welche bey der Melisse einfach sind. Beyde Arten sind übrigens einander ziemlich ähnlich, und Hr. v. Linné hat auch ehedem solche nur für eine Art gehalten, in den neuern Schriften aber von einander abgesondert, indem die Größe der Blumen unveränderlich ist. Wir nennen daher die gemeine Art

1) die kleinblümichte Bergmünze, Bergackermünze, wilder Poley, Calamintha vulgaris et officinar. Melissa Calamintha Linn. wächst in den bergichten Gegenden in Italien, Spanien und Franf.

Frankreich. Die Blüthzeit fällt in den Junius und Julius. Die fäserichte Wurzel ist ausdauernd. Die Pflanze ist überall mit Haaren besetzet, und erlanget zween, auch wohl drey Fuß Höhe. Der viereckichte Stängel treibt aus dem Blätterwinkel häufige Zweige. Die gestielten, einander gegen über gestellten Blätter sind vorwärts eingekerbet, hinterwärts völlig ganz, auf der untern Fläche mit kleinen Grübchen besetzet, eyförmig, die untern mehr rundlich und stumpf, die obern zugespitzet und die an den Blüthen stehen völlig ganz. Aus dem Blätterwinkel der Zweige entspringt der Blüthstiel, welcher sich in vier, auch mehrere kleine theilet; bey der Abtheilung stehen einige ganz kleine Deckblätter. Die Blumen sind auf eine Seite gerichtet; die Röhre des Kelchs ist gleichsam mit Haaren verschlossen und die obere Lippe desselben in drey, die untere in zween, aber schmälere und längere Einschnitte abgetheilt. Des Blumenblattes dünne Röhre ist weiß, der Umfang röthlich und die untere Lippe mit dunkelrothen Puncten geflecket. Die ganze Pflanze hat einen starken Geruch. Man findet in den Gärten öfters eine Spielart mit gelbgefleckten Blättern.

2) Die großblümichte Bergmünze, Calamintha grandiflora Linn. wächst in Toscana auf bergichten Gegenden. Auch diese Art blühet im Junius und Julius; hat eine fäserichte ausdauernde Wurzel; die Pflanze ist überall mit Haaren besetzet, weich anzufühlen und in viele Zweige verbreitet; die Blätter aber sind alle länglicht, zugespitzet, am ganzen Rande eingekerbet und der Blüthstiel trägt zuweilen nur zwo oder drey Blumen, gemeiniglich theilet sich selbiger in drey andere, davon der mittlere nur eine, jeder von den Seitenzweigen aber zween oder drey Blumen trägt. Die kleinen Deckblätter, welche bey der Abtheilung des gemeinschaftlichen Blumenstiels sitzen, sind zuweilen völlig ganz, zuweilen fein eingekerbt. Alle Einschnitte des Kelches sind spitzig, und zwischen den beyden Lippen stehen viele Härchen, welche die Kelchröhre verschließen. Des Blumenblattes dünne Röhre erweitert sich ungemein, und ist zween- auch fast dreymal länger, als der Kelch. Die obere Lippe ist eingekerbet, und der mittlere Einschnitt der untern fein ausgezacket, marmorirt und oberwärts haaricht, da hingegen der übrige Umfang des Blumenblattes purpurfärbig erscheint. Die beyden Staubwege sind von ungleicher Länge und auswärts gebogen. Der Geruch ist stark.

Man unterhält beyde Arten im Garten im freyen Lande, ohne alle Wartung; doch dauern die

Stöcke

Stöcke, sonderlich von der großblümichten nicht allzulange, und da man die Vermehrung allein durch den Saamen erhalten kann, soll man solchen fleißig aufsuchen.

Beyde Arten besitzen gleiche Kräfte, welche von der wahren Münze nicht sehr verschieden sind. Man gebrauchet das Kraut als Thee, oder zu Bähungen in Bädern, auch das abgezogene Wasser, oder wesentliche Oel. Von der zertheilenden und stärkenden Wirkung kann man bey geschwächter Verdauung, Blähungen, Mangel der monathlichen Reinigung, schwachen, auch eyterhaften Lungen, Lähmung der Glieder, u. s. f. Nutzen hoffen.

Münze, After, S. auch Monarde.

Münze, gelbe, S. auch Frauenmünze.

Münze, Frauen oder Marien, S. auch Dürrkraut.

Mütschelenholz.

S. Pfaffenhütchen.

Mütze.

Weil eine Art Klippkleber von den Holländern nach einer gewissen Sorte Mützen Grasjes genennet worden, erwählet Müller obigen Namen und versteht darunter die Patellam barbaram Linn. Die Schale ist weißlichtgelb und hat einen stark gezähnelten Rand, welchen neunzehn gewölbte, einigermaßen rauhe oder dornichte Ribben machen.

Eine andere Mütze ist unter dem Namen Chinesische Mütze angeführet, und die Bischoffsmütze mit der Mönchskappe vereiniget worden.

Mützchen. S. Klee.

Muffel.

Fornix docimasticus, Tegula, Testudo, ist ein aus Thon verfertigtes und hart gebranntes, wölberundes Behältniß, dessen Boden eine horizontale Fläche hat, von hinten mit einer gerade laufenden Wand verschlossen, von vorne aber offen ist. Dieses thönerne Gehäuse gebrauchet man gemeiniglich in der Probierkunst, woselbst es in den Probierofen gehörig eingesetzet und eingepasset wird, um die Treibscherben, Kapellen und Teste, auf welchen die mineralischen Körper und vorzüglich Gold und Silber untersuchet oder probieret werden, in selbiges zu setzen.

Die Muffeln gebrauchet man auch in der Emailirkunst, um die mit metallischen Farben gefertigten Gemälde darinnen einzubrennen.

Muffette. S. Stinkthier.

Muffler. S. Ziege.

Muikitz.

Eine Art von Lachsforellen in Kamtschatka; s. unsern Artikel Forelle, Th. III. S. 184.

Muler.

Muler, des Nierembergs, Physeter, pinna dorsi altissima, apice dentium plano, des Artedi, syn. p. 104. sp. 2. Physeter Tursio, Linn. gen. 39. sp. 4. Müllers Maskfisch, s. Kachelote. Bey dem Klein ist er eine gezähnelte Balaena mit einem glatten und hochgefloßten, einer einem Maste der Schiffe gleichsam ähnlichen Floße auf dem Rücken. Sp. 2. s. unsern Artikel, Fisch, Th. III. S. 60. und Wallfisch.

Mulle.

Mullus, ist, nach dem Klein, Miss. V. Fasc. IX. §. 13. ein eigenes, und zwar unter sieben das erste Geschlecht derjenigen Fische, die durch offene Ohren athmen, zwo wahre Rückenfloßen haben, Dipteri, die aber mit strahlichten oder stachlichten Finnen unterstützet sind. s. unsern Artikel, Fisch, Th. III. S. 66. Unter den Küraßirern und Helmfischen, Cataphractis et Coryfionibus, haben wir bereits, nach dem Miss. IV. Cuculos, Coruos, Hirundines, Miluos, Lyras, Lucernas, der Autoren gehabt, die Artedi, syn. p. 71. mit zehn Arten aufgeführet und mit dem Namen Trigla, beleget; aber noch keine Mullen; da doch der Mullus vorzüglich, bey den Alten und Neuen Τρίγλη, Trigla, und bey den Italiänern Triglia, genannt werde; daher auch Salvianus die angebliche Aehnlichkeit zwischen dem Hirundo, Cuculus und Mullus, nicht gut heißt und vielmehr bezeuget, daß der Mullus mit dem Cuculus und Hirundo ganz und gar nichts ähnliches habe. Es haben aber die Mulli einen, nach dem Maule zu steil herabsteigenden an den Seiten zusammengepreßten, ganz glatten, nicht stachlichten, Kopf; dergleichen die Cataphracti und Coryfiones führen; sie haben ferner rauche, feilenartige Kiefern; einen platten und breiten, nicht messerförmigen, Rücken; beym Leben sind sie von Farbe gelb, abgeschuppet sind sie mit Zinnober- oder blutrother Farbe überzogen, und nach dem Tode zeigen sie eine goldgelbe oder rothe Farbe, mit schwarzen, oder auch silberblauen Flecken gezeichnet; ihre Schuppen sind dicke und feste, doch leicht abfällig. Der Fisch ist entweder pyramidenförmig; oder doch bauchicht erhaben, mit zwo Rücken- zwo Seiten- zwo Bauchfloßen und einer Afterfloße. Die pyramidenförmigen Fische sind gebärtet; die bauchicht erhabenen ungebärtet; sie werden in

Europa

Europa überall in großen Ehren gehalten. Die fünf Gattungen folgen in dieser Ordnung.

1ste Mulle, Mullus barbatus, mit zween Bartfäden unter dem Kinne, welche in einem Grübchen unter dem Unterkiefer zurück zu ziehen und zu verbergen; von gelblicher Farbe; abgeschuppet aber röthlich; mit weißen, purpurgefleckten, Rückenfloßen; an dem Gaumen hat er zween, mit Zähnchen besetzte, rauhe Knöchelchen. Er ist der Mullus der Alten; der bärtige Mullus des Galenus, Plinius, Jovius, Rondelets, Gesners, (und des deutschen, S. 19. a. Mullus barbatus, ein Rothbart, ein Meerbarbel) und Aldrovands; Τρίγλη der Griechen; Mullus Bellonii, Barboni zu Venedig; bey den übrigen Italienern Trigla; Willughbey p. 285. tab. 5. 7. fig. 2. Trigla capite glabro, cirris geminis in maxilla inferiore, Artedi, syn. p. 71. sp. 1. damit er die Mullos von den Cuculis, Coruis, Lyris &c. unterscheiden möge, die er ebenfalls Triglas nennt; der Mullus maris Balthici, der selten über die Länge einer Hand groß wird und mit goldenen, purpurfarbenen Strichen und Flecken schön gezeichnet ist; Petermannecken; Goldecken des Schoneveldes. So ist er auch Mullus barbatus, Linn. gen. 171. sp. 1. der Müllerische Rothbart seiner Meerbarben. s. diesen unsern Artikel, Th. V. S. 468.

2te Mulle, Mullus barbatus, mit gelbröthlich gezeichneten Rückenfloßen, zinnoberrothen Augenringen, und mit vier, über die dickern Schuppen weglaufenden Linien. Der Mullus maior des Willughb. p. 285. tab. 5. 7. f. 1. und des Salvians, fol. 95. (der ihn, nach dem Artedi, zuerst beschrieben habe, Surmullet in Frankreich und Cornwallis; Mollus Hispan. mai. des Aldrov. großer Rothbart der Deutschen; Greater Redbeard, True Pullet Angl. Trigla, capite glabro, lineis vtrinque quatuor luteis longitudinalibus parallelis des Artedi, Mullus Surmuletus Linn. gen. 171. sp. 2. Müllers Riesenbart unter seinen Meerbarben. s. diesen unsern Artikel, Th. V. S. 468.

3te Mulle, Mullus barbatus, der gebärtete, über und über beym Leben blutrothe, nach dem Tode gold- und gelbfarbige, Mulle, der auf beyden Seiten mit drey eyrunden, schwarzen, in einer geraden Linie, über die Mittellinie nach dem Schwanze zu stehenden Flecken gezeichnet ist, mit gelben Augenringen und Schwanzende. Pirameara des Pisons, p. 60. und des Maregravs, p. 156. Autre Poisson de Roche, Rochefort et du Tertre, H. des Isles Antil. Smaler Redbeard, Lesser

Leſſer Mullet, Angl. Nach der Zeichnung Miſſ. V. Tab. VI. fig. 5. ſind die beyden Bartfäden ſehr lang, der Rücken kielförmig, mit zwo kleinen rundlichen Floßen; die Kiemenfloßen dieſen ähnlich, die Bruſtfloßen klein und ſpitzig, die Afterfloße klein, und der Schwanz gabelförmig. Nach dem Marcgrav heißt der Braſilianer Pirametara. bey den Portugieſen Salmonera, wird etwa fünf Zoll lang, auch ſo dicke, wo er am dickſten iſt, hat keinen großen Kopf, der gleich von den Augen nach dem Maule zu niederſteigt, welches ebenfalls klein, mondförmig und mit kleinen Zähnchen verſehen iſt; an der Spitze des Unterkiefers hat er einen Bart, welcher aus zween, zween Zoll langen, einem ſtarken Bindfaden ähnlichen, vom Anfange bis in die Mitten fleiſchfarbigen von da gelbfarbigen, Fäden beſteht; hat ſchwarze, glänzende, mit einem gelben Ringe eingefaßte, Augen; ferner ſieben Floßen; zwo anderthalb Zoll lange und breite Rückenfloßen; zwo dergleichen ſchmale Kiemenfloßen; unter denſelben am Unterbauche zwo neben einander gleicher Größe; und noch eine kleine hinter demſelben am Hinterbauche, der zwoten und hinterſten Rückenfloße gegen über. Der gabelförmige Schwanz beſteht aus einer faſt zween Zoll langen Floße; die Schuppen ſind wie bey unſerm Braſem; ſo lange er lebt, iſt er am Leibe, Kopfe, Schwanze und Floßen von blutrother Farbe, außer daß der Schwanz eine goldfarbige Einfaſſung hat, und daß in beyden Seiten ſchwarze Flecken, in der Größe wie bey den Sturerparſchen, in einer Reihe neben einander ſtehen; und wenn er etwa ein paar Stunden todt iſt, geht ſeine Blutfarbe in eine güldene und blutroth geſprenkelte Farbe über. Er iſt eßbar. Der Herausgeber de Laet ſetzet hinzu, daß er eine Gattung des Mullus ſey, von welchem Matthiolus in Dioſcor. II. 21. nachzuſehen, als welcher zwo Arten anführet, die zu Venedig Barboni, von andern Triglia und Barbone, und von den Spaniern Salmoneta genannt würden. Der bereits angeführte Gesner verdienet auch S. 19. u. f. im Nomencl. fol. 38. und mit ihm auch Aldrovand, fol. 44 ſqq. (ingleichen Willughbey, p. 285. tab. 5. 7. 8.) nachgeſehen zu werden, deren Zeichnungen aber mit der Kleiniſchen nicht zu vergleichen.

4te Mulle, Mullus imberbis. Ein ungebärteter, der über und über roth und ohne Flecken iſt, mit ſechs Stacheln in der vorderſten Rückenfloße in der Gegend ſeines Schwerpunctes, und mit der erſten Stachelgräte nebſt neun biegſamen in der zwoten Rückenfloße, Mullus imberbis, Re de

Triglia,

Triglia, zu Maltha; Willughb. p. 286. Rex Mullorum bey eben demselben; des Artedi, syn. p. 72. sp. 3. Trigla, capite glabro, tota rubens, cirris carens. Hierbey führet Klein folgende Anmerkung des Willughbey mit an, da die Fischer zu Maltha besonders, diesen Fisch den Mullenkönig nannten, er auch mit vielen Nebenumständen den Mullen gleiche, wie aus den zu vergleichenden Beschreibungen erhelle: so würde dieser mit mehrerm Rechte Mullus imberbis zu nennen seyn, als derjenige, den Rondelet, lib. X. cap. 5. also nenne, der mit den Mullen nichts, als die Farbe, gemein habe, sonst aber mit den Cuculis näher verwandt sey. Nach dem Artedi wird er in Cornwallis the Piper, bey den Genuesern Organie, und in Frankreich Rouget, genannt. Von seiner zischenden und rauschenden Stimme hat er ehedem vielleicht, so gut als von seiner Gestalt Lyra, ein Meer-Lyren, wie bey dem Gesner, S. 20. b. geheißen. Er ist Mullus imberbis, Linn. gen. 171. sp. 3. der Müllerische Kohlbart seiner Meerbarben. s. diesen unsern Artikel, Th. V. S. 469.

5te Mulle, Mullus imberbis, mit, aus Silber und Meergrün ins Schwarze fallenden, großen breiten gleichsam Sattelmäßigen Flecken bunt gezeichnet; nebst einer Kornblum-blauen Linie an dem aus himmelblau güldenen Rücken. Piscis Anonymus des Marcgravs, p. 153. Alle seine Flossen sind so dünne, wie Mohnblumenblätter. Wäre er wohl Meconites zu nennen? Es wird angemerket, daß, nach dem Plinius, lib. XXVII. cap. 10. Μηκωνίτης λίθος eine gemma, papauera exprimens, sey; (s. unsern Artikel, Meconites, Th. V. S. 449.) Μήκων das Säcklein oder Blase, worinn der Polypus, (oder Sepia) seinen dintenfarbigen Saft habe; und Μήκωνες des Aristotelis gewisse, herdenweise beysammengehende, Fische seyn; daher die gegenwärtige Deutung von ihren so dünnen Flossen gar wohl Meconites zu nennen.

Die Marcgravische Beschreibung des angeführten Piscis Anonymi lautet also: Der hier vom Marcgrav nicht genannte Fisch wächst in eine Länge von etwan sieben Zoll, und ist, der Gestalt nach, dem gemeiniglich sogenannten Harder ähnlich; doch sind seine Flossen anders formiret: denn die zwo Flossen am vordern Bauche unter den Kiemen, sind groß und breit; die an den Seiten, nach den Kiemen, sind klein; die zwo Flossen auf dem Rucken sind von mittelmäßiger Größe, und die am hintern Unterbauche ist klein. Der Schwanz hat eine gabelförmige Flosse. Sein Maul ist klein; die Augen groß; die

Haut

Haut glatt ohne Schuppen, auf dem Rücken schwärzlich; an beyden Seiten queer über dem Rücken vier große schwarze Flecken mit violetfarbenen Rändern; zwischen diesen Flecken, nach dem Rücken zu, ist er meergrün, und der übrige Leib silberfarbig. Die schwärzlichen Flossen sind mit Violet versetzt, und die zwo großen Flossen sind mit fünf silberfarbenen Flecken auf eine besondere Art gezeichnet. Im Schwimmen ist er ein sehr schön gefärbter Fisch.

Mulm.

Minera destructa. Unter diesem Namen wird eigentlich ein ausgewittertes oder verwittertes Erz, das ist, ein solches Erz verstanden, welches seine Erzgestalt verloren, und das Ansehen eines erdichten Körpers erhalten hat. So hat man z. E. ausgewitterte Silbererze, Kupfererze, u. d. welche auch mit dem Namen Silbermulm, Kupfermulm, beleget werden.

Multbeer.

S. Brombeerstrauch.

Mummelkraut.

S. Seeblume.

Mundholz.

S. Rheinweide.

Mundrose. S. Malve.

Mungo. S. Bohne.

Mungos.

Unter diesem Namen erwähnen die ältern Schriftsteller sowohl ein Thier, als einen Baumen, ingleichen eine Wurzel. Und von der letzten wollen wir allein handeln, weil derselben kräftige Wirkung und nützlicher Gebrauch sonderlich zu Anfange des jetzigen Jahrhunderts auch in Europa bekannt geworden. Von dem Thiere, welches die Ostindianer Mungos nennen, und unter dem Namen Pharaonis Maus bekannt ist, hat die Wurzel den Namen erhalten, indem selbiges, wenn es beschädiget wird, diese Wurzel begierig aufsuchen, und sich damit curiren soll. Die beste, obgleich die erste Beschreibung davon hat man Herr Kämpfern zu verdanken. Es wächst die Pflanze in Java, Zeylon und Sumatra, und wie Hermann angiebt, auf dem Adamsberge. Die Wurzel ist einfach, etwa einer Spannen lang, und einen Finger dicke, und verschiedentlich gebogen, runzlicht, braun, innerlich weißlicht, und von sehr bittern Geschmacke. Der Stängel erreichet nicht viel über einen Fuß Höhe. Die Blätter sind einander gegen über gestellet, gestielt, lanzetenförmig, völlig ganz, glatt, und mit schieflaufenden Nerven besetzet. Der Stängel endiget sich mit einem Blumenbüschel. Der stehen bleibende Kelch ist fünffach

eingeschnitten; das röthliche trichterförmige Blumenblatt zeiget fünf stumpfe Einschnitte; in der Röhre desselben sitzen fünf Staubfäden, und der gespaltene Fruchtkeim träget einen Griffel, welcher nach oben zu dicker wird, und sich mit zween stumpfen Staubwegen endiget. Die Frucht bestehet gleichsam aus zwey Behältnissen, welche aber durch die Scheidewand mit einander vereiniget sind; darinnen liegen viele Saamen. Herr von Linné hat aus dieser Pflanze ein besonderes Geschlechte unter dem Namen Ophiorrhiza gemachet, welchen auch Dietrich und andere im Deutschen angenommen, und das Geschlecht Schlangenwurzel genañt. Da wir aber mehrere Serpentarias und Schlangenwurzeln haben, könnte man füglich auch im Deutschen Mungos beybehalten, wobey aber zu bemerken, daß Herr von Linné ein anderes Geschlechte, welches derselbe zuvor Mitreola genennet, damit vereiniget habe, und demnach das Mungosgeschlecht zwo Arten unter sich begreife. Als

1) Ophiorrhiza Mungos, oder die zuvor beschriebene Indianische Giftwurzel, und

2) Ophiorrhiza Mitreola, welche sich durch die eyförmigen Blätter von der ersten Art unterscheidet, und in dem mittägigen Amerika wächset. Von dieser haben wir keine hinlängliche Kenntniß; die erste verdiente aber gewiß unsere Hochachtung, wenn man von selbiger nur Gebrauch machen könnte. Sie widerstehet und heilet die größten Krankheiten; vornehmlich empfiehlet selbige Kämpfer bey bösartigen faulen und mit Ausschlag verbundenen Fiebern, und wider alle Zufälle, welche nach dem Biß der tollen und giftigen Thiere erfolgen. Sie ist ein sicheres und allgemeines Verwahrungsmittel wider das Schlangengift, wenn sie äußerlich auf die vergiftete Wunde geleget, oder zu einem halben Quentgen innerlich genommen wird. Börhaave, welcher manches neues, und mit vielen Lobeserhebungen angepriesenes Mittel, als den Ginseng und andere, verachtet, schätzet doch die Mungoswurzel hoch, und behauptet, daß selbige gewiß, obgleich auf eine ganz unbegreifliche Art, allen Biß von giftigen Thieren heile, und bedauert nur, daß selbige selten zu haben. In Holland kostet das Pfund zwanzig Reichsthaler. Es wird dafür zuweilen eine Art Holz verkaufet; andere wollen das Lignum colubrinum mit der Mungoswurzel für einerley halten; die ersten aber betrügen aus Vorsatz, die andern aus Unwissenheit. Von dem Ligno colubrino werden wir unter Schlangenholz handeln.

Mun-

Muntingie.

Zween Niederländische Kräuterkundige, Heinrich Munting der Vater, und Abraham, dessen Sohn, haben in verschiedenen Werken gute Abbildungen, aber schlechte Beschreibungen von ausländischen und einheimischen Pflanzen gegeben, und Plumier hat beyden zum Andenken ein Pflanzengeschlechte Muntingia genennet. Der Kelch fällt ab, und ist in fünf große, lanzetförmige Einschnitte getheilet; auf diesem sitzen fünf rundliche, ausgebreitete Blumenblätter mit ganz kurzen Nägeln, und viele, ganz kurze Staubfäden. Der Fruchtkeim träget, ohne Griffel, einen köpfigen, fünfeckigen gestralten Staubweg. Die kugelförmige Beere ist mit dem Staubwege bedecket, und enthält in fünf Fächern viele kleine Saamen. Herr von Linné führt nur eine Art an. Man nennt diese

Die weiße Muntingie, Muntingia Calabura Linn. Dieser baumartige Strauch wächset in Jamaika und Domingo, und blühet daselbst im August und September. Die Höhe ist ohngefähr zwölf Fuß, und der Stamm theilet sich durchaus in lange wollichte Aeste, welche wechselsweise wieder gabelförmig abgetheilet werden. Die kurzgestielten Blätter stehen wechselsweise, aber dicht bey einander, sind länglicht zugespitzt, sägartig eingekerbt, wollicht, klebricht, und auf der einen Seite hinterwärts kürzer. Aus dem Blätterwinkel treiben gemeiniglich zween haarichte Blüthstiele; jeder träget nur eine Blume, welche anfangs rückwärts gebogen ist, sich aber nach und nach, und endlich, wenn die weißen Blumenblätter sich geöffnet, vorwärts bieget. Die Beere schielet aus dem gelben ins rosenfärbige, und die Scheidewände sind so zart, daß man die Frucht leicht für einfächericht halten könnte, deswegen selbige vielleicht auch in der Murrayischen Ausgabe des Linnäischen Pflanzenreichs nur als einfächericht angegeben worden. Sollte dergleichen in hiesigen Gärten vorkommen, würde man die jungen Bäumchen auf Lohbeeten oder Lohglashäuser unterhalten, und sorgfältig warten, auch nur nach und nach den Sommmer über an die freye Luft gewöhnen müssen.

Herr Miller erwähnt noch eine andere Art, welche auch in Jamaika wachsen soll, von Herrn Jaquin aber nicht angemerket wird. Dieser, ohngefähr vierzehn Schuhe hohe, und in viele Aeste verbreitete Baum träget rauh anzufühlende Blätter, und kleine pomeranzengelbe Früchte, deren viele dichte bey einander stehen.

Muraal.

Muraena, s. Meeraal, in unserm Artikel, Aal, Th. I. S. 16.

Murchenkraut.

S. Flöhkraut.

Muriciten.

Muricites, sind eine Art von versteinerten gewundenen Schnecken, welche bäuchicht sind, eine längliche Oeffnung haben, und nächst derselben mit Streifen, Zacken und Knoten besetzet sind. Wallerius. Mineral. S. 475.

Murkstein.

Saxi compositi species, ist ein zusammengesetzter Felstein, welcher aus Glimmer, Quarz und Granaten besteht. Cronstedt, welcher dieser Felssteinart, Mineral. S. 237. besonders gedenket, meldet von selbigem, daß er in Schweden zu Mühlsteinen gebrauchet werde, und die aus selbigem bereiteten Mühlsteine sich selbst hacken oder scharf machen sollen, wenn nur das erstemal Sand durchgelassen worden, als welcher die Erden der Glimmertheile abnutzen solle, so, daß alsdenn die Granattheile erhöht hervorragen, die hernach zum Mahlen des Getraides dienen.

Murmelbrachsem.

Sparus Mormyrus, Linn. gen. 165. sp. 24. Synagris, 16. des Kleins, ein Meerbraßem. s. diesen unsern Artikel, Th. V. S. 481.

Murmelfische.

Murmelfische nennet Müller das 187ste Thiergeschlecht des Ritters von Linné, Mormyrus, seiner vierten Classe vierte Ordnung, derjenigen Abdominalium, Bauchflosser, deren Kiemenöffnung in einer langen Ritze ohne Kiemendeckel besteht; s. unsern Artikel, Fisch, Th. III. S. 74. Da der Ritter die 24ste Gattung seines 165sten Geschlechts, Sparus Mormyrus, Müllers Murmelbrachsem seiner Meerbrachseme, genennet, und dieser Mormyrus bey dem Klein ebenfalls ein Meerbraßem, Synagris, 16. ist; so haben wir den Grund dieser Benennung in unserm Artikel, Meerbraßem, Th. V. S. 481. bereits angezeiget. Müller hat daher auch dieses Geschlecht Murmelfische zu nennen beliebet, zumal sie auch in Holland Mormeluaria heißen. Nach dem Catesby werden sie in den bahamischen Inseln Bonefishes genennet; davon unser Artikel, Meerbraßem, Synagris, 15. des Kleins, Th. V. S. 480. nachzusehen. Nach den angenommenen Geschlechtskennzeichen, haben diese Fische einen glatten Kopf, geränderte Zähne in großer Anzahl, Kiemen mit einer länglichten Oeffnung ohne Deckel,

Dickel, eine einstrahlichte Kiemenhaut, und einen schuppichten Körper. Es kommen zur Zeit nur zwo Arten in Betrachtung:

1ster Mormyrus Cyprinoides, der Karpfenmurmel. Die karpfenartige Gestalt rechtfertiget die deutsche Benennung. Er hat einen gabelförmigen Schwanz mit scharfen Spitzen. In der Rückenflosse befinden sich 27, in der Brustflosse 9, in der Bauchflosse 6, in der Afterflosse 32, und in der Schwanzflosse 19 Finnen. Man fängt ihn im Nilstrome. s. Linn. Mus. Ael. Frid. 109.

2ter Mormyrus Arguilloides, cauda bifida obtusa; Mus. Ael. Fr. 110. Mormyrus Caschiue, Hasselqu. it. 398. die Aalmurmel. Da dieser Fisch eine Spanne lang, und nur einen Zoll dicke ist, so kömmt eine aalförmige Gestalt heraus, weßhalben er Aalmurmel von Müllern genannt worden; nicht zu geschweigen, daß der bläulichtgrüne Rücken, und der helle fleischfärbige Bauch auch etwas zu dieser Vergleichung helfen. Die Araber nennen ihn, nach dem Haßelquist, Caschiue. Der Kopf ist gleichsam wie vergoldet; der Körper an den Seiten gedrücket und etwas breit; der Rücken scharf, wie der hintere Theil des Aals; der Kopf fällt jähe und endiget sich in ein kleines röhrenförmiges Maul, und beyde Kiefer sind mit kleinen Zähnchen besetzet. Die Rückenflosse läuft über den ganzen Rücken hin, und hat, nach dem Ritter und Haßelquist, zwanzig bis sieben und zwanzig, die Brustflosse neun bis zehen, die Bauchflosse sechs, in der Afterflosse neunzehen bis ein und vierzig, und in der Schwanzflosse neunzehen bis vier und zwanzig Finnen. Müller merket zwar an, daß sich in der Rückenflosse, nach dem Haßelquist, achtzig Finnen finden ließen; aber es stehen in der zehnten und zwölften Ausgabe des Linnäischen Natursystems nur zwanzig Finnen, in Ziffern; und da wäre es nicht unmöglich, daß aus 20 80. gemachet worden. Er hält sich auch im Nilstrome auf.

Murmelthier.

S. Siebenschläfer.

Murraya.

Murraya oder Murräa Beyde Namen bedeuten ein Pflanzengeschlecht, welches Herr von Linné seinem Landesmanne, jetzigen berühmten Lehrer bey der Universität Göttingen, Joh. Andr. Murray, zum Andenken gewidmet, und welches dessen vielfache Verdienste um die Kräuterkunde billig erfoderten. In der Mantisse hat Herr v. Linné Murraea gewählet; in der Ausgabe des Pflanzenreiches aber, welche Herr Murray besorget, ist dafür Murraya ge-

ſetzet worden. Der kleine einblätterichte Kelch iſt fünffach eingekerbet; in der Mantiſſe werden fünf lanzetförmige Blumenblätter, in der Murrayiſchen Ausgabe aber, ein glockenförmiges Blumenblatt angegeben. Die Zahl der Staubfäden iſt zehne. Den Fruchtkeim umgiebt ein Honigbehältniß; der Griffel trägt einen warzichten Staubweg. Die Frucht iſt eine einſaamige Beere.

Muſcate.

Muſcatenblüthe, und Muß, Macis, Nux Moſchata, Myriſtica. Da die eigentliche Blüthe, welche vor der Frucht vorhergehet, noch nicht nach allen Theilen bekannt iſt, hat man auch das Geſchlecht noch nicht gehörig beſtimmen und ordnen können. Diejenige Beſchreibung, welche Rumph von dieſem Baume, deſſen Frucht und allen dahin gehörigen Umſtänden gegeben, iſt noch bis jetzo die vollkommenſte; daher wir daraus das merkwürdigſte entlehnen. Der Muſcatenbaum iſt faſt durch das ganze molukkiſche Gebiete verbreitet; das eigentliche Vaterland aber iſt die Provinz Banda, und in dieſer die Inſeln Neyra, Contoir und Pulo-ay. Es werden nicht allein die Nüſſe der Größe und Geſtalt nach unterſchieden, und die olivenförmigen das Weiblein, die etwas größern und mehr walzenförmigen das Männlein genennet, ſondern Rumph beſchreibet auch zweyerley Bäume. Das, obgleich unrecht, ſogenannte Weibchen iſt an Geſtalt und Größe einem Birnbaum gleich, ſchießt mit einem geraden Stamme in die Höhe, und treibt wenige dicke Aeſte; dieſe theilen ſich in viele dünne lange Zweige, welche durch die Schwere der Früchte ſich unterwärts biegen. Die Rinde iſt glatt, dunkelgrau, mit grün vermiſchet, und inwendig roth. Die Blätter gleichen auch dem Laube des Birnbaums, doch ſind ſie etwas länger, ſpitziger, am Rande völlig ganz, glatt, oberwärts dunkelgrün und unterwärts aſchgrau. Sie ſtehen meiſtentheils einander gegenüber. Wenn der Baum beſchädiget wird, läuft ein röthlichter klebrichter Saft heraus, welcher, nach dem Eintrocknen hochroth wird. Die Blüthen kommen einzeln nach und nach hervor. Der gemeinſchaftliche Stiel kömmt aus dem Blätterwinkel, und theilet ſich in zween oder drey kleinere, meiſtentheils unterwärts gebogene, deren jeder eine Blume trägt. Der Kelch iſt glockenförmig, oberwärts aber enger zuſammengezogen, und in drey, andere ſchreiben vier, ſpitzige Einſchnitte getheilet. Die Blumen haben keinen Geruch. In dem neunten Monathe nach der Blüthe wird die Frucht reif; es

es wird aber dieſe dreymal im Jahre gepflücket, weil ſie nicht alle auf einem Baume zu gleicher Zeit reifen. Es erlanget ſolche die Größe und Geſtalt einer Pfirſiche, unten aber iſt ſie zugeſpitzet wie eine Birne, und der Länge nach, wie die Pfirſiche, durch eine Vertiefung abgetheilet. Die äußerliche Schale iſt glatt, und bey völliger Reife blaßgelb. Sie ſpringt der Länge nach an dem vertieften Orte auf, und läßt den Kern ausfallen. Es hat dieſe ein mehr hartes als weiches Fleiſch, ſchmecket herbe, und hat keinen ſonderlichen Nutzen. In dieſer Schale liegt die eigentliche Nuß, welche noch von zwo andern Schalen umgeben iſt. Die äuſſerliche ſtellet ein karmeſinrothes, aus breitern und ſchmälern Riemen zuſammen geſetztes Gewebe, oder Netz vor, durch welches man hin und wieder die darunter liegende ſchwarze Schale wahrnehmen kann. Es liegt aber ſelbiges ſo feſt und dichte auf derſelben, daß davon auf der ſchwarzen Schalen Eindrücke erſcheinen. Dieſes iſt die fälſchlich ſogenannte Muſcatenblüthe oder Blume. Die darunterliegende ſchwarze Schale iſt ſo dicke, als bey einer Haſelnuß, aber nicht ſo hart, ſondern leicht zerbrechlich, und dieſe bedecket unmittelbar den Kern oder die Muſcatennuß. Der Kern hängt mit der ſchwarzen Schale nicht zuſammen, und die getrockneten klappern in der Schale, wenn man ſie ſchüttelt. Die Nuß iſt am untern Ende etwas platt, und im Umfange etwas runzlicht. Das Weiblein trägt mehr runde Nüſſe, und dieſen hält man für den rechten Muſcatenbaum. Das Männlein trägt länglichtrunde, größere, aber wenigere Früchte, und hat einen kürzern Stamm und kürzere Blätter. Zuweilen findet man auch in einer Frucht zwo Nüſſe, jede mit einer doppelten Schale umgeben, und von Geſtalt halbrund. Man nennet dergleichen Zwillingsnüſſe, oder Pala-bacamba. Eine andere Abänderung heißen Diebesnüſſe, Pala Pentſioeri. Dieſe haben gar keine harte Schale, oder nur ein Stück davon, und die Blüthe lieget unmittelbar auf der Nuß. Dieſe iſt auch ſchief und höckericht. Noch eine andere Art wird Pala Radja, oder Blumennüſſe genennet. Bey dieſen iſt der Kern ganz klein, zuweilen nicht größer als ein Pfefferkorn, hingegen dicke und mit Blüthe umhüllet. Das Gegentheil findet man bey derjenigen Sorte, welche Pala Domine genennet worden. Der Kern iſt nur bis zur Hälfte von der Blüthe bedecket, und ſtellet gleichſam ein Schäferhütchen vor. Bey derjenigen, welche Pala Hollanda, oder Pa-

la Puti heißet, iſt die Blüthe anfangs weißlich, und erhält noch bey dem Trocknen eine gelbe Farbe. Man findet auch bleichgelbe und roth geſprenkelte Blüthen.

Das ganze Jahr hindurch findet man Früchte auf dem Baume. Einige fangen erſt an zu wachſen, andere ſind halb erwachſen, und andere haben ihre vollkommene Reife erlanget. Es werden daher auch jährlich drey Sammlungen angeſtellet. Die erſte geſchieht in den Regenmonathen zu Ende des Juli oder im Auguſt; die Bäume hangen alsdenn voller reifen Früchte, aber ihre Blüthe iſt viel dünner, als bey der kleinen Sammlung im Novemöber, welche gleichſam eine Nachleſe der vorhergehenden iſt. Die dritte fällt in den März oder zu Anfange des Aprils; dieſe giebt die beſten Nüſſe, und die dickſte Muſcatenblume. Die Einſammlung wird folgendermaaßen veranſtaltet. Wenn die Früchte reif ſind, das iſt, wenn die äußerliche Schale eine hellrothe Farbe annimmt, und hin und wieder zu berſten anfängt, ſteigen die Einwohner auf die Bäume, brechen mit langen Hacken die Früchte ab, und laſſen ſolche unter den Baum in das Gras fallen. Die abgefallenen Früchte werden ſofort von den Sclaven mit einem Meſſer aufgemachet, und die äußerſte Schale davon abgeſondert; dieſe bleibt in den Wäldern liegen und verfaulet. Die reingemachten Nüſſe werden nach Hauſe getragen, und hierauf alsbald die Blüthe mit einem Meſſer behutſam abgenommen, damit ſie, ſoviel möglich, ganz erhalten werde. Die Sclaven ſind zu dieſer Arbeit ſo abgerichtet, daß ſie ihnen ſehr ſchnell von Händen geht. Dieſe blutrothe Blume wird alsdenn etliche Tage an der Sonne, auf beſonders darzu erbauten viereckichten Stellen, getrocknet, wobey ſich ihre karmeſinrothe Farbe ins dunkelrothe verwandelt; worauf ſie in Säcke eingepacket wird, und darinnen eine hochgelbe oder pomeranzengleiche Farbe erhält. Die Nüſſe, welche noch in der ſchwarzen Schale liegen, werden einige Tage in die Sonne geleget und des Abends wieder in die Häuſer getragen, oder alsbald auf Horden geleget und darunter ein ſchmauchendes Feuer gemachet. Wenn ſie ohngefähr vier Wochen in dem Rauche gelegen, ſchlägt man ſelbige mit dicken Stecken, oder röllet einen ſchweren Stein darüber, damit die Schale zerſpringe, und die Nuß herausgehe. Die Nüſſe werden hierauf in drey Haufen geſammlet. Der erſte Haufen beſteht aus den gröſten und ſchönſten, die nach Europa geführet werden. Die mittlere Sorte auf dem andern Haufen bleibt meiſtens in Indien; auf

auf den dritten Haufen werden die von den Holländern sogenannten Rompen geworfen, welche klein, höckericht, schief und runzlicht, aber doch hart, fett und dauerhaft sind. Diese werden meistentheils gebrauchet, ein Oel daraus zu schlagen, und selten oder gar nicht in fremde Orte verführet. Die gesäuberten Nüsse verderben leicht und geschwinde, wenn sie nicht gekalkt werden. Das Kalken geschieht folgender Gestalt. Man machet aus fein gesiebten Kalke ein dickes Kalkwasser, tauchet die Nüsse in kleinen Körbchen zwey- oder dreymal ein, schüttelt sie wohl um, und schüttet sie alsdenn in den Packhäusern auf große Haufen. Der anklebende Kalk bewahret die Nüsse vor der Fäulniß, ohne sie zu beschädigen. Wenn sie hernach auf die Schiffe gebracht werden, fällt der meiste Kalk wieder davon ab.

Auch die getrockneten Muscatenblumen müssen nicht lange liegen, sondern werden in große, aus Stroh oder Rottang geflochtene Säcke geschüttet und mit Seewasser besprenget, damit sie ihre Fettigkeit länger behalten, und nicht so leicht in Stücken brechen; sie werden hierauf mit den Füßen fest eingetreten, und die Säcke zugenähet. Ein solcher Sack wiegt gemeiniglich hundert ein und sechzig holländische Pfund.

Ehedem glaubte man, die Muscatennüsse könnten nicht durch Menschenhände fortgepflanzt werden, sondern allein durch eine Art wilder blauer Tauben, welche in Amboina Nußfresser genannt werden. Diese Tauben hacken die Nüsse mit dem Schnabel aus ihrer äußern Schale heraus, und verschlingen sie ganz, wovon sie aber nur die Blüthe verdauen, und die ganze Nuß mit der harten Schale wieder von sich geben. Wenn diese unter das Gesträuche fallen, treiben junge Bäumchen hervor. Die von Menschen ausgestreueten reifen Nüsse werden leicht in der Erde wurmstichig und verderben. Wenn man aber halbreife, an welchen die Blüthe noch nicht recht roth ist, in die Erde unter das Gebüsche leget, keimen sie gut. Diese jungen Bäume tragen schon im fünften oder sechsten Jahre Nüsse. Es wollen selbige aber nicht zu viel Sonne haben, und es ist gut, wenn unter ihnen andere Pflanzen, auch darneben andere Bäume stehen. Die Plantagen von den Muscatenbäumen haben bisher allein den Holländern zugehöret, und ihr Anbau unter anderer Herrschaft ist sorgfältig verhindert worden. Man zweifelte auch, ob dieses jemals geschehen könne. Es hat aber in den Jahren 1770 und 72. ein Herr Poivre diesen Schatz den Holländern zu entreißen gesucht,

und ſowohl von den Muſcaten- als Gewürznelkenbäumen aus den Molucciſchen Inſeln Saamen und Pflanzen auf die Isle de France, die Inſel Bourbon, und die Inſeln Seichelles gebracht und Pflanzungen angeleget, welche auch gut angeſchlagen ſeyn ſollen. Die Nachricht davon findet ſich in den Schriften der Pariſer Akademie vom Jahre 1772. Der Fortgang wird lehren, ob die Holländer dabey großen Schaden leiden werden, und ob auf dieſen franzöſiſchen Inſeln auch die Früchte zur gehörigen Vollkommenheit gelangen möchten. Rumph meldet: je weiter dieſer Baum außer dem Gebiethe von Banda wächſt, je ähnlicher wird er dem wilden, und je ſchlechter ſeine Nüſſe.

Die Muſcatennüſſe und Blumen werden von den Europäern, inſonderheit den Deutſchen, häufiger, auch mit mehrern Nutzen gebrauchet, als von den Indianern. Der Gebrauch iſt dieſen öfters ſchädlich. Beyſpiele hiervon kann man beym Rumph nachleſen. Beym Gebrauche der Nüſſe darf man nicht auf ihre Größe und Geſtalt acht haben. Man findet zuweilen eine große längliche Art, welche von den äußerſten Spitzen der Bäume kommen ſoll, vier- bis fünfmal ſchwerer, als die andern wiegen, und Mutternüſſe genannt werden. Es ſind dieſe aber nicht kräftiger. Wenn ſie gut ſind, ſind ſie hart, feſte, ſchwer und fett, ſonderlich wenn man ſie mit einer glühenden Nadel durchſticht, äußerlich runzlicht, eiſengrau, innerlich blaßgelblicht und braun geadert, und wenn man ſie zerſtößt, einen ölichten Saft geben. Die ſo genannte Blüthe ſoll einen ſtärkern, aber feinen, angenehmen Geruch und ſchärfern gewürzhaften Geſchmack haben, fett und rothgelb ſeyn. Es hat dieſes Gewürze, welches den ältern griechiſchen Aerzten ganz unbekannt geweſen und zuerſt vom Avicenna angeführet worden, wenn es an Speiſen mäßig, und in der Arzneykunſt gehörig gebrauchet wird, ſeinen großen Nutzen. Es beſitzt reizende, erhitzende, zertheilende, auch anhaltende Kräfte. In den Verdauungswerkzeugen ſind ſolche am deutlichſten wahrzunehmen. Es wird der ſchwache, und wie man zu reden pfleget, kalte Magen davon erwärmet, die Verdauung befördert, das Erbrechen und der Durchfall geſtillet; es dienet wider die Blähungen, Colik und Mutterbeſchwerungen. Es ſoll auch den Schlaf befördern; doch iſt dieſes nur von dem allzuhäufigen Gebrauche zu befürchten, ſonſt werden die Nerven dadurch vielmehr gereizet und der Körper erhält dadurch mehr Kräfte und Munterkeit. Die Nüſſe beſitzen wegen des mehrern fetten Beſtandweſens eine mehr gemäßigte Wirkung als die

die Blumen; doch ſind beyde weniger hitzig, als Nelken und Zimet, und daher nützlicher zu gebrauchen.

Man gebrauchet die Nüſſe auf verſchiedene Art und bereitet auch daraus ein Oel. Die grünen Muſcatennüſſe werden in Indien mit Zucker eingemachet und nach Europa verführet; es werden ſolche bey Gaſtmahlen zum Confect aufgeſetzet und für eine vortreffliche Magenſtärkung gehalten. Aus den ſchlechten Nüſſen oder Rompen wird in Indien das Oel gepreſſet. Die Nüſſe werden dazu geröſtet, hernach geſtampfet, wieder warm gemachet, in Säcke geſchüttet, dieſe zwiſchen zwey Bretter geleget und mit Schrauben zuſammen gepreſſet. Durch dieſes Preſſen geben die Nüſſe ein dickes Oel von ſich, wie geſchmolzene Butter, welches man in viereckichte Formen laufen läßt; darinnen geliefert es alsbald, wird ſo dicke, wie Unſchlitt, und ſieht an Farbe wie friſche Butter, auch wohl noch etwas weißer aus. Dieſe Kuchen werden an die Compagnie geliefert und durch Indien nach Europa verführet. Auf gleiche Weiſe wird aus der geſtoßenen und warm gemachten Muſcatenblume ein Oel gepreſſet, welches aber blutroth iſt, und allezeit weich bleibt. Es iſt am Geſchmacke fett und bitterlich, wie die Muſcatenblume, doch ohne merkliche Hitze. Man erhält ohngefähr aus ſiebenzehn Pfund holländiſch eine Kanne Oel. Mithin iſt dieſes viel koſtbarer, als das Oel aus den Nüſſen, und bey uns wird auch nur dieſes gebrauchet. Man kann auch aus den Nüſſen ein weſentliches Oel mit Hülfe des Waſſers ausziehen; da aber dergleichen häufiger aus der Blüthe erlanget werden kann, ſo iſt dieſes mehr im Gebrauche. Wenn man durch die Nüſſe anhalten, und ſonderlich den Durchfall ſtillen will, pfleget man ſolche zu röſten. Selten gebrauchet man dieſe oder die Blüthe allein. Es kommen ſolche zu vielen zuſammengeſetzten, in den Apotheken gebräuchlichen Mitteln. Das weſentliche Oel wird ſowohl äußerlich als innerlich gebrauchet. Doch erwählet man zum innerlichen lieber das weſentliche, zum äußerlichen das gepreßte Oel. Man beſtreicht mit dieſem, welches man Muſcatenbalſam zu nennen pfleget, die äußerlichen Theile bey Lähmungen, auch den Unterleib um die Schwäche der Eingeweide zu verbeſſern und die Blähungen auszutreiben, ingleichen die Frucht in Mutterleibe zu ſtärken und die unzeitige Geburt abzuwenden. Nach Rajus Vorgeben ſoll ſolches das Wachsthum der Brüſte bey den Mägdchen befördern, wenn ſie damit eingeſalbet werden. Bekannter iſt es bey uns auf die Warze bey ſchwangern Weibern eine ausgehohlte

gehohlte Muſcatennuß zu legen, um dieſe zu verlängern und zum künftigen Stillen vorzubereiten. Man nimmt dieſes Muſcatennußöl zu allerley Schlag- Haupt- und Mutterbalſamen und nennt es daher auch Corpus pro Balſamo, indem die andern Oele nur damit vermiſchet werden.

Gaubius hat mit der Muſcatennuß und dem Oele derſelben viele Verſuche angeſtellet. Es iſt bekannt, daß man ganzen Nelken und Zimmet alle gewürzhafte Kraft durch das Abziehen mit Waſſer benehmen kann, und dadurch viel Betrug geſchieht. Die ganzen Muſcatennüſſe ſind dergleichen Verfälſchung nicht unterworfen. Es geht wohl ein gewürzhaftes Waſſer über, aber nichts vom Oele. Grob geſtoßene Nüſſe hingegen geben ein milchicht Waſſer, das ſehr gewürzhaft und viel dünnes, anfangs ungefärbtes, hernach gelblichtes Oel enthält, welches leichter als Waſſer war. Bey der wiederholten Deſtillation wurde noch etwas von dergleichen Oele und zugleich eine geronnene öhlichte Materie abgeſondert. Dieſe war zwar etwas durchſichtig, doch weich anzufühlen, ſchmierig, nicht brüchig, ſchmolz zwiſchen den Fingern bald in ein Oel, hatte keinen Camphergeruch, war aber ſehr gewürzhaft, löſete ſich nicht im Waſſer, deſto leichter aber im Weingeiſte auf, und wurde vom zugegoſſenen Waſſer milchicht trübe. Hr. Gaubius nennt dieſes eine flüchtige Butter der Muſcatennuß, und wundert ſich, daß Hoffmann dieſelbe nicht bemerket und Boerhaave nicht gewußt, daß das deſtillirte Oel der Muſcatennuß gerinne. Das ausgepreßte Muſcatennußöl oder Butter gab, mit Waſſer deſtillirt, ein weißes, gewürzhaftes Waſſer, auf welchem etwas weſentliches feines Oel und ein wenig von der flüchtigen Butter ſchwamm. Im Keſſel blieb eine Feuchtigkeit, welche nach dem Erkalten auf der Oberfläche eine geronnene Fetthaut gab, die ohne Geruch und Geſchmack war. Das Schmackhafte und Riechbare, was die Butter beſitzt, rühret alſo von der Materie her, welche bey der Wärme des kochenden Waſſers flüchtig iſt; und wenn dieſe zerſtreuet, bleibt bloß ein fettes Weſen übrig. Das nämliche zeiget ſich, wenn man dieſe Butter öfters mit Weingeiſt auswäſcht, da man denn eine weiße Materie, ohne Geruch, erhält. Daher geſchieht es auch, daß der in den Apotheken aufbehaltene Muſcatenbalſam öfters unkräftig iſt, wenn ſolcher alt und des flüchtigen Theils größtentheils beraubet worden.

Vor einigen Jahren erhielten wir aus Leipzig eine Frucht unter dem Namen

Muſcatenbohne. Unſer Freund meldete zugleich, wie ihm dergleichen ſchon längſt, als er in Liſſabon ſich aufgehalten, bekannt geworden, auch erfahren, wie ſolche in der Haushaltung ſtatt der Muſcatennuß, ingleichen in der Arzneykunſt ſonderlich wider die Colik gebrauchet werden könnte; weil aber das Pfund fünf bis ſieben Thaler koſtete, nicht in Gebrauch gekommen. Jetzo, zu Anfange des Jahres 1775, habe er bey dem oſtindiſchen Hauſe wieder darnach fragen laſſen, und weil der Preis ohngefähr auf einen Thaler geſetzet worden, einen Centner davon kommen laſſen, auch davon guten Abgang gehabt. Ein Arzt, welchem er dergleichen zur Probe überſandt, hat damit Verſuche angeſtellet, und wirklich befunden, daß ſelbige bey Colikſchmerzen ungemeine Dienſte und Hülfe geleiſtet, und bey verſchiedenen zugleich die Oeffnung des Leibes befördert habe. Wir haben dergleichen Bohnen den hieſigen Kaufleuten gezeiget; ſie waren aber ganz unbekannt. Wir haben darüber von andern Nachrichten eingezogen, aber nichts weiter erfahren können, als daß man in Holland ſelbige Faba Buccarea zu nennen pflegte. Es ſind dieſe Bohnen ohngefähr zween Zoll lang und einen Zoll dicke, auf der einen Seite erhaben und rundlich, auf der andern platt, zuweilen etwas der Länge nach vertieft, ſo daß es ſcheint, als ob zwo dergleichen Bohnen an einander in einer Frucht gelegen hätten; doch haben wir unter vielen nicht zwo finden können, welche auf einander gepaſſet hätten. Auf dieſer Seite kann man gemeiniglich und ohngefähr in der Mitte einen kleinen etwas vertieften Punct bemerken, welches der Ort zu ſeyn ſcheint, wo der Keim ausbrechen ſoll. Sie ſind glatt und dunkelbraun, riechen ſtark und völlig wie die Muſcatennuß; wenn man ſie aber zerſchneidet oder reibet, iſt der Geruch mehr dem Saſſafrasholze ähnlich. Sie ſcheinen ſehr harte zu ſeyn, laſſen ſich aber leicht ſchneiden und ſtoßen. Daß dieſes neue Gewürze bald bekannter und der Gebrauch allgemeiner gemachet werden dürfte, iſt wohl nicht zu zweifeln; doch werden deswegen die Muſcatennüſſe und Blumen nicht aus der Mode kommen, da ſich leicht ein merklicher Unterſchied zwiſchen beyden bemerken läßt. Die Muſcatenbohne iſt ſehr wahrſcheinlich eben diejenige, welche in den Schwediſchen Abhandlungen unter dem Namen Pecherin angeführet worden. Man vergleiche die Beſchreibung von beyden mit einander.

Muſcatenblüthe. Herr Müller beleget auch mit dieſem Namen diejenige Bienmuſchel, welche

welche beym Hrn. v. Linné Chama Lazarus heißt. Beyde Benennungen passen auf die Beschaffenheit der Schalen. Es sind solche mit vielen pomeranzenfarbigen oder safrangelben, übereinander liegenden Schiefern oder Blättern besetzt, so wie die untere Schale der Lazarusklappen weiße Schiefern führet. Die Beschaffenheit des Schlosses aber trennet diese Art von den Lazarusklappen. Die Holländer nennen solche Foelie-Bladeren, auch Rotz- oder Felsendoublet. Die eine Angel ist schief und fast spiral gedrehet. Es giebt auch schön rosenfarbige. Sie kommen aus Westindien.

Muscatennüsse nennen die Holländer und mit diesen Hr. Müller ein eckiges Kinkhorn von brauner Farbe, und Größe einer dergleichen Nuß. Es ist solches Buccinum Bezoar Linn. und das Hauptkennzeichen soll seyn, daß die Schale etwas rund, runzelicht, an den Gewinden vorwärts mit Fläschen, und an der Spindel mit einer durchlaufenden Oefnung versehen ist. Hr. Müller erinnert, wie der Unterschied zwischen dieser Schnecke und den Vasen, welche gemeiniglich den Namen zackige Bastardbettziche führen, ingleichen den stachlichten Sturmhauben nicht genugsam bestimmt sey. Das Vaterland ist in beyden Indien.

Auch eine Maulbeerschnecke, oder Pimpelchen, hat den Namen Muscatennuß erhalten.

Muscatellerkraut.

S. Scharley.

Muscatenblume.

S. Nachtviole.

Muscatenholz.

S. Letterholz.

Muschel.

Hierunter versteht man entweder ein blutloses, weiches, und mit keinen sichtbaren Gelenken versehenes, wurmartiges Thier, oder das hartschalige Gehäuse, in welchem dieses wohnet, und damit durch einen oder mehr Muskeln verbunden ist. Die Verschiedenheit dieser Gehäuse oder Schalen ist unter dem Worte Conchylien angemerket, auch von den Deckeln, welche bey den einschaaligen sich öfters zeigen, unter Deckelschnecke gehandelt, und bey der Erdschnecke ohne Haus sind die merkwürdigsten Theile des Thieres angemerket worden. Ob nun gleich die Einwohner der einschaligen Gehäuse mit dieser Erdschnecke größtentheils übereinkommen, so müssen wir doch auch besonders von denjenigen handeln, welche in den zweyschaligen, oder den eigentlich so genannten Muscheln, wohnen. Ueberdies haben wir

bis

bis hieher zwar mancherley Arten von Schnecken und Muscheln unter ihren gebräuchlichen, und vornehmlich von Hrn. Müllern angenommenen, Namen angeführet, von Beschaffenheit der Gehäuse aber, von verschiedenen Theilen, welche man daran zu unterscheiden pfleget, von derselben Ursprunge und Wachsthume, und andern dahin einschlagenden Umständen wenig, oder nichts erwähnet; daher wir dieses alles hier zugleich beybringen wollen, und auch füglich können, indem man im Deutschen unter dem Worte Muscheln nicht allein, wie es seyn sollte, die zweyschaligen, sondern auch die einschaligen, oder Schnecken, ja alle Conchylien, zu begreifen pfleget. Von dem Einwohner, oder dem Thiere, wollen wir zuerst, und hierauf von dem Gehäuse oder der Schale handeln. Wegen des ersten kann man auch die Erdschnecke ohne Haus nachlesen, indem wir vieles, was daselbst angemerket worden, übergehen, und vorzüglich nur diejenigen Umstände bemerken werden, welche bey andern auf eine unterschiedene Art vorkommen.

Der Leib, oder vielmehr das ganze Thier, welches mit einer drüsen- oder warzenartigen Haut überzogen ist, richtet sich in der äußerlichen Gestalt und Größe nach dem Gehäuse, worinnen solches verwahret wird. Es ist weicher oder härter, und an Farbe sehr verschieden, gelb, aschgrau, weiß, blaßroth, auch schwärzlich. Nur die eigentlichen Schnecken haben einen Kopf; doch kann man an den Muscheln eine kleine Erhöhung unter dem Munde füglich dafür annehmen. Der Kopf der Schnecken ist eine kleine runde, weiche oder knorplichte Erhöhung an dem vordersten und obersten Theile ihres Körpers, die bey einigen wie ein halber Mond, bey andern walzenförmig gebildet, bey nahe so dick als der Rücken, und bey einigen dicht mit der Schale vereiniget ist. Bey einigen zeiget solcher seitwärts einen Ring, bey andern ist er an dem äußersten Ende ein wenig ausgeschweift, und bey den meisten fast so lang als breit. Die gewundenen Schnecken können ihn durch Hülfe einiger Muskeln ganz ins Fleisch, oder in den Leib zurückziehen; andere aber können ihn nur verkürzen. Die Seeschnecken kehren selbigen unterwärts und die Gewinde in die Höhe. Swammerdam will in demselben ein Gehirn bemerket haben, welches in zween Theile abgetheilet ist.

An dem Kopfe stehen die Fühlhörner, dergleichen aber nur die eigentlichen Schnecken, und auch von diesen nicht alle, haben. Ihre Gestalt und Anzahl ist verschieden. Bey einigen sind sie pyramiden- bey andern walzenförmig,

bey

bey einigen kürzer als der Kopf, bey andern wohl zweymal länger, bey einigen mit einem kleinen Knopfe versehen, bey andern mit kleinen weißen Buckeln besetzt, und noch bey andern mit einer oder mehrern Furchen durchzogen, und noch bey andern von einem Ende bis zum andern mit unzählbaren zarten Fäden bedecket. Einige haben zwey, andere vier Fühlhörner. Reaumur will auch drey gesehen haben, welches wohl ganz irrig ist. Die Beschaffenheit derselben ist bey den übrigen Schnecken von den Erdschnecken unterschieden. Bey jenen bestehen sie aus einigen länglichten Fasern, die von einigen ringförmigen Muskeln durchschnitten werden, wodurch sie das Thier verlängern und verkürzen, vielmals aber ganz in sich selbst zurückziehen kann.

An dem äußersten Ende des Kopfes befindet sich der Mund, welcher bey den Schnecken klein, bey den Muscheln aber größer ist, und an dem niedrigsten Theile ihrer Schalen dichte bey dem Gelenke wahrgenommen wird. Er gleicht einer kleinen Furche, die bey einigen so lang als der Kopf ist, bey andern halb in die Länge hinauf, und halb in die Quere geht. Den obersten und untersten Saum des Mundes kann man die Lippen nennen, die an den Schnecken sehr klein sind. In dem Munde der Muscheln bemerket man vier Arten von Lefzen, die aus sehr dünnen fleischichten Blättern bestehen, und eine Oeffnung umgeben, die sich durch einen kurzen Magenschlund in den Magen selbst endiget. Diese bewegen sich, wenn die Schalen sich aufthun, und nöthigen gleichsam das Wasser, in diese Oeffnung einzudringen.

In dem Munde der Schnecken, welche sich von Kräutern nähren, findet man Kinnbacken und Zähne; bey den fleischfressenden Schnecken und allen Muscheln fehlen beyde; doch haben die letzte Art Schnecken und einige Muscheln an deren Stelle einen Saugrüssel. Der obere Kinnbacken ist ein dunkelbrauner Knorpel, und gleichet in einigen einem Hufeisen, in andern einem dreyeckigen oder kegelartigen Beinlein, dessen Spitze unterwärts steht. Dieser scheint unbeweglich zu seyn. Der untere Kinnbacke ist eine knorplichte Haut, die den untern Gaumen des Mundes bedecket, und einer doppelten Bewegung fähig ist. Durch eine Bewegung wird sie in Gestalt einer Kugel vorwärts nach dem Rande des Mundes zu aufgeblasen, durch die andere aber zurückgezogen und in Falten geleget. In dem aufgeblasenen Zustande sieht man in der Mitte eine kleine Furche, und in der Mitte dieser eine kleine Oeffnung, die unmittelbar auf den Magenschlund stößt, und die Nahrung in den Magen durch-

durchläßt. In beyden Kinnbacken stehen viele unter sich verwachsene Zähne. Dichte am Eingange des Magenschlundes ist die kegelförmige, weiße, vorwärts schwarze Zunge befindlich. Wenn dergleichen Schnecke frißt, streckt sie den untersten Kinnbacken in Gestalt einer Kugel hervor, erweitert die daselbst befindliche Furche, brauchet solche als eine Schale, zieht ein Theil des Blattes an sich, schließt sich, quetscht es gegen den obern Kinnbacken, zerknirscht es mit einigem Geräusche, und verschluckt das fein zermalmte Stückgen durch die Oeffnung des untern Kinnbackens.

Der Saugrüssel oder Schlurf, Probiscis, welchen statt der Kinnbacken die fleischfressenden Schnecken und einige Muscheln erhalten, ist eine walzenförmige, fleischichte, musculöse, bewegliche, längere, oder kürzere Röhre, die man für den verlängerten Magenschlund annehmen kann. Es streckt sich solcher aus dem Körper hervor, und zieht sich wieder, als in eine Scheide, zurück. Am äußersten Ende zeiget sich eine runde Oeffnung, die mit einer kleinen knorplichten Haut umgeben wird, dem untern Kinnbacken gleichet, und wie dieser gezähnelt ist. Der Gebrauch ist verschieden. Die Schnecken brauchen ihn, die Schalen anderer Schalthiere zu durchbohren, und ihr Fleisch auszusaugen; einige Muschelthiere aber bedienen sich dessen, um damit, als mit einem Fuße, fortzukriechen, und andere statt einer Form, aus gewissen zähen Feuchtigkeiten die Fäden zu spinnen, mit welchen sie sich an die Felsen anzuheften pflegen.

Der Fuß oder die Sohle, welche bey Schnecken und Muscheln unter dem Halse an der Brust, als ein besonderer Muskel, angebracht ist, erscheint auf verschiedene Art. Bey einigen Muscheln ist solche walzenförmig, gemeiniglich auf den Seiten breit gedrücket und schneidend. Die Muscheln gebrauchen solche zum Ruhepuncte, um sich mit derselben fortzustoßen, und um damit zu springen. Die Erdschnecken hängen sich vermittelst des Schleims, der aus den Drüsen des Fußes dringet, an die Bäume und andere Körper an; sie brauchen ihn auch um von einem Orte zu dem andern zu kommen. Die Wasserschnecken bedienen sich dessen sowohl zum Schwimmen, als Untertauchen. Wollen sie schwimmen, wenden sie ihren obern Theil um, daß der Wirbel ins Wasser kömmt, und breiten alsdenn den Fuß wie Floßfedern aus; ziehen sie ihn aber zusammen, und zurück in die Schale, so sinken sie unter. Bonnet beschreibt den wunderbaren Gebrauch dieses Theils bey den Flußschnecken um-

ständlich. Sie öffnet die Schale und streckt den Fuß in Gestalt einer Zunge heraus, um da sie jetzo mit ihrer flachen Seite auf dem Lande liegt, die Schale auf das scharfe Ende zu setzen, und sich an einen andern Ort zu begeben. Dieses zu bewerkstelligen räumet sie mit dem Fuße, oder, wie es in der Bonnetischen Uebersetzung heißt, mit der Zunge, den Sand ringsherum aus dem Wege, machet gleichsam einen Graben, und stürzet das Gehäuse hinein, welches alsdenn senkrecht auf die Schärfe fällt. Die Muschel strecket die Zunge, so lang sie kann, heraus, greifet mit dem Ende derselben fest in den Sand, und zieht auf solche Weise die Schale nach sich, wodurch sich diese vollends aufrichtet, und durchgehends auf die scharfe Seite zu stehen kömmt. Damit aber die Muschel vorwärts komme, zieht sie mit der Zunge eine Furche oder eine Rinne in den Sand, greift, wie zuvor, fest in denselben, holet die Schale nach sich, die solchergestalt in der Rinne fortglitschet, und auf der scharfen Seite erhalten wird. Die Gienmuscheln und viele andere Seemuscheln bedienen sich des Fußes nicht allein zum Kriechen, und sich in den Schlamm zu senken, oder sich daraus zu ziehen, sondern solcher dienet auch einigen zu einer ganz besondern Bewegung, die man schwerlich bey einem Schalthiere suchen sollte. Die Tellmuschel kann damit Sprünge machen. Sie stellet ihre Schalen gerade auf die Spitze, auf die hohe Kante, als wolle sie die Reibung geringer machen; hierauf strecket sie den Fuß, so weit sie kann, heraus, begreift damit einen guten Theil der äußern Schale, schnellet alsdenn, fast wie eine losgelassene Spannfeder, plötzlich damit auf die Erde, und springt solchergestalt auf eine gewisse Weite. Es ist dieser Fuß, wie Herr Bonnet schreibt, ein wahrhafter Proteus, der nach Gutbefinden des Thieres alle Gestalten annehmen kann.

Der Mantel oder Kranz ist eine musculöse Haut, die bey den Schnecken aus einem Stücke besteht, bey den Muscheln aber sich in zwey Blätter theilet. Die Gestalt desselben ist verschieden und veränderlich. Bey einigen bedecket solcher die innern Wände der Schale, und geht nur als eine, der Länge nach durchschnittene Röhre heraus, welche sich auf die linke Seite zurücklegt. Bey andern ist er größer, und umgiebt zugleich die äußern Schalen so genau, daß man solche nicht für Schalthiere halten sollte. Bey einigen ist selbiger mit kleinen, fleischichten Fäden besetzet, die beweglich sind und sich erheben, wenn das Thier unter dem Wasser ist, außer dem Wasser aber sich

sich zusammenziehen, und alsdenn wie kleine Warzen aussehen. Der Mantel scheint überhaupt bestimmet zu seyn, das Eindringen des Wassers zu verhindern, oder auch das eingedrungene Wasser zurück zu halten. Vielleicht erleichtert solcher auch den Thieren das Schwimmen. Die nackenden Schnecken haben, statt des Mantels, das Brust- oder Rückenschild, und wie sich auf diesem an der rechten Seite das Luftloch befindet, eben so bemerket man auf dem Mantel die Luftröhre. Die Schnecken haben nur eine, deren Oeffnung an der rechten Seite des Mantels befindlich ist; bey den Linksschnecken erscheint solche auf der linken. Oft findet man weiter unter oder hinter derselben, eine kleinere, die durch eine Klappe davon abgesondert wird, und die Oeffnung des Auswurfes ist. Die Muscheln haben auf ihrem Mantel gemeiniglich zwo solcher Luftröhren, eine nahe bey dem Bauche des Thieres, und eine hinterwärts gegen den Rücken desselben. Sie schöpfen Wasser und Luft damit, und werfen beydes wieder damit aus; zuweilen verrichtet solches eine und eben dieselbe Röhre. Ueberdies dienet sie auch dem Schlamme zum Canale, der zur Nahrung des Thieres brauchbar ist.

Durch die Luftröhren wird das Wasser in die Fischohren, Branchiae, gebracht. Man findet diese bey den Schnecken unter dem Mantel, dichte an dem Ursprunge der Luftröhren. Es sind derselben viere. Bey einigen sehen sie durch das Vergrößerungsglas wie ein Kamm mit breiten Zinken, bey andern wie ein krauser Schwamm aus, gleichen aber ihrer Zärtlichkeit und Weiche wegen einer sehr dünnen Haut. Bey den Muschelthieren sind sie viel größer, haben auch eine verschiedene Lage, und bedecken den Fuß oder den Bauch derselben. Bey den Austern übertreffen sie an Größe alle übrige Eingeweide, und sind selbst über den Rand der Schale ausgebreitet. Sie haben das Ansehen vier häutichter sehr dünner Blätter, die wie ein halber Mond gestaltet sind, und in einem Gewebe kleiner, mit einander dicht verbundener Röhren bestehen, die von andern durchschnitten werden. Auf jedem dieser Blätter findet man eine Reihe eyförmiger Löcher, durch welche das Wasser eindringet, und die Röhren aufbläßt. Sie scheinen bestimmt zu seyn, die im Wasser befindliche Luft zur Erhaltung des Thieres von demselben abzusondern.

Die Oeffnung des Auswurfs ist bey den Schnecken dichte an der Luftröhre, und ziemlich weit vom Munde entfernet. Bey den Muscheln ist sie in der hintersten

Luftröhre, und wie eben diese zuweilen das Wasser, und dadurch auch die Nahrung desselben einschöpfet, so könnte man sehr wahrscheinlich behaupten, daß einerley Canal ihnen zur Nahrung und zum Auswurfe diene. Der Auswurf selbst ist verschieden; bey einigen sieht er gewunden aus, bey andern besteht er aus kleinen Körnern.

Unter den mannichfaltigen Muskeln der Schnecken und Muscheln sind diejenigen besonders merkwürdig, welche das Thier an seine Schale befestigen. Die Schnecken, die keinen Deckel haben, werden nur durch einen solchen Muskel am Rücken, ohngefähr in der Hälfte ihrer Länge, an ihre Schale angeheftet. Es ist solcher ein breiter Nerve, oder ein dünnes Band, das sich dichte unter ihrem Eintritte in die Schale in zwey oder drey Hauptbänder vertheilet, die sich wieder in vielen kleinern Bändern über alle Theile des ganzen Körpers verbreiten. Die Deckelschnecken haben zwo solche Muskeln, einer verbindet sich mit der Schale, der andere befestiget sie an den Deckel. Von den Muscheln haben einige nur einen, andere zwo, noch andere drey bis viere, die bisweilen rund, gemeiniglich aber sehr dicke, und um so viel länger als die Schale sind, nachdem sie mehr oder weniger ausgehöhlet ist. Am Ende, wo sie mit dieser verbunden sind, werden sie oft so hart, als ein Stein. Sie dienen theils das Thier an seine Schale zu befestigen, theils auch dieselben zu öffnen und zu schließen.

Von dem Zeugungswerkzeuge und dem Geschlechte der Erdschnecken, haben wir auch an diesem Orte gehandelt, müssen aber doch noch einiges davon überhaupt anführen. Man findet unter den Schnecken männliche, weibliche, und Zwitter. Das Zeuge- oder männliche Glied, welches sich am Halse auf der rechten oder linken Seite befindet, gleichet, wenn es sich aus seiner sonst verschlossenen und unsichtbaren Mündung hervorstrecket, einer langen Ruthe, die voller Nerven und Muskeln ist. Die weibliche Schaam hat allezeit eine dem männlichen Gliede entgegenstehende Lage. Es ist solche der Ausgang der Gebährmutter, und inwendig voll Falten und Runzeln. Die Zwitter sind von dreyerley Art. Einige zeugen ihres gleichen ohne Begattung, wie die Muscheln, und an diesen hat man keine zur Zeugung und Fortpflanzung besonders eingerichtete Theile wahrgenommen. Einige begatten einander also, daß jedes befruchtet und auch befruchtet wird. Einige sind zwar zu beyden geschickt; weil aber die Lage der dazu nöthigen Theile beyde

Hand-

Handlungen zugleich nicht verstattet, so bedürfen sie eines dritten, und daher findet man nicht selten viele bey und auf einander angereihet.

Einige gebähren lebendige Junge, andere legen Eyer. Von diesen sind einige mit einer kreidenartigen Rinde, wie von den Vögeln, überzogen; andere hängen mit einer Gallert, wie Froschlaich, mit einander zusammen, und noch andere gleichen kleinen, häutichten Behältnissen oder Zellen. S. unsern Artikel Brut der Schnecken. Die Anzahl der Jungen, besonders bey den Muscheln, erstrecket sich oft auf viele tausende; weniger fruchtbar sind die Deckelschnecken, und noch weniger sind es die Schnecken ohne Deckel. Von den nackenden, s. Erdschnecke. Auch die Schalen werden oft, zumal von Rumphen, ohne Rücksicht auf den wesentlichen Geschlechtsunterschied des Einwohners, in männliche und weibliche eingetheilet, und von einer oder der nämlichen Art die dickschalichten und die zackichten für Männchen, die dünnschalichten aber, oder bey welchen die Zacken mangeln, oder auch diejenigen, welche weniger Zacken und Höcker haben, für die weiblichen der nämlichen Gattung ausgegeben. Diese sind gemeiniglich noch in ihrem unvollkommenen Zustande und jung, und mit dem zunehmenden Alter vermehren sich öfters die dicken und die mangelnden Theile kommen nach und nach deutlicher zum Vorschein.

Außer diesen an Muscheln und Schnecken zu bemerkenden Theilen, sind noch zween andere zu erwähnen, die Herr Chemnitz für einen bloßen Schmuck des Thieres ansehen will. Nämlich die Netze und die Haarfäden. Die Netze sind fast von gleicher Beschaffenheit, als die Fühlhörner; sie bestehen aus Fibern, die sich in die Länge und Quere durchkreutzen; dem Ansehen nach können sie sich wenig zusammenziehen und erweitern; sie haben auch keine fortgehende Bewegung, sondern bewegen sich, wie Leuwenhöck bemerket hat, auf einer Stelle mit solcher Beständigkeit, daß das Auge davon ermüdet wird. Einige Muscheln verfertigen gewisse Fäden, welche den Haaren oder nervichten Fibern der vierfüßigen Thiere gleich sind. Sie ziehen solche entweder mit dem Fuße, oder mit dem Saugrüssel. Bey den Steckmuscheln sind sie feiner und schöner, als bey den Mießmuscheln. Ob nur diejenigen dergleichen Fäden verfertigen, die im Grunde des Meeres unbeweglich liegen, wie Adanson behauptet, scheint noch zweifelhaft zu seyn. Diese Fäden sind niemals so fein und weich, als die Seide, sie behalten aber

stets einen außerordentlichen Glanz und zu Reggio und Tarento werden Strümpfe, Handschuhe, Mützen und andere Kleidungsstücke daraus gewebet.

Von dem Thiere gehen wir zur Schale, oder dem Gehäuse, worinnen dieses wohnet. Und hiervon müssen wir die besondern Umstände um destomehr anmerken, weil man gemeiniglich diese ohne den Einwohner findet, und auch diese allein in den Kabinettern aufbehält; überdiß gemeiniglich hiervon, und nicht von dem Thiere, wiewohl Adanson und Geofroi gethan, die Eintheilung und Unterscheidungszeichen der Conchylien oder Schalthiere herzunehmen pfleget. Bey diesen muß man, wie Herr Chemnitz wohl angemerket, das Gehäuse überhaupt, desselben Gewinde, Wirbel, Mündung, Deckel, das Gelenke, oder Schloß, Band, Spindel, Kammer, die Perlenmutter und die Farbe in Betrachtung ziehen.

Das Gehäuse oder die Schalen sind bey Schnecken und Muscheln, die nackenden ausgenommen, ein wesentlicher und harter Theil dieser Thiere, welchen solche beständig behalten, und nicht, wie bey den Krebsen geschichet, abwerfen und wieder ersetzen. Es bestehen solche aus kalkartigen, dicht über einander gelegten Blättern, die aus einem zähen Schleim gebildet werden, welcher aus den Schweißlöchern der, den ganzen Körper umgebenden, Haut herausschwitzet, und an der Luft verhärtet wird. Sie sind mit einem zarten Schalenhäutlein überzogen, welches so fest daran sitzet, daß es nicht ohne viele Mühe davon abgelöset werden kann. Es wachsen solche und nehmen zu, und der Einwohner kann solche durch neue jährliche Zusätze vergrößern, und wenn sie nicht an der äußersten Spitze beschädiget werden, an andern beschädigten Stellen wieder ergänzen. Die Größe, welche die Gehäuse von Muscheln und Schnecken erreichen können, ist sehr verschieden. Einige sind so klein, daß sie auch bey ihrer völligen Größe, auch durch das Vergrößerungsglas, nicht größer, als ein Gerstenkorn erscheinen; andere erreichen eine außerordentliche Größe; so findet man z. E. von dem Waschbecken oder der Nagelmuschel welche, deren beyde Schalen vier bis sieben hundert Pfund wiegen. Die Mittelstufen sind unzählbar. Der Bau dieser Gehäuse ist sehr verschieden, einfacher bey den Muscheln, zusammengesetzter und künstlicher bey den Schnecken, sonderlich wegen der Gewinde, welche bey den Muscheln gänzlich mangeln. Einige haben zum Exempel die Gestalt einer Trompete, einer Schraube, eines Tellers, andere sehen

sehen wie ein Helm, wie eine Keule, und eine Spinnenwebe, oder wie ein Kamm aus. Hier ist eine Art von Bestecke mit einem Gewinde, dort ist ein Schiff, wo der Bootsmann zugleich Ruder, Mast und Segel ist. Bey den Muscheln bemerket man auf der inwendigen Seite verschiedene vertiefte Flecke, welche anzeigen, wo sich die Muskeln des Thieres mit den Schalen vereiniget. Sie zeigen gemeiniglich die Gestalt, welche die Muscheln selbst haben.

Der Verfertiger dieser Gehäuse sind die Thiere selbst. Es haben diese eine kalchartige Feuchtigkeit bey sich, welche sich immerfort von ihnen absondert, an die, schon im ersten Zustande und in der Geburt gegenwärtige, Schale anlegt, und nach und nach verhärtet. Einige behaupten, daß die Ansetzung der Schale sowohl in der Erweiterung der Gewinde nach der Spitze zu, als in Ansehung der Mündung bestehe. Und es ist gewiß, daß sich die Schale durch das beständige Reiben des Thieres und des Wassers wegleckt, und äußerlich wieder wächset. Man siehet hiervon Beweise, wenn die Mündung über die alten Höcker des äußern Umfanges hinzu gehet, welche inwendig weggepeizet, und wieder mit einer glatten Fläche überzogen wird. Auch auswendig lässet sich an den meisten Schnecken deutlich die alte Mündung erkennen, und man zählet deren oft fünf bis sechs, davon die alten erhöheten Wulste sich die Länge herab auf der Oberfläche der Schalen zeigen. Bey den Muscheln siehet man gar deutlich die Cirkel, wie die Schalen immer einen neuen Rand angesetzet. Herr Reaumur giebt zwar zu, daß die Schnecken und Muscheln ihre Schalen gleich beym Anfange und in ihrer Geburt erhielten, läugnet aber, daß solche alsdann bey den Schnecken schon eben so viel Gänge, als bey dem völlig ausgewachsenen Thiere, hätten. Er hält dafür, daß das Schneckenhaus aus einem, oder höchstens zwey Gewinden bestehe, die übrigen aber hernach, und vermittelst eines Ansatzes von außen durch die ausdünstende versteinerte Materie hervorgebracht würden. Herr Klein hingegen, S. die Abhandlungen der naturforschenden Gesellschaft in Danzig II. Th. behauptet das Gegentheil, und suchet zu beweisen, wie die Schale vollkommen mit allen ihren Gängen schon mit aus dem Eye komme, und durch keinen neuen Ansatz von außen vergrößert werde. Wir wollen die Kleinischen Gründe nicht weitläuftig anführen, aber einen Umstand, welchen derselbe angemerket, können wir nicht übergehen. Wenn die Schale ansetzet, und zwischen dem Loche und Kör-

per ein Eyhäutchen, oder etwas dergleichen angebracht wird, kann man deutlich wahrnehmen, wie sich die Schale allezeit unter diesem Häutchen, nicht aber auf der andern Seite, wieder ergänze, und deswegen mit Listern und andern behauptet, wie die Schale aus unzählich vielen kleinen Röhren bestehe, und vermittelst einer zähen Feuchtigkeit, welche durch diese Röhren fließt, eben so, wie die Knochen der Thiere, genähret, und wieder ergänzet werde. Auch Herr Denso in dem ersten Bande der physikalischen Bibliothek behauptet, daß die Brut der Muschelschnecken mit einem zarten durchsichtigen Kleide bedecket sey, und daran, durch Hülfe des Vergrößerungsglases, einige festere und undurchsichtige Reifen, als die Grundlage aller Gewinde wahrnehmen könne. Es giebt aber auch Naturkundige, welche behaupten, daß das Thier allein aus dem Eye komme, und die Zeugung der Schale ein Kunstwerk sey, welches der folgenden Zeit vorbehalten worden. Man nimmt gleichfalls an, daß die Ausdünstung der Schnecke den Stoff zur Schale darreiche, glaubet aber, daß der Dunstkreis um sie herum sich nach und nach verhärte, bis er zu einem steinernen Gehäuse komme, welches, weil es allenthalben an ihrem Körper anlieget, auch einerley Figur mit dem Thiere haben müsse. An der ganz jungen Schnecke bildet sich zuerst eine Schale, die ihrer kleinen Größe gemäß ist, und an allen Theilen ihres Körpers dichte anlieget. Diese Schale ist nur der Mittelpunct derjenigen Schraubenlinie, welche sich nachher um denselben herumdrehet, und, so wie das Thier wächset, wird auch die Schale verlängert, und neue Schraubengänge gemacht. Diese sollen auch gleich diejenige Größe oder Weite erhalten, wie sie bey einer völlig ausgewachsenen Schnecke erscheinen. Was einmal von der Schale fertig geworden, kann sich hernach nicht weiter vergrößern, und wenn sie zunimmt, so wird nur ein neues Stück der Schale an dem äußersten Rande angesetzet; doch setzet sich auch an der innern Schale etwas mehr Materie an, um diese mit der Zeit stärker zu machen. Man will auch weiter annehmen, daß der Hals der nachwachsenden Schnecke vornehmlich die Schale verfertige, und weil an diesem sich bey vielen Thieren ein oder mehrere, besonders gefärbte, Flecken zeigen, die, an diesen Oertern ausdünstende, besonders gefärbte Materie auch an der Schale deutlich wahrzunehmen, und die verschiedenen Striefen und Linien auf der Schale daher abzuleiten seyn. Man kann hierüber das Universalmagazin 1756. oder

die Uebersetzung in dem Bremischen Magazin 2. Band S. 515 und 625 nachlesen. Vielleicht lassen sich diese verschiedenen Meynungen mit einander vereinigen; vielleicht erhalten einige Thiere das Gehäuse in der Geburt, andere aber bauen sich solches nach der Zeit. Vielleicht ist bey einigen von der ersten Art das Gehäuse nach allen Theilen im kleinen zugegen, vielleicht aber bey andern nur die erste Lage, und das noch mangelnde wird mit der Zeit ersetzet. Diese letzte Art der Erzeugung, welche auch, wie zuvor angemerket worden, Reaumur vorzüglich angenommen, hat Hr. Brisson durch ein merkwürdiges Beyspiel auf das deutlichste bestätiget. Eine Art Schnecken, welche um Montpelier häufig gefunden wird, und mit der Schnirkelschnecke in Verwandschaft stehet, und die Schnirkelnadel, Helix decollata L. ist, wird niemals ganz, sondern allezeit abgebrochen und verstümmelt gefunden, ohne daß dabey der Einwohner, wie doch sonst gemeiniglich geschiehet, Schaden leide. Die Schale könnte, oder sollte, wenn sie unbeschädiget bliebe, dreyzehen Gewinde haben, und zween Daumen Höhe erreichen. An allen ausgewachsenen Schalen aber fehlet der obere Theil, sie bestehen nur aus vier und einem halben Gewinde und die ganze Länge beträgt nicht viel unter einem Daumen. Brisson hat diese Schnecke, wie solche aus dem Eye hervorgekommen und nach und nach zu ihrer Vollkommenheit gelanget, genau beobachtet, und folgende merkwürdige Umstände dabey wahrgenommen. Das Thier bringt ein Gehäuse mit drey Gewinden auf die Welt; an diese setzet sich nach einigen Tagen das vierte, und ohngefähr nach zween Monathen zählet man derselben neune. Wenn das neunte Gewinde angesetzet wird, zieht das Thier den hintern Theil langsam nach dem Kopfe, wodurch die drey hintern, oder ersten Gewinde leer gemachet und zugleich durch eine angebrachte Scheidewand von den andern abgesondert werden; worauf diese drey Gewinde, weil sie das Thier verlassen und demselben nicht mehr nützen können, zerspringen und nach und nach abfallen. Hierauf setzet sich vorwärts ein neu Gewinde, oder das zehnte, und wenn dieses fertig, fallen von den übrigen zwo und ein halb Gewinde ab, so daß nur vier und ein halbes übrig bleiben; worauf abermal ein neues angesetzt und ein anderes abgestossen wird. Wenn hierauf die Schnecke die drey Wintermonathe in der Erde gelegen, leidet selbige im April die nämlichen Veränderungen, sowohl in Ansehung des neuen Ansatzes, als des Absatzes, und im

Junius erfolget beydes nochmals und dieses ist der Zeitpunct, in welchem die Schnecke ihr Wachsthum und dergleichen Zu- und Abnehmen endiget, und behält nunmehr vier und ein halb Gewinde unverändert. S. die Schriften der Kön. Pariser Akademie vom Jahre 1759. In dem VII. Bande der Berlinischen Sammlungen, S. 38. werden aus dem Adanson noch zwo Schnecken angeführet, welche gleichfalls einen beträchtlichen Theil von den obern Gewinden abstoßen und Hrn. Brissons Erfahrungen bestätigen.

Die Gewinde, Spire, Convoluriones, Helices oder Gyri, sind die äußerlichen, regelmäßigen Krümmungen der Schale, die durch die verborgenen Windungen des Thieres um sich selbst entspringen, und sich in ihren Verhältnissen nach demselben richten. Die Anzahl derselben ist in einer und derselben Art öfters nach dem Alter verschieden. Die jungen haben gemeiniglich weniger Gewinde, als die alten. Bey den meisten drehen sich die Gewinde von der linken zur rechten Hand, doch findet man einige, wo sich diese von der Rechten zur Linken winden. s. die Einzige. Das erste Gewinde nahe bey der Mündung ist allezeit das größte, die übrigen laufen nach dem Wirbel zu immer näher zusammen. Gemeiniglich stoßen die Gewinde an einander, es giebt aber auch einige Gehäuse, an welchen solche von einander abgesondert stehen, so daß zwischen einem jeden Gewinde ein kleiner Raum bleibet. Ihre Gestalt, und übrige Beschaffenheit zeiget mannichfaltige Abänderungen, welche bey Beschreibung der verschiedenen Conchylien anzumerken sind, indem dadurch vorzüglich die Arten bestimmet werden. Die engern Gewinde zusammen genommen, zumal wenn sich solche von den untern und weitern merklich unterscheiden, pfleget man auch den Zopf zu nennen. Der Schnirkel ist hiervon nicht merklich verschieden, doch bedienet man sich dieses Namens vorzüglich bey solchen Schnecken, welche unten mehr platt als gewunden scheinen und oberwärts kleine, kaum merkliche Gewinde haben.

Unter dem Wirbel, Vertex, versteht man das Ende oder die Spitze des Gehäuses. Man trifft dergleichen nicht bey allen Schnecken an, und die Gestalt desselben ist sehr verschieden. Bey einigen geht selbiger ganz einwärts und machet eine Höhlung, die wie ein Nabel aussieht. Bey andern geht er nur zur Hälfte einwärts, wodurch eine Art von Höhlung gemachet wird, worinnen das äußerste Ende in Gestalt eines rundlichen Knopfes liegt. Bey andern ist der Wirbel glatt, eben und ohne

ne Knopf; bey andern mehr oder weniger erhaben, zuweilen durchlöchert, zuweilen ohne sichtbare Windungen, zuweilen mit ganz deutlichen Windungen versehen. Bey den Muscheln kann man das äußerste Ende der Schalen den Wirbel nennen. Zuweilen ist solcher fast gar nicht sichtbar, zuweilen aber bildet er zwo größere, oder kleinere Erhebungen, welche auch bey einigen Arten, obgleich nicht sehr deutlich, doch einigermaßen gewunden zu seyn scheinen. Bey den Muscheln ist da, wo der Wirbel nicht sichtbar ist, die Stelle des Schlosses.

Alle Schnecken haben, um mit dem Kopfe, oder auch mit dem Körper aus ihrem Gehäuse herauskriechen zu können, eine Oeffnung, welche man die Mündung, Os, Apertura, neñt. Die Gestalt derselben ist sehr verschieden, rund, halbrund, lang und schmal, eyförmig, oben rund und unten spitzig, oben und unten spitzig, in der Mitten aber ausgeschweift, sichelförmig u. s. f. Bey Bestimmung der Geschlechter muß man darauf vorzüglich Acht geben. Der Rand der Mündung theilet sich in zween gleiche oder ungleiche Theile oder Lippen, welche auch bey einigen der Saum, bey andern das Mundstück genannt werden. Bey einigen erhält die Mündung gleichsam einen Ansatz, der die Länge herab weit über sie hervorraget und der Flügel genannt wird. Gehen die Flügel länger hervor, als die Gewinde der Schnecken lang sind, nennt man sie Ohren. Läuft aber die Mündung bey den Schnecken in eine hohle Spitze aus, welche der Länge nach einen offenen Ritz hat, so heißt solches der Schnabel, welcher zuweilen gerade ausgeht, zuweilen auch gekrümmet, und bald kürzer oder länger ist, und sich allezeit bey den Trompetenschnecken und Sturmhauben von der linken zur rechten, bey den Purpur- und Stachelschnecken aber von der rechten zur linken wendet. Die Mündung bey den Muscheln ist ein langer Ritz, der durch die Entfernung der Schalen von einander entsteht und größer oder kleiner erscheint, nachdem sie sich mehr oder weniger von einander theilen. Außer dieser haben unterschiedene Arten noch andere natürliche Oeffnungen. Die Muscheln haben auch zuweilen Flügel, welche man aber bey diesen die Ohren nennt; es sind diejenigen Stücke der Schalen, welche neben dem Schnabel zu beyden Seiten stehen.

Von dem Deckel, welchen einige Arten Schnecken entweder beständig besitzen, oder nur zu gewisser Zeit erhalten. s. Deckelschnecke.

Das Gelenke oder Schloß, oder die Angel, Charnier, Cardo, Clau-

Clauſtrum, findet man nur bey den Muſcheln und ſelten bey einigen Deckelſchnecken. Es zeiget ſich nahe bey den Wirbeln, inwendig dem vorderſten Rande gegen über, bald in der Mitte, bald an der Seite. Auf jeder Seite ſieht man einige Erhebungen oder Zähne und Vertiefungen, die in einander eingreifen. Die Zahl der Zähne, woraus es beſteht, iſt verſchieden und hierauf ſieht man bey Beſtimmung der Arten vornehmlich. Bey dem Schloſſe der Venus- und Gienmuſcheln bedienet ſich der Herr von Linné der Namen Vulua und Anus, und verſteht darunter die zween Zwickel, welche durch das dazwiſchen kommende Schloß von einander getrennet werden. Ferner gebrauchet der Ritter bey den Archen und einigen andern zweyſchaligen Gehäuſen die Benennung Nates, dafür die Holländer Billen, und Herr Müller gemeiniglich Angel oder auch Aſter ſetzet. Es werden darunter beſondere Spitzen, welche ſich am Schloſſe befinden, verſtanden.

Diejenigen Muſcheln, welche dergleichen Schloß nicht beſitzen, haben ein biegſames Band, wodurch ſie ſich ſchließen und öffnen, und zwar entweder inwendig, oder zwiſchen den Schalen. Im Waſſer iſt es zähe, wie Leder, außer demſelben zerbrechlich. Ein gleiches Band haben auf der äußerlichen Seite auch diejenigen, deren Schloß aus Zähnen beſteht. Einige können ihre Schalen durch das eine und das andere ſo feſte zuſammen ſchließen, das ſie wohl ein Tau, wenn es zwiſchen die Oeffnung kömmt, dadurch zerſchneiden können.

Bey den meiſten Schnecken, wenn man die Gewinde derſelben äußerlich rund herum wegnimmt, ſieht man inwendig die Länge herab die Spindel, Axis, welche von der Mündung nach dem Wirbel zu immer ſpitziger zugeht, und der mittelſten Säule einer Wendeltreppe gleicht, an welcher alle Stufen zuſammen laufen. Sie iſt bey den meiſten rund und glatt, bey einigen auch eingekerbet. Gemeiniglich iſt ſie vom Anfange bis zum Ende hohl, und wird bis in die Spitze hinauf immer enger. Man nennt dieſe Höhle das Nabelloch, weil ſie wie ein Nabel gewunden iſt. Dieſe Oeffnung findet man nicht bey allen. Einige pflegen auch diejenigen Vertiefungen oder Oeffnungen, welche ſich in der Mitte der plattgedrückten Schnecken, der Ammonshörner und dergleichen befinden, den Nabel zu nennen.

Unter den Kammern verſteht man die Gewölbe oder Höhlen, welche durch die innerlichen Gewinde gemachet werden. Es ſind ſolche bey verſchiedenen Gehäuſen ſehr verſchieden, bey allen aber

höchſt

höchst wunderbar und geometrisch abgemessen. Sonderlich setzen die Kammern und die angebrachten Zwischenwände beym Nautilus in Erstaunen.

Die Farben der Conchylien und der perlenmutterne Glanz, den man bey vielen findet, verdienet auch, sonderlich wegen der unendlichen Abänderungen, alle Aufmerksamkeit. Die meisten sind durch ihre Farben, und die Figuren, welche davon abgebildet werden, so mannichfaltig, so veränderlich, so schön, daß sie alle Einbildung übertreffen.

Herr Walch in den Beschäfftigungen der Berlinischen Gesellschaft naturforschender Freunde I. Band S. 235. u. f. untersucht sonderlich den Ursprung der Farben an den Schalen, indem es demselben nicht glaublich scheint, daß solche, nach der oben angeführten Meynung, von den verschiedentlich gefärbten Säften der Einwohner selbst ihren Ursprung nehmen könnten; indem, wenn gleich die Säfte dieser Schalenthiere von unterschiedener Farbe seyn können, doch nicht abzusehen, warum nur die obere lamelle Farbenzeichnungen erhalte. Wegen der bunten Säfte der Thiere äußern sich auch große Zweifel, und wer hat in ihnen die rothe, blaue, grüne und gelbe Farbe jemals wahrgenommen. Es giebt viele Schneckenbewohner, die bloß eine weiße Farbe und doch eine schön gemalte Wohnung haben. Das Wachsthum der Conchylien geschieht, sowohl was die Größe als Stärke betrifft, in Vervielfältigung der feinsten Lamellen, die sich auf einander setzen. Durch diese Lamellen geht die Farbenmischung nicht bis zur obern durch, sondern es ist eigentlich nur eine und zwar die oberste, die gemalet und gemeiniglich noch mit einem dünnen Häutchen bedecket ist. Unter dieser gemalten Lamelle liegen die übrigen meist von weißer Farbe. Doch hat man auch gefunden, daß bey gewissen Arten unter den gemalten noch andere gefärbte Lamellen, und unter diesen erst ungefärbte liegen. Die Zeichnung der Farbe ist meist regelmäßig. Die Striche sind oft wie mit der feinsten Feder gezogen. Die Binden haben oft anders gefärbte Flecke. Jede Art hat ihre eigene Zeichnung, und alle einzelne Stücke von einer Art haben diese unter sich gemein. Mit dem Wachsthume der Schale nehmen auch die Flecke verhältnißmäßig zu, so daß z. E. alle, auch die kleinsten Flecke einer Schale, die zween Zoll lang ist, insgesammt noch einmal so groß sind, als auf der andern von eben derselben Art, deren Größe nur einen Zoll beträgt. Wenn die Schale beschädigt wird, und besonders an der Mündung ein Stück verlohren geht, wird zwar

das neue sich ansetzende Stück allmählig eben die Farbe bekommen, die das alte gehabt, aber doch allemal zwischen dem Rande des beschädigten Theils und dem neuen Ansatze eine weißliche Farbe zurück bleiben. Damit nun bey allen diesen Umständen die Erzeugung der verschiedenen Farben begreiflich gemachet werden möge, nimmt Herr Walch in den Conchylienschalen ein Vaskularsystem, oder ein Gewebe von Gefäßen an, welche, nach desselben Ausdrucke, eine Ramificationskraft besitzen, oder deutlicher zu reden, immer neue und viele Aestchen treiben. Die erstern Gefäße, welche gleichsam nur einen Hauptcanal vorstellen, erhalten vermittelst einer starken Sehne ihre Säfte von dem Einwohner. Diese aber, welche vielleicht in dem Thiere selbst weiß sind, werden, indem sie aus einem Gefäße und aus einem Aste in den andern übergehen, anders gemischet, und ihrer Art und Farbe nach, wie die Säfte in den thierischen Körpern, verändert. Zwischen den unendlich vielen, gröbern und feinern Saftröhrchen wird eine unendliche Menge kleiner Zwischenräume entstehen, welche von einer zähen, ausdünstenden Feuchtigkeit angefüllet werden, und wenn diese verhärten, entsteht aus einem solchen Gewebe ein zartes Häutchen. Ueberdieß überzieht diese ausdünstende Feuchtigkeit wie ein Firniß das ganze netzartige Gewebe der Gefäße, und da solche fein und durchsichtig ist, so schimmern die buntgefärbten Säfte der feinern Haarröhrchen durch sie hervor. Die Lamellen oder Blättchen, woraus die Schale besteht, und wodurch selbige an Dicke zunimmt, setzen sich, nach Herr Walchens Meynung, nicht von innen, sondern von außen an, indem man Schalen gefunden, die, wenn sie angeschliffen worden, an und zwischen ihren Lamellen fremde Seekörper, sonderlich coralinische, eingeschlossen hielten, von welchen man auf der innern Fläche der Schale nicht das mindeste entdecken, wohl aber zuweilen an der äußern Fläche kleine Löcherchen wahrnehmen kann. Indessen will Herr Walch nicht läugnen, daß auch der, aus dem lebendigen Thiere ausdünstende zähe Saft der innern Schalenfläche eine mehrere Haltbarkeit verschaffen und sonderlich alsdenn, wenn durch einen Zufall die Schale verletzet worden, sie wiederum, wenn er in die Risse derselben eintritt, verbinden und das verlohrne ersetzen könne. Und so läßt sich die oben angeführte Erfahrung leicht erklären, nämlich wenn man in eine Schneckenschale ein Loch machet und ein Häutchen dergestalt hineinschiebt, daß solches am Rande des Loches zwischen dem Körper des Thieres

und

und seiner Schale zu liegen komme, und die gemachte Oeffnung bedecke, sich eine neue Schale zwischen dem Körper und dem eingeschobenen Häutchen angesetzt. Hr. Walch aber machet den Unterschied zwischen einer gesunden und beschädigten Schale. Nur bey diesen soll man den häufig austretenden Saft an den Schnecken bemerken, bey jenen aber, das Thier zwar naß und feuchte, niemals aber das schleimige Wesen in Menge bemerken, welches ihnen die Natur zu einem Bindungsmittel ihrer zerbrochenen Schale angewiesen. Daß das vielfache Gewebe von Gefäßen, das in der Schale selbst zugegen, mit dem Einwohner in genauer Verbindung stehen soll, will Herr Walch auch dadurch noch bestätigen, daß alle Bewohner der Schalengehäuse durch gewisse Muskeln oder Sehnen an ihrer Schale befestiget seyn. Welche dergleichen Verbindung nicht haben, wie von den gleichsam unvollkommenen Conchylien, als den Entalen bekannt ist, diese besitzen auch kein Vaskularsystem, und die Schale besteht bloß aus dem verhärteten Schleime des Thieres. Können aber dergleichen Schalen hieraus entstehen, und auch dadurch verschiedentlich gefärbt werden, warum soll dieses nicht auch bey andern geschehen? und der Nautilus, welcher doch wohl zu den vollkommensten Conchylien gehöret, liegt frey und ohne alle Verbindung in seiner Schale, und doch ist diese schön und bunt gefärbet. Wir glauben und gestehen es frey, daß der schärfste Verstand des größten Naturforschers eben so wenig vermögend seyn dürfe, das höchst Wunderbare, was man an den gefärbten Conchylien antrifft, einzusehen, als die mancherley Farben der Federn an einem Vogel, oder einer einzelnen Feder, z. E. bey dem Pfaue, oder die bunten Schattirungen eines Schmetterlingsflügels zu erklären.

Die Farben zeigen sich zuweilen gleich, wenn man die Gehäuse findet, zuweilen müssen diese erst gereiniget, auch theils von der fremden angesetzten Rinde, theils von ihrem eigenen Häutchen befreyet, und manchmal mehr oder weniger abgeschliffen werden. Man kann hierüber vorzüglich Herr Chemnizens kleine Beyträge zur Testaceotheologie nachlesen. Diejenigen, welche Conchylien aus dem Meere sammlen, müssen wegen der Farbe, mancherley beobachten. Wenn das Thier in dem Schneckengehäuse gestorben, oder darinnen verfaulet, wird die Schale matt, und verliert ihren Glanz und Farbe; man soll daher vorzüglich diejenigen sammlen, die frisch aus dem Meere geholet werden, und in welchem das Thier noch lebendig ist. Alle glatten

und glänzenden Schnecken sollen nicht in frisches Wasser, Regen oder Sonnenschein geleget werden, so lange das Thier noch darinnen ist, indem sie dadurch ihren Glanz verlieren, die Farbe verändern und matt werden. Diejenigen, so rauh, geribbet und gezacket sind, und von Natur keinen Glanz haben, können dieses besser vertragen, ja man kann sie im See- oder süßen Wasser kochen, und so lange darinnen liegen lassen, bis das Thier stirbt. Vorzüglich muß aus allen Schnecken soviel von dem Thiere herausgezogen werden, als nur möglich ist, damit der Ueberrest um so geschwinder verfaule. Wenn das Thier nicht zum Vorschein kommen will, kann man solches durch Essig, Salz oder sonst etwas scharfes reitzen. Je geschwinder das Thier stirbt, je weniger verliert die Schale von ihrem Glanze. Andere hieher gehörige Regeln und Beobachtungen kann man beym Rumph und d'Argenville, oder in den physikalischen Belustigungen 8 St. 563 S. nachlesen, welche selbst viele Jahre über Conchylien gesammlet haben, mithin aus Erfahrung lehren. Die Gewohnheit, alle zwey oder drey Jahre den Conchylien etwas zu trinken zu geben, oder vier und zwanzig Stunden in Seewasser zu legen, hernach im süßen Wasser abzuspühlen und wieder zu trocknen, will Rumph nicht verwerfen, indem es scheint, als ob die Farben hierdurch erhöhet würden. Etliche Schnecken haben auch die Eigenschaft, daß sie bey langwierigen Regen, wenn sie gleich in der Stube liegen, schwitzen, so, daß zuweilen ordentliche Tropfen darauf stehen. Man muß dergleichen fleißig abwischen, damit diese und die daneben liegenden nicht durch die Nässe Schaden leiden.

Der Conchylien Ansehen und natürliche Schönheiten in voller Pracht und Glanz darzustellen und zu unterhalten, ist allerdings eine löbliche Bemühung; man muß sich aber hüten, noch weniger mit Vorsatz unterstehen, der Natur Gewalt anzuthun, und denselben Annehmlichkeiten zu geben, welche sie nicht haben. Die Fertigkeit der Holländer die Conchylien zu malen, und diese für natürliche auszugeben, soll man nicht nachahmen; es ist dieses allemal ein Betrug, dessen sich vorzüglich die Naturalisten schämen sollten.

Von dem verschiedenen Gebräuche der Inwohner dieser Gehäuse haben wir bey der Erdschnecke, und hin und wieder bey andern einzelnen Stücken, das nöthige angemerket, auch von der Anwendung der Deckel unter Deckelschnecke etwas erwähnet. Die Gehäuse selbst haben auch mancherley Nutzen.

hen. Es werden aus verschiedenen allerley Geräthe, Trinkgeschirre, Dosen verfertiget. Die Perlenmutter brauchet man zu ausgelegter Arbeit. Mit ganzen Gehäusen werden die Grotten ausgekleidet. Verschiedene Völker hängen solche als einen Zierrath an den Leib, andern dienen einige statt der Münze. Die Perlen erhält man ganz allein aus den Muscheln. Ehedem wurden diese sowohl als die Perlenmutter und einige andere Schalen häufig in der Arzneykunst gebrauchet und hochgeschätzet. Obgleich aber durch die neuere Art zu heilen dergleichen Mittel weit herunter gesetzet worden, gebrauchet man doch die Auster- und andere schlechte Schalen, als erdhafte und der Säure in den ersten Wegen widerstehende Mittel. Wo man dergleichen in Menge hat, pflegt man damit die Aecker zu düngen, oder auch einen guten Kalk daraus zu brennen. Das Kalkwasser von dieser Art besitzt eine auflösende Kraft, und wird sonderlich wider den Nieren- und Blasenstein angerühmet. Ob solches aber dergleichen Steine besser und kräftiger auflösen oder zermalmen könne, als das gewöhnliche Kalchwasser, können wir nicht bestimmen, indem wir zwar von der herrlichen Wirkung dieses durch Erfahrungen überzeuget sind, mit dem Muschelschalenkalke aber Versuche anzustellen, keine Gelegenheit gehabt. Herr Denso hat einen neuen, wenigstens von andern nicht besonders bemerkten Nutzen der Schnecken angegeben, und davon in den physikalischen Briefen weitläuftig gehandelt, welcher darinnen besteht, daß die Fische sich davon nähren. Aber nicht diesen allein, sondern vielen andern im Meere wohnenden Thieren mögen sie zur Nahrung dienen, so wie ein Theil derselben wieder von andern Thieren lebt.

Muschel, versteinerte, Conchiti, werden von den Mineralogen in drey Klassen vertheilet, als 1) in einschalichte, 2) zweyschalichte, 3) vielschalichte.

Zu den einschalichten zählet man 1) die Patelliten, Lepaditen, oder die Schüsselmuscheln; 2) die Planiten oder Meerohren.

Zu den zweyschalichten gehören 1) die Bucarditen oder herzförmigen Muscheln; 2) die Chamiten; 3) die Musculiten, Mytuliten oder Flußmuscheln; 4) die Ostraciten oder Austerschalen; 5) die Pectiniten, Strahl-Kamm oder Jacobsmuscheln; 6) die Pinniten oder Steckmuscheln; 7) die Solenisten oder Nagelmuscheln; 8) die Telliniten oder Tellmuscheln; diesen, den zweyschalichten Muscheln zählet man noch einige an-

dere Arten bey, deren Originale aber nicht bekannt sind, als 9) die Gryphiten oder Gryphmuschelsteine; 10) die Terebratuliten, Anomiten; 11) die Ostreopectiniten, Terebratuliten.

Zu den vielschalichten Muscheln rechnet man 1) die Echiniten oder Seeäpfel, Knopfsteine, Seeigel, Davidsschleudersteine, wohin auch die verschiedenen einzelnen Theile derselben gehören, als die Judensteine, Judennadeln und Warzensteine; 2) die Balaniten oder versteinerte Seeeicheln; 3) die Vermiculiten oder Wurmsteine; 4) die Orthoceratiten, welche beyde letztern Arten von einigen zu den versteinerten Schnecken gezählet werden. Doch rechnet Justi Mineral. S. 169. die Orthoceratiten zwar zu den versteinerten Muscheln, aber zu denjenigen, deren Originale nicht bekannt sind. Jede einzelne dieser versteinerten Muscheln betrachten wir an ihrem Orte umständlicher.

Muschel, magellanische, S. auch Mießmuschel.

Muschelblume.

Muschelblume wird von Herr Planern und Wasserfalat in der Onomat. botanica Pistia Linn. genannt. Dieses Pflanzengeschlechte begreift nur eine Art, welcher Herr von Linné den Zunamen Stratiotes gegeben. Es hat selbige aber mit der Wasseraloe, oder Stratiote, außer daß beyde im Wasser wachsen, wenig Aehnlichkeit, vielmehr kömmt selbige in vielen mit dem Entengriese überein, kann aber wegen der Blüthe damit nicht vereiniget werden. Es wächst die Pflanze in dem mittägigen Amerika, auch Afrika und Asien, auf den Seen und stillstehenden Wässern, wird aber durch starke Regen in die Flüsse und selbst bis ins Meer fortgetrieben. Sie schwimmt mit den Blättern auf dem Wasser, treibt viele, anderthalb Schuh lange Wurzeln, aus welchen andere kleine hervorkommen. Adanson berichtet, wie die haarichte Wurzel an den Klippen befestiget sey; Hr. Jacquin hat zwar darauf nicht genau acht gegeben, versichert aber, wie er bey dem Aufheben der Pflanze keinen sonderlichen Widerstand bemerket, und setzet hinzu, wie vielleicht die jungen Pflanzen von den Felsen abgerissen werden, und hernach auf dem Wasser schwimmend fortwachsen könnten. Die Anzahl und Größe der Blätter ist nach dem verschiedenen Alter verschieden. Bey einer ältern stehen derselben bis zwanzig um einander und stellen einen Cirkel von der Breite eines Fußes vor. Es sind selbige eyförmig, fangen schmal an und werden nach und nach breiter, gemeiniglich völlig

ganz, zuweilen eingekerbet, ungestielt, am Boden haaricht, dicke, schwammicht und zum Schwimmen recht geschickt. Die Blumen sitzen einzeln zwischen den Blättern auf einem kurzen Stiele. Sie haben keinen Geruch. Der Kelch mangelt. Das weiße Blumenblatt ist äußerlich haaricht, und besteht aus einer kurzen Röhre, welche sich in eine herzförmig rundliche, zugespitzte, völlig ganze Lippe verlängert, deren mittlerer Theil durch eine doppelte Falte zusammen gezogen ist. Die Staubfäden stellen ein dickes rundliches Säulchen vor, welches senkrecht aus der Lippe des Blumenblatts entsteht, und daselbst von einem zirkelförmigen, ganzen, und unterwärts mit zween Schuppen gezierten Blättchen umgeben und seitwärts mit sechs bis acht Staubbeuteln besetzet ist. Der Fruchtkeim ist länger, als die Röhre des Blumenblattes und damit durch eine besonders erhabene Linie verwachsen. Der dicke Griffel ist kürzer als die Staubfädensäule und der Staubweg einigermaßen schildförmig. Wenn der Fruchtkeim an Größe zunimmt, zerreißt das Blumenblatt, fällt aber nicht ab, sondern verwelket. Auf dem Saamenbehältnisse steht noch der Griffel, es ist dieses einfächericht, und die Saamen sitzen der Länge nach an dem Orte, wo der Fruchtkeim mit dem Blumenblatte verwachsen war. Die Pflanze hat keinen Stängel; es treiben aber aus dem Winkel der Blätter zuweilen kurze Ranken, aus deren Ende eine neue Pflanze hervorwächst, und alsdenn sitzen an einer Mutterpflanze eine große Menge von jungen. Es pflegen demnach auch vollkommene Pflanzen zuweilen sich nach Art der Polypen zu vermehren. Ueberhaupt ist der ganze Bau dieser Pflanze merkwürdig. Nur Schade, daß solche außer ihrem Geburtsorte nirgends zu unterhalten.

Muschelgold.

Aurum in conchis, wird aus den Abgängen der Goldblättchen mit Honig auf einem Reibesteine zu einem zarten Pulver gerieben und in Muscheln verwahret. Auf gleiche Weise wird auch das Muschelsilber aus den Abgängen der Silberblättchen gemachet. Das unächte Muschelgold, oder Malermetall wird aus zartgeriebenen geschlagenen Messing, oder unächten Blattgold gemachet.

Muschelmarmor.

Muschelmarmor wird derjenige Marmor genannt, in welchem sich allerley versteinerte Muscheln und Schnecken befinden.

Muschelsilber.

S. Muschelgold.

Musculiten.

Mytuliten, Flußmuscheln, versteinerte, Musculites, Mytulites, Musculus lapideus, sind versteinerte zweyschalige Muscheln, welche eine länglichte, schmale und spitzig zulaufende Schale haben.

Muscusaffe.

S. Sai.

Muscuskäfer.

S. Todtengräber.

Muscusochse.

S. Ochse.

Muscusthier.

S. Bisamthier.

Muscusschwein.

S. Tajacu.

Musikhorn.

S. Tieger.

Musirgold.

Aurum musicum, ist eine goldfarbige Vermischung, welche folgendermaaßen erhalten wird: Man macht aus Zinn und Queckfilber eine Vermischung oder Amalgama, nimmt von selbigem sechs Theile, Schwefel drey Theile und Salmiac auch drey Theile, mischt alles wohl unter einander, und sublimirt es in einem Sublimirgefäße. Was auf dem Boden sitzen bleibt, ist das Musirgold, welches in der Malerey gebraucht wird.

Musirsilber.

Argentum musicum, ist eine silberfarbene Vermischung, welche aus drey Theilen Zinn, drey Theilen Wißmuth und vier Theilen Queckfilber gemacht wird. Das Zinn und den Wißmuth muß man erst mit einander schmelzen, und alsdenn, wenn sie im Fluß sind, das Queckfilber zusetzen. Hierauf muß man diese Vermischung vom Feuer nehmen und mit Eyweiß vollends zusammenreiben. Das Musirsilber wird in der Malerey gebraucht.

Muskel.

Maus, Musculus. Da dieses die eigentlichen Werkzeuge der Bewegung sind, so könnte man sie mit Recht als eigenthümliche Unterscheidungszeichen eines jeden thierischen Körpers ansehen. Man verstehet nämlich hierunter einen solchen Theil desselben, welcher nicht nur aus einem Bündel schichtenweise neben und an einander gelegter, mehr oder weniger dichter oder lockerer Fleischfasern bestehet, wovon der größte Theil bey Thieren, welche ein rothes Blut bey sich führen, ebenfalls an Farbe roth ausfällt, sondern welche auch die besondere Kraft besitzen, sich zusammenzuziehen. In so ferne man einen Muskel überhaupt und obenhin betrachtet, so unterscheidet man an demselben das obere stumpfe Ende, oder den sogenannten Kopf (caput), welcher eigentlich den festen Haltepunct (punctum

ctum fixum) abgiebet, ingleichen das untere, mehr ſpitzige, und wie ein dünnes Seil oder Schnure fortlaufende, und an Farbe weißlichte Ende, nämlich den Schwanz (cauda) oder die ſogenannte Sehne (tendo), oder wenn dieſer Theil ſich in eine breite Schicht verlängert, die ſogenannte Sehnenhaut (aponeuroſis), woſelbſt die bewegliche Stelle des Muſkels, oder Bewegungspunct (punctum mobile) zu ſuchen, und endlich in der Mitte den anſehnlichſten, dickſten, rothen und fleiſchigten Theil, oder Bauch (venter). Die kleinſten zarteſten Fleiſchfaden ſelbſt, in welche ſich der Muſkel zuletzt auflöſen und zergliedern läſſet, liegen ſchichtenweiſe neben einander, und ſind eigentlich durch ein dünnes Zellgewebe unter ſich verbunden, wovon bisweilen hin und wieder an demſelben kleine Zwiſchenräume entſtehen, welche alsdenn überall mit Fett ausgefüllet ſind. Es erhalten aber dieſelben in ihrem weiteren Fortgange nach Beſchaffenheit der Umſtände eine ſehr mannigfaltige und abwechſelnde Richtung, indem ſie bald gerade, bald ſchief oder in die Queere, bald ringförmig oder ſchlangenartig gewunden, bald aber auch kreuzweiſe durch einander geflochten fortlaufen. Hiernächſt gelangen auch außer dieſen Fleiſchfaſern ſowohl blutaderichte als pulsaderichte und lymphatiſche Gefäße und Nerven dahin, welche alle, vornehmlich in den nur erwähnten Zwiſchenräumen, ſich verſchiedentlich zeräſteln, und theils ſich netzförmig wieder unter einander verbinden, oder auch zuletzt unvermerkt verlieren. Gleichwie nun die Fleiſchfaſern eines Muſkels mehr locker ſind und roth ausſehen, alſo kann man die Sehnenfibern an ihrer weißen glänzenden Farbe leicht erkennen, und haben dieſe auch vor jenen ein dichteres und feſteres Weſen. Aus der Dichtigkeit des ſehnichten Theils der Muſkeln läßt ſich wahrſcheinlicher weiſe muthmaßen, daß deſſen ab- und zuführende Gefäße, welche ihr Gewebe durchſtreichen, viel feiner ſeyn müſſen, als daß ſie ein wirklich hellrothes Blut bey ſich führen ſollten; wie man denn auch lediglich aus der Aehnlichkeit des allgemeinen Baues des Körpers auf die Gegenwart der Nerven ſchließen muß, ohnerachtet ſelbige noch nicht augenſcheinlich dargethan worden ſind. Uebrigens nehmen dieſe ſehnichten Fibern entweder alle auf einmal am Ende des Muſkels ihren Anfang, oder ſie entſpringen mitten aus dem Stamme deſſelben; erſteres geſchiehet bey ſolchen, bey denen alle Fibern in einer geraden länglichten Richtung fortlaufen, letzteres hingegen alsdenn, wenn dieſelben ſchief oder in die Queere liegen. Eben daher kömmt es, daß die Sehnen bisweilen

len mitten im Stamme des Muſkels verborgen liegen, welches ſich denn häufig bey den zuſammengeſetzten Muſceln findet. Was nun aber die Handlung oder Bewegung des Muſkels ſelbſt betrifft, ſo ſcheinet ſelbige durch eine Zuſammenziehung der Fleiſchfaſern deſſelben bewerkſtelliget zu werden; wodurch es denn natürlicherweiſe erfolgen muß, daß nicht nur der Bauch deſſelben aufſchwillet und dicker wird, ſondern auch beyde Enden näher zuſammenkommen, und folglich, der am äußerſten Ende befindliche Theil angezogen werde. Ob nun ſchon alle und jede Bewegung, welche in und von einem thieriſchen Körper verrichtet wird, lediglich der Gewalt und Macht der Muſkeln zuzuſchreiben iſt, ſo findet ſich doch hierinnen ein ſehr merklicher Unterſcheid. Es hängen nämlich einige derſelben von dem Einfluſſe und der Gewalt des Willens ab, welche man darum als willkührliche Bewegungen (motus voluntarii, ſ. animales) und ſolche anzuſehen hat, die der Oberherrſchaft der Seele unterworfen ſind; andere ſtehen mehr der natürlichen Anlage und dem mechaniſchen Baue des Körpers zu Gebote, und können nach unſerer Willkühr weder vermehret noch eingeſchränket werden, weswegen man ſie als natürliche, nothwendige, körperliche und unwillkührliche Bewegungen (motus naturales, neceſſarii, corporei, inuoluntarii) betrachten muß; noch andere ſind zum Theil nothwendig, und doch auch dabey einigermaaßen willkührlich, indem ſie zwar eigentlich von dem Willen abhängen, jedoch aber, wenn eine andere und neue Urſache dazwiſchen kommt, von demſelben nie können verhindert werden, ſondern aus Zwang erfolgen müſſen, und daher gemiſchte Bewegungen (motus mixti) abgeben. Solchergeſtalt iſt das Blinzen mit den Augen beſchaffen, wenn man in die Sonne ſiehet, welches, ohnerachtet ſonſt die Bewegung der Augenlieder willkührlich zu ſeyn ſcheinet, doch nicht vermieden werden kann, ſondern nothwendigerweiſe geſchehen muß, ſobald die Sonnenſtrahlen auf einmal ins Auge fallen; ingleichen, das wechſelſeitige Auf- und Abſteigen des Zwerchfells beym Athemholen, u. ſ. w. Unter die natürlichen und nothwendigen Bewegungen gehören vorzüglich die wechſelsweiſe Zuſammenziehung und Ausdehnung des Herzens, das Schlagen der Pulsadern, die periſtaltiſche Bewegung des Magens und der Gedärme, u. dgl. Man will angemerket haben, daß die Nerven denjenigen Muſkeln, welche einer willkührlichen Bewegung fähig ſind, unmittelbar aus dem Gehirn oder dem Mittelmarke entſpringen, diejenigen aber, welche nur nothwendige

dige und unwillkührliche Bewegung verrichten, selbige aus dem Hirnlein erhalten, und endlich die Nerven solcher Muskeln, bey denen die Bewegung gemischt ist, aus beyden zugleich, nämlich sowohl aus dem Gehirn als dem Hirnlein abstammen. Bisweilen trifft es sich auch, daß die Muskeln in ihrer Handlung bald einander die Hand bieten, und auf einerley Art und Weise wirken, bald aber auch einander ganz zuwider und entgegen wirken, indem nämlich die Handlung des einen durch die Handlung des andern aufgehalten und gehemmet wird: Man nennet sie dahero im ersten Falle gemeinschaftliche oder gleichwirkende (musculi congeneres s. socii), im andern aber entgegengesetzte oder widrigwirkende Muskeln (musculi antagonistae); welche, wenn sie beyde zugleich auf einmal ihre Handlung verrichten, ein Glied steif, starr und unbeweglich machen; so wie auch einer aus einem Muskelpaar einfach und allein wirkend dem Gliede oftmals eine ganz andere Richtung giebet, als wenn das ganze Paar zugleich gemeinschaftlich seine Handlung äußert. An kaltblütigen und blutlosen Thieren haben diese Theile mehr ein bleßrothes oder auch weißes und schleimichtes Ansehen, und man will sogar den letztern nicht einmal die Sehnen zugestehen.

Mußkraut.

Weil eine und die andere Art dieses Geschlechts als ein Kohlgespeiset werden kann, ist dieser Name längst im deutschen bekannt; Tournefort und mit diesem alle neuern nennen solches Corchorus. Die fünf Kelchblättchen sind lanzetförmig, stehen aufgerichtet und fallen ab. Die fünf Blumenblätter sind länglicht, stumpf, kaum länger als der Kelch, und wenig ausgebreitet. Die vielen, zarten Staubfäden sind kürzer. Der dicke Griffel trägt einen doppelten Staubweg. Das Saamenbehältniß ist verschieden, bey den meisten Arten länglicht, in fünf Klappen und in fünf Fächer abgetheilet. Bey einer Art bemerket man nur zwo Klappen und zwey Fächer. Auch die Gestalt ist verschieden. Die Saamen sind eckicht. Herr v. Linné hat acht Arten bestimmet. Die bekanntesten sind:

1) das zartgeschwänzte Mußkraut mit fünffächerichter Frucht, gemeines Mußkraut, Kohlmußpflanze, Judenpappel, Corchorus olitorius L. Ist in Asien, Afrika und Amerika zu Hause. Die Wurzel dauert nur ein Jahr; der Stängel wird ohngefähr zween Schuh hoch, und theilet sich in viele Zweige. Die langgestielten, hellgrünen Blätter sind eyförmig, oder mehr herzför-

mig, am Rande fein ausgezacket, die beyden hintern oder ersten Zäckchen viel länger, und von den übrigen entfernet, als ob zween Fäden oder Schwänzchen am hintern Ende herabhiengen. Die kleinen, gelben Blumen zeigen sich im Erndtemonath, und sitzen einzeln an den Zweigen, den Blättern gegenüber. Das Saamenbehältniß ist länglicht und bäuchicht.

2) Das zartgeschwänzte Mußkraut mit dreyfächerichter und dreyeckichter Frucht, Corchorus trilocularis L. Diese jährige Art wächst in Arabien. Der Stängel ist etwas rauh, etwan einen Fuß hoch. Die gestielten Blätter sind eyförmig, länglicht, auf der untern Fläche rauh, ausgezacket, und die hintersten Zäckchen, wie bey der ersten Art beschaffen. Die kurzen Blumenstiele stehen gemeiniglich den Blättern gegenüber, und jeder trägt zwo Blumen. Der Kelch ist eckicht; die Blumenblätter sind schmal und gelb. Die Frucht zeiget drey Fächer, drey Klappen, und drey gespaltene rauhe Ecken, und eine ungetheilte Spitze.

3) Das zartgeschwänzte Mußkraut mit dreyfächerichter sechsfurchichter Frucht, Corchorus aestuans Linn. kömmt aus dem wärmern Amerika, und dauert gemeiniglich auch nur ein Jahr. Kömmt im Wachsthume mit der ersten Art überein. Die Blätter sind auch herzförmig, und die hintersten Zäckchen lang geschwänzet. Die länglichte, dreyfächerichte Frucht ist äußerlich mit sechs Furchen durchzogen, und mit sechs Spitzen geendiget.

4) Das zartgeschwänzte Mußkraut mit niedergedrückter rundlichter Frucht, Corchorus capsularis L. Diese jährige Art wächst in beyden Indien. Der Stängel ist zart, weich, ohngefähr drey Schuh hoch. Die kurzgestielten Blätter sind länglicht oder herzförmig, und die hintersten Zäckchen langgeschwänzet. Die kleinen Blumen erscheinen im Heu- und Erndtemonath, und sitzen einzeln und fast platt seitwärts an den Zweigen auf. Die Kelchblättchen sind vertiefet, umgebogen, äußerlich gedüpfelt, und kürzer als die eingekerbten Blumenblätter. Die Frucht ist rundlicht, niedergedrücket, und runzlicht.

5) Das ungeschwänzte Mußkraut mit zweklappichter Frucht, Corchorus siliquosus Linn. Diese Art wächst in dem mittägigen Amerika, und ist staudicht. Die Blätter sind lanzetförmig und am Rande überall gleich eingekerbet. Die kleinen blaßgelben Blumen stehen einzeln den Blättern gegenüber, und erscheinen im Frühlinge und Herbste in verschiedener Beschaffenheit. Nach Herr von Linné Angeben, haben die Frühlings-

lingsblumen keine Blumenblätter, und nur vier Kelchblätter, auch nur vier Staubfäden; die Herbstblumen hingegen fünf Kelch- und fünf Blumenblätter, und viele Staubfäden.

Die erste Art wird von den Einwohnern, wo selbige wild wächst, vornehmlich von den Juden, wie Kohl gespeiset. Die vierte aber wird durch das Kochen bitter und schleimicht, und wird nur trocken mit Oel und Zwiebeln abgerieben von den Benjalen und Chinesern gegessen. Die Zweige von dieser Art werden in Bengala wie der Flachs und Hanf zugerichtet und daraus Stricke verfertiget.

Man muß alle Arten aus Saamen erziehen, diesen auf das Mistbeet ausstreuen, die Pflanzen vor aller Kälte verwahren, auch, um desto gewisser reifen Saamen zu erlangen, einige in Töpfen unterhalten, und diese gegen den Herbst hinter die Fenster eines Glashauses stellen.

Wir vereinigen mit diesem Geschlechte ein anderes, welches Hr. v. Linné zwar davon abgesondert und Antichorus genennet, aber selbst erinnert, daß es mit dem Mußkraut nahe verwandt sey. Herr Planer giebt selbigem den Namen Mösecke. Die Pflanze, Antichorus depressus L. wächst in Arabien. Die Wurzel ist jährig. Die Stängel liegen auf der Erde ausgestrecket. Die gestielten, wechselsweise gestellten Blätter sind glatt, eyförmig, sägeartig ausgezacket, etwas gefalten, und mit pfriemenartigen Blattansätzen versehen. Die gelben Blumen sitzen paarweise in dem Blätterwinkel. Der vierblätterichte Kelch umgiebt vier Blumenblätter, acht Staubfäden und einen Staubweg. Die pfriemenförmige Frucht neiget sich unterwärts, und zeiget vier Fächer, auch vier Klappen.

Mussända.

Burmann und die neuern Schriftsteller verstehen darunter ein Pflanzengeschlecht, welches einen fünffach getheilten, und auf dem Fruchtkeime sitzenden Kelch; ein langes, dünnes, rauches, trichterförmiges, und in fünf eyförmige Einschnitte getheiltes Blumenblatt; fünf Staubfäden und einen dünnen Griffel mit zween dickern Staubwegen, und eine Beere mit vier Reihen Saamen zeiget. Herr von Linné hat ehedem nur eine Art, jetzo aber, nach Herr Jacquins Entdeckungen, dreye angegeben; alle haben ein schönes Ansehen, sind aber zur Zeit in hiesigen Gärten nicht bekannt.

1) Die stachlichte Mussände, Mussaenda spinosa. wächst in Martinique und Carthagena in den Wäldern; und ist strauch- oder

oder baumartig. Die letzten Aeste zeigen theils auf der Spitze, theils nahe dabey vier creuzweise gestellte, starke Stacheln, dergleichen auch noch zuweilen an den ältern Aesten sich finden. Die gestielten Blätter halten keine Ordnung, gemeiniglich stehen einige zwischen den Stacheln, sie sind länglicht, spitzig, völlig ganz, auf beyden Seiten rauch, und zuweilen runzlicht. Die Blumen sitzen um die Spitzen der Aeste platt auf, und gemeiniglich stehen viere derselben beyeinander, welche zu verschiedener Zeit aufblühen. Der angenehme Geruch derselben verbreitet sich weit. Das Blumenblatt ist weiß, und die Röhre desselben zwey- auch dreymal länger als der Rand. Die Staubfäden scheinen ganz zu fehlen, und die Staubbeutel sitzen am obern Theile der Blumenröhre fest an. Die Beere ist nicht gestreifet, und die äußerliche harte Schale anfangs gelblicht, zuletzt braun. Das weiche markichte Wesen kommt an Farbe und Geschmack der Cassienpulpa gleich. Wegen der Stacheln nennen die Spanier diese Art Cruzeta.

2) Unbewährte Mussände mit einzeln gestellten Blumen, Mussaenda formosa L. wächst auch in Carthagena in den Wäldern, und ist ein schwacher niedriger Strauch. Die Blätter sitzen der Länge nach an den Aesten, sind lanzetförmig, völlig ganz, wenig rauch, gestielet, und stehen gemeiniglich zu vieren auf einem Höcker; in der Mitte dieses Höckers sitzet eine Blume, welche, sonderlich zur Nachtzeit einen sehr angenehmen Geruch von sich giebt. Der Kelch ist haaricht, und öfters ungetheilet; die sehr lange Röhre des Blumenblattes ganz rauch und grün, die Einschnitte des Randes aber sind oberwärts schön weiß, und unterwärts halb weiß und halb grün, auch haaricht. Die Frucht ist mit zehen Streifen überzogen, und das markichte Wesen, wie bey der ersten Art, beschaffen. Wenn der Strauch im October blühet, soll er ein vortreffliches Ansehen haben.

3) Unbewährte Mussände mit Blumensträußern, Mussaenda frondosa L. Folium principissae Rumph. Dieser Strauch wächst in Indien, und ist wegen der zweyerley Blätter, welche darauf zu gleicher Zeit erscheinen, leicht kenntlich und schön anzusehen. Die Größe und Gestalt der ordentlichen Blätter ist verschieden, gemeiniglich sind solche groß, breit, eyförmig, stumpf, und rauch. Die Blumen stehen in kleinen Sträußern bey einander; diese haben keinen Geruch. Das Blumenblatt ist weich, wie Seide anzufühlen, und in Amboina oberwärts gelblicht, in Macassarien

cassarien karmesinroth. Die Frucht ist grün mit aschgrauen Puncten gefleckt. Wenn diese zu reifen anfängt, verlängert sich das eine Kelchblättchen, und erhält die Gestalt der übrigen Blätter, ist aber kleiner als diese, ganz weiß und von einem besondern Geruche. Die Einwohner, sonderlich das Frauenzimmer gebrauchen solche sich selbst und ihren Kleidern einen angenehmen Geruch zu verschaffen.

Mußwall.

Musculus, Μυσίκητος, eine Art gemeiner Balänen oder Wallfische, Gesner S. 99. b. des Artedi, syn. p. 106. sp. 1. Balaena, fistula in medio capite, dorso caudam versus acuminato. Balaena Mysticetus, Linn. gen. 38. sp. 1. Müllers Grönländischer Wallfisch. Kleins Balaena, 1. vera Zorydrageri; s. Wallfisch.

Muthay.

Eine vortreffliche Art von Fischen, die in den Flüssen der Hudsonsbey gefangen wird; er ist von dem Aale nur dadurch unterschieden, daß er mit gelben und weißen Flecken ganz lang hinunter gezeichnet ist. Sie sind niemals fetter, als im Winter, und werden alsdenn mit Angeln durch die Löcher gefangen, die man mit ziemlicher Mühe in dem Eise machet. S. A. Reisen; B. XVII. S. 272.

Mutter.

S. Zeugungstheile.

Mutterharz.

S. Galbanun.

Mutterkorn.

S. Getraide.

Mutterkraut.

Diesen bekannten Namen hat Hr. Planer mit Metter verwechselt. Matricaria Tourn. und Linn. Die Blumen sind von der Familie der zusammengesetzten. Der gemeinschaftliche Kelch ist halbkugelförmig, und die Schuppen sind gleich breit, und wie Dachziegel über einander geleget. Die Blümchen sind von zweyerley Art; die Randblümchen weiblich, zungenförmig, und am Ende dreyzäckicht; die auf der Scheibe aber Zwitter, trichterförmig, und fünffach eingekerbet. Diese zeugen einen verwachsenen, walzenförmigen Staubbeutel, und, wie die Weibchen, einen länglichten Fruchtkeim, nebst zweyspaltigen Griffel. Nach allen folget ein länglichter, an der Spitze nicht gekrönter Saame, welche auf dem nackenden, etwas erhabenen Blumenbette sitzen, und von dem unveränderten Kelche umgeben werden. Es hat dieses Geschlechte mit der Goldblume viele

Aehnlich-

Aehnlichkeit, und der Hauptunterschied bestehet nur darinnen, daß bey diesem Geschlechte die Kelchschuppen einander nicht ganz ähnlich und die äußerlichen mit einem besondern, gleichsam trocknen Rande eingefasset sind, daher auch Hr. v. Haller Chrysanthemum L. mit Matricaria vereiniget, und Herr Ludwig auch den Bertram hinzugefüget, obgleich bey diesem die Saamen mit einem eingekerbten Krönchen besetzet sind, dergleichen an den Arten der Goldblume kaum merklich und bey dem Mutterkraute ganz und gar nicht zugegen ist. Da wir den Bertram und die Goldblume besonders beschrieben, führen wir hier die eigentlichen Arten des Mutterkrautes nach Hr. v. Linné an. Man findet bey demselben jetzo nur sechse, indem er die Matric. capensis mit der Laugenblume vereiniget, und darunter ist auch die gemeine Chamomille, wovon bereits gehandelt worden. Wir erwähnen demnach

1) Das gemeine Mutterkraut, Metterich, Meterkraut, Mälerkraut, Merram, Feberkraut, Matricaria parthenium L. wächset in den meisten Ländern Europens wild. Die fäserichte Wurzel dauert gemeiniglich zwey Jahre. Der starke aufgerichtete Stängel treibt viele Zweige, und wird gegen drey Schuh hoch. Die Blätter sind gelblicht grün, wollicht, zusammengesetzt, und in viele Flügel abgetheilet, und diese wieder in breite, tief eingekerbte Lappen zerschnitten. Die Blumenstiele sind zweigicht und die Blume stellt unter sich einen flachen Strauß vor. Die Blüthzeit fällt gemeiniglich in den Heumonat. Die Randblümchen sind weiß, und die auf der Scheibe gelbe, fallen aber in den Gärten sehr verschieden aus. Man findet sogenannte gefüllte, da denn entweder alle Blümchen zungenförmig und weißlicht, mithin die auf der Scheibe ebenfalls in platte verwandelt und vergrößert worden, Matricaria flosculis omnibus lingulatis, oder umgekehrt alle trichterförmig und vergrößert sind, floribus omnibus fistulosis. Noch eine andere Spielart findet man, wobey die mittelsten trichterförmigen ihre Größe behalten, die äußerlichen aber größer und gleichfalls trichterförmig erscheinen. Man findet auch Stöcke mit krausen Blättern. Die Kelchschuppen zeigen auch, wie in der Goldblume, einen trockenen Rand, mithin ist das Unterscheidungszeichen dieser beyden Geschlechter nicht hinreichend. Der Geruch dieser Pflanze hat viel ähnliches mit den Chamillen, und man kann auch beyde in Ansehung der Wirkung und des Nutzens mit einander füglich vergleichen, doch möchte die Chamille leicht den Vorzug behaupten, daher auch das Mutterkraut

terkraut wenig gebrauchet wird. Der gemeine Name, auch Parthenium, welches Jungfernkraut bedeutet, zeiget schon an, daß man die Pflanze vorzüglich wider die Mutterbeschwerungen, welche in Blähungen, Krämpfen und unordentlicher Monathszeit bestehen, gebrauchet habe. Man will auch solche, wegen der mehrern Bitterkeit, als ein mehr stärkendes Mittel anrühmen, und äußerlich zur Zertheilung der stockenden Feuchtigkeit der Chamille vorziehen. Von dieser sind nur die Blüthen zu gebrauchen; unser Mutterkraut aber besitzt in den Blüthen und den Blättern gleiche Kräfte. Es gehen diese bey dem Austrocknen größtentheils verlohren; doch berichtet Lange, wie im Braunschweigischen die getrockneten und zerriebenen Blätter mit Brandwein vermischt, häufig gebrauchet würden. Es pflegen auch die Landleute in einigen Gegenden die getrockneten Blätter dem keichenden und aufgebläheten Viehe unter das Futter zu mengen. In England pfleget man den ausgepreßten Saft einige Löffel voll vor dem Eintritte der Wechselfieber einzunehmen, und daher heißt auch die Pflanze bey den Engländern Feverfew. Die Bienen besuchen die Blumen gar nicht. Die Vermehrung geschieht am gewissesten durch den Saamen, ob sich gleich dadurch die Spielarten öfters verändern; doch erhält man auch zuweilen neue davon. Wo einmal Stöcke im Garten gestanden und verblühet haben, werden durch den ausgefallenen Saamen genug neue Pflanzen aufschießen, und man wird nicht leicht nöthig haben, eine besondere Aussaat zu veranstalten. Die Theilung der Stöcke oder der Wurzel wird öfters mißlingen und die gesteckten Zweige selten Wurzeln schlagen.

2) Das wohlriechende Mutterkraut, Matricaria suaueolens Linn. unterscheidet sich von den übrigen Arten durch die gleichbreiten Kelchschuppen, die zurückgeschlagenen Randblümchen und das mehr erhabene Blumenbette; ist übrigens der Chamille viel ähnlich, bey welcher aber die Randblümchen ausgebreitet stehen. Die Wurzel ist jährig und die Blätter sind in zarte Lappen zerschnitten. Die Blüthzeit fällt in Brachmonath. Man findet diese Art fast in allen Ländern Europens.

3) Das silberfarbene Mutterkraut, Matricaria argentea, kömmt aus den Morgenländern und unterscheidet sich durch die doppelt gefiederten, silberweißen Blätter und einzeln stehende Blumen.

4) Das ganzblätterichte Mutterkraut, Matricaria asteroides Linn. wächst in Pensylvanien.

Die Wurzel dauert über Winter. Der aufrechtstehende Stängel zeiget einige Ecken und Striefen, und erreichet ohngefähr zween Schuh Höhe. Die Blätter sitzen wechselsweise platt auf und sind lanzetförmig, glatt. Die Randblümchen sind fleischfärbig oder weiß und die Saamen mit fünf Zähnchen besetzet. Das Blumenbette hat die Gestalt eines halben Kegels. Man kann diese Art auch im freyen Lande unterhalten und aus dem Saamen erziehen.

Mutterkraut, S. auch Chamille, Fönugreck, Löwenfuß, Melisse und Milchkraut.

Mutterkuchen.

S. Zeugungstheile.

Mutterlauge.

Hecklauge, Salpetermutter, Mater nitri, ist eigentlich nichts anders, als die übrig gebliebene Lauge, aus welcher bey dem Salpetermachen kein Salpeter mehr zu Crystallen anschießen will. Diese Lauge enthält eine aufgelößte Kalcherde, etwas von einem alkalischen Salze, wie auch ein wenig Kochsalz und Salpeter. Die Kalcherde ist, vermittelst des Salpeter- oder Salzsauren, vornehmlich aber vermittelst des Salpetersauren aufgelöset. Gießt man in die Mutterlauge etwas von einem aufgelößten alkalischen Salze, so schlägt sich eine weiße Erde nieder, welche wohl ausgesüßt nichts anders als eine zarte Kalcherde ist, und Magnesie, Magnesia alba, genannt wird. Rauchet man die Mutterlauge bis zur Trockne ab und calcinirt die nunmehr übriggebliebene trockene Substanz, so geht das vorher an selbige hängende Salz und Salpetersaure verlohren, und wenn man hernach die erdichte Substanz wohl aussüßt so bleibt nichts als eine Kalcherde übrig, mit welcher gemeiniglich etwas weniges vom Salpeter und Salzsauren verbunden ist. Dieses ist die durch die Calcination bereitete Magnesie. Diese sowohl, als die durch die Präcipitation bereitete Magnesie wird vornehmlich in der Heilkunst gebrauchet. S. Magnesie.

Mutterscheide.

S. Zeugungstheile.

Mutterstein.

S. Hysterolithen.

Muttertrompete.

S. Zeugungstheile.

Mutterwurzel.

S. Bärwurzel und Falkkraut.

Mutterzapfen.

S. Getraide.

Muxue.

Eine Art Forellen in dem Obflusse, die keine Zähne haben, nach dem Gmelin; s. S. a. Reisen, B. XIX. S. 162.

Myginda.

Franciscus a Mygind hat in der Insel Barbados die Pflanzen aufgesuchet und selbige Hrn. Jacquin mitgetheilet, wird auch von diesem als ein großer Beförderer des botanischen Gartens zu Wien gerühmet und hat deswegen dieses Andenken von ihm erhalten. Es machet dieses Geschlechte nur eine Art aus, welche um Carthagena und in der Insel St. Martini wächst und einen Strauch vorstellet, dessen dicke, knotichte Wurzel von einer Rinde bedecket wird, welche äußerlich braun und innerlich orangenfärbig und der holzichte Theil weiß und sehr bitter ist. Die Blätter sind eyförmig zugespitzet, zart eingekerbt und stehen gemeiniglich einander gegen über auf kurzen röthlichen Stielen. Aus dem Blätterwinkel treibt ein dünner Blüthstiel, welcher sich in Zweige, und jeder Zweig wieder in drey andere theilet, auf den letzten stehen die Blumen einzeln. Die Blumen sind klein; der Kelch ist vierfach eingekerbet; die vier Blumenblätter sind dunkelroth, rundlich und stehen ausgebreitet; die vier Staubfäden sind kürzer und der rundliche Fruchtkeim trägt vier kurze Griffel mit spitzigen Staubwegen. Die Steinfrucht ist roth, weich, fast kugelförmig und enthält eine einfächerichte Nuß. Die Carthagenester bedienen sich der Wurzel als eines kräftigen urintreibenden Mittels, daher nennt solche Herr Jacquin Myginda uragoga.

Myrabellen.

S. Monbin.

Myrobalanen.

Aus Ostindien erhalten wir verschiedene getrocknete Früchte, welche diesen Namen führen. Sie werden nach der Größe, Farbe und ihrem Vaterlande unterschieden, und es ist wahrscheinlich, daß selbige nicht von einem Baume, sondern von mehrern und verschiedenen gesamelt werden; doch lassen sich diese nicht alle angeben. Wir wollen zuerst die Arten anführen und ihren Gebrauch erwähnen, zuletzt aber den bekannten Baum beschreiben. Die arabischen Aerzte haben die Myrobalanen zuerst eingeführet und vier Arten davon angegeben. In den neuern Zeiten hat man fünf Arten bestimmet und diese findet man auch jetzo in den Apotheken, als

1) gelbe oder citronfarbene, Myrobalani citrini, sind länglicht runde, getrocknete Früchte, welche an beyden Enden stumpf

zulaufen und eine gelblichte Citronfarbe zeigen. Gemeiniglich sind sie der Länge nach mit fünf starken Striefen, und zwischen diesen mit fünf kleinern bezeichnet. Inwendig liegt eine länglichte, eckichte Nuß.

2) Große, schwarzbraune, Myrobalani chebuli, sind den vorigen ziemlich ähnlich, nur größer, und haben mehr die Gestalt einer Birne.

3) Die schwarzen oder indianischen, Myrobalani indici, sind klein, länglicht, mehr runzlicht als gestreift, meistentheils achteckicht, äußerlich schwarz oder dunkelgrau, inwendig glänzend wie Pech; und ohne Kern, jedoch ausgehöhlet; daher man solche für unreife Früchte hält.

4) Bellirische, Myrobalani bellirici, sind rund, etwas eckicht, gelblicht und endigen sich mit einem Stiele.

5) Aschfarbige, Myrobalani emblici, sind beynahe kugelförmig, sechseckicht, dunkelaschfärbig. Man findet diese selten ganz, sondern gemeiniglich in Stücke zerbrochen.

Die Indianer gebrauchen diese verschiedene Früchte, das Leder damit zu färben und Dinte zu machen. Sie essen auch selbige, sonderlich die aschfarbenen, in Salzwasser eingeweichet, um den Appetit zu erwecken. Die Aerzte rechnen solche unter diejenigen Arzneymittel, welche den Leib gelinde eröffnen und zugleich den Durchfall stillen, und die Araber rühmten sie vorzüglich zu Verbesserung anderer Purgiermittel und als ein zusammenziehendes Mittel bey Augenkrankheiten und Schwäche der Eingeweide, und nach Mesue Empfehlung soll ihr Gebrauch das Alter verzögern und den Körper munter und gesund erhalten. Ob diese angegebenen Wirkungen von den frischen oder wohl aufbehaltenen Früchten zu erlangen seyn dürften, wollen wir nicht untersuchen, gestehen aber frey, daß diejenigen, welche in den Apotheken zu finden, gar nichts nützen, und als eine alte verlegene Waare billig daraus vertilget werden sollten. Es wird auch nicht leicht ein Arzt dergleichen jetzo verschreiben, sondern lieber dafür unsere getrockneten Pflaumen, oder andere gebräuchliche, gelinde abführende und stärkende Mittel wählen, und davon sichere und bessere Wirkung erhalten. Wir erinnern jedoch noch, wie Herr van Swieten den Trank von abgekochten Bellirischen Myrobalanen wider den Vorfall des Mastdarmes bey Rindern in der Masse zu trinken empfohlen, daß davon kein Laxieren erfolge. Vielleicht hat man in Wien frischere Früchte; unsere werden den Leib gewiß so verstopfen, daß weder Durchfall, noch

Ausfall des Mastdarms zu befürchten.

Das Geschlecht Spondias, oder Monbin hat Herr Dietrich Myrobalanen genennet, und beyde Arten desselben hat Sloane unter diesem Namen beschrieben, auch Herr von Linné und Jacquin einer Art diesen Beynamen gegeben; doch ist ungewiß, ob eine oder mehrere Arten von den angeführten Myrobalanen von diesen abstamme, zumal die Steinfrucht bey dem Monbin eine fünffächerichte Nuß enthält, welche in den Myrobalanen nur einfächericht scheint. Gewisser ist es, daß die Frucht eines Baumes von dem Geschlechte, welches Phyllanthus heißt, eine Art Myrobalanen, und zwar die aschgrauen oder emblischen liefere. Von diesem Geschlechte haben wir unter dem Namen Blatblume gehandelt, beschreiben aber hier noch diejenige Art, welche wegen der Frucht zu den Myrobalanen gehöret. Es ist dieses

Die Emblische Blattblume, Phyllanthus Emblica L. Dieser Baum wächst in Malabarien, auch auf der Insel Malaga. Die gefiederten Blätter bestehen aus vielen kleinen, einander gegenüber gestellten, eyförmigen und völlig ganzen Blättchen, welche einzeln nach und nach abfallen, der gemeinschaftliche Stiel aber bleibt stehen, und auf diesem erscheinen nachher die Blumen. Die männlichen stehen der Länge nach an selbigem, die weiblichen aber nahe am Winkel, wo der Stiel ansitzet. Die Frucht sitzet auf einem ganz kurzen Stiele, ist rundlich, durch drey oder sechs Linien vertiefet, anfangs grün und saftig, zuletzt gräulichtschwarz, und mehr vertrocknet. Die darinnen liegende Nuß ist eyförmig zugespitzet, sechseckicht, und theilet sich in sechs krumme, spitzige Stücke, welche man für so viel Saamen ausgiebt.

Die Bengalische Bohne, welche von einigen Schriftstellern auch für eine Art Myrobalanen ausgegeben worden, haben wir unter diesem Namen bereits erwähnet.

Myrrhe.

Ob die Myrrhe, welche die ältern griechischen Aerzte anführen, mit der jetzt gebräuchlichen völlig übereinkomme, oder verschieden sey, läßt sich nicht füglich bestimmen; wie denn auch noch immer unbekannt ist, aus welcher Pflanze selbige eigentlich ihren Ursprung erhalte. Es soll solche aus dem Stamme und den Aesten eines Baumes, welcher in Arabien,

Egypten und andern Ländern von Afrika wächst, theils nach dem Ritzen, theils von sich selbst fließen. In den Küsten oder Säcken, worinnen die Myrrhe zu uns gebracht wird, findet man gemeiniglich verschiedene Stücke untereinander gemischet, deren viele einen andern Geruch und Geschmack, und überhaupt ein anderes Ansehen haben, als die Myrrhe; öfters ist auch Bdellien-Harz und Gummi damit vermischet; daher es scheinen möchte, als ob selbige aus verschiedenen Bäumen, oder zu verschiedener Jahreszeit, oder auf verschiedene Weise gesammlet würde. Wir wollen uns hierbey und andern Muthmaßungen nicht aufhalten, sondern nur bemerken, daß die Droguisten dreyerley Sorten unterscheiden; als 1) die auserlesene Myrrhe, electa, welche aus kleinen Stückchen oder großen Körnern besteht, einfärbicht, roth, oder braunroth, helle und durchsichtig sey, einen bittern und scharfen, doch nicht unangenehmen Geschmack und guten Geruch habe, sich leicht zerbrechen lasse, und inwendig weißlichte Adern und eine gleichsam klebrichte Feuchtigkeit zeige. Diese halten einige für die Myrrha stacte der Alten; es soll aber diese, nach anderer Meynung ganz flüßig gewesen seyn. 2) Die feine Myrrhe, fina, welche mit der vorigen übereinkömmt, aber auch äußerlich weiße Striefen zeiget; und 3) gemeine Myrrhe, oder in Sorten, communis, welche grob und unrein ist, und aus kleinen schwarzen Stückchen besteht. Diese ist mithin die schlechteste und nicht wohl zu gebrauchen. Es ist die Myrrhe von besonderer Beschaffenheit, weder ein Harz, noch Gummi, noch Oel. Es entzündet sich selbige, wie das Harz, löst sich aber nicht völlig, wie das Harz, in ölichten Feuchtigkeiten auf, sondern ein Theil davon bleibt in Klümpchen zurück. Auch im Wasser bleibt der größte Theil unaufgelöset darinnen liegen. Der starke Weingeist zieht den harzichten Theil heraus, und der zurückbleibende gummöse ist alsdenn ohne Geruch und fast ohne Geschmack. Im Weingeiste, der mit Salmiackgeist vermischet worden, löset sich die Myrrhe völlig auf. Die verschiedenen Bestandtheile geben die Schriftsteller verschieden an. Nach Neumanns Versuchen giebt selbige $\frac{2}{3}\frac{5}{5}$ wässerichtes und $\frac{5}{16}$ geistiges Extract, und bey der Destillation $\frac{1}{4}$ sauren Spiritus, und ohngefähr $\frac{1}{9}$ empyreumatisches Oel, und das Wasser, welches über vier Pfund Myrrhe abgezogen worden, drey Quentchen Oel. Nach Herr Cartheusers Erfahrung giebt die Myrrhe

rhe über $\frac{7}{8}$ wässerichtes und $\frac{1}{2}$ geistiges Extract. Von dem wesentlichen Oele hat Hoffmann eben soviel als Neumann, hingegen Herr Spielmann nur einige Tropfen eines butterartigen Oeles erhalten. Diese Bestandtheile muß man wissen, um von den verschiedenen Zubereitungen desto gewisser zu urtheilen. Es besitzet die Myrrhe eine zertheilende, stärkende, reinigende und heilende Kraft. Bey Verstopfungen der Eingeweide überhaupt, besonders zu Beförderung der monathlichen Reinigung und der güldenen Ader, auch bey angehäuften Schleime und Knoten in der Lunge wird der innerliche Gebrauch nützlich angerathen. Sie ist auch ein wirksames Mittel wider die Würmer. Sie stärket den Magen und treibet die Blähungen aus. Sie verbessert die Säfte, widersteht der Fäulniß, und wird daher in bösartigen, faulen Fiebern, auch bey innerlichen Geschwüren nützlich seyn. Carthenser hat selbige nach dem Blutspeyen, und Löseke in der Lungensucht kräftig befunden. Den innerlichen Gebrauch veranstaltet man gemeiniglich in Pillen, oder wählet die daraus bereitete Tinctur, oder das gewöhnlichste zusammengesetzte Mittel, das Elixir Proprietatis. Aeußerlich ist die Myrrhe vorzüglich als ein reinigendes und heilendes Mittel bekannt. Man machet daraus Tränke, Tincturen, Pflaster und Oele. Man hat in den Apotheken zweyerley Tincturen, eine, welche allein mit starken Weingeist, und eine andere, welche aus Weingeist und Salmiac, oder einem Laugensalze bereitet wird. Diese, oder die Tinctura Myrrhae cum alcali, schicket sich am besten zum innerlichen, die andere aber, oder die Tinctura Myrrhae sine alcali, zum äußerlichen Gebrauche. Das gewöhnliche und zu der Wundarzneykunst gebräuchliche Oel, Oleum Myrrhae per deliquium, führet diesen Namen mit Unrecht, es ist nichts anders als die, durch die Feuchtigkeit des Eyweißes flüßig gemachte Myrrhe, und heißt daher besser Liquamen Myrrhae, oder Myrrha liquida. Man schneidet ein hart gekochtes frisches Ey der Länge nach mitten von einander, nimmt das gelbe heraus, und thut statt dessen klar gestoßene Myrrhe hinein, bindet die beyden Hälften mit einem Faden wieder zusammen, und hängt sie in den Keller, oder einen andern feuchten Ort, da denn die aufgelößte Myrrhe herauströpfelt, und gesammlet, oder auch noch bey gelindem Feuer in etwas verdicket wird. Dieses Liquamen Myrrhae ist ein vortreffliches

Mittel, die Wunden und andere äußerliche Schäden zu reinigen, gutes Eyter zu machen, und die Heilung zu befördern. Man bestreichet auch damit die aufgesprungenen Lippen und Warzen an den Brüsten, die Flechten, Schwinden, und die ungestalten Narben auf der Haut. Auch das Pulver der Myrrhe streuet man auf die angefressenen Knochen, und reibet damit die Zähne. Ueberhaupt ist Myrrhe eines der besten Verwahrungsmittel für die Zähne; man pfleget solche auch zu kauen, theils um den Athem dadurch zu verbessern, theils sich bey ansteckenden Krankheiten zu verwahren. Außer dem Elixir Proprietatis kömmt die Myrrhe auch zu dem Emplastro Oxycroceo und de Meliloto, und zu vielen andern zusammengesetzten Mitteln. So nützlich aber die Myrrhe ist, soll man doch mit dem innerlichen Gebrauch vorsichtig umgehen, indem dadurch das Blut leicht erhitzet und Schaden erreget werden kann. Galen erinnert schon, daß dadurch unzeitige Geburt, und Lebenwald, daß darauf Blutharnen erfolget; daher man, um desto sicherer zu gehen, das wässerichte Extract zum innerlichen Gebrauche anwenden soll. Wie dieses auf die geschickteste Weise zu verfertigen, lehret Schulze in Praelectionibus in Dispensator. Brandenburgicum, in der zwoten Ausgabe von 1753. auf der 275 S.

Myrrhenkörbel.

Unter diesem Namen oder Möhrenkümmel, versteht man dasjenige Doldengeschlecht, welches Tournefort Myrrhis genennet. Da aber dieses nicht füglich beybehalten werden kann, sondern die Arten desselben vielmehr unter den Kerbel und Nadelkerbel zu vertheilen, oder mit einem von beyden zu vereinigen sind, wollen wir auch davon nichts weiter anführen, sondern auf diese Namen, sonderlich auf Kerbel verweisen, woselbst wir von allen diesen Geschlechtern ausführlich gehandelt haben.

Myrtenbaum.

Myrteni oder Myrthen auch Martelbaum genannt, ist ein bekanntes Pflanzengeschlecht. Der Kelch sitzt auf dem Fruchtkeime, und ist in fünf spitzige Einschnitte getheilet. Bey einigen Arten zeiget solcher auch nur vier, oder gar keine Einschnitte. Auf diesem ruhen fünf, bey einigen auch nur vier eyförmige, viel größere Blumenblätter und viele Staubfäden. Der Griffel ist einfach und der Staubweg stumpf. Die eyförmige Beere ist mit dem Kelche gekrönet, zeiget innerlich

drey

drey Fächer und in jedem lieget ein nierenförmiger Saame. Alle Arten sind immer grün, und die Blätter geben einen angenehmen Geruch von sich. Aus denjenigen Arten, welche nur vier Blumenblätter und einen vierfach getheilten, oder völlig ganzen Kelch besitzen, hat Herr von Linné in der Flor. Zeyl. ein besonders Geschlecht unter dem Namen Myrcia gemacht, solches aber hernach wieder mit dem Myrtenbaume vereiniget, und dreyzehen Arten davon angegeben. Die merkwürdigsten sind:

1) Einzeln blühender Myrtenbaum mit bedeckten Stielen, gemeiner Myrtenbaum, Myrtus communis, wächset in dem mittägigen Europa, auch in Asien und Afrika, erhält aber nach dem verschiedenen Geburtsorte ein verschiedenes Ansehen, sowohl was die Höhe des Stammes, als die Gestalt der Blätter betrifft. Herr von Linné vereiniget alle diejenigen, als Abänderungen, mit einander in einer Art, welche einblümichte und mit zwey Deckblättern versehene Blüthstiele zeigen; da hingegen Herr Miller mehrere Arten davon unterscheidet, indem ihr Ansehen sich auch in den Gärten erhält. Da es noch ungewiß ist, in wie ferne man solche für Arten, oder nur für Spielarten halten könne, wollen wir die bekanntesten anführen.

a) Kleiner Tarentinischer Myrtenbaum, Myrt. tarentina, Myrt. minor vulgaris C. B. P. Die holzichte Wurzel treibet viele kleine biegsame Aeste, die mit kleinen, eyförmigen, hellgrünen, glänzenden und wohlriechenden Blättern besetzet sind. Die Blumen sind weiß und die Beeren fast kugelförmig.

b) Großer spitzblätteriger Italiänischer Myrtenbaum, Italica. Dieser erreichet zuweilen die Höhe eines mittelmäßigen Baumes. Die Zweige stehen mehr aufgerichtet. Die Rinde ist roth. Die Blätter sind größer, lanzetförmig, spitzig, und die Beeren mehr länglicht.

c) Breitblätterichter Römischer Myrtenbaum, Romana. Dieser trägt breite und eyförmige Blätter, und die Blüthen sitzen auf längern Stielen.

d) Breitblätterichter Boetischer Myrtenbaum, Boetica. Die eyförmig zugespitzten Blätter stehen dichte bey einander.

e) Großer spitzblätteriger Myrtenbaum, Lusitanica.

f) Breitblätterichter Holländischer Myrtenbaum, Belgica.

g) Kleiner spitzblätteriger Myrtenbaum, mucronata.

Ueberdieß findet man Bäume mit gefüllten Blumen, und andere mit versilberten, auch mit vergoldeten Blättern. Man findet auch Bäume, welche weiße Beeren tragen.

Ehedem wurde der Myrtenbaum bey besondern, traurigen sowohl, als frölichen Vorfällen gebrauchet, auch in der Küche und in der Arzneykunst häufig angewendet. Jetzo dienet derselbe fast nur das Auge zu belustigen und durch Geruch zu ergötzen. Fast alle Theile desselben besitzen eine zusammenziehende Kraft. Man hat in den Apotheken die getrockneten Beeren, welche wegen des Austrocknens runzlicht werden, und ganz anders aussehen, als die frischen. Es werden solche auch welsche Heidelbeeren genennet. Man kann sich dieser, wie auch der Blätter, innerlich und äußerlich bedienen. Gemeiniglich wählet man den einfachen Syrup, welcher aus dem Safte der Früchte gemacht wird. Einige Aerzte bedienen sich dessen beym Durchfalle, dem weißen Flusse, auch bey Blutflüssen. Der Trank von Myrtenblätter giebt ein gutes Gurgelwasser, dienet auch zu Befestigung der Zähne, man kann auch davon Bähungen machen, um die schlappen Gelenke, und Nerven zu stärken. Von den Blättern und Blumen soll in Frankreich ein Wasser abgezogen werden, welches Eau d'Ange heißt, und womit sich die Frauenzimmer zu waschen pflegen. Plinius berichtet, wie die Myrtenbeeren in den ältern Zeiten, als der Pfeffer noch unbekannt war, statt diesem gebrauchet und sonderlich das Ragout damit bereitet und dieses Myrteatum genennet worden. Bellonius erzählet, wie die Einwohner Illyriens das Leder mit Myrtenblättern zurichteten. Die Beeren sollen auch von den Färbern zu Verfertigung einer blauen Farbe gebrauchet werden.

Man hält diesen Myrtenbaum gemeiniglich unter der Orangerie in den Gärten, und wartet solchen auch wie diese. Die Vermehrung geschichet aus den schönsten und geradesten Ablegern oder Zweigen den Sommer über. Die Zweige stecket man insgemein in Töpfe, welche mit einer leichten fetten Erde erfüllet sind, oder auch auf eine schattige Rabatte. Die Bäume versetzet man fleißig im Frühlinge, erwählet aber hierzu

zu niemals allzugroße Töpfe, und lockert beym Versetzen die dicht unter einander, und in einen Pelz verwachsenen Wurzeln sorgfältig auf. Wenn sie den Sommer über allzusehr der Sonne ausgesetzet sind, werden sie selten reichlich blühen; welches aber um desto eher geschiehet, wenn sie einigen Schutz haben. Die Blüthzeit fällt bey uns gemeiniglich zu Ende des Sommers. Im Winterhause verlangen sie wenig Wärme, mehr Luft und öfters Begießen. Einige Sorten sind härter, andere zärtlicher. Einige lassen sich durch den Schnitt wie Pyramiden, Kugeln und in andere Gestalt ziehen.

2) Einzeln blühender Myrtenbaum mit nackenden Stielen, Myrtus Brasiliana L. wächset in Brasilien. Die Blätter stehen einander gegen über, sind gestielet, groß, eyförmig, stumpf, glatt, und ohne Geruch. Die Blumen treiben einzeln aus dem Blätterwinkel hervor, und ihr Stiel ist mit keinen Deckblättern besetzet. Die Anzahl der Blumenblätter spielet; man findet fünfe, auch nur viere, sie sind vertieft, rückwärts geschlagen und am Rande gefranzet.

3) Der vielblumichte Zeylanische Myrtenbaum, Myrtus Zeylanica L. ist ein gerade aufschießender Baum mit gelblichter, gemeiniglich der Länge nach aufgeritzter Rinde, und einander gegen über gestellten, einigermaßen gestielten, eyförmigen, zugespitzten, glänzenden, glatten, oberwärts dunkelgrünen, stark riechenden Blättern. Die Blüthstiele sind gemeiniglich dreyspaltig, und die Blumen stellen einen Strauß vor. Die Beeren sind weiß. Diese sollen mit den Mutternelken einerley Eigenschaften haben.

4) Der vielblumige Nelkenmyrtus, Myrt. caryophyllata. L. Dieser Baum wächset auch in Zeylan. Die Blätter stehen einander gegen über auf ganz kurzen Stielen, und sind eyförmig, stumpf, glatt, und haben einen sehr starken gewürzhaften Geruch. Die Blumenbüschel stehen an dem Ende der Zweige, und die Stiele sind gemeiniglich dreyspaltig in Zweige abgetheilet. Der Kelch ist völlig ganz. Man hält dafür, daß von dieser Art die sogenannte Nelkencassia, Cassia caryophyllata gesammlet werde, von welcher wir unter diesem Namen handeln.

5) Der Myrtenbaum mit wechselsweise gestellten Blättern, Myrtus Pimenta Linn. wächst

wächset in Indien. Der aufrechtswachsende Baum verbreitet sich in viele Aeste. Die Blätter sind gemeiniglich wechselsweise gestellet, länglicht, völlig ganz, glänzend, und von einem starken Geruche. Die Blumensträuße stehen an dem Ende der Zweige. Die Beeren sind runblich, schwarz und glänzend; weil sie aber unreif getrocknet werden, erscheinen solche mehr runzlicht. Herr von Linné beschreibet einen doppelten Kelch; einen, der unter, und einen, der über dem Fruchtkeime stehet; jener ist nur viersach eingekerbt, dieser aber in vier Einschnitte getheilet. Die Beere enthält nur zween Saamen. Diese wird sowohl unter dem Namen Jamaischer Pfeffer, als auch Amomum verkaufet, und ist höchst wahrscheinlich diejenige, welche wir unter Amomum angeführet haben, und bey uns den Namen Neu Gewürze führet.

Vom Brabantischen Myrten, dessen Blätter in der Apotheke aufbehalten werden, und mehr schädliche, als nützliche Kräfte besitzen, handeln wir unter Wachsbaum.

Myrtendorn.

S. Ruskus und Stechpalme.

Myrtenheide oder Strauch.

S. Wachsbaum.

Myrus.

Myrus, des Plinius, soll das Männlein von Moränen seyn; Richter. s. unsern vorherstehenden Artikel, Moräne.

Ende des fünften Bandes.